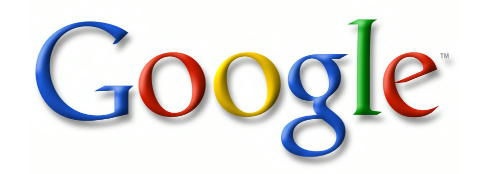
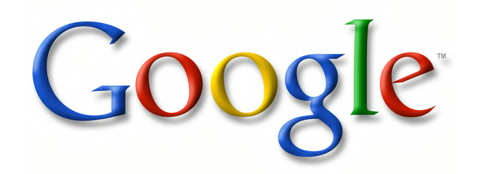





ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV. ANG. SIGILLUM
VE RI TAS



Dr. Max Schmidt

Indianerstudien in Zentralbrasilien



Unsere Mittagsrast im Sertão.

Indianerstudien in Zentralbrasilien

ERLEBNISSE UND ETHNOLOGISCHE ERGEBNISSE EINER REISE IN DEN JAHREN 1900 BIS 1901

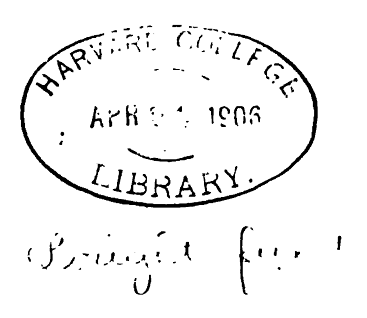
VON

DR. MAX SCHMIDT

MIT 281 TEXTBILDERN, 12 LICHTDRUCKTAFELN UND EINER KARTE



BERLIN 1905
DIETRICH REIMER (ERNST VOHSEN)



Druck von Otto Elsner, Berlin S. 42.

INHALT.

Verzeichnis der Textabbildungen.

Fig. Seite

Verzeichnis der Lichtdrucktafeln.

VORWORT.

Fast sind jetzt fünf Jahre vergangen seit der Zeit, wo ich endlich meinen alten Wunsch in Erfüllung gehen sah, eine Reise zu den Naturvölkern Südamerikas ausrüsten zu können. Die Ergebnisse der in kurzen Zwischenräumen aufeinander gefolgten vier deutschen Schingú-Expeditionen hatten mir das Schingú-Quellgebiet als die geeignetste Gegend für die erste Begegnung mit den Söhnen der freien Natur erscheinen lassen, und dank den eingehenden persönlichen Ratschlägen der mit dem Schingú-Quellgebiet so vertrauten Herren Prof. Dr. Karl v. d. Steinen, Wilhelm v. d. Steinen, Dr. Ehrenreich und Dr. Herrmann Meyer konnte ich es versuchen, mit verhältnismässig geringen Mitteln die lange Reise alleine auf mich zu nehmen. Standen mir doch auch die beiden Reisewerke Karl v. d. Steinens: »Durch Zentral-Brasilien« und »Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens« zur Seite, welche, wie meiner Reise überhaupt, so auch dem vorliegenden Werke überall als Grundlage gedient haben.

Wertvolle Vorteile sind mir im Auslande zuteil geworden durch die Vermittelung des Auswärtigen Amtes. Hilfreiche Unterstützung fand ich ferner bei verschiedenen auswärtigen deutschen Kaufleuten, unter denen ich hier die Namen des leider inzwischen verstorbenen Herrn Letzgus in Buenos Aires, des Herrn Maximo Bier in Corumbá, des Herrn Goerne und des Herrn Konsul Hesslein in Cuyabá nenne, an welche mich die Hamburger Exportfirma Oscar Goetz mit ihren weitverzweigten Beziehungen gütigst empfohlen hatte. Ich möchte nicht verfehlen, den genannten Herren auch an dieser Stelle meinen aufrichtigsten Dank für ihre freundlichen Bemühungen auszusprechen. Aber auch des aufopfernden Entgegenkommens der Brasilianer möchte ich hier gedenken. Ueberall, wo ich hinkam, wurde mir die weitgehendste Gastlichkeit gewährt, und es würde zu weit gehen, wollte ich hier alle Namen anführen, zumal wohl niemals diese Zeilen in jene verborgenen Erdenwinkel gelangen werden. Allen sage ich für ihre Wohltaten meinen herzlichsten Dank, vor allem

aber auch dem damaligen Präsidenten des Staates Matto Grosso, Antonio Pedro Alves de Barros, seinem Schwager, Namens Vanderley, sowie dem Doto Paiz de Barros, der zur Zeit die Präsidentschaft des Staates innehat.

Als ich von meiner Expedition ins Schingú-Quellgebiet nach Cuyabá zurückgekehrt war, stellte mir das Ethnologische Hilfskomitee eine Summe von 2000 M. zur Verfügung, so dass ich noch die weitere Reise ins Gebiet der Guató unternehmen konnte. Ich spreche hierfür dem Komitee und speziell dem damaligen Vorsitzenden, Herrn Geheimrat Dr. Baessler, meinen aufrichtigsten Dank aus.

Dass ich erst jetzt das vorliegende Buch der Oeffentlichkeit übergeben kann, hat seinen Grund vor allem darin, dass ich erst im Frühling des vorigen Jahres (1904) in den Besitz meiner, im Sommer 1901 am Kulisehu zurückgelassenen Sammlungen gelangte. Die Bakairí-Indianer vom Paranatinga hatten wirklich ihr Versprechen gehalten. Sie hatten die Sammlung vom Kulisehu abgeholt und auf ihren Ochsen den weiten Weg bis nach Cuyabá gebracht, freilich erst im Jahre 1902. Im Herbste 1903 war dann endlich die Sammlung von Cuyabá aus weitergegangen. Das Schiff, auf welchem sie befördert wurde, hatte oberhalb von Itaisi Schiffbruch gelitten, und abermals war die Sammlung an den Ufern des Flusses einem ungewissen Schicksale überlassen gewesen, bis einige Monate später ein anderer Dampfer die Weiterbeförderung bis Corumbá besorgt hatte. Inzwischen waren die zugehörigen Schiffspapiere verloren gegangen und mit ihnen die ganze Sammlung. Nur einem Glückszufall ist es zuzuschreiben, dass Herr Konsul Hesslein auf seiner Durchreise durch Corumbá meine ihm von Cuyabá her bekannten Koffer und Kisten bei einem Schiffsmann in Corumbá stehen sah und so die sichere Weiterbeförderung nach Hamburg veranlassen konnte. Den Bemühungen des Herrn Konsul Hesslein sowie des Herrn Goetz in Hamburg verdanke ich es vornehmlich, dass ich die im Schingú-Quellgebiet angelegte ethnographische Sammlung der vorliegenden Bearbeitung unterziehen konnte.

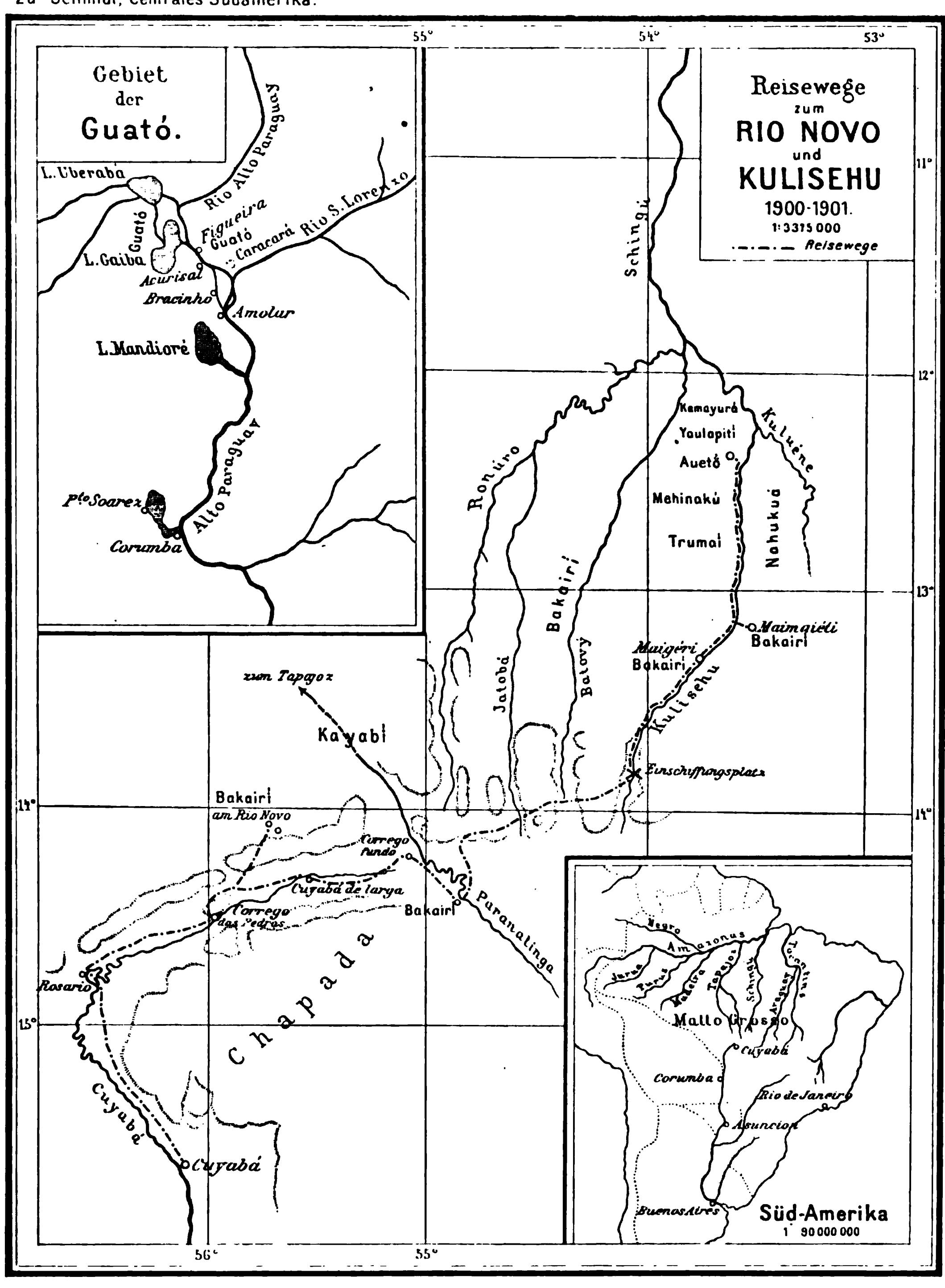
Für die Ausführung eines Teiles der im vorliegenden Buche enthaltenen Zeichnungen spreche ich auch an dieser Stelle Herrn Wilhelm v. d. Steinen meinen besondern Dank aus.

Steglitz, im Juli 1905.

Max Schmidt.

I. Erlebnisse auf meinen Reisen zum Rio Novo, zum Schingú-Quellgebiet und zu den Guató-Indianern.

Zu Schmidt, Centrales Südamerika.



KAPITEL I.

Reise bis Cuyabá und zu den Bakairí am Rio Novo.

In der Nacht vom 9. auf den 10. September 1900 hatte ich an Bord des Dampfers »Rio« der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft den Hamburger Hafen verlassen. Wir hatten an einigen spanischen Häfen angelegt, um eine Anzahl von Auswanderern an Bord zu nehmen, hatten einen kurzen Aufenthalt bei der Insel St. Vincent (Kap-Verdische Inseln) gehabt und waren endlich nach dreissigtägiger schöner Fahrt in die Reede von Buenos Aires eingelaufen.

Mein nächstes Ziel war jetzt die schon in Matto Grosso liegende Stadt Corumbá. Hier müssen die grösseren Schiffe des Lloyd Brasileiro, der bei nicht allzu tiefem Wasserstande eine ziemlich regelmässige Fahrt alle Monat bis Cuyabá aufrecht hält, durch kleinere, nur ganz flache Dampfer ersetzt werden.

Am 20. morgens fuhr unser immerhin noch stattlicher Dampfer »Diamantino« von Buenos Aires ab. Mir war natürlich dasjenige, was die Flussfahrt bis Cuyabá aufwärts dem vorbeifahrenden Reisenden an Sehenswürdigkeiten bietet, aus den beiden Reisewerken K. v. d. Steinens bekannt, aber doch trat eine überwältigende Fülle von neuen, persönlichen Eindrücken an mich, der ich im Reisen ja noch völlig Neuling war, heran.

Das Leben an Bord war ein sehr angenehmes. Obgleich sich mehrere Deutsche unter den Passagieren befanden, so hielt ich mich doch namentlich an die Brasilianer, um auf diese Weise möglichst bald das nötige Portugiesisch zu erlernen. Alle gaben sich die beste Mühe, mir hierin behilflich zu sein, vor allem ein junger Marineoffizier, der häufig bis in die Nacht hinein mit mir portugiesische Lektüre trieb oder mir allerhand Worte unter den drastischsten mimischen Darstellungen einzuprägen suchte. Je besser ich der Sprache mächtig wurde, um so wohler fühlte ich mich natürlich in der neuen Umgebung an Bord, die aus einem Gemisch der verschiedensten Elemente bestand. Den Mittelpunkt der

»Gesellschaft« innerhalb der Kajüte bildete die Familie des Kommandanten der Flottille von Matto Grosso, der von Rio de Janeiro kam, um sein ihm erst neu übertragenes Amt im Fort Ladario bei Corumbá anzutreten. Die Familie schien wenig davon erbaut zu sein, ihren Aufenthalt in der Hauptstadt mit dieser fernen Gegend zu vertauschen, und die Stimmung hatte sich hernach, als ich sie einmal von Corumbá aus in Ladario besuchte, infolge der primitiven Einrichtung der dortigen Dienstwohnung wenig gebessert. Unter den vielen Türken und Syriern an Bord spielte infolge seines unerschöpflichen Humors, vielleicht auch infolge seiner Amtswürde, ein römisch-katholischer Geistlicher aus Syrien eine gewisse Rolle. Wenn man mit diesen Türken und Syriern, welche in dem bunten Bevölkerungsgemisch Matto Grossos einen beachtenswerten Faktor ausmachen, längere Zeit zusammenlebt, so kann man nicht recht einsehen, weshalb sie in jenen Gegenden von ihren Mitmenschen so wenig geschätzt werden. Ich glaube, nichts anderes als der durch ihre geschäftlichen Erfolge in ihren Konkurrenten grossgezogene Neid bringt hier gegen den Türken diese Stimmung hervor, ähnlich wie er es bei uns vielfach gegen den Juden tut.



Fig. 1.
Tanzvergnügen an Bord der »Diamantino«.

Am 27. Oktober hatten wir in der interessanten Hauptstadt Asuncion einen Tag Aufenthalt, deren noch heute vereinsamter Marktplatz nur durch die Szenen, die sich infolge meiner photographischen Aufnahmen abspielten, belebt wurde. Die Paraguayer »Schönen«, welche vereinzelt mit ihrer langen, in den Mundwinkeln hängenden Paraguayzigarre vor ihren Gemüsekörben sassen, wollten sich absolut nicht vor den photographischen Apparat bringen lassen, und zwar weigerten sie sich unter der sonderbaren Begründung, dass ihr Bild sonst auf Zündholzschachteln wiedergegeben würde. Man sieht schon hieraus, eine wie dauernde Wirkung ein einmaliges Vorkommnis auf die harmlosen Leutchen dieser Gegend machen kann. Wenn einmal eine Paraguayerin ihr Abbild als Reklame auf einer Zündholzschachtel wiedergesehen hat, so muss in der Folge natürlich jeder, der photographiert, Mitarbeiter einer Zündholzfabrik sein, und durch keine Gründe ist diese alsbald feststehende Tatsache zu widerlegen. Ich sah eine starke, alte Gemüsefrau, rittlings auf einem Esel reitend, gravitätisch auf mich zukommen. Die musste ich notwendig durch

meine Camera verewigen. Aber kaum hatte ich auf sie gezielt, als sie sich vom Tiere herunterschwang und zornig ihren mühsam nachfolgenden Esel hinter sich herzerrte. Nur dadurch, dass in diesem Moment die ja stets vorurteilsfreiere Strassenjugend für mich Partei ergriff und den Esel, der von seiner Herrin unsanft am Kopfe nach vorn gezogen wurde, ebenso heftig am Schwanze zurückzog, gelang es mir unter grossem Applaus meiner Parteigenossen, ein freilich durch die Umstände etwas karikiertes Bild zu erhaschen.

Auf der Strecke von Concepcion an flussaufwärts bis Porto Murtinho wurden bei verschiedenen kleinen Ansiedlungen einige Indianertrupps am Ufer sichtbar, meist Lengua oder Tšamakoko. Teilweise kamen sie mit ihren Booten an die Bordseite des Schiffes, um sich Münzen zu-



Fig. 2. Asuncion.

werfen zu lassen. Die Eindrücke, welche diese Indianer, die sich überdies in ihrer Eigenschaft als Bettler und Händler nicht in ihrem besten Lichte zeigen, auf den vorüberfahrenden Reisenden machen, sind natürlich viel zu flüchtige, um sich irgendwie ethnologisch verwerten zu lassen, zumal nach den eingehenden Untersuchungen, welche Boggiani in den letzten Jahren diesen Stämmen gewidmet hat. Leider konnte ich meine Weiterreise nach Cuyabá hier nicht unterbrechen, da ich die für die lange Reise zum Rio Schingú nötigen Reisemittel nicht verkürzen durfte.

Porto Murtinho, der Mittelpunkt einer Mate-Kompagnie, deren Geschäftshaus gleich vom Dampfer aus zu sehen ist, war zurzeit unserer Ankunft gerade in grosser Aufregung. Es war des Tages zuvor hier ein Mord passiert. Ein Mann hatte vom Lande aus seinen auf dem abfahrenden Dampfer befindlichen Schwiegersohn erschossen. Unter einer starken Eskorte von schwarzer bewaffneter Polizei wurde der Täter bei uns an

1*

Bord gebracht, wo er sich fortan ziemlich unbehindert und unbekümmert um die Folgen frei unter den Passagieren bewegte.

Der Expräsident Dr. Antonio Corrêa da Costa, der seinen Landsitz in Porto Murtinho hat und durch den der kleine Ort zu raschem Aufblühen gediehen ist, nahm mich infolge der guten Einführung, welche mir meine Freunde an Bord der »Diamantino« verschafften, sehr freundlich in seiner Häuslichkeit auf und gab mir mehrere wichtige Empfehlungen für die Weiterreise mit. Der schon im vorigen erwähnte Marineoffizier an Bord der »Diamantino« wollte auch bei dieser Gelegenheit mit seinem Schüler in der portugiesischen Sprache Ehre einlegen und hatte mir deshalb noch kurz vor diesem offiziellen Besuch in theatralischer Vorstellung alle nötigen Worte und Gebärden eingeprägt, die ein solcher Besuch nach seiner Auffassung erforderte. Vor allem auch lernte ich hier zum ersten



Fig. 3. Marktszene in Asuncion.

Male die Matto Grossenser Sitte kennen, dass man vor dem Eintritt in einen fremden Wohnraum nicht an die Tür klopft, sondern in die Hände klatscht.

Früher hatte Dr. Antonio Corrêa, wie er mir sagte, eine grössere Anzahl von Tšamakoko-Indianern auf seiner Ansiedlung als Arbeiter gehabt, zurzeit aber hatten diese sich wegen der in allen diesen Gebieten während meiner Durchreise stark verbreiteten schwarzen Pocken weiter zurückgezogen. Nur einen etwa 11 Jahre alten Knaben dieses Namens traf ich an, der im Hause des Corrêa aufgezogen war.

Am Donnerstag, den 1. November, kamen wir in Corumbá an, wo ich vier Tage auf den Dampfer nach Cuyabá warten musste, der an Land gezogen war, um einen durch eine kleine Havarie erlittenen Schaden auszubessern. Die Gelegenheit hatte eine mächtige Riesenschlange benutzt, um sich in das Fahrzeug einzuschleichen. Am ersten Morgen nach der Abfahrt zeigte sie sich zum grossen Erstaunen der Passagiere in ihrer ganzen Länge oben auf Deck des Dampfers.

Durch das freundliche Entgegenkommen des Zollexpedienten in Corumbá, Herrn Maximo Bier, ging die Umladung meines vielen Gepäcks ohne irgend welche Schwierigkeiten vor sich. Es begann nun eine Flussfahrt, die an interessanten und neuen Eindrücken die vorhergehende nocn bei weitem übertraf. Ein grosser Teil der Passagiere war mir schon von der »Diamantino« her bekannt, unter dem andern Teile, namentlich unter der Dienerschaft, trat jetzt eine dunklere Hautfärbung mehr in den Vordergrund. Von Buenos Aires her hatte ich Empfehlungen mit an einen Herrn Vanderley, den ich jetzt hier mit seiner Familie an Bord traf. Da er als der Schwager des derzeitigen Präsidenten von Matto Grosso in Regierungskreisen grossen Einfluss hatte, so waren sein freundliches Entgegenkommen und seine Empfehlungen für mein weiteres Vorhaben von grösster Bedeutung.



Fig. 4. Uferlandschaft am Paraguay-Fluss.

Die Einrichtung unseres kleinen, von Passagieren vollgepfropften Dampfers war eine im höchsten Grade primitive. Nur für einen kleinen Teil der Frauen waren einige Kabinen da, alles andere musste sich irgendwo auf Deck einen Lagerplatz suchen. Da ich mir eine Matratze erobert hatte, so zog ich das Lager auf einer Bank dem in der Hängematte, an das ich mich noch nicht recht gewöhnen konnte, vor. Vor allem musste man bei der Wahl des Lagers darauf sehen, sich möglichst so zu legen, dass man nicht mit dem Ufergestrüpp, welches der vorbeifahrende Dampfer oft hart streifte, in unliebsamen Konflikt geriet. Namentlich wenn der Dampfer in die dichten Laubkronen der am Ufer stehenden Formigeiras, jener Bäume, deren hohle Zweige und Aeste von den empfindlich stechenden Feuerameisen wimmeln, einfuhr, entstand jedesmal allgemeines Entsetzen unter den Passagieren. Dasselbe war am grössten, als einmal während des Mittagessens ein grosser Ast dieses Baumes dicht über den Mittagstisch hinfuhr, mit seinen Zweigen einen

grossen Teil des Geschirrs zertrümmernd. Besonders schwierig war jedesmal des Morgens der Vorgang des Waschens, da für sämtliche Passagiere, die keine Kabinen hatten, nur zwei Waschbecken da waren, und man sich erst das Wasser selbst aus dem Flusse schöpfen musste. Aber durch alle diese Verhältnisse wurde das Zusammenleben an Bord ein um so ungezwungeneres und dadurch der Aufenthalt um so angenehmer, wozu noch die durchaus gute Beköstigung hinzukam.

Am 10. November 1900 kam unser Dampfer in dem Hafen der kleinen Hauptstadt Matto Grossos, in Cuyabá, an, und ich suchte mir so-



Fig. 5. Porto Murtinho.

gleich in dem einen der beiden dortigen Hotels, im Hotel Americano, eine Unterkunft.

Das äussere Aussehen der kleinen Stadt mit seiner in allen Farbentönen variierenden Bevölkerung ist eingehend seinerzeit von K. v. d. Steinen geschildert worden. Ich werde mich daher auf die Darstellung der Neuerungen beschränken, welche die im grossen und ganzen unverändert gebliebene Stadt als Kulturfortschritt seit jener Zeit aufzuweisen hat.

Da sind zunächst inzwischen zwei Hotels entstanden, was für den Fremden ja vor allem wichtig ist, in denen man alles, was man zum Leben braucht, haben kann.

Weiter gibt es jetzt eine Pferdebahn, oder besser gesagt, Maultierbahn, die sogenannte Bonda, die das Zentrum der Stadt mit dem in ziemlicher Entfernung liegenden Hafen, mit dem Porto, verbindet, und bei

welcher nur derjenige, welcher im Besitze eines Anzuges und einer Fussbekleidung ist, ein Anrecht auf einen Sitzplatz hat.

Eine weitere Errungenschaft der Neuzeit sind zwei öffentliche Gärten im Mittelpunkte der Stadt, in denen sogar zweimal in der Woche, am Mittwoch- und am Sonntagnachmittag Freikonzert von den Militärkapellen abgehalten wird. Da geht dann die Cuyabáner Welt und sogar die Damenwelt bei der Musik spazieren, und, was ganz etwas neues ist, es gibt dort echt Cuyabáner Bier zu trinken, das nur 1,50 M. die Flasche kostet, während alle importierten Biere mit 3 M. für die Flasche bezahlt



Fig. 6. Ansiedlung am Cuyabá-Fluss.

werden müssen. Und, da man nun doch einmal eine Brauerei oder, wie man dort sagt, »fabrica de cerveja«, »Bierfabrik«, hatte, in der ein Kühlraum nötig war, so konnte man aus dem überschüssigen Eis auch noch Fruchteis, »Sorvete«, herstellen, was bei der grossen Hitze eine nicht zu unterschätzende Annehmlichkeit war.

Aber abgesehen von diesen mehr äusserlichen kleinen Fortschritten, hat Cuyabá inzwischen einen wichtigen, auf rein wirtschaftlichem Gebiete liegenden Umschwung erfahren, durch den immer mehr der Stadt sein Gepräge aufdrückenden Gummihandel, der in letzter Zeit schnell emporgeblüht ist. Bei den Verhältnissen, wie sie heute in Cuyabá liegen, würden wir uns die drei Hauptunternehmungen auf diesem Gebiet, die des

Almeida, der Gebrüder Orlando und des Carlos Ador, überhaupt nicht fortdenken können, ohne dadurch das ganze Stadtbild zu verändern. Da mir das unruhige Hotelleben nicht die nötige Musse für die Vorbereitungsarbeiten zu meiner Expedition gewährte, so folgte ich gern dem freundlichen Anerbieten des Herrn Hesslein, der in Abwesenheit des Herrn Görne dessen vielseitige grosse Geschäftsunternehmungen in Cuyabá leitete, bei ihm im Hause des Herrn Görne zu wohnen und dort in aller Ruhe in den grossen, mir zur Verfügung stehenden Räumen meine Sachen zur Reise zu ordnen.

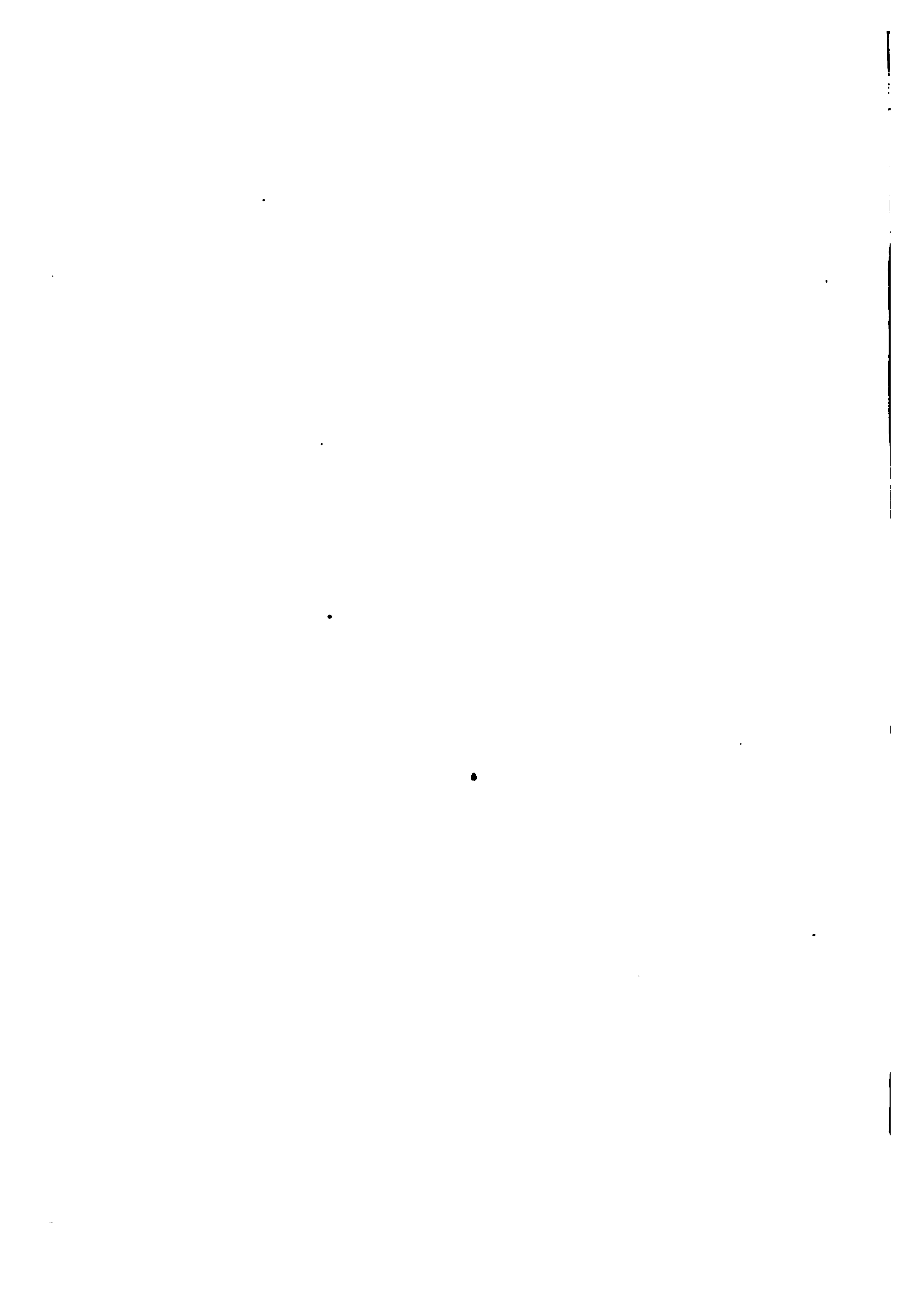
Am 15. November wurde vom Präsidenten der Republik, Antonio Pedro Alves de Barros, zum Andenken an die Begründung der Republik ein grosses Fest mit Ball im Palaste gegeben, und auf die Empfehlung des Herrn Vanderley, des Schwagers des Präsidenten, hin, war auch ich geladen. So hatte ich gleich am Anfang meines Cuyabáner Aufenthaltes sehr günstige Gelegenheit, verschiedene Persönlichkeiten kennen zu lernen, deren Bekanntschaft für mein geplantes Unternehmen von grosser Wichtigkeit war. Vor allem hatte auch der Präsident die grosse Güte, mich dem Herrn Doto Paiz de Barros bekannt zu machen, der schon damals eine sehr gewichtige Rolle in allen Regierungsangelegenheiten spielte und später der Nachfolger des Antonio de Barros in der Präsidentschaft von Matto Grosso geworden ist.

Wie örtlich Cuyabá der gegebene Ausgangspunkt für meine geplante Expedition zum Schingúquellgebiete war, so war die gegebene Zeit zum Aufbruch derselben die Mitte des Monats März, da dann die erschwerenden Regen nachlassen und man anderseits bei schneller Reise den Kulisehu noch zur Zeit des hohen Wassers erreichen kann, wo die vielen Stromschnellen weniger die Flussfahrt im Rindenkanu erschweren und gefährden. Um die verantwortliche Aufgabe der Leitung einer so lange dauernden Expedition auf mich nehmen zu können, hatte ich meine Abreise von Europa so eingerichtet, dass ich in Cuyabá noch vier Monate Zeit hatte, um vor der eigentlichen Expedition Land und Leute kennen zu lernen und mich mit der portugiesischen Sprache besser vertraut zu machen. Einen Teil dieser Zeit, vom 10. Dezember 1900 bis zum 1. Januar 1901, benutzte ich dazu, die Bakairí-Indianer am Rio Novo, nördlich von dem Städtchen Rosario, aufzusuchen, da ich hoffte, hierdurch am besten in die Verhältnisse eingeweiht zu werden und der Lösung der schwierigen Frage nach passenden Begleitern näher zu kommen.

Mein kleiner Reisetrupp bestand ausser mir aus einem Schwarzen, Namens Franza, der lange Jahre als Soldat gedient hatte und mir als ein besonders tüchtiger Peon, camarado oder auch pratico, wie man dort die bezahlten Reisegefährten nennt, empfohlen worden war, und einem Negerjungen, Anselmo, der sehr zuverlässig und anhänglich war, fast immer ein



Lengua-Indianer.



vergnügtes Gesicht machte und ausser diesen guten Eigenschaften eine grosse Portion Faulheit besass. Ausser unsern drei Reittieren hatten wir ein Maultier für die Lasten, eine »mula com carga«, bei unserer Truppe.

Bis zu dem kleinen Oertchen Guia, in welchem wir am Abend des ersten Reisetages ankamen, hatte mich ein Landsmann aus Cuyabá, Herr Bodstein, begleitet, von da an weiter überliess ich die Wegführung meinem »pratico« Franza, dessen Eigenschaften als guter Wegekundiger man mir so gelobt hatte.

In den ersten Tagen ging alles glatt vorwärts, wenn auch die Regenzeit alle kleinen Flüsse zu ziemlicher Höhe hatte anschwellen lassen. Aber schon in dem kleinen Orte Rosario, wo wir am 13. eintrafen, verzögerten stärker einsetzende Regengüsse unsere Abreise, und als wir am 17. morgens, um endlich weiter vorwärts zu kommen, trotz des strömenden Regens abritten, zeigten sich uns recht empfindlich die Schwierigkeiten, welche eine an sich zur trockenen Jahreszeit so einfache Reise, wie die zum Rio Novo, in diesen Gegenden während der Regenzeit bietet. Der schmale Weg wurde immer schlüpfriger für die Reittiere und stand meistens ganz unter Wasser. Da, wo das Gelände abschüssig war, war er in einen kleinen Bach verwandelt. Unaufhörlich stolperte die Mula mit den Lasten, zumal bei den schwierigen Uebergängen der häufig tief eingeschnittenen Flussläufe, wo die Tiere beim Hinunter- oder Hinaufsteigen an den steilen Uferwänden gewöhnlich tief in den Schlamm einsanken. Einmal rutschte bei einer solchen Gelegenheit unser Lasttier den ganzen Abhang hinunter und blieb unten am Wasser mit den Beinen in der Luft hilflos liegen. Natürlich trug dieser Zwischenfall nicht gerade dazu bei, das Tier fortan gefügiger beim Passieren der ihm an sich sehr verhassten Flussübergänge zu machen, so dass ich bei den Plackereien, die ein solcher Flussübergang jedesmal erforderte, gar nicht zum Genuss der Schönheiten kommen konnte, die der üppige Uferwald mit seinen hohen Palmenhainen dem Auge im Gegensatz zu dem so gleichförmigen Graslande bot.

Schon bei allen diesen kleinen Schwierigkeiten hatte ich nur zu bald gemerkt, dass mein Pratico Franza in jeder Hinsicht untüchtig und unbrauchbar war. Dies sollte ich bald um so mehr einsehen, als wir uns am 19. Dezember offenbar auf einem falschen Wege befanden und Franza keine Ahnung mehr hatte, in welcher Gegend wir eigentlich waren. Der Weg führte schwer ersteigbare Hügel aufwärts und abwärts, und bei dem andauernden Regen war nirgends ein Lebewesen auf dem Wege zu treffen. Ein wolkenbruchartiger Regen machte am Abend unserm Weiterkommen ein Ende. Alles in der ganzen Gegend stand bald unter Wasser. Wie sollten wir hier die Nacht zubringen? Franza stand ratlos am Wege in seinen grossen Poncho gehüllt, das Lasttier hatte sich inzwischen mit

seiner Last im Wasser niedergelegt, und Anselmo fing in der ihm höchst unsympathischen Situation laut an zu heulen. Es kostete mich, der ich doch noch keinerlei Erfahrung in derartigen Reisen hatte, einige Mühe, das Ganze wieder in das richtige Geleise zu bekommen. Zunächst musste natürlich das Lasttier entladen werden. Dann wurde zwischen zwei Bäumen ein Tau befestigt und über diesem mein grosses Zelttuch dachartig ausgespannt. Unter diesem so hergestellten Schutzdach, wo kaum einer hinreichend Platz hatte, mussten wir alle drei in unsern Hängematten Schutz suchen, die, wie alles übrige, vollständig durchweicht waren. Das unangenehmste bei solchen Regennächten war immer für mich, dass ich mir aus hygienischen Rücksichten, um des Nachts gegen den feuchten Nebel von unten her geschützt zu sein, eine wasserdichte Hängematte vom Bord des Seedampfers mitgenommen hatte. Die Folge dieser Abweichung von der Matto Grossenser Landessitte, durchlässige Hängematten zu benutzen, war die, dass der von den Baumstämmen herabkommende Regen an den Tauen der Hängematte ablief und sich so natürlich die wasserdichte Hängematte schnell mit Wasser anfüllte.

Gegen Mittag des 21. Dezember merkten wir, dass wir in die Nähe einer Ansiedlung kamen, und befanden uns kurze Zeit später ganz gegen Erwarten in der Citio des Pómpeo in Corrego das Pedras. Von Pompeo, den ich schon seinerzeit in Cuyabá bei Gelegenheit des Balles beim Präsidenten kennen gelernt hatte, wurde ich gastlich aufgenommen. Da gerade am nächsten Tage zwei Leute von dort nach dem Rio Novo abritten, so schloss ich mich mit meiner Tropa diesen an und war so ohne Schwierigkeit am 23. Dezember am Rio Novo.

Eine kleine Strecke vor dem Flussübergange kamen wir an der einen der beiden Niederlassungen der Bakairí-Indianer vorbei, und ich konnte hier die nötigen Erkundigungen über die örtlichen Verhältnisse bei den Indianern einziehen. Eliseu, der den Titel eines Subdirektors über die Bakairí innehatte, und an den ich ein Empfehlungsschreiben vom Präsidenten mithatte, wohnte eben jenseits des Flusses Rio Novo, und der Hauptteil der Bakairí-Bevölkerung, mit ihnen auch der ergraute Häuptling Reginaldo, drei Flussbiegungen weiter. Da der Rio Novo infolge der letzten Regengüsse stark angeschwollen war, wurde mir geraten, den infolgedessen etwas schwierigen Uebergang auf den nächsten Tag zu verschieben.

Nach den vielen Nächten, die wir in letzter Zeit im Regen unter freiem Himmel hatten zubringen müssen, nahm ich gern das Anerbieten eines bei dem Flussübergang wohnenden Ansiedlers an, unter einem gedeckten Raume mit meinen Leuten zu übernachten. Das schlimme aber war, dass noch eine Anzahl anderer Durchreisender, die ebenfalls auf das Fallen des Flusses warteten, in demselben Raume untergebracht war.

Sie hatten die Wartezeit eifrig mit Schnapstrinken ausgefüllt, so dass alle schwer betrunken durcheinander lallten. Wenn wir auch gut miteinander auskamen, so machten die Leute doch gleich anfangs einen wenig vertrauenerweckenden Eindruck, so dass ich vorzog, mich des Abends in voller Kleidung mit Revolver und Seitenmesser im Gürtel zur Ruhe zu begeben. Es sollte sich auch bald zeigen, dass ich mich hierin nicht getäuscht hatte. Denn kaum war ich eingeschlafen, als ich dadurch geweckt wurde, dass eines der Subjekte sich an meinen Taschen zu tun machte. Nach einem etwas unsanften Handgriff zog er sich schweigend wieder in seine neben der meinigen aufgespannte Hängematte zurück, aber so müde ich auch war, ich zog es doch vor, die Nacht über wach zu bleiben.

Am nächsten Morgen, es war der 24. Dezember, bewerkstelligten wir ohne weiteren Zwischenfall mit Hilfe der Anwohner den Flussübergang, und ich wurde aufs gastlichste von Eliseu aufgenommen. Eliseu, der seit 18 Jahren auf dieser abgelegenen Ansiedlung wohnt, freute sich sehr, einmal wieder etwas von der Welt zu hören, und in gemütlicher Plauderei ging so der Tag zu Ende. Gegen Abend reichte er mir eine grosse Ziehharmonika, die in jenen Gegenden mit das beliebteste Instrument ist, und bat mich, zu spielen. Unter andern Melodien kam mir auch bald das Lied »O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter« in die Finger, und meine Gedanken schweiften für einen Augenblick weit ab von hier in die ferne Heimat. Kaum wussten die Leute hier, dass heute ein Festtag war, und von einem Tannenbaum hatten sie überhaupt keinen Begriff. Für mich war es das erste Mal in meinem Leben, dass ich diesen Abend nicht unter einem Tannenbaum verbrachte.

Am nächsten Tage machte ich meinen ersten Besuch bei den Bakairí - Indianern. Ein junger Indianer von kräftigem, sympathischen Aeussern, der gerade bei Eliseu vorgeritten kam, um einige Kleinigkeiten bei diesem zu erhandeln, ritt mit mir, um mir den Weg zu zeigen. In scharfem Trabe, so dass der kleine Anselmo auf seinem grossen Schimmel kaum mitkommen konnte, kamen wir in der aus fünf kleinen strohgedeckten Lehmhäusern bestehenden Indianer-Niederlassung an und stiegen vor dem Hause des Häuptlings Reginaldo ab. Regi, wie dieser von seinen Landsleuten genannt wird, war gerade zum Fischen ausgegangen, und so wurden wir von seiner Frau, einer ältlichen, freundlich aussehenden Indianerin, empfangen. In dem Wohnraum fand sich bald auch eine grössere Anzahl von kleinen Jungen und Mädchen ein, die zunächst misstrauisch an das Haus heranschlichen und neugierig um die Ecke lugten, bald aber zutraulicher wurden und vergnüglich miteinander herumrangelten. Mir wurde eine Hängematte, die in echter Bakairí-Arbeit aus dem Baste der Burití-Palme geflochten war, zum Sitzen angeboten,

und so konnte ich die Zeit, bis der alte Regi zurückkam, dazu benutzen, mich gehörig in dem Raume umzusehen. Da war vieles, was noch alte echte Bakairí-Arbeit war, so vor allem ein grosser typisch geflochtener Tragkorb, wie er uns vom Schingúquellgebiet her bekannt ist, den Frau Regi, wie sie mir erzählte, selbst angefertigt hatte. Auch verschiedene andere Körbe, die zum Teil aus dem grossen gefächerten Blatte der Burití-Palme, zum Teil aus Rohrstreifen geflochten waren, entsprachen in Herstellungsart und in ihren Mustern ganz den vom Schingú her bekannten; ebenso die vielen Kürbisschalen, von denen die eine sogar direkt von den Stammesbrüdern vom Schingú herstammen sollte. Es bestehen also schon Handelsbeziehungen vom Schingú bis zum Rio Novo! Reginaldo hatte die Kürbisschale von seinen Stammesbrüdern am Paranatinga bekommen, mit denen die Bakairí am Rio Novo in engem Verkehre stehen. Und, dass die Bakairí am Paranatinga zurzeit ihrerseits wieder in einem engen Verkehr mit ihren Stammesbrüdern am Schingú, den sogenannten Schingúanos, stehen, ja einen Teil der letzteren sogar zu sich an den Paranatinga gezogen haben, werden wir noch im folgenden sehen.

Inzwischen war schweigsam der alte Reginaldo eingetreten, eine würdige Erscheinung, die allerdings ihrem Aeusseren nach viel weniger den Eindruck eines echten Indianers machte, als die übrigen Leute der Ansiedlung. Da der alte Häuptling des Lesens kundig war — sollte er doch sogar einiges Französisch sprechen können —, so übergab ich ihm den Brief, den ich vom Präsidenten an ihn mitführte. Bei den geschriebenen Buchstaben haperte es denn doch etwas mit der Kunst des Lesens, so dass wir mit vereinten Kräften den Sinn des Schreibens herausbringen mussten.

Leider musste ich schon nach kurzer Zeit wieder den Rückweg antreten, um noch vor Dunkelwerden bei Eliseu zurück zu sein, aber ich sagte noch vorher meinen abermaligen Besuch für den kommenden Tag an.

Wieder hatte ich am nächsten Tage Gelegenheit, mit einem der Indianer, der sich Pirich nannte, zusammen zur Ansiedlung zu reiten. Als wir angekommen waren, lud er mich zu sich in sein Haus ein, das im Innern ganz ähnlich eingerichtet war wie das des Regi. Halb modernes Amerika, halb altes echtes Bakairí. Neben den andern Gebrauchsgegenständen fand ich hier auch echt indianische Bogen und Pfeile, genau denen am Schingú-Quellgebiete entsprechend, und wie Pirich mir versicherte, werden diese Bogen und Pfeile von allen Bakairí am Rio Novo neben den Feuerwaffen noch vielfach als Jagdgerät benutzt. Auch zeigte mir Pirich voll Vaterstolz einige kleine hübsche Pfeile mit einem kleinen Bogen, die sich sein kleiner, etwa 6—7 Jahre alter Sohn nach

echt indianischer Weise angefertigt hatte, und als der Junge merkte, dass ich Interesse dafür hatte, wurden sogleich Schiessversuche vorgemacht.

Inzwischen hatte sich eine grosse Anzahl der Indianer im Hause des Pirich angefunden, und ich verteilte eine Anzahl kleiner Geschenke, die ich ihnen mitgebracht hatte, wofür ich mit einigen Kürbisschalen und andern Gegenständen beschenkt wurde.

Vor allem machte es der ganzen Gesellschaft viel Spass, als ich ihnen die Bilder in dem v. d. Steinenschen Reisewerke demonstrierte. Es riefen die Bilder von den Suyá-Indianern mit den Lippenpflöcken ein grosses Gelächter hervor, und mit einem gewissen Stolz betrachtete Reginaldo sein eigenes Abbild und das seiner Frau in dem ersten Reisewerke. Gross und klein sass vergnügt um mich herum und liess sich alles bis ins einzelne erklären.

Die Gesamtzahl der am Rio Novo in den beiden kleinen, etwa eine Stunde voneinander entfernt liegenden Ansiedlungen ansässigen Bakairí beläuft sich ungefähr auf 60. Wenn auch, wie wir gesehen haben, noch ein grosser Teil der Gebrauchsgegenstände indianische Arbeit aufweist, so tut doch schon die Tatsache, dass Reginaldo und seine Leute eine stattliche Anzahl Rindvieh und mehrere Reitpferde besitzen, zur Genüge kund, dass diese Indianer vollständig zu brasilianischen Ansiedlern geworden sind. Unter sich sprechen sie noch ausschliesslich die Bakairí-Sprache, aber die Männer sind ausnahmslos des Portugiesischen mächtig.

Am 27. Dezember trat ich wieder die Rückreise nach Cuyabá an, und als wir am 31. Nachmittags in dem kleinen Rosario ankamen, waren meine Reittiere und besonders auch das Lasttier infolge der Strapazen, welche die Regenzeit mit sich gebracht hatte, so abgetrieben, dass sie einer längeren Ruhepause bedurften. Ausserdem war der Cuyabá-Fluss, den ich dicht hinter Rosario zu passieren hatte, so stark angeschwollen, dass ich auch schon, um auf niedrigeren Wasserstand zu warten, in Rosario einen unfreiwilligen Aufenthalt machen musste.

Da während der sechs Tage in Rosario fast an jedem Tage ein anderes katholisches Fest gefeiert wurde, so hatte ich eine gute Gelegenheit, die Sanges- und Tanzweise der brasilianischen Bevölkerung eingehend zu beobachten.

Gleich am 31. Dezember 1900 wurde das Fest der Empfängnis der heiligen Jungfrau, Festa da Macula de concepção, feierlich begangen. Zu Ehren dieses Tages hatte eine Familie in Rosario ihre ärmliche Hütte und den Raum davor in einen Festplatz verwandelt, auf welchem sich bald eine grosse Anzahl von Menschen in allen Abstufungen der Hautfarbe ansammelte. Im Innern des Hauses war eine Art Altar errichtet. Ein Glaskasten mit verschiedenen Heiligenbildern war mit bunten Papier- und Zeugflittern ausgeschmückt, davor brannten zwei grosse Kerzen.

Eine Musikkapelle, die am besten durch die Tatsache charakterisiert wird, dass der Kapellmeister zugleich der Becken- und Paukenschläger war, machte den Anfang. Dann folgten lange Gebete mit Gesang und Musik. Zwei alte Neger knieten als Leiter dieser Gebete und Gesänge vor dem Altar und hinter ihnen eine Anzahl von Frauen. Bald trat eine Pause ein, in welcher Zuckerbranntwein gereicht wurde, und nun scharte sich eine Anzahl von Tänzern im Halbkreis um den Altar, um den in Matto Grosso so verbreiteten Cururútanz zu beginnen. Ein Teil der Tänzer begleitete die von den Beteiligten selbst improvisierten Verse des Cururúgesanges auf der Viola, einem fünfsaitigen Musikinstrument, ein anderer Teil schrabte dazu den Rhythmus mit einem Stocke auf einem gerifften Stück Bambusrohr, der sogenannten Caracacha. Die Tänzer gruppierten sich bald in zwei Reihen und hernach in einem geschlossenen Kreise. Der Tanz, welcher immer hitziger wurde, dauerte bis zum frühen Morgen und wurde nur von Zeit zu Zeit durch kurze Pausen unterbrochen, in denen die Saiteninstrumente gestimmt wurden und Zuckerbranntwein die Sänger zu neuen Schöpfungen anregte.

Während der Cururútanz sich im Innern des Hauses abspielte, wurde im Freien ein anderer, in Matto Grosso sehr üblicher Tanz, der Cirirí, ebenfalls unter Begleitung von gesungenen Versen und Musik getanzt. Da keine Instrumente mehr zur Verfügung standen, mussten die Trommeln durch einige mit Leder überzogene Stühle und die oben erwähnte Caracacha durch Teller, die mit Gabeln im Rhythmus geschlagen wurden, ersetzt werden.

Die Spieler und Singenden bildeten einen Kreis, in welchem immer zur Zeit ein Paar, gewöhnlich eine männliche und eine weibliche Person, als Tänzer auftraten. Der Tanz zeigte grosse Variationen, und die Bewegungen wurden immer heftiger, zumal zum Schluss, als die Tänzer nicht mehr paarweise, sondern einzeln in den Kreis eintraten. Ein kleiner Negerjunge zeichnete sich durch besondere Ausdauer aus, aber auch die schwarze Weiblichkeit liess es nicht an Gelenkigkeit fehlen.

Die Zeit verging schnell in dem Festtrubel, so dass ich inzwischen ins neue Jahr eingetreten war, ohne mir dessen bewusst zu werden.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit einige Proben von Cururú- und Ciririversen geben, wie sie bei derartigen Festlichkeiten gesungen werden. Die nachstehenden Verse habe ich zwar nicht in dem Oertchen Rosario, sondern in dem kleinen, am Paraguayfluss gelegenen Amolar aufgezeichnet, aber ihrem Wesen nach werden sich wohl alle diese, bei der mehr dunkelfarbigen Bevölkerung Matto Grossos üblichen Sangesweisen ziemlich gleich bleiben. Der oft sehr gehaltlose Inhalt der Verse ist ausnahmslos dem engeren Lebenskreise der betreffenden Sänger entnommen, und ihm ist keineswegs etwa irgend ein tieferer Sinn zuzuschreiben.

Proben von Cururú-Versen.[1]

1. Lá la lá la lí la lão
Lá la lá la lí la lão

Ja fúi, ja vím éu sõ'
Schon ging ich, schon kam ich, ich allein,

Não séi cómo não morrí
Nicht verstehe ich, dass ich nicht gestorben bin,

Lá no camínho de saudáde de vossé
Dort auf dem Wege, aus Sehnsucht zu dir,

Quándo lembráva de vós.
Als ich deiner gedachte.

2. Lá la lá la lí la lão
Lá la lá la lí la lão

Meu amór ja fói embóra,
Meine Liebe ging schon vorüber,

Éu não dígo que éu não sínto
Ich sage nicht, dass ich es nicht empfinde,

Mas chóra por élle não.
Aber ich weine ihrethalben nicht.

3. Ài menína
O Mädchen,

Quándo mim vér em passéio
Wenn du mich unterwegs siehst,

Me dá um pérto de mão.
Gib mir einen Händedruck.

4. Eáh, eu mésmo!
Ah, ich habe die Ehre!

Ascénde cigárro me dá.
Zünde eine Zigarrette an und gib sie mir.

---

[1] Da ich den Akzent benutzt habe, um den Rhythmus zu markieren, sind die Akzente, die zur portugiesischen Sprache gehören, der Unterscheidung wegen eingeklammert.

Proben von Cirirí-Versen.

1. Mím mandárão mim ésperár
Man hiess mich warten
Lá no pé da láranjéira.
Dort am Fuss des Orangenbaumes.
Esperéi desésperéi
Ich wartete, ich verzweifelte,
Méu amór é Crávachéira.
Meine Liebe ist Cravacheira.

2. Não ténho invéja de náda
Nichts erregt Neid in mir,
Ném dos braçáos da raínha
Selbst nicht die Umarmungen einer Königin,
Porque ténho a grávidáde
Weil mir nur daran liegt,
De chamár minha múlatínha.
Meine kleine Mulattin herbeizurufen.

3. Fúi andándo pór um camínho
Ich ging auf einem Wege,
Rámo vérde mím puxóu.
Ein grüner Zweig hielt mich auf.
Náo mim púxa rámo vérde
Halte mich nicht auf, grüner Zweig,
Nósso témpo já accabóu.
Unsere Zeit ist abgelaufen!

4. Láranjéira páu de spína
Orangenbaum, du Baum voll Dornen,
Árvoré de muíto sciéncia
Du Baum voller Einsicht.
Quém amá amór alhéo
Wer seine Liebe in der Ferne hat,
É precíso tér paciéncia.
Muss Geduld haben.

5. Mé mandárão ésperár
Man hiess mich warten
Ná tranqueíra dó capím
Im Versteck des hohen Grases.



Badende Knaben bei Corumbá.

Esperéi desésperéi
Ich wartete, ich verzeifelte,
Quém quer bém não faça assím.
Wer gut will, der handelt nicht so.

6. L'ã' encíma d'aquélle mórro
Dort oben auf jenem Hügel
Tém um p'ẽ' de cárapícho
Steht ein Malvenstrauch.
Jã' botéi a sélla
Schon legte ich den Sattel aufs Pferd,
Fálta sõ' botár rabícho.
Es fehlt nur noch, den Schwanzriemen zu befestigen.

7. Lã' encíma d'aquélle mórro
Dort oben auf jenem Hügel
Tém um p'ẽ' de mélancía.
Steht eine Melonenpflanze.
Cónversándo com úma vélha
In der Unterhaltung mit einer Alten
Cóm sentída na fílha.
Dachte ich an die Tochter.

8. Fúi andándo péla rúa
Ich ging durch die Strassen
Éu fúi tomar café
Und wollte Kaffee trinken.
Éncontréi com úma bapúda
Da traf ich eine Frau mit einem Kropf,
Tínha o bápo mácumbé
Sie hatte einen gewaltigen Kropf.

9. Lã' encíma d'aquélle mórro
Dort oben auf jenem Hügel
Tém um pẽ' de álfaváca
Steht eine Alfavacapflanze.
Um hómem que não tem réde
Ein Mann, der keine Hängematte hat,
Dórme no cóuro de vácca.
Schläft auf der Ochsenhaut.

Gleich das neue Jahr begann wieder mit einem »die santo«, einem Festtage, und zwar war es heute der Tag des Espiritu Santo, des Heiligen Geistes. Schon frühzeitig war aus verschiedenen Richtungen her Musik zu hören. Gegen Mittag zog eine Anzahl phantastisch gekleideter Neger tanzend, trommelnd und singend durch den Ort, um den sogenannten Kongotanz aufzuführen. In einer der Strassen machte die Gruppe Halt, um eine theatralische Aufführung abzuhalten. Man gruppierte sich in zwei Parteien, deren eine einen König unter sich aufzuweisen hatte. Für jede Partei trat ein Herold auf, zwischen deren eifrige Zwiegespräche der König einige Male mit bombastischer Stimme hineindonnerte. Schliess-



Fig. 7. Neger in Rosario beim »Kongotanz«.

lich huldigte die Gegenpartei dem Könige, und alles zog wieder im Zuge weiter.

Zur Feier des heutigen grossen Festtages hatten die Vertreter der Cuyabáner Firma von Orlando einem Teile der Bevölkerung ein Fest veranstaltet, das seinen Gipfelpunkt in der Errichtung eines hohen Pfahles auf dem freien Platze vor der Kirche hatte. An dem schön blau und rot bemalten Pfahle sollte ein kleines, mit dem Bildnis einer Taube versehenes Fähnchen befestigt werden. Dieses letztere aber musste erst geheiligt werden, und zu diesem Zwecke wurde es von den Honoratioren von Rosario in langem Zuge mit der Musik voran in die Kirche gebracht, wo dann mit Wasser und Weihrauch und einigen Gebeten die heilige Handlung vollzogen wurde.

An einem der folgenden Abende hatte ich Gelegenheit, ein Fest in einem kleinen Hause mitzumachen, das insofern von Interesse war, als hier Tiertänze ganz in der Art auftraten, wie sie uns Avé-Lallemant[1] vom Rio Negro her schildert. Zunächst wurden von zwei, aus je sechs Tänzern bestehenden Gruppen, von denen die eine rot, die andere himmelblau gekleidet war, und von denen jede einen Vortänzer hatte, die verschiedensten Arten Tänze vorgeführt, darunter auch eine Art Schwertertanz. Ein schwarz bemalter und rot gekleideter Narr war auch beteiligt, dessen Hauptgeschäft es war, die aus dem Publikum zugeworfenen Münzen aufzusammeln, sowie Taschentücher ans Publikum zu verteilen, um dieselben hernach wieder mit eingeknoteten Geldstücken einzusammeln.

Ganz plötzlich erschien auf der Bildfläche ein Jaguar, gut verkleidet, mit Schwanz und Ohren. Ein furchtbares Angstgebrüll entstand in demselben Momente unter den im Raume anwesenden kleineren Negerkindern, so dass die Mütter eiligst mit ihnen hinausgehen mussten. Der Jaguar gebärdete sich furchtbar grimmig, aber immer rhythmisch. Der Narr hatte mit zwei aufgeblasenen Schweinsblasen den Kampf mit ihm zu bestehen.

Nach dem Verschwinden des Jaguars erschien ein grosses schwarzes Gestell mit zwei Hörnern und einer spitzen Schnauze. Es sollte einen Ochsen vorstellen. Wieder ging natürlich unter den Kindern der Zuschauer dasselbe Geheul los. Der Ochse fing bald possierlich an zu tanzen, wurde aber bald darauf krank, so dass ein Arzt geholt werden musste, der ihn wieder kurierte.

Auch die Einzelheiten entsprachen ganz dem von Avé-Lallemant an angegebener Stelle geschilderten Vorgang. Das hernach noch in ähnlicher Weise auftretende Pferd habe ich nicht mehr mit ansehen können.

Auch am nächsten Abend, dem letzten meines Aufenthaltes in Rosario, wurde wieder ein Fest zu Ehren irgend eines Heiligen vor der Kirche veranstaltet. Die bei solchen Veranstaltungen unvermeidlichen Raketen stiegen zahlreich in die Luft, auch sonstiges Feuerwerk, einige kleine Papierballons wurden aufsteigen gelassen, und zu der gleichen Zeit fand eine Maskerade auf dem Platze statt, die sich mit ihren aus Europa importierten Masken in nichts von einer europäischen unterschied. Eine lange Maske war sehr typisch als Chinese maskiert, wird aber sicherlich selbst nicht gewusst haben, was sie vorstellte.

Am 8. Januar 1901 kam ich mit meiner kleinen Tropa wieder in Cuyabá an und wurde aufs freundlichste von Herrn Hesslein aufgenommen. Leider konnte ich in der letzten Zeit vor meiner Expedition

---

[1] Avé-Lallemant: Reise durch Nordbrasilien im Jahre 1859. Leipzig 1860. Zweiter Teil. S. 131 ff.

2*

seinem freundlichen Anerbieten, bei ihm wohnen zu bleiben nicht mehr nachkommen, da ich meine Reittiere und in der allerletzten Zeit die Lastochsen ausserhalb der Stadt weiden lassen musste und darum zur Beaufsichtigung besser vor der Stadt wohnte.

Die Mutter meines kleinen Begleiters Anselmo bot mir den einen ihrer beiden Wohnräume zur Miete an. Das kleine Lehmhaus war eines der äussersten Häuser von Cuyabá, in der Nähe des Hafens. Ich hatte einen Pferdestall zur Verfügung und konnte vor allem auch meine Tiere auf dem zum Hause gehörenden Gebiete weiden lassen. Ich nahm deshalb das Anerbieten gern an, so primitiv auch der Wohnraum an sich war. Das einzige Mobiliar war ein kleiner Tisch mit einem Stuhl davor und überdies war der grösste Teil dieses Tisches von einem jener Glaskästen mit Heiligenbildern eingenommen, die man fast überall in den Häusern von Matto Grosso antrifft. Aber es waren ein Paar Haken für die Hängematte in der Wand, so dass für das Nachtlager gesorgt war, und indem ich meine alten Kisten mit meinen Zelttüchern und Reisedecken umwickelte, konnte ich mir leicht Sessel und Sofa improvisieren. Eine auf mein photographisches Stativ aufgeschraubte Holzplatte musste den Sofatisch ersetzen. An den kahlen weissen Wänden wurde eine Anzahl der grossen bunten Bilderbogen angenagelt, die ich für die Indianer mitgenommen hatte.

Des Morgens gab es Mate zu trinken und ein Stück Brot dabei. Zum Mittagessen kochte Donna Francisca, meine dunkelfarbige Hauswirtin, mir Trockenfleisch mit Reis und Bohnen, und genau dasselbe Gericht gab es dann als Abendessen noch einmal. Aber zur Abwechslung waren Bananen leicht zu haben, und häufig brachte die kleine 12jährige Maria, die an Dunkelheit der Hautfarbe mit ihrem Bruder Anselmo wetteiferte, ein Glas mit dem Matto Grossenser Nationalgetränk, dem Guaraná, das sie sorgfältig für mich hergestellt hatte.

Wenn schon in Cuyabá überhaupt ein grosser Prozentsatz der ärmeren Bevölkerung aus mehr oder weniger mit fremdem Blut vermischten Negern besteht, so war vollends die Stadtgegend, in der ich jetzt auf etwa zwei Monate mein neues Heim aufgeschlagen hatte, fast ausschliesslich von solchen Negern bewohnt. Donna Francisca selbst war die Tochter einer dem Anschein nach reinen Negerin mit echter Negerwolle auf dem Kopfe. Ihre fünf Kinder wiesen alle Schattierungen in der Hautfarbe auf. Da João, ein Zimmermann, welcher seit einigen Jahren die Stelle eines Hausherrn im Hause einnahm, von ziemlich heller Hautfarbe war, so waren auch die beiden vorletzten Kinder der Donna Francisca, zwei nette kleine Jungens von fünf und sieben Jahren, verhältnismässig hell ausgefallen. Die kleine, zehn Monate alte Luisa war dem Hausherrn aber zu auffällig schwarz, um sie als seine Tochter anerkennen zu können.

Ich lebte mich verhältnismässig schnell in diese fremdartigen Verhältnisse ein und gewann während der Zeit meines Aufenthaltes somit einen interessanten Einblick in das Leben und Treiben dieser harmlosen Art von Menschen, auf deren Umgang ich, abgesehen von demjenigen mit den Indianern, während des grössten Teiles der Folgezeit angewiesen sein sollte.

João und Anselmo waren immer mit einer Hose und für gewöhnlich auch mit einem Hemde bekleidet, Donna Francisca und die kleine Maria trugen eine Art Bluse und einen Rock. Die kleine Luisa war überhaupt noch niemals mit den Vorteilen und Nachteilen der menschlichen Kleidung vertraut geworden, und so lief auch der kleine fünfjährige Pedro für gewöhnlich nackt im Hause und auf der Strasse umher, während der zwei Jahre ältere João meistens ein mehr oder weniger aufgerissenes und im Winde flatterndes Hemd anhatte, natürlich vorausgesetzt, dass es nicht regnete oder dass das einzige Bekleidungsstück nicht gerade der Wäsche unterzogen werden musste.

Des Mittags assen der Vater und die Söhne mit Löffeln, während die Mutter und die Töchter nach Negerart mit den Fingerspitzen assen. Die Mutter hockte dabei auf der Erde oder auch oben auf dem Tische vor der Schüssel. Lesen und schreiben konnte nur die kleine Maria, die es in einer staatlichen Schule gelernt hatte. Anselmo war natürlich während seiner Schulzeit viel zu faul gewesen, um auch nur einige Buchstaben zu lernen. Selbst die in den Schulen wie in den Matto Grossenser Familien allbeliebte Palmatoria, eine mit mehreren Löchern versehene harte Holzscheibe an einem Stiele, mit der die Kinder in die Handflächen geschlagen werden und die in Matto Grosso die Stelle unseres Rohrstockes vertritt, war bei seinem dicken Fell erfolglos geblieben, wiewohl er grosse Angst vor dem von João als Fachmann nicht gerade in der zierlichsten Form hergestellten Instrumente hatte, wenn Donna Francisca damit hinter ihm her war. Das Rechnen, Abwägen von Gegenständen, das nach der Uhr sehen und vor allem auch das Geldwechseln machten in vorkommenden Fällen immer die grössten Schwierigkeiten, so dass man sich gewöhnlich hierbei vertrauensselig an mich wandte. Die eine Küchenwand war mit ganzen Reihen senkrechter Striche bedeckt, da Donna Francisca hier Buch über die von ihr verkaufte Milch führte. Für eine gewisse Quantität Milch wurde ein senkrechter Strich in die Wand eingekratzt, und war sie bezahlt worden, so wurde der entsprechende Strich wagerecht durchstrichen.

Natürlich übte die durch so einfache Mittel erzielte vornehme Einrichtung meines Wohnraumes auf die Familie die grösste Anziehungskraft aus, und da der einzige Raum, welcher ihr zur Verfügung geblieben war, von dem meinigen nur durch ein vor die Türöffnung gehängtes zer-

rissenes Zeugstück getrennt war, wurde diese Anziehungskraft denn auch durch häufige Besuche befriedigt. Ja, als ich vollends anfing, in dem Raume meine für die Indianer mitgebrachten verschiedenen Spielsachen und die bunten Perlen zu ordnen, war mein kleines Zimmer bald nicht nur der Sammelpunkt der ganzen Familie, sondern auch der ganzen umwohnenden schwarzen Jugend geworden, die alle helfen wollten und nur dadurch auf einige Zeit loszuwerden waren, dass ich ihnen einige Gummibälle zum Spielen vor der Haustür überliess. Wenn ich mich auch häufig durch dieses rege Leben um mich herum gestört fühlte, so hatte ich doch auf der andern Seite viele Hilfe dadurch. So brauchte ich mich fast gar nicht mehr um die Versorgung meiner Tiere zu bekümmern, da hierfür die Jugend schon aufkam, und ebenso gut wie ich wusste sich mein alter Schimmel Violento in die neue Umgebung einzuleben. Er lief meistens frei im Hofe umher und wurde bald zahm und anhänglich wie ein Hund. Sollte er zu der in einiger Entfernung liegenden Wasserstelle zum Trinken gebracht werden, so war das ein Hauptvergnügen für die Jugend. Geduldig blieb das Tier stehen, bis drei oder vier der kleinen Schwarzen an seinen Beinen heraufgeklettert waren, sah sich noch einmal um, ob alles auf seinem Rücken in guter Ordnung Platz gefunden hatte, und lief dann los zu der gewohnten Wasserstelle, wobei unterwegs sogar mit der Gesellschaft auf dem Rücken über einen Graben gesetzt werden musste.

Ich konnte ganz sicher sein, dass das Tier nach einiger Zeit wieder auf dieselbe Weise zurückkam, um die kleinen Reiter unversehrt vor der Haustür abzuliefern. Ebenso wollte ein jeder gern »helfen«, wenn ich des Morgens in aller Frühe mit meinen Pferden zusammen im nahen Cuyabáflusse ein Bad nahm, woran sich gewöhnlich die ganze kleine Gesellschaft beteiligte.

KAPITEL II.

Von Cuyabá zu den Bakairí-Indianern am Paranatinga und weiter zum Einschiffungsplatz am Kulisehu.

In Cuyabá fand mein Vorhaben, mit einer so kleinen Ausrüstung, wie ich es geplant hatte, die weite Reise zum Quellgebiet des Schingú zu unternehmen, wenig Anklang. Von allen Seiten warnte man mich, und auch mich selbst hatten meine auf meiner kleinen vorbereitenden Reise zum Rio Novo gemachten Erfahrungen gelehrt, dass mein ganzes Unternehmen infolge des Missverhältnisses zwischen ihm und den zur Verfügung stehenden Mitteln von vornherein auf sehr schwanken Füssen stand. Die Hauptkosten verursachte der Transport meiner nach allen Seiten hin vollständigen Ausrüstung bis zum Kulisehu. Hierzu waren mindestens zehn Lasttiere nötig, entweder Lastesel oder Lastochsen. Weil die letzteren viel billiger zu stehen kamen, hatte ich mich für sie entscheiden müssen, obgleich die Reise dadurch von vornherein eine viel langwierigere wurde. Es waren der Verabredung gemäss acht stattliche Lastochsen vom Paranatinga her eingetroffen, aber die weitere Schwierigkeit war, die passenden Leute zu finden. Unglücklicherweise wurde zu gleicher Zeit von Cuyabá aus eine grosse Expedition von einem Cuyabáner Kaufhause ausgerüstet, die unter der Leitung eines Deutschen, namens Bodstein, zum Rio Verde und Rio Arinos in das Gebiet der Kayabí vordringen sollte, um das dortige Gebiet für Kautschukgewinnung zugänglich zu machen und die feindlichen Indianer durch Einnahme ihres Hauptdorfes an der Baranca des Rio Verde zur Einstellung ihres dem Unternehmen entgegengebrachten Widerstandes zu zwingen. Schon im Jahre vorher war ein Versuch Bodsteins, zur Baranca des Rio Verde vorzudringen, unter Verlusten gescheitert, und deshalb suchte man diesmal alles aufs beste vorzubereiten. Zu diesem Zweck sollten über zwanzig Mann an der Expedition teilnehmen, die alle die für meine Verhältnisse viel zu hohe Bezahlung

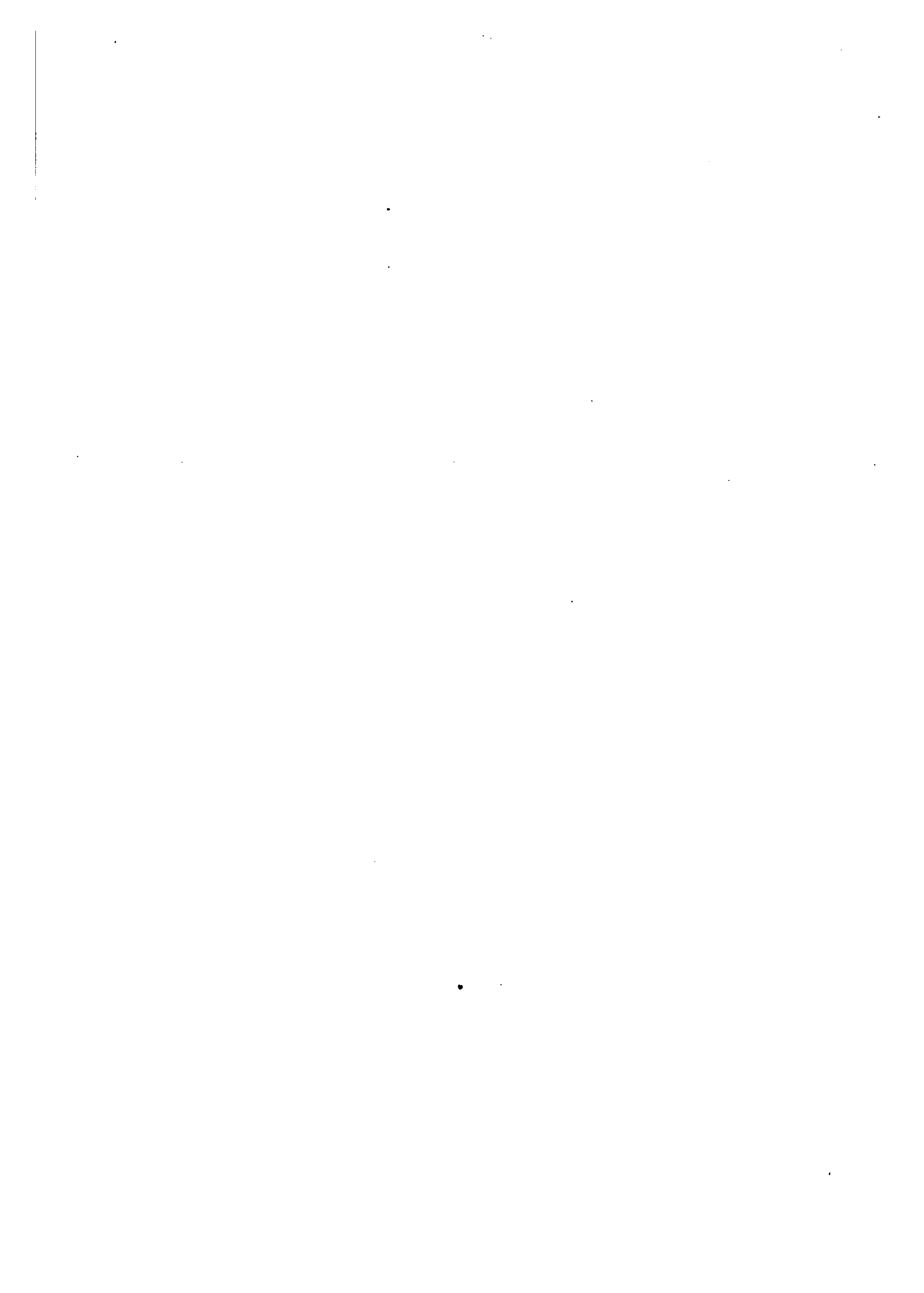
von 125 Milreis pro Monat erhalten sollten und natürlich einen grossen Teil der für solche Zwecke zur Verfügung stehenden Menschen in Cuyabá ausmachten. Ausser dieser Expedition war im Jahre zuvor ein grosses Unternehmen unter der Leitung des durch die von den Steinenschen Expeditionen schon bekannten Castro von der Matto Grossenser Regierung ausgerüstet worden, um, wie man sagte, eine Strasse auf der Wasserscheide zwischen Schingú und Araguaya bis zum Amazonas hin herzurichten, auf welcher man den Viehtransport von Matto Grosso aus nach Pará bewerkstelligen zu können hoffte. Von dem später, kurz vor meiner Rückkehr vom Schingú, völlig gescheiterten Unternehmen kamen schon damals verschiedene Nachrichten über schwere Misserfolge und Verluste nach Cuyabá, so dass dadurch natürlich die Gegend des Schingú-Quellgebiets etwas in Misskredit gekommen war.

Man wusste, dass es immer grössere Expeditionen unter Leitung mehrerer Europäer gewesen waren, die es gewagt hatten, in jene abgelegenen Gegenden vorzudringen. Vor allem die in so grossem Massstabe ausgerüstete letzte Expedition Dr. Hermann Meyers war noch in ganz frischer Erinnerung, und kurz vor dem Meyerschen Unternehmen war eine von fünf Nordamerikanern ausgeführte Expedition am Schingú von den Suyá-Indianern bis auf den letzten Mann totgeschlagen. Wie konnte es da nach der Ansicht der Cuyabáner möglich sein, dass ein einzelner Europäer, der noch dazu ganz frisch in die Gegend hineingekommen war, mit nur zwei Mann als Begleitern die lange Landreise bewerkstelligte. Die einfache Folge dieser Verhältnisse war die, dass sich überhaupt keiner bereit fand, mit mir die Reise zu unternehmen.

Inzwischen vergingen immer mehr Tage vom Monat März, welches die durch die Regenverhältnisse des Landes gegebene Zeit der Abreise für mich war. Eine Verzögerung der Abreise würde den Erfolg meines ganzen Unternehmens in Frage gestellt haben, zumal die Verpflegung der Reittiere und der Lastochsen, zu denen ich inzwischen noch zwei hinzugekauft hatte, in Cuyabá mit grossen Schwierigkeiten und Unkosten verbunden war. Die geplante Zahl der Begleiter konnte ich um keinen Preis vermehren, denn für mehr Begleiter wäre wieder mehr Proviant und für mehr Proviant wären mehr Lasttiere nötig gewesen, und der Reiseetat war schon bis zum letzten Pfennig festgelegt. Begreiflicherweise kamen in dieser schwierigen Lage Augenblicke an mich heran, in denen ich selbst an der Möglichkeit der Ausführung meines Unternehmens zu zweifeln anfing und noch einen Tag vor meiner Abreise schwankend werden konnte, ob ich nicht das mir von Herrn Bodstein gestellte Anerbieten, an seiner Expedition zu den Kayabí teilzunehmen, annehmen sollte. Aber die Vorbereitungen für die Schingúreise hatten mich doch schon zu viel Zeit gekostet, und der Gedanke, jetzt bald inmitten der noch von unserer



Deutsche Brauerei in Cuyabá.



europäischen Kultur so ganz unberührten Indianer am Kulisehu leben zu können, hatte sich zu fest in mir eingewurzelt, als dass ich meinen Plan hätte aufgeben können. Ich musste wenigstens versuchen, wie weit ich kommen würde, und so setzte ich denn den 19. März als Tag zur Abreise fest, obgleich sich mir nur ein Begleiter bis Rosario und ein zweiter, der von vornherein sehr wenig Vertrauen erweckte, bis zum Paranatinga angeboten hatte. Das weitere musste ich dann eben einer ungewissen Zukunft überlassen, der ich jetzt mit einer gewissen Resignation entgegensah.

Was diese unbestimmte Zukunft mit sich brachte und inwieweit ich meiner Aufgabe gerecht werden konnte, das zeigen am besten die folgenden, meinem Tagebuch entnommenen Aufzeichnungen.

19. März 1901.

Gleich der Auszug meiner Tropa aus der Stadt war unter den gegebenen Verhältnissen mit den grössten Schwierigkeiten verbunden. Der für die Reise bis zum Paranatinga angenommene Begleiter hatte mich im Stich gelassen und war aus Cuyabá verschwunden. Einen andern, den ich mir in aller Eile an seiner Stelle besorgt hatte, musste ich wieder fortschicken, weil er sich im letzten Moment so betrunken hatte, dass er nicht auf den Beinen stehen konnte. Da die Ochsen noch jedenfalls vor Dunkelwerden aus der Stadt heraus mussten, um fressen zu können, so nahm ich das Anerbieten meines Hauswirtes João, mich bis Rosario zu begleiten, an, obgleich weder er noch mein anderer Begleiter gut mit den Lasttieren umzugehen wussten. Der strömende Regen erschwerte noch sehr die Arbeit, welche durch das Scheuwerden der Ochsen und das Wiederherunterfallen der Lasten entstand. Infolgedessen überraschte uns die Dunkelheit, noch ehe wir einen passenden Lagerplatz gefunden hatten, und trotz aller unserer Anstrengungen verloren sich unsere Ochsen mit ihrem Gepäck einer nach dem andern im Gestrüpp.

Bei der absoluten Finsternis, die bei dem anhaltenden starken Regen herrschte, liess sich im Augenblick nichts tun, und so baten wir einen Anwohner, uns für die Nacht Unterkunft in einem nach den Seiten zu offenen Schuppen zu gewähren. Wir waren furchtbar durchweicht und überdies regnete es stark durchs Dach hindurch. Es war noch ungewiss wie viel von den Gepäckstücken sich mit den Ochsen am andern Tage wiederfinden würde und ob nicht vielleicht wichtige Sachen verloren gegangen waren, deren Verlust den Erfolg der ganzen weiteren Reise in Frage gestellt hätte. So war es eine lange, sorgenvolle Nacht für mich. Gleich bei der ersten Dämmerung ritten wir den Spuren der Ochsen nach und fanden denn auch bald die durch ihre schwere Last furchtbar ermüdeten Tiere. Gegen alles Erwarten stellte sich bald heraus, dass kein Verlust an dem Gepäck infolge dieses Zwischenfalls zu verzeichnen war.

Manuel aber hatte sich durch die Nässe der Nacht einen starken Fieberanfall zugezogen und lag ziemlich krank in seiner Hängematte. Auch João war es zu viel geworden. Er behauptete, er könnte die schwere, für ihn ungewohnte Arbeit nicht länger mitmachen. Alle Glieder täten ihm weh und ich möchte mich doch nach einem andern Begleiter umsehen. Den Tag über war an Weiterreisen nicht zu denken, da auch die Tiere noch zu ermattet waren.

20. März 1901.

Am nächsten Morgen verschaffte João mir aus der Umgegend einen Schwarzen, Namens Antonio, der mich an seiner Stelle begleiten sollte und da dieser besser mit den Tieren Bescheid wusste, so gingen Aufbruch und Reise von jetzt ab ziemlich glatt von statten. Die weite, schöne Weidefläche des Poço Traira, wo wir in der nächsten Nacht lagerten, bot den Ochsen einen Ersatz für die schweren vorhergehenden Tage. —

Manuel war infolge seiner Fieberanfälle noch zu schwach, um schwerere Arbeiten leisten zu können, und so fiel denn die Aufgabe, die Gepäckstücke zweimal täglich auf die Ochsen auf- und abzuladen, lediglich auf mich und Antonio. Für einen erfolgreichen Tagesmarsch im Sertão ist erste Vorbedingung, dass gleich der Aufbruch des Morgens glatt und schnell vor sich geht. Gerade die Lastochsen sind gegen die Mittagshitze sehr empfindlich und schleichen bei hochstehender Sonne nur mühsam weiter, so dass sich in den frühen Morgenstunden das beste Marschtempo einhalten lässt. Hierzu kommt der Umstand, dass die Tiere durch die Lasten viel mehr gedrückt und ermüdet werden, wenn sie damit still stehen, als wenn sie in ihrem gleichmässigen Tempo vorwärtsziehen. Infolgedessen ist für die zuerst beladenen Ochsen die Wartezeit, bis die übrigen beladen sind, und aufgebrochen wird, die anstrengendste. Natürlich ist immerhin eine ziemliche Zeit nötig, um 10 Tiere reisefertig zu machen, aber durch Befolgung ganz bestimmter Regeln, welche sich hierfür herausgebildet haben, lässt sich doch die Wartezeit der beladenen Tiere auf ein Minimum herabbringen. Während der eine die oft in weiter Entfernung um das Lager herum zerstreuten Tiere zusammensucht, macht der andere die Bruacas, jene grossen Ledertaschen, die bei uns durchschnittlich 90 Pfd. wogen, und die übrigen Gepäckstücke zum Aufladen fertig. Die Hauptsache ist dabei, dass immer die beiden für einen Ochsen bestimmten Gepäckstücke genau das gleiche Gewicht haben, da die Last sonst unfehlbar schwere Druckstellen hervorruft. Wenn die Tiere nach kürzerer oder längerer Zeit alle beisammen waren, sattelt zunächst jeder sein Pferd oder seine Mula, um nach dem Aufladen gleich aufsitzen zu können. Dann werden den Ochsen, die inzwischen im Kreise um den Lagerplatz herum angebunden worden sind, die Tragsättel angeschnallt

und neben einem jeden alles das zurechtgelegt, was als »Sobrecarga« noch oben über den Bruacas angebracht werden soll, sowie die grosse Ochsenhaut, welche als letztes über das Ganze herüberkommt. Ist das alles gut vorbereitet, so beginnt das eigentliche Beladen. Jeder Ochse hat seinen besonderen Tragsattel, wie auch seine besonders für ihn bestimmten Bruacas, und für einen guten »pratico« ist es selbstverständlich, dass er sich sofort die Zugehörigkeit der für ein ungeübtes Auge oft nur schwer zu unterscheidenden Ledertaschen merkt. Von zwei Leuten werden immer die beiden zusammengehörigen Bruacas an den Ochsen herangetragen und mit den beiden Henkeln gleichzeitig an jeder Seite an die beiden nach oben gerichteten Fortsätze des Tragsattels angehängt. Ein dritter ist gewöhnlich nötig, um die am Anfang der Reise oft noch sehr unbändigen Ochsen währenddessen festzuhalten, was bei den ganz unfolgsamen Mitgliedern der Tropa in der Weise geschieht, dass ein durch die Nasenscheidewand gezogener Strick über einen Baumast geschlungen und dann je nach Bedarf mehr oder weniger fest an dem Strick gezogen wird. Ist die Sobrecarga« und die Ochsenhaut darüber mit einem grossen Lederriemen befestigt, so wird der Ochse losgebunden. Noch einmal lässt der »pratico« seinen Blick über den ganzen Lagerplatz schweifen, ob nicht vielleicht irgend ein Gegenstand, sei es ein Becher, sei es ein Strickende, vergessen worden ist, wodurch er sich in seiner Ehre tief verletzt fühlen würde, das Gewehr wird umgehängt, aufgesessen und — vamos! vamos! — langsam setzt sich der ganze Zug in Bewegung. Natürlich hat jeder Ochse seinen Namen und, wenigstens in den Augen des »pratico«, seine ganz besonderen guten und schlechten Charakterzüge, an welche während des Marsches durch laute Zurufe fortwährend appelliert wird. Vamos Brinquedo! Vamos Barbuleta! o que preguiça da nada, o que bichu salfado! não tem sol quente ainda não tem nada. (Vorwärts Brinquedo! Vorwärts Barbuleta! Was für eine Faulheit, was für ein scheussliches Vieh! Noch scheint die Sonne nicht heiss! Noch hat es keine Not!)

Abgesehen von ganz besonderen Notfällen muss der Marsch mit Lastochsen um Mittag auf einige Zeit unterbrochen werden. Einmal, da, wie schon erwähnt wurde, die Mittagssonne die Tiere stark erschlafft, und zweitens, da den Tieren, welche des Nachts über gefressen haben, eine Gelegenheit zum Wiederkäuen gegeben werden muss. Gerade um die heisse Mittagszeit ist die Arbeit des Ab- und Wiederaufladens der schweren Lasten eine äusserst anstrengende, und so machten sich denn bei mir, als wir am 23. März in Boa vista ankamen, schon stark die Folgen einer körperlichen Ueberanstrengung bemerkbar. Vor allem hatte ich zu wenig Acht auf die Schonung meiner Füsse gegeben, an denen sich infolge der ewigen Nässe verschiedene entzündete Stellen gebildet hatten. Des Abends schwoll der eine Fuss stark an, die Entzündung ging auf die Lenden-

drüsen über und ein heftiges Fieber schüttelte mich des Nachts in meiner im Freien angebrachten Hängematte.

Ein glücklicher Zufall war es, dass ich in Boa vista den mir schon von meiner ersten Reise her gut bekannten Herrn Gange angetroffen hatte, dessen Landgut am Corregо fundo beim Paranatinga den letzten Vorposten brasilianischer Ansiedlungen in jener Gegend bildete und der mit den Verhältnissen der Bakairí am Paranatinga gut vertraut war. Wie er mir schon vorher so gute Dienste durch die Beschaffung meiner vorzüglichen Lastochsen geleistet hatte, so half er mir auch jetzt wieder aus der Not, in welche ich durch den Mangel eines tüchtigen, für die ganze Reise bestimmten Begleiters geraten war. Ihm verdanke ich es, dass André, der die ganzen folgenden schweren Zeiten gemeinsam mit mir verlebte und sich als ein so durch und durch tüchtiger und zuverlässiger Mensch erwiesen hat, mein Reisegefährte wurde.

Ich hatte ihn schon flüchtig kennen gelernt, als er meine Ochsen nach Cuyabá gebracht hatte, und schon damals hatte er einen guten Eindruck gemacht. Er stand in den Diensten des Gange, dem er etwa 700 M. schuldete, und befand sich zurzeit bei seiner Mutter in dem etwa eine Legoa von Boa vista entfernten Dois Corregos. Gange liess ihn rufen und bewog ihn, mich für 80 M. pro Monat auf meiner Reise zu begleiten. André war für mich von besonderem Werte, weil er vor einiger Zeit auf dem Landgut eines jetzt verstorbenen Bruders des Gange, das noch hinter Corrego fundo lag, zusammen mit den Bakairí vom Paranatinga gearbeitet hatte und so die meisten derselben persönlich kannte. Da sich auch mein Begleiter Antonio durch das Versprechen, zum Lohn mein Pferd, welches er ritt und für welches er schwärmerisch begeistert war, zu erhalten, bewegen liess, mit mir die Reise bis zum Paranatinga zu machen, so war ich jetzt meiner Hauptsorge enthoben, denn am Paranatinga konnte ich aller Voraussicht nach mit den dortigen Indianern meinen Bedarf an Leuten decken.

Am nächsten Morgen bat André mich auf ausdrückliche Veranlassung seiner Mutter, mit ihm nach Dois Corregos zu reiten, wo er sich vor der langen Reise noch von seinen Angehörigen verabschieden und seine zur Reise nötigen Sachen abholen wollte. Ich nahm die Gelegenheit gern wahr, auch die von der Hauptstrasse weiter abgelegenen Wohnungen von »Moradores«, von denen die ganze Gegend dicht durchsetzt ist und von denen der flüchtig Durchreisende kaum eine Ahnung hat, aufzusuchen. Wie manches Mal sind wir fast den ganzen Tag auf einsamer Strasse ge ritten, ohne menschliche Wohnungen zu sehen, und haben dann des Nachts einen Lagerplatz aufgesucht, der in völliger Einsamkeit zu liegen schien. Alles war still, und nichts verriet die Nähe von menschlichen Wesen. Aber des Morgens in der ersten Dämmerung, da wird plötzlich

die Stille durchbrochen durch den ersten Hahnenschrei vom fernen Wald her, und aus allen Richtungen, bald ferner, bald näher, erschallen die Antwortrufe aus den Verstecken der verschiedenen menschlichen Behausungen.

Da André fast bei allen Wohnungen, die wir nach einem etwa halbstündigen Ritt schon auf dem Wege nach Dois Corregos antrafen, abstieg, um vorzusprechen, so lernte ich hier einen grossen Teil der Bevölkerung kennen. Niemals vorher oder nachher habe ich so viele körperlich und geistig degenerierte Menschen beieinander wohnen sehen, als an diesem Orte. Die einen waren Zwerge mit riesigen Wasserköpfen, an denen ein grosser Kropf hing, andere waren blödsinnig, und vor allem war eine grosse Anzahl der zahlreichen Jugend mit allerlei Gebrechen behaftet.

Auch die meisten Geschwister des André, der eine kräftige Mannesgestalt ist und, abgesehen von seinem Kropfe, keinen körperlichen Fehler hat, sind blödsinnig und zwergenhaft. Die Wohnung der Familie Andrés war ein sehr kleines ärmliches Häuschen. Die Wände bestanden aus einfachen Pfählen, deren Zwischenräume nur notdürftig mit Palmstroh gedichtet waren. Ebenso bestand das Dach aus Palmstroh. Ich wurde von der Mutter bewirtet mit allem, was sie hatte. Als Abschiedsgericht wurde ein Huhn in Reis gekocht, und dazu gab es eine Menge Zuckerbranntwein und Strohzigaretten.

Mittlerweile hatten sich verschiedene Nachbarn eingefunden, mit denen sich dann auch bald das übliche Gespräch über den Goldreichtum der Gegend entspann, mit dem man natürlich auch unsere Reise in Verbindung brachte. Was sollte ich auch nach der Meinung der Leute anderes mit der langen Reise bezwecken, als meine Bruacas voll Gold wieder mit zurückzubringen? Wie konnten die Leute es sich anders erklären, dass immer wieder neue Expeditionen zum Schingú zogen? Es musste doch irgend etwas dort zu holen geben, und das konnte nur Gold sein. Dass die dort lebenden Indianer solche Anziehungskraft ausüben sollten, konnte man einfach nicht begreifen.

Vor unserm Fortgehen kam Andrés Mutter mit ihrem eigentlichen Anliegen heraus, wegen dessen sie mich hatte bitten lassen, zu ihr zu kommen; sie wollte mir nämlich noch gern persönlich auf die Seele binden, auf der langen, gefahrvollen Reise gut für ihren Sohn, den sie nur ungern mitziehen liess, zu sorgen und ihn ihr unversehrt wieder mitzubringen. Inzwischen waren die Sachen gepackt, zum Schluss wurde noch die unzertrennliche Waffe, eine Büchse mit zwei Schrotläufen, geladen, und wir ritten wieder unserm Lager zu.

Am Nachmittage zogen wir weiter und bewerkstelligten am 26. März bei Passagem mit unserer Tropa den Flussübergang über den Cuyabáfluss

vermittels des dortigen Fährbootes. Wegen meiner Ochsen musste ich diesmal Rosario passieren, um in dem etwa $^1/_2$ Legoa weiter gelegenen Poço Tubarão zu rasten, wo eine gute Weide war. Eine Hauptschwierigkeit bei langen Landreisen mit Lasttieren liegt darin, dass die Tiere an ganz spezielle Grasarten ihrer Gegend gewöhnt sind und durch einen Wechsel der Futterverhältnisse in kurzer Zeit bis zur Unbrauchbarkeit abmagern.

Meine Tiere nun hatten, so wie ich meinen Reiseplan gemacht hatte, die meiste Zeit über am Paranatinga zuzubringen, und mit Rücksicht darauf hatte ich sie mir von vornherein aus jener Gegend nach Cuyabá kommen lassen. Wie wichtig diese Massregel war, zeigte sich später, als ich vom Kulisehu aus, wieder zum Paranatinga zurückkam. Alle Ochsen, welche hier einheimisch waren, erholten sich gut, von den beiden »Cuyabános« war der eine schon gestorben. Aber dafür lag die Hauptschwierigkeit mit den »Paranatinganos« am Anfang der Reise. Die Hufe der Tiere waren an das weiche Terrain ihrer Heimat gewöhnt, und die steinigen Wege zwischen Cuyabá und Rosario hatten sie stark angegriffen. Mein grosser »Barbuleta« war so »stropiado«, wie die Matto Grossenser dies Leiden bezeichnen, dass er das ganze Marschtempo beeinträchtigte und einige Tage später, als er überhaupt zu keinem Schritt mehr zu bewegen war, an einen Morador verkauft werden musste.

Am nächsten Mittag ritt ich nach Rosario zurück, um dort meine Bekannten von der ersten Reise her aufzusuchen. Zu meiner Ueberraschung traf ich hier noch Herrn Bodstein an, der mit seiner aus 40 Maultieren bestehenden Tropa auch noch nicht weiter vorwärts gelangt war, obgleich er einen Tag vor mir von Cuyabá aus aufgebrochen war. Am nächsten Tage sollten sich unsere beiden Wege trennen.

Von Nobre, einer kleinen Ansiedlung nördlich von Rosario aus, folgten wir dem Wege, welchen seinerzeit auch Hermann Meyer gewählt hatte, und welcher im wesentlichen der Richtung des zur Rechten befindlichen oberen Cuyabáflusses folgt. Da dieser Teil der Wegstrecke bis Cuyabasinho bisher nicht näher beschrieben worden ist und anderseits wegen der guten Beschaffenheit des Weges die bequemste Verbindung mit dem oberen Teil des Cuyabá herstellt, so werde ich die darauf bezüglichen Notizen des Tagebuches in möglichster Vollständigkeit wiedergeben, vor allem in bezug auf die Zeitangaben, nach welchen sich, bei dem ziemlich gleichmässigen Marschtempo einer Ochsentropa, die ungefähre Lage der angegebenen Oertlichkeiten bestimmen lässt.

Gegen Mittag des 28. März passierten wir nach einer kurzen Mittagsrast den Rio Nobre und legten dann an demselben Tage noch die zwei bis drei Legoas bis zum Bache Cancello zurück. Da auf dieser ganzen schattenlosen Strecke kein Tropfen Wasser am Wege angetroffen

wird, so war es uns sehr willkommen, dass André uns am Fusse der Hügel zur Linken an eine kleine Quelle zu führen wusste, an deren frischem, kristallklarem Wasser, das gleich nach seinem Austritt aus dem Boden wieder im Sande versiegt, wir unsern ausgetrockneten Gaumen laben konnten. Natürlich nur einem Reisenden, dem ein guter »Sertãoneiro« zur Seite steht, stehen solche verborgene Schätze zur Verfügung. Es gehört eine uns Europäern ganz unbegreifliche Ortskenntnis dazu, um auf dem gleichmässigen Terrain, ohne an irgend welchen Spuren einen Anhalt zu haben, auf direktem Wege einen solchen verborgenen Winkel aufzufinden.

Da es hier am Cancello war, wo ich meinen Ochsen Barbuleta einem Morador verkaufte, so hatte ich einigen Aufenthalt nötig, um den Inhalt der beiden, jetzt überzähligen Bruacas gleichmässig auf die andern Lasten zu verteilen. Gerade als ich beim Umpacken der für die Indianer bestimmten Musikinstrumente und Spielsachen war, kam eine Anzahl von den umwohnenden Ansiedlern bei uns im Lager an. Das gab natürlich ein Staunen. Ein altes, bekropftes Weib passte mit grossem Verständnis alle die vielen Brillen und Kneifer auf, ohne jedoch eine passende Nummer zu finden, aber nichts destoweniger verehrte sie mir ein grosses Stück Zuckerrohr.

Erst gegen 4 Uhr nachmittags ging der Marsch weiter. Wir passierten den Cancello, kamen an dem kleinen Orte Cavallos vorbei und wählten unser Nachtlager an der Lagoa da Saloba. Der kleine See, dessen Wasser schmutzig war, ist rings von hohen Bäumen umgeben, und an seiner einen Seite befand sich ein kleiner, noch im Bau begriffener Rancho.

Am nächsten Morgen brachen wir gegen 8 Uhr auf. Der Kompass zeigte zunächst ONO., von 10 Uhr ab mehr NO. Der Weg führt zunächst dicht am Cuyabáfluss entlang, der hier einen kleinen Wasserfall bildet und an dessen Ufern verschiedene kleine Ranchos zerstreut liegen. Während so zur Rechten der Blick durch den Uferwald des Flusses begrenzt wird, zieht sich zur Linken auf der ganzen Strecke ein Hügelzug entlang. Verschiedene kleine Corregos kreuzen die ebene Strasse. Nach einer dreistündigen Mittagsrast brachen wir wieder gegen 3 Uhr von der Uebergangsstelle über den Moquinfluss auf, der sich noch eine Strecke links am Wege hinzieht (Kompass ONO.). Dahinter noch immer dieselbe Hügelkette. Gegen 4 Uhr kamen wir über einen kleinen Hügel, der uns noch einmal Aussicht bot über die Gegend, von der wir hergekommen waren. In der Ferne liess sich deutlich der Hügel St. Antonio bei Cuyabá erkennen. Eine Stunde später kamen wir an ein kleines, einsam gelegenes Haus, das schon einen sehr alten Eindruck machte, mit einem Ziegeldach gedeckt war und eine herrliche Fernsicht nach allen

Seiten bot. Kurz dahinter mussten wir den Plantião passieren, wobei mein Pferd Violento stürzte und sich das Bein blutig stiess.

Bald nachher erscheint zur Rechten der üppige Uferwald des Quebó, und somit waren wir wieder in einer mir schon von der ersten Reise her bekannten Gegend. Wir waren damals von Nobre aus auf einem andern Wege hierher gekommen, hatten hier den durch das hohe Wasser so erschwerten Flussübergang gehabt und uns von hier ab auf einige Tage verirrt. Diesmal ging alles glatt von statten. Obgleich es schon dunkel geworden war und der Mond den dichten Urwald nur schwach durchleuchtete, so wurde doch der erste Flussübergang noch bewerkstelligt. Vor dem zweiten lagerten wir, an einem Platz, der von hohen Bäumen überwölbt war. Ein vielstimmiges Rauschen und Knistern in ihren Kronen, zu deren unheimlicher Beleuchtung Tausende von grossen Glühkäfern mit dem matten Mondlicht wetteiferten, gab mir, als ich ruhig in der Hängematte lag und alles andere um mich her still war, schon hier ein Vorgefühl jener eigenartigen Stimmung, in die uns der Urwald zu versetzen vermag.

Am nächsten Morgen (gegen 9 Uhr) hatten wir den zweiten Uebergang über den Quebo zu bewerkstelligen. Der Fluss war noch so angeschwollen, dass die Bruacas teilweise ins Wasser eintauchten. Das Terrain ist zunächst flach hügelig. Der Weg ist gut, aber eine furchtbare Hitze hemmte etwas das Marschtempo der Tiere. Während unserer Mittagsrast an einem kleinen Corrego hielten wir grosse Zeugwäsche ab, wobei natürlich auch das Zeug, das wir am Leibe hatten, gleich mitgewaschen wurde. Eine grosse, 2 m lange Giftschlange wurde in der Nähe des Lagers von meinen Begleitern geschossen und biss noch giftig in einen ihr hingehaltenen Stock hinein.

Die Wegstrecke von hier bis Corrego das Pedras bot herrliche, stimmungsvolle Naturbilder, die sich um so besser geniessen liessen, je mehr die heisse Sonne am Horizont verschwand.

Der kleine Corrego, an dem wir gelagert hatten, zog sich noch mit seinem dichten Uferwald eine Zeitlang zur Linken des Weges hin. Die hohe Aguassu ragte über das übrige Laub hervor. Grosse, blaue Schmetterlinge sowie die kleinen, bunten Kolibris mit ihrem schwirrenden, summenden Geräusche, flatterten um die grossen Blüten der Sträucher. Schon im Dämmerlicht durchritten wir einen jener schönen Palmenhaine, wo die riesigen Blätter der Aguassu den Weg zu einem ungeheuren, phantastischen Laubengange machen. Erst spät am Abend erreichten wir das von Hügeln umgebene Corrego das Pedras, zogen an dem verschlossenen Hause des Pompeo vorüber und lagerten auf der andern Flussseite.

Am nächsten Morgen, schon in aller Frühe, zog eine kleine Tropa an uns vorüber. Vorn einige Lastochsen, hinterher Männer, Frauen und



Bakairí am Rio Novo.

Kinder. Besonders drollig machten sich zwei kleine Geschwister, die hintereinander auf einem grossen Reittier sassen, sich aneinander festhaltend. Auf mein Fragen erfuhr ich, dass es ein Zug alter, ansässiger Bewohner aus der Umgegend sei, die, wie sie mir sagten, den Platz verliessen, weil Pompeo zu »bravo« (wild) wäre. Sie hatten ihre Pflanzungen im Stiche gelassen und suchten ein anderes Heim weiter ab von Cuyabá.

Ganz Corrego das Pedras war wie ausgestorben, das Haus des Pompeo verschlossen, und kein Mitglied der Familie anwesend. Es sollten in den letzten Zeiten zweimal feindliche Angriffe auf die Person des Pompeo von seiten der mit ihm unzufriedenen Moradores gemacht sein. Nur zwei Familien von den Leuten des Pompeo waren noch bei dem Landsitz geblieben.

Morgens noch vor 7 Uhr (2. April) brachen wir auf. Nach Ueberschreiten einer kleinen Anhöhe hatten wir viermal den Corrego das Pedras zu passieren, der hier einen sehr gewundenen Lauf hat. Nach einer kurzen Rast bei einem Poço, genannt Bulte grande, gelangten wir wieder in das Cuyabátal. Die in der Nähe liegenden Hügel, welche uns vom Cuyabáfluss trennten, fallen zum Tal hinab, und ein Waldstreifen auf der rechten Seite vor einem sich in der Ferne erhebendem Höhenzuge zeigt den Lauf des Flusses an. Nachdem wir schon kurz vorher an einigen einzelnen Ranchos vorbeigekommen waren, kamen wir gleich nach Mittag in dem kleinen, etwa aus zehn Häusern bestehenden Basseiro an.

Da einer der Bewohner eine grosse Zange bei sich hatte, so benutzte ich die Gelegenheit, meinem Violento die drei noch vorhandenen Eisen entfernen zu lassen. Ich hatte mich längere Zeit aufgehalten, und so hatte meine Tropa mit meinen Leuten einen grossen Vorsprung gewonnen. Da ein wolkenbruchartiger Regen losbrach, so musste ich sehen, möglichst schnell wieder nachzukommen, um nicht durch das rasche, übermässige Anschwellen der unzähligen kleinen Bäche abgeschnitten zu werden. Im Augenblick waren alle Wege aufgeweicht, die Abstiege zu den vielen Bächen — trinta Corregos (»dreissig Bäche«) nennt sich die wegen ihrer mühseligen Passage berüchtigte Wegstrecke — waren zu kleinen Giessbächen geworden, welche in die zusehends wachsenden Rinnsale einmündeten. Dichter Wald schloss den schmalen Pfad ein. Besonders der tiefe Schlamm machte es dem Pferd, das überdies zum ersten Male ohne Eisen war, sehr schwer, fortzukommen, so dass ich nur mit grosser Mühe meine Tropa noch erreichte. Wir lagerten dicht am Cuyabá. Der strömende Regen hielt noch bis spät in die Nacht an.

Ein kleiner Hügel dicht an unserm Lager, den ich am nächsten Morgen bestieg, bot eine herrliche Aussicht über das Cuyabátal. In einem grossen Bogen zog sich der Fluss zwischen seinem dichten Uferwald hin, aus dem einzelne hohe Palmen hervorragten. Das ganze Bild

wurde rings von Hügeln umrahmt, deren Kämme in dichte Wolken gehüllt waren.

Gegen Mittag kamen wir in Cachoeira an, einem kleinen Orte, der seinen Namen dem hübschen Wasserfall, welchen der Cuyabá hier bildet, verdankt. Um verschiedene Geschäfte zu erledigen, hatte ich hier einigen Aufenthalt nötig und konnte mir so genauer die zehn kleinen, an beiden Ufern eines in den Cuyabá einmündenden Baches gelegenen Häuser ansehen. Den Vorwand, mir ein Huhn zu kaufen, benutzte ich, um in allen Häusern Einlass zu erhalten, was um so leichter gelang, als mir meine Bitte durchweg abgeschlagen wurde, und zwar fast überall mit der Begründung, dass gerade in letzter Nacht ein Marder die Hühner gefressen haben sollte. Cachoeira ist einer jener typischen Orte, welche ihre Existenz allein den Kautschukunternehmungen verdanken. Die Arbeiter, welche während der trockenen Jahreszeit in die Gummiwälder des Paranatinga ziehen, haben hier ihre Zufluchtsstätte und ihr Heim für die Regenzeit, und so kam es, dass zur Zeit meines Besuches, wo die Arbeit in den Gummiwäldern schon begonnen hatte, fast nur Frauen in den Wohnungen anzutreffen waren, meistens schöne Gestalten von ziemlich dunkler Hautfarbe. Da meine Begleiter im Orte bekannt waren, so wurde des Abends ein kleines Fest mit Tanz und Cururu- und Ciriri-Gesang inszeniert. Ich selbst lernte bei der Gelegenheit von meinem Antonio meine erste Ciriri-Strophe:

»Primeira cantíga, bapúdo quer dár
também tenho bápo também quero dár.«

Zu deutsch etwa:

»Den ersten Vers der Bekröpfte stimmt an,
Auch ich hab 'nen Kropf, auch ich stimme an.«

Ein gleichmässiges dumpfes Geräusch kündet schon im Orte den nahen Wasserfall an, aber kein Weg führt hier zu dem schönen Naturschauspiel. Um dahin zu gelangen, musste ich mich mit dem Buschmesser durch den dichten Waldsaum, der den Fluss umgibt, hindurchschlagen, der Richtung, von welcher her das Rauschen ertönte, folgend. Plötzlich aus dem Dickicht an das Ufer heraustretend, hat man ein herrliches, rings von Wald und Hügeln abgeschlossenes Bild vor sich. Im grossen Bogen zieht sich der Fluss um eine Anhöhe herum und ergiesst in mehreren breiten Terrassen seine Fluten abwärts.

Erst am 6. April brachen wir wieder von Cachoeira auf. Da die Tiere inzwischen Zeit zum Ausruhen gehabt hatten, so konnten wir jetzt bis Corrego fundo ein stärkeres Marschtempo einschlagen. Schon gleich an diesem Tage waren wir von morgens 9 Uhr bis abends 9 Uhr auf dem Marsche, nur mit $^{3}/_{4}$ Stunden Pause, um ein Chorasco (gebratenes Trockenfleisch) herzurichten. Für mich war das andauernde Reiten jetzt

lange nicht mehr so ermüdend wie vorher, da ich in Cachoeira meine Mula Mantuca, die ich nach der ersten Reise zur Erholung in diese Gegend geschickt, wiederbekommen hatte, und so für einige Zeit den alten, völlig aufgebrauchten Violento ledig neben den Ochsen herlaufen lassen konnte.

Am nächsten Morgen (7. April, Aufbruch gegen 5 Uhr, Weg gut) mussten wir bei Cuyabá de Larga den Cuyabá überschreiten, der hier noch ziemlich breit und reissend ist und dessen Oberlauf von hier an Cuyabá Largo genannt wird. Am jenseitigen Ufer liegt der grosse Landsitz des Perrot, des Bruders des uns schon bekannten Gange. Das sauber erbaute Herrenhaus ist von einer grösseren Anzahl kleiner Ranchos umgeben. Der Weg steigt jetzt auf eine Hochebene, die nur von dürrem Gras bewachsen ist. Links von der Ebene fliesst der Cuyabá Largo und rechts der Cuyabá bonito. Auf beiden Seiten erheben sich hinter den Flüssen Hügelketten.

Nach einiger Zeit wird auch vorn, quer vorüberziehend, eine Hügelkette sichtbar. Dies ist die Wasserscheide zwischen Cuyabá und Paranatinga, mithin zwischen den Wassermassen, welche in den La Plata, und denen, welche in den Amazonas fliessen. Alles trocken auf der Hochebene, und das jetzt, in der nassen Jahreszeit, aber dafür weht ein erfrischender Wind. Erst gegen Mittag trafen wir das erste Wasser am Wege an, und auch dies war nur ein kleiner Tümpel mit stark salzigem Wasser von milchiger Farbe. Da auch in der Folge längere Zeit kein Wasser zu erwarten war, so machten wir hier — Corova nennt sich der Platz — Mittagsrast. Dicht beim Lager machte mich André auf eine Fussspur aufmerksam, die von einem grossen Jaguar herrührte, der hier noch heute vorbeigekommen sein musste. Im Laufe des Tages konnten wir noch verschiedene dieser Spuren auf dem Wege verfolgen.

Wir hätten gern noch den Corrego Curisal erreicht, aber da der Mond nicht schien, so wurden wir durch die tiefe Dunkelheit gegen 10 Uhr abends gezwungen, an einer Lagune Halt zu machen. Da wir alle stark ermüdet waren, legten wir uns sogleich in die Hängematten, ohne vorher Essen zu machen, aber kaum schliefen wir, als ein heftiger Regen uns zum Aufstehen nötigte, um die verschiedenen Gepäckstücke in Sicherheit zu bringen.

Da wir es alle eilig hatten, unser nächstes Ziel, Corrego fundo, das schon nicht mehr weit war, zu erreichen, und vor allem auch die Ochsen besseres Gras bedurften, so rüsteten wir schon gegen 3½ Uhr wieder zum Aufbruch. Es war ein schöner, frischer Morgen, den ich um so mehr geniessen konnte, als ich diesmal meiner Tropa vorausritt, um unsere Ankunft in Corrego fundo anzukündigen und für Unterkunft zu sorgen.

3*

Von dem Landgute des Gange habe ich einen ausführlichen Bericht im »Globus« Bd. 82, No. 22, S. 347, 348, gegeben, auf den ich bei dieser Gelegenheit verweise.

In dem Herrenhause, das nach Art der brasilianiscen Ranchos aus Pfosten und Stangen, die mit Ton gedichtet sind, errichtet ist, traf ich nur die Frau und die Mutter des Gange zugegen. Er selbst war noch nicht wieder aus der Hauptstadt zurückgekehrt. Nichtsdestoweniger wurde ich freundlich aufgenommen und zu den Mahlzeiten eingeladen. Die beiden v. d. Steinenschen Bücher und mein grosses Bilderbuch, das ich mir aus bunten Bilderbogen hatte zusammenstellen lassen, fanden grossen Beifall. Nach den Erkundigungen, die ich machte, konnte ich guter Hoffnung sein, am Paranatinga alles nach Wunsch anzutreffen, zumal sich der Bakairí Joaquim, der ein Onkel des Capitão Antonio am Paranatinga ist, erbot, mich dorthin zu begleiten.

Da ich mir für den Notfall einen Schlachtochsen für die Weiterreise mitnehmen wollte und dieser erst eingefangen werden musste, so konnte ich erst am übernächsten Tage, dem 10. April, wieder von Corrego fundo aufbrechen. Joaquim nahm noch seinen etwa 13jährigen, von Batový herstammenden Bakairíjungen mit, so dass meine Tropa jetzt ausser mir aus vier Reitern bestand. Da dieses zum Vorwärtstreiben der Lasttiere reichlich genug war, so dachte ich es mir während des Marsches etwas bequemer machen zu können und ruhte mich im Schatten eines Baumes aus, um dann allmählich die Tropa wieder einzuholen. Die Ochsenspuren, welche den Weg anzeigten, gingen immer geradeaus und ich folgte ihnen nach. Aber obgleich ich bald einen schnellen Trab ansetzte, so war doch immer noch nichts von meiner Tropa zu sehen, und nachdem ich noch eine Zeit weitergeritten war, verloren sich die Ochsenspuren, und der Weg liess sich immer schwerer erkennen, bis er schliesslich ganz aufhörte. Ich hatte mich also verirrt, meine Leute mussten schon weit vorher auf einen andern Weg abgebogen sein. Um mich zu orientieren, wollte ich einen Revolverschuss abgeben und hoffte auf Beantwortung desselben. Aber durch den Knall scheute plötzlich das Maultier, das ich neben mir am Zügel hielt, riss sich los und jagte davon in der Richtung, aus der wir gekommen waren. Die Situation war eine sehr unangenehme. Von den letzten Häusern von Corrego fundo waren wir schon 3—4 Stunden geritten, und der Weg war wegen der nach allen Richtungen auseinanderlaufenden Spuren schwer zurückzufinden. Ausserdem war mir noch durch den plötzlichen starken Ruck an dem Zügel, den ich in der Hand hatte, ein Stück des einen Fingernagels an der Wurzel herausgerissen. Ich musste sehen, irgendwie meine Tropa aufzufinden. Da sich rechts eine Hügelkette entlang zog, so konnten die Leute aller Wahrscheinlichkeit nach nur nach links vom Hauptwege ab-

gebogen sein, und so machte ich mich denn nach dieser Richtung hin durch hohes Gestrüpp hindurch, oft bis fast zu den Knien im Sumpfe, auf die Suche, bis ich schliesslich denn auch in weiter Ferne die Glocken meines Leitochsen hörte und durch zwei Schüsse ein Anhalten erwirkte Kaum war ich wieder angelangt, als wir auch schon meine Mantuca aus der Ferne herankommen sahen. Sie war den Weg zurückgejagt bis zu der Stelle, wo die übrige Tropa im hohen Grase abgebogen war, und war dann, klüger als ihr Herr, den Spuren nachgegangen.

Am Abend kamen wir am Flusse Piava an, der von Fischen wimmelte.

Des Morgens (11. April) ritt ich mit Joaquim zur Aldea des Bakairí am Paranatinga, um dort die nötigen Vorbereitungen für die Weiterreise zu treffen, und vor allem auch, um mich persönlich davon zu überzeugen, ob das Misstrauen, das in Cuyabá gegen den Häuptling der Aldea, den durch die beiden v. d. Steinenschen Schingú-Expeditionen bekannt gewordenen Antonio, verbreitet war, berechtigt sei. Es ist bekannt, wie treue Dienste Antonio als junger Bursche den beiden v. d. Steinenschen Expeditionen geleistet hatte, und die Liebe und die Begeisterung, mit welcher er mir gegenüber von diesen Unternehmungen, mit denen er seine Laufbahn begonnen hatte, sprach, zeugen von dem tiefen Eindruck, den ihm die Leiter dieser Expeditionen eingeprägt haben. Antonio hatte die Flussfahrt den Schingú abwärts bis Pará mitgemacht, hatte auf der Heimreise zum Paranatinga Rio de Janeiro und Buenos Aires, jene beiden Zentren europäisierter Kultur, kennen gelernt, und die Folge dieser neuen Eindrücke war naturgemäss ein grosser Einfluss unter seinen Stammesgenossen gewesen, verbunden mit einem grossen Uebergewicht. Schon im Jahre 1886, also noch vor der zweiten v. d. Steinenschen Schingúexpedition, hatte er sich mit zwei andern Stammesgenossen selbständig zum Schingúquellgebiet an den Batový begeben und durch dieses Unternehmen dauernde Beziehungen zu den dortigen entfernten Stammesgenossen angebahnt. Der Präsident des Staates, Antonio Corrêa da Costa, hatte seinerzeit die Brauchbarkeit des tatkräftigen Mannes richtig erkannt, ihn, der sich inzwischen zum Häuptling über die Bakairí am Paranatinga aufgeschwungen hatte, offiziell in seiner Würde bestätigt und diese über das ganze Gebiet der Indianer im Schingúquellgebiet ausgedehnt. Ein Brief, welchen der zur Zeit in Porto Mutinho weilende Antonio Corrêa da Costa mir an Antonio mitgab, nahm hierauf Bezug und forderte den Antonio auf, die ihm verliehene Machtstellung zu meinen Gunsten zu verwerten. Das einzige Abzeichen der verliehenen hohen Würde war eine rote Soldatenhose mit einem breiten weissen Streifen an jedem Bein herunter, aber ein weit praktischeres Symbol seiner Machtstellung bestand in einer Anzahl guter europäischer Waffen, welche in

seinem Hause aufgehängt sind und von denen er schon nach Aussage der Matto Grossenser rücksichtslosen Gebrauch gegen einige unbotmässige Stammesgenossen gemacht haben soll. Der grösste Teil von den jetzt in seiner Aldea lebenden 34 Bakairí-Indianern vom Schingúquellgebiet, worunter sich auch mehrere aus den Dörfern des Kulisehu befinden, sind in vollständiger wirtschaftlicher Abhängigkeit von ihm und bilden, da er die ihm am engsten Vertrauten mit Schusswaffen versehen hat, einen nicht zu unterschätzenden Faktor seiner Macht. Noch zur Zeit meines Aufenthaltes in Corrego fundo bei meiner Rückkehr von Kulisehu hatte er mit dieser kleinen Macht einen Ueberfall der Kayabí-Indianer, der alten Erbfeinde der Bakairi, siegreich zurückgeschlagen und dabei einen Kayabí erschossen. Der Kampf hatte sich im Walde am Paranatinga, etwa 6 Legoas von Corrego fundo, wo Antonio mit seinen Leuten für Gange Gummi suchte, abgespielt.

Nur ein Faktor ist es, welcher schon zurzeit anfängt, der Macht des grossen Kapitão eine Grenze zu ziehen, und der vielleicht über kurz oder lang eine gewaltsame Entscheidung herbeiführen wird, und das ist die Konkurrenz, welche dem Antonio in seinem mittlerweile herangewachsenen Stiefsohne erwachsen ist. Es ist bekannt, dass Antonio nach der zweiten Schingú-Expedition, bei Gelegenheit des Besuchs in der Bororó-Kolonie Theresa Christina am St. Lourenço, sich dort seine Ehehälfte, Namens Rosa, gewählt und mit zum Paranatinga genommen hat. Donna Rosa hat ihm inzwischen keinen Nachwuchs geschenkt, nur der schon mit in die Ehe gebrachte Sohn ist unter seiner Erziehung herangewachsen. José, wie sich der letztere nennt, hatte trotz seiner jungen Jahre schon vieles kennen gelernt. Seine durchbohrte Unterlippe erinnerte sogleich bei seinem ersten Erscheinen an die unter seinen eigentlichen Stammesgenossen verbrachte erste Jugend, deren Sprache er noch beherrschte. Einen weiteren Teil seiner Erziehung hatte José in der Hauptstadt Cuyabá erhalten, so dass er des Portugiesischen am besten von allen Bakairí am Paranatinga mächtig war und sich z. B. auch im Gespräch mit seiner Mutter dieser Sprache bediente. Schon in seinen Flegeljahren hatte er mit seinem Stiefvater eine Reise zum Batový und Kulisehu gemacht. Damals hatte es bereits, wie José mir erzählte, mit seinem Stiefvater eine harte Szene gegeben, weil er sich mit den weiblichen Schönen des ersten Bakairídorfes am Kulisehu zu sehr eingelassen und dadurch die guten Beziehungen zu diesem Dorfe geschädigt hatte. Noch bei Gelegenheit meiner Reise, als José mein Begleiter war, wagte er wegen dieser Jugendsünden nicht, mich in das Dorf zu begleiten, sondern blieb während meines Aufenthaltes bei den Booten. Die Schwierigkeiten, welche er mir hierdurch bereitete, wurden allerdings dadurch wieder gutgemacht, dass er sich bei einer weiteren Gelegenheit in dem zweiten Bakairídorf am Kulisehu verheiratet und seine Frau mit zum Paranatinga genommen hatte.

José arbeitet mit allen Kräften dahin, die letzten Spuren seiner wirtschaftlichen Abhängigkeit von Antonio auszulöschen, was mir namentlich aus einer Unterredung, welche er während der Abwesenheit des Antonio mit seiner Mutter hatte, und die ich vom Nebenraum aus mit anhörte, klar wurde. Wenn auch die Zahl seiner Leute nicht an die des Antonio herankommt, so lässt doch auch er schon eine grosse Anzahl von »Schingúanos«, wie die Indianer vom Schingúquellgebiet am Paranatinga genannt werden, für sich arbeiten.

So lagen die Verhältnisse am Paranatinga, als ich hier nach einem durch die Wasserverhältnisse sehr erschwerten Ritt mit Joaquim ankam, und mit diesen Verhältnissen musste ich jetzt richtig rechnen, um meine Expedition erfolgreich fortzusetzen. Leider wurde mir manches hiervon erst gegen Ende meiner Reise klar, so dass ich nicht alle Momente so ausnutzen konnte, wie ich es bei rechtzeitiger Erkenntnis der Sachlage hätte tun können.

Das grosse Haus des Antonio, vor dem wir abstiegen, war erst im vorigen Jahre erbaut worden. Von einem Mittelraum aus gehen nach links zwei nebeneinander liegende Räume ab, welche die eigentliche Wohnung des Kapitão und seiner Donna Rosa bilden. Der Eintritt in dieses Allerheiligste wurde mir bei meinem ersten Besuche noch nicht gewährt. Erst als ich einige Tage später in Begleitung meiner Tropa zum zweiten Male kam und dem Häuptling durch einige Geschenke an ihn und an seine Frau vertrauter geworden war, wurde ich in die Privatwohnung hineingelassen, durfte die Donna Rosa begrüssen, die in der Ecke, uns den Rücken zukehrend, Mais stampfte, und durfte von der Hängematte des Hausherrn aus die vielen Waffen bewundern, welche an der Wand aufgehängt waren. Für diesmal musste ich mit der rechts von dem Mittelraum befindlichen grossen Fremdenstube vorlieb nehmen, was allerdings um so interessanter war, als hier die ganze männliche Bevölkerung der Aldea nach Belieben aus- und einlief. Der Raum vertrat in vollem Masse das Fremdenhaus, wie wir es bei den Indianern am Schingú kennen. Ebenso wie dort, dient es zugleich als Tanzhaus. Von Zeit zu Zeit treten einige rot und schwarz im Gesicht bemalte »Schingúanos« ein und tanzen mit rhythmischem, monotonem Gesang um den Pfosten, der in der Mitte des Raumes eigens zu diesem Zwecke angebracht zu sein scheint, herum.

Antonio nahm mich, wenn auch zuerst mit kühler Würde, so doch gut auf, und bewirtete mich mit einem Reisgericht, nach brasilianischer Weise mit Farinha und Trockenfleisch vermischt, das ich dazu gestiftet hatte. Sogar ein Tisch, ein Sessel, zwei Teller und zwei Löffel befanden sich im Speiseraum des Kapitãos. Durch meine Violine, mein grosses, buntes Bilderbuch, und vor allem durch die v. d. Steinenschen Reisewerke wurde ich bald gut Freund auch bei den Schingúanos, die in den einzelnen

Abbildungen der Reisewerke ihre Anverwandten noch wieder erkannten und teilweise über die Physiognomien in ein Höllengelächter ausbrachen. Schon bei dieser Gelegenheit erzählte man mir, dass die beiden Indianer Tumayaua und Luchu aus dem ersten Bakairídorf am Kulisehu, die so eng mit der zweiten Schingú - Expedition verknüpft waren, von ihren Stammesgenossen ermordet worden seien.

Dem Hause des Kapitão gegenüber war das des José, seines Stiefsohnes, in demselben Stil und ebenso gross erbaut. In den halbdunkeln Räumen lagen mehrere Frauen, darunter eine mit dem wenige Wochen alten Kinde des José, und alles machte noch viel mehr einen indianischen Eindruck, als das Haus des Antonio. Was mich vor allem interessierte, waren Friese von echter Bakairímalerei, die sich oben an allen Wänden dicht unterhalb des Daches entlangzogen. Die Malereien waren mit weiss und schwarzer Farbe von den Schingúanos auf Bretter aufgemalt. Uluri, Merechu, Maimai, kurz alle vom Schingú her bekannten Muster waren hier vertreten. Auch in den übrigen Hütten lagen viele Gegenstände mit Ornamenten, alles für die Rückkehr! Scharen von zahmen Papageien und andern Vögeln flogen auf den Dächern umher.

Des Abends wurde von den Schinguános getanzt. Die Männer und die Weiber formierten sich zu je einer Reihe, und beide Reihen stellten sich einander gegenüber auf, unter rhythmischem Tanzen und Singen vorwärts und rückwärts tretend. Zunächst mässiges Tempo, später erregter. Es war ein phantastischer Anblick, dieser Tanz in der hellen Mondnacht. Für mich etwas ganz neues, ein Einblick in die Umgebung, in die ich mich jetzt für längere Zeit hineinfinden sollte.

Hernach spielte ich einige Lieder auf der Violine, und Antonio tanzte eifrig nach den Melodien »Ach, du lieber Augustin« und »Ist denn kein Stuhl da« einen Walzer, dessen Tempo ihm nicht zu schnell werden konnte. Später hockten wir alle im Kreise um ein Feuer herum, und ich bekam eine grosse, etwas schwere Zigarre, die natürlich erst als Zeichen der Gastlichkeit vom Kapitão angeraucht wurde. Erst ein aufkommender Regen trennte uns.

Schon aus der Unterredung, welche ich auf dem Ritt zum Paranatinga mit meinem Begleiter Joaquim gehabt hatte, war mir klar geworden, dass mein Plan, unter den Bakairí am Paranatinga passende Begleiter zu finden, grosse Schwierigkeiten haben würde. Von den Stammesgenossen am Rio Novo hatte man schon von meinem Vorhaben gehört und hatte sich daher schon gewappnet, einen möglichst grossen Vorteil aus mir herauszuschlagen. Joaquim versicherte mir, dass Antonio nur dann etwas für mich tun wolle, wenn ich ihm 1—2 Conto de res (= 1000—2000 M.) von vornherein zusicherte, woran natürlich nicht im entferntesten zu denken war. Man hatte sich nach den Meyerschen Unternehmungen ganz

andere Erwartungen von meiner Reise gemacht, und es war schwer, den ersten Eindruck der Enttäuschung bei den Indianern zu überwinden. Glücklicherweise gelang es mir, den José, dessen Ehrgeiz mit dem seines Stiefvaters wetteiferte, für mein Unternehmen zu gewinnen. Er wollte mir zusammen mit einem seiner Leute, Namens Chico, der aus dem zweiten Bakairídorf am Kulisehu stammte, zum Kulisehu folgen. Schliesslich liess denn auch Antonio sich bewegen, mir noch zwei seiner Leute mitzugeben, die uns bis zum Einschiffungsplatz am Kulisehu begleiten und dann die Ochsentropa zum Paranatinga zurückbringen sollten. Somit war ich der Sorge wegen der Begleiterfrage fürs erste enthoben und konnte mit Joaquim wieder zu meiner Tropa am Piava zurückkehren.

Da es in der letzten Zeit wieder mehrfach geregnet hatte, war der Ritt zurück noch beschwerlicher, als es die Hintour gewesen war. Das Maultier sank mehrfach tief im Schlamm ein und kam dadurch zu Fall, so dass es nur mit grosser Mühe wieder auf festen Boden gebracht werden konnte. Am schlimmsten ging es am stark reissenden Panamá, dessen steile hohe Ufer glatt und schlammig waren. Ich überschätzte die Kraft des Maultieres und versäumte infolgedessen, nach dem Ueberschreiten des Flusses im richtigen Zeitpunkt vor dem Anstieg am jenseitigen Ufer abzusteigen, so kippte das Tier nach einigen vergeblichen Sprüngen, als es schon ein Stück des Abhanges hinaufgeklettert war, plötzlich nach hinten über, und wir beide schossen rücklings in grossem Bogen ins Wasser. Glücklicherweise war dieses tief genug, so dass ich noch zwischen Reittier und Grund rechtzeitig wieder herauskommen konnte. Den am andern Ufer stehenden Indianern machte das Schauspiel natürlich viel Vergnügen, und keiner tat irgend etwas, um mir in meiner misslichen Lage behilflich zu sein. Dafür tauchten sie mir aber mit um so grösserer Geschicklichkeit hernach meinen bei der Gelegenheit flussabwärts geschwommenen Poncho wieder hervor.

Im Lager fand ich alles nach Wunsch vor. Die Leute hätten sich inzwischen an Fischen und Vögeln die nötige Fleischnahrung verschafft. So konnte ich denn meinen Begleiter Antonio, dessen Mandat hier am Piava abgelaufen war, die Heimreise nach Cuyabá antreten lassen, versehen mit einiger Wegkost, seiner doppelläufigen grossen Pistole und einem Brief von mir, den er als das Zeichen der glücklich bis hierher vollbrachten Reise bei Herrn Görne in Cuyabá zur Weiterbeförderung abgeben sollte. Nur ungern liess ich den so unentbehrlichen Begleiter, der mir so vortreffliche Dienste bis hierher geleistet hatte, ziehen.

Von jetzt ab hatte ich immer eine grössere Anzahl von Bakairí-Indianern in meinem Lager, die alle bewirtet sein wollten und mich in schrecklicher Weise durch ihre fortwährenden Betteleien um Kleinigkeiten heimsuchten. Vor allem Joaquim, der sich auf keine Weise wegekeln

liess, schrob seine Ansprüche immer höher. Wie sollte es mit meinen kleinen Vorräten werden, wenn ich hier am Paranatinga schon meinen Durchzug so teuer erkaufen musste! Ich merkte bald, dass man alles tat, um meinen Aufenthalt in die Länge zu ziehen und hierbei zugleich ein systematisches Aussaugungsprinzip gegen mich ins Werk setzen wollte, und diesem Vorhaben galt es zunächst energisch die Spitze abzubrechen. Man hatte mir einreden wollen, dass meine neuen Begleiter erst 14 Tage lang Feste feiern müssten, bevor sie die lange Reise antreten könnten. Zu ihrer grossen Ueberraschung antwortete ich ihnen, dass ich trotzdem am nächsten Tage mit André und nur einem Schingúano aufbrechen würde, die andern könnten mich dann später auf dem Wege zum Kulisehu einholen. Vor allem aber machte ich ihnen einen Strich durch die Rechnung dadurch, dass ich meinen Plan, vom Kulisehu ab mit José und den Bakairí allein die Flussfahrt zu machen und André mit den Ochsen zum Paranatinga zurückzuschicken, plötzlich änderte. Ich hatte immer mehr gemerkt, dass ich José und seinem Begleiter nicht in allem trauen und diese Indianer nicht in Versuchung bringen durfte, durch ein absichtlich heraufbeschworenes Scheitern der Expedition ungestraft und im Verborgenen eine nach ihrer Anschauung unermessliche Bereicherung für sich herbeizuführen.

Wie war es jenen fünf Nordamerikanern ergangen, welche noch zwei Jahre vorher den Kulisehu abwärts gezogen waren, und von denen nicht einer wieder zurückgekommen war? Sie waren alle fünf von den Suyá erschlagen worden. Die Wahrheit dieser Tatsache ist wohl nicht zu bezweifeln, denn noch von den Auetö wurde mir hernach sehr drastisch mit Hilfe eines grossen Ruders an mir selbst gezeigt, wie es die Suyá mit ihren fünf Opfern gemacht hätten. Vier von den Weissen sollen sich in das Dorf der Suyá begeben haben, wo sie zunächst gut aufgenommen wurden. Man hiess sie sich in eine Reihe auf die kleinen Sitzschemel setzen, bewunderte ihre weisse Hautfarbe und die schönen Hemden und versicherte ihnen eindringlich, wie »kura«, (gut) sie wären, bis plötzlich jedem gleichzeitig von einem hinter ihm stehenden Suyá der Kopf nach hinten gebogen wurde, um den Todesstreich mit der Keule zu empfangen. Vergeblich versuchte ein noch bis zuletzt gemeinsam mit dem fünften Weissen beim Boote zurückgebliebener Mehinakúindianer diesen zur schleunigen Umkehr zu bewegen, denn schon kamen die Suyá, um auch ihn in ihr Dorf einzuladen. Dieser hatte schon gemerkt, was mit seinen Begleitern vorgegangen war, und weigerte sich, mitzugehen. Hierauf empfing auch er ohne Gegenwehr den Todesstoss.

Ich bin überzeugt davon, dass diese Schilderung in ihrer naiven, echt indianischen Form im grossen und ganzen der Wirklichkeit entspricht, aber der ganze Vorgang wird dadurch in keiner Weise erklärt.

Wie kam es, dass die fünf Weissen in der verhängnisvollen Stunde ganz ohne ihre Begleiter waren? und dass nur sie und keiner der indianischen Begleiter ermordet wurden? dass alles ohne irgendwelche Vorsichtsmassregeln vor sich gegangen ist? Die fünf können unmöglich allein, ohne eine grössere Anzahl von Indianern, vom Paranatinga die Landreise und die darauf folgende Flussreise angetreten haben. Wer die Verhältnisse kennt, weiss genau, dass selbst für den besten Praktiker im Reisen zur Herstellung der Kanus und zum Regieren derselben innerhalb der Stromschnellen eine indianische Begleiterschaft die erste Vorbedingung ist. Ueber alle diese Punkte wusste man nichts zu berichten, ebensowenig darüber, wo die für den Landtransport vom Paranatinga zum Kulisehu doch unbedingt nötige Tropa geblieben ist. Da die Expeditionsteilnehmer alle gemeinsam umgekommen sind, so werden diese Fragen wohl immer unbeantwortet bleiben.

Mit solchen Erwägungen musste ich bei meinem Unternehmen rechnen, wenn ich mich allein den Indianern anvertrauen wollte. Auch hatte ich mich in meinem Verdachte, dass man zum mindesten auf meinen Untergang am Kulisehu hoffte, nicht getäuscht, wie ich wenige Tage später durch ein Gespräch zwischen José und André erfahren sollte, welches ich von meiner Hängematte aus belauschte. Die beiden einzigen »Vertrauensleute« unterhielten sich, in der Nacht am Lagerfeuer sitzend, über die uns bevorstehende Zeit. José schilderte dem André die Gefahren der Reise und fügte schliesslich hinzu, dass der beste Ausgang der wäre, wenn ich bei dem Unternehmen draufginge. Die Unterhaltung stockte natürlich plötzlich, als ich, den man im festen Schlaf glaubte, mich heftig räusperte.

Ein grosses Glück war es für mich in dieser kritischen Lage, dass André sich durch einige Versprechungen bereden liess, entgegen unserer früheren Verabredung, mich auf der ganzen Kulisehureise zu begleiten. Er wusste gut mit den Bakairí, die früher unter seiner Aufsicht auf dem Landsitz des Antonio, eines Bruders des Gange, gearbeitet hatten, umzugehen, und war vor allem sehr beliebt bei ihnen. In ihm war ich durch einen glücklichen Zufall an die Persönlichkeit geraten, welche am besten geeignet war, das Damoklesschwert, welches durch die Gefahr im Rücken von vornherein über meiner Unternehmung schwebte, am Herunterfallen zu hindern. Allerdings war ich mir sehr wohl bewusst, dass ich, wenn ich die Ochsentropa mit den Indianern vom Kulisehu aus zum Paranatinga zurückgeschickt hatte, mit André am Schingúquellgebiet abgeschnitten war und die Indianer uns höchstwahrscheinlich nicht der Verabredung gemäss im Herbst wieder am Einschiffungsplatz mit den Tieren und neuen Lebensmitteln abholen würden. Doch das war noch lange hin, und ich brauchte André jetzt zu notwendig, als dass ich ihn für die Sicherung der Rückreise hätte aufsparen können.

Adiante! Adiante! (Vorwärts! Vorwärts!) war jetzt die einzige Losung. Nur Schnelligkeit im Handeln konnte den meinem Unternehmen drohenden Anschlägen in ihrem Keime die Spitze abbrechen. Ueberall da, wo sich mir im Verlauf der Reise die Indianer feindlich zeigten, lag ihre Hauptschwäche darin, dass ihre Entschlüsse erst eine geraume Zeit brauchten, bis sie zur Reife gelangten. Ist man daher — wie es beim Ethnologen ja immer der Fall sein wird — darauf angewiesen, friedlich mit den Eingeborenen fertig zu werden, so kommt es meiner Ansicht nach vor allem darauf an, dieser Schwäche eine möglichst grosse Schnelligkeit und Unberechenbarkeit im eigenen Handeln entgegenzusetzen, und vor allem als erste Regel niemals auf die Pläne der Eingeborenen durch Befolgung ihrer Ratschläge einzugehen.

Am 16. April brachen wir vom Piava zum Paranatinga auf, obgleich meine Leute einen fehlenden Ochsen noch nicht hatten beschaffen können. Zu ihrem grössten Leidwesen wurde anstatt seiner der von Corregо fundo aus mitgenommene wohlgenährte Schlachtochse beladen. Eine schwierige Aufgabe auf diesem Teile der Reise war die Passage des noch immer sehr reissenden Pananá. Bisher hatten mich meine neuen indianischen Begleiter durch ihre schreckliche Esslust und Faulheit geärgert. Jetzt, bei der schweren Arbeit des Flussüberganges, musste ich ihre Kraft und Geschicklichkeit bewundern. Der Fluss war so reissend, dass ich die grösste Mühe hatte, zu Fuss hindurchzugehen, und nun mussten alle Bruacas und meine schweren Kasten auf den Schultern hindurchgetragen werden. Schwimmend im Fluss, zeigten sich die Braunen in ihrem Element. Nach einigen Schwierigkeiten — ein Ochse fiel den Abhang hinab und blieb unten eine Zeitlang bewegungslos liegen — war glücklich alles auf dem jenseitigen Ufer. Zuletzt noch schwammen heulend die beiden Hunde hinüber und landeten — von der Strömung fortgerissen — ein grosses Stück flussabwärts. Als wir in der Aldea der Bakairí am Paranatinga ankamen und bei dem Hause des Kapitão Antonio vorritten, verschwanden angstvoll alle Kinder und Frauen der Schinguános in das Innere ihrer Häuser. Obgleich José mich einlud, meine Sachen in dem Hause des Antonio, der gerade abwesend war, unterzubringen und selbst dort zu übernachten, so zog ich nach den von mir gemachten Erfahrungen doch vor, ein Lager am Rande des den Paranatinga einschliessenden Waldsaumes herzurichten. Natürlich war schon am Abend unser Lager, trotz starken Regens, voll von den Bakairí-Indianern, Schinguános sowohl, als den Altansässigen vom Paranatinga, und die letzteren waren im Betteln bei weitem die zudringlichsten. Die Nacht blieb ich mit André allein im Lager. Es regnete in Strömen.

Schon früh am Morgen (18. April) stellten sich viele Indianer bei mir im Lager ein, und jeder der Männer erhielt jetzt einige Angelhaken von

mir als Geschenk. Antonio, der inzwischen in seiner roten Hose, als Abzeichen seiner Würde, erschienen war, erhielt verschiedene Kleinigkeiten, darunter auch eine Flasche Zuckerbranntwein und einen grossen eisernen Wassertopf für Donna Rosa. Hierfür wurde ich denn von ihm in seine Wohnung eingeladen, und zwar diesmal in seine Privatwohnung. Wir plauderten eine Zeitlang, behaglich uns in den Hängematten schaukelnd, und mit Stolz erzählte er seine alten Erinnerungen von den früheren Schingú-Expeditionen.

Der 19. April war für die Passage des Paranatinga festgesetzt. Schon bei Tagesgrauen erschienen wieder die Indianer im Lager, und zwar diesmal vorwiegend die Frauen, die auch beschenkt sein wollten. Einer ihrer Begleiter stellte sogleich bei ihrem Herankommen die naive, aber bezeichnende Forderung: »Agora vamos abrir todas bruacas.« (»Jetzt öffne für uns alle Bruacas«), nämlich damit die Frauen sich aussuchen könnten, was sie brauchten. Ich suchte sie mit einigen blauen Perlen zu befriedigen. Ein Vater kam mit zwei kleinen Indianerjungen, von denen der eine nur mit einer kleinen Hüftschnur, der andere mit einem kleinen Zeugschurz bekleidet war, niedliche Söhne des Schingú, die mir viel Spass machten und deren Misstrauen sich bald legte, als sie einige Kleinigkeiten von mir erhalten hatten und ich sie oben auf meiner Schulter reiten liess. Als wir so in grosser Menge im Lager versammelt waren, verbreitete plötzlich eine grosse Giftschlange, die zwischen den Bruacas und uns laut zischend hindurchschoss, allgemeinen Schrecken.

Mittlerweile hatte André schon Vorbereitungen zum Aufbruch getroffen, Schweinefleisch, Reis und Mandioka eingekauft. Antonio hatte noch einige schöne Bananen für uns mitgebracht, und so wurde es Zeit, ans Werk des Flussüberganges zu gehen. Alle Gepäckstücke mussten zunächst ans Flussufer getragen werden. So ein Flussübergang hat immer seine besonderen Leiden und Freuden. Aber diesmal fehlte es nicht an hilfreichen Händen, da die Indianer alle mit angriffen. Selbst die beiden kleinen Jungens wollten durchaus mit tragen helfen, und ich fand denn auch einige leichte Gegenstände für sie heraus. So war das Gepäck bald mit Hilfe der drei Kanus, die uns zur Verfügung standen, auf die andere Flussseite gebracht. Das letzte Boot holte noch mich ab, und ich passierte den Paranatinga, der heute noch die Scheide bildet zwischen brasilianisch beeinflusster Welt und dem Gebiet der Indianer. Schon führt ein Fusspfad, schmal, oft nur für ein geübtes Auge kenntlich, weiter dem Kulisehu zu. Schon sind infolge der v. d. Steinenschen Expeditionen Verbindungen angeknüpft zwischen der Aldea am Paranatinga und den Indianern am Kulisehu. Aber das Interessante dabei ist, dass diese Verbindungen vielmehr ein Vordringen der indianischen Welt bedeuten, als umgekehrt. Jetzt wohnen vorwiegend in der Aldea am Paranatinga

Schingúanos. Die Feste und Tänze sind die altindianischen, die Sprache vorwiegend indianisch. Von Madonnenbildern noch keine Spur.

Schon früh bei Tagesanbruch erschienen viele Indianer bei uns am jenseitigen Ufer, unter ihnen auch Antònio, und so liess ich sogleich zum Aufbruch rüsten. Da José und Chico notwendig noch Feste feiern mussten, sollten sie uns nach einigen Tagen nachkommen. Ein noch junger, aber doch schon völlig ausgewachsener Schingúano, der mich der Verabredung gemäss begleiten sollte, fing kurz vor unserm Aufbruch laut an zu weinen, fiel dem Antonio, der ihn zum Mitgehen bestimmt hatte, leidenschaftlich um den Hals, und nach einer Besprechung in der Bakairísprache erklärte mir Antonio, dass ich den jungen Schingúano nicht mitbekommen könne, weil dessen Schwester ihn nicht mitlassen wolle. Offenbar hatte der junge Indianer es noch kurz vor der langen Reise mit der Angst bekommen, und es war interessant, zu sehen, dass dieses sehr offenkundige zum Ausdruck bringen der Angst durch lautes Weinen von seiten eines erwachsenen Menschen keinerlei Anstoss bei den Stammesgenossen erregte, vielmehr der betreffende seinen Zweck dadurch erreichte. Wichtig ist diese kleine Begebenheit auch insofern, als die ältere Schwester hier als ein bestimmendes Element für die Handlungen ihres Bruders hingestellt wurde.

So musste ich denn zunächst mit André und den beiden Schingúanos, Benedito und Augustino, allein aufbrechen.

Gegen Mittag trat uns in dem hochangeschwollenen Corrego Limpo das erste Hindernis in den Weg. Das Wasser ging mir beim Passieren bis an den Hals, wir konnten also die Tiere natürlich nicht mit den Lasten hindurchtreiben. Um eine Verbindung mit dem andern Flussufer herzustellen, wurde ein am Abhange der hohen, zum Ufer abfallenden Böschung stehender grosser Baum derartig gefällt, dass er mit der Krone auf das jenseitige Ufer fiel. In grosser Höhe über dem Wasserspiegel bildete so der Baumstamm eine Brücke über den Fluss. Ein Schlingpflanzenstengel, welcher an der einen Seite befestigt wurde, bot ein nur sehr biegsames, unsicheres Geländer. Hier mussten alle Lasten, auch meine schweren, grossen Blechkasten auf den Schultern hinüber getragen werden. Ich muss leider gestehen, dass ich es nicht einmal ohne Last fertig brachte, die Brücke zu passieren, sondern in der Ueberzeugung, dass ich in der Mitte der Brücke bei einem Blick in die Tiefe unfehlbar schwindelig geworden und heruntergefallen wäre, vorzog, den reissenden Fluss, aus dem an allen Stellen spitze Baumäste hervorragten, zu durchschwimmen.

Wie häufig bin ich beim täglichen Umgang mit den Indianern von tiefem Neid erfüllt worden, wenn ich sah, wie weit sie uns Europäern an körperlicher Geschicklichkeit voraus sind, wie sie mit ihren nackten Körpern durch dichtes Dornengestrüpp hindurchkriechen, ohne auch nur

irgend wie die Haut zu verletzen, wie der durch täglichen Gebrauch geübte und abgehärtete blosse Fuss ganz andere Funktionen verrichtet, als unser durch krankhafte Prüderie selbst in der heissen Jahreszeit schon von Jugend auf an Schuhwerk gewöhnter.

Mit vieler Mühe waren alle Lasten auf das andere Flussufer gebracht, die Ochsen beladen, und alles war fertig zum Aufbruch, als plötzlich Augustino, der schon mit einigen Ochsen aufgebrochen war, die klägliche Nachricht verlauten liess, dass die drei vordersten der Ochsen, anstatt den Weg zu verfolgen, zum Fluss zurückgekehrt, mit den Lasten den steilen Weg zum Ufer, den sie vorher kaum ledig zu bewältigen schienen, herabgestiegen und wieder auf's jenseitige Ufer zurückgeschwommen seien. Für sechs Bruacas war also unsere viele Mühe vergebens gewesen, alles war durchweicht und, wie ich nachher sah, waren darunter Dinge, für die das Abenteuer hätte sehr gefährlich werden können, so meine photographischen Platten. Aber da die Lasten nun doch einmal nass waren, liess ich die Ochsen auf demselben Wege schwimmend zurücktreiben. Noch am Nachmittage hatten wir den mühseligen Anstieg zur weiten Hochebene zu erklimmen, welche die Wasserscheide zwischen dem Stromsystem des Paranatinga und dem Quellgebiet des Schingú bildet. Ein kleiner Bach, an welchem wir, oben angelangt, lagerten, floss in kleinen rauschenden Wasserfällen dem Tale zu. Er ist der letzte in dieser Gegend, welcher noch dem Paranatinga angehört. Die hohen Buritipalmen, in gleichen Abständen voneinander aufragend, wie bei einer künstlichen Allee, bezeichnen den Lauf des kleinen Flusses. Die Nacht auf der Höhe war sehr kalt, und überdies ging ein starker Regen nieder, der gegen Morgen in einen dichten, kalten Nebel überging. Die Leute froren stark und erst als der Becher mit dem erwärmenden Zuckerschnaps die Runde gemacht hatte, waren sie in Gang zu bekommen.

Erst allmählich verzog sich der Nebel und eine herrliche Aussicht eröffnete sich den Blicken. Die weite Fläche im Tal erschien immer klarer und deutlicher. In der Ferne schlängelte sich vor den noch im Dunstkreise liegenden Höhen der Uferwald des Paranatinga hin. Ich erstieg einen kleinen erhöhten Punkt und lag dort lange auf einem grossen flachen Stein, vor mir ein grosses Stück Gegenwart, in den Gedanken die Vergangenheit und die Zukunft. Doch inzwischen war der Morgenkaffee fertig und ich musste zum Lager zurück, um dafür zu sorgen, dass alles, was am vorigen Tage im Corrego Limpo durchweicht war, in der Sonne getrocknet wurde. Als ich nach dem Essen ruhig in meiner Hängematte lag, stürzten plötzlich alle meine Leute und die Hunde mit grossem Lärm auf und davon. Ein Jaguar war dicht beim Lager gewesen und war an den einen Ochsen herangeschlichen, und nun rannte alles hinter dem Tier

her. Das laute Hundegeschrei schallte noch eine längere Zeit vom Tal aus dem Waldesdickicht herauf, bis ein Schuss fiel. André hatte das Tier mit Schrot erlegt. Während wir auf dem Weitermarsche schon mehrere kleine Corregos gekreuzt hatten, welche dem Ronuro, dem westlichsten der Quellflüsse des Schingú, angehörten, kamen wir des Nachmittags zum Riberão de Desengano, der wieder dem oberen Paranatinga zuströmt. Der Bach hatte herrliches, kristallklares Wasser, das in kleinen Wasserfällen über flache Felsflächen dahinfloss. Mehrere Piranyas wurden gefischt. Nach den Spuren zu urteilen, waren während der Nacht mehrere Jaguare in der Nähe gewesen. Eine grosse Spur war am andern Morgen nicht allzu weit von unsern Hängematten kenntlich. Auch war unter mehreren der in der Nähe befindlichen Büsche das Nachtlager dieser Untiere, das aus einigen wenigen zusammengescharrten Blättern besteht, zu finden. Aber ich glaube, diese Räuber der brasilianischen Urwälder haben Furcht vor dem Menschen und wagen nicht so leicht, ihn anzugreifen, sonst wären wir lange gefressen.

Des Morgens hielten wir grosse Zeugwäsche im klaren Bache ab, natürlich nach brasilianischer Weise, indem das Zeug so lange auf die eben vom Wasser überspülten Steine geschlagen wird, bis der gröbste Schmutz heraus ist. Natürlich wurde die Arbeit von Zeit zu Zeit durch einige erfrischende Bäder unterbrochen und das Zeug, das wir auf dem Körper hatten, auch gleich mit der Reinigung unterzogen. Da nur wenig Mücken oder anderes Ungeziefer an dieser Stelle waren, so war der längere Aufenthalt ohne Zeug sehr wohltuend.

Erst gegen Mittag zogen wir weiter. Die Sonne brannte heiss, aber dafür entschädigte uns eine hübsche Aussicht. Den hohen Tafelberg, den Morro do Signal, wie er getauft ist, welchen wir schon lange vor uns gesehen hatten, liessen wir zur Rechten liegen. Die vielen kleinen Bäche, die wir auch auf dieser Strecke zu kreuzen hatten, flossen wieder dem Ronuro zu. Am jenseitigen Ufer des kleinen Riberão do Bagio lagerten wir.

Gegen Mittag des 25. April passierten wir den hier schon ziemlich breiten Jatobá, den Hauptzufluss des Ronuro, dessen Ufer in dichten Urwald eingeschlossen sind. Nicht lange nachher machten mich meine Indianer darauf aufmerksam, dass meine beiden Begleiter, José und Chico, die uns vom Paranatinga her nachkommen sollten, in der Ferne zu sehen seien. Die beiden hatten den Weg zu Fuss mit dem nötigsten Proviant auf dem Rücken zurückgelegt. Ein Tapir, welchen sie unterwegs am Jatobá geschossen hatten, kam uns leider nicht mehr zugute, da wir schon zu weit vorgerückt waren, um das Fleisch herbeischaffen zu können.

26. April 1901.

Durch den neuen Zuwachs war die Zahl meiner Begleiter auf fünf gestiegen, aber um so schwerer war mit ihnen fertig zu werden. Bis da-

hin hatte ich im eigenen Lager keine Schwierigkeiten gehabt. André hatte sich willig meinen Anordnungen angepasst, und auch die beiden Indianer Benedito und Augustino hatten alles getan, was man nur verlangen konnte. Jetzt aber kam José mit seinem Schwager und unzertrennlichen Begleiter, Chico, den er vor allem zu seinem persönlichen Schutze mitgenommen hatte, als ein fremdes Element hinzu. Er hatte, wie mir nur zu bald klar wurde, seine eigenen Pläne, und suchte André auf alle Weise auf seine Seite zu ziehen. Gleich die erste Nacht, in welcher wir zusammen lagerten, war diejenige, in welcher ich seine Aeusserung dem André gegenüber, dass es das beste wäre, wenn ich auf der Reise draufginge, belauschte. Ebenso hatte er sich mit André schon an diesem Abend verabredet, dass sie beide gleich am nächsten Morgen vor der Tropa voranreiten wollten, um, wie sie sagten, inzwischen in einem Corrego zu fischen, bis ich mit der Tropa nachkäme. Nur dadurch, dass ich nicht von ihrer Seite wich, konnte ich verhindern, dass sie ihren Plan ausführten und so Gelegenheit hatten, gemeinsame Sache zu machen. Glücklicherweise gelang es mir bald, André vollständig auf meine Seite zu bringen, ja, es machte sich sogar bald eine starke Missstimmung bei ihm gegen den José geltend, die namentlich dadurch geschürt wurde, dass José sich als Stiefsohn des Häuptlings der Bakairí am Paranatinga, dem zugleich der Titel eines Oberhäuptlings über sämtliche Indianer im Schingúquellgebiet verliehen war, für zu vornehm hielt, die Lagerarbeiten zu verrichten, wodurch die Arbeitslast des André ungebührlich vergrössert wurde.

Ein mit den Verhältnissen nicht Vertrauter könnte sich vielleicht wundern, warum ich den José unter diesen erschwerenden Umständen noch überhaupt weiter mitnahm und mit der grössten Geduld heftige Auftritte zu vermeiden suchte. Auch ich hätte ihn mir häufig fortgewünscht, aber es war einfach unmöglich, die Reise ohne ihn fortzusetzen. Mit ihm wären sofort alle übrigen Bakairí umgekehrt, und hätte ich ihn von vornherein nicht mitgenommen zu dem Unternehmen, an welchem er sich aufs höchste interessiert glaubte, so hätten er und Antonio sicherlich überhaupt keinen ihrer Leute vom Paranatinga mit mir ziehen lassen.

Von der Mühe, unter diesen Umständen auf die Arbeitsleistungen der Indianer angewiesen zu sein, macht sich ein Dritter kaum einen Begriff. Ist ein schwerer Flussübergang oder sonst eine Arbeit, wo ein jeder Kraft und Geschicklichkeit zeigen kann, zu verrichten, so arbeiten sie vorzüglich, ja erstaunenswert. Aber die alltäglichen Arbeiten! Der eine will fischen, der andere will jagen, und das alles natürlich gerade zur Unzeit.

Verschiedene Corregos machten Schwierigkeiten und zuletzt kam das Hauptwerk, der Uebergang des Batovy. Ein kleinerer Flussarm mit einer brausenden Cachoeira war zuerst zu passieren. Die Ochsen liessen sich

bis auf einige, welche in dem Steingewirr zu Fall kamen und deshalb abgeladen werden mussten, beladen hindurchführen. Grössere Schwierigkeiten machte der eigentliche Batový selbst. Die Ochsen und Reittiere mussten einzeln mühsam zwischen den Steinmassen der Cachoeira hindurchgeführt und die Lasten hindurchgetragen werden. Beim ersten Anblick glaubt keiner, dass man an dieser Stelle mit einer Tropa überhaupt passieren könnte. Am andern Ufer machten wir Nachtquartier. Ein Reh, das José geschossen hatte, gab eine gute Nachtmahlzeit.

27. April 1901.

Der Weg führt wieder durch gleichförmigen Sertão. Auf der Strecke vor dem Batový hatten mehrfach Indianerpfade unsern von den Bakairí ausgetretenen Pfad gekreuzt. Mit angstvollen Gesichtern hatten meine Begleiter die Fussspuren dieser fremden Pfade geprüft und waren zur Ueberzeugung gekommen, dass sie von den ihre Streifzüge bis hierher ausdehnenden Kayabí herrührten. Auch konnten die vielen Queimadas (niedergebrannten Stellen im Sertão) nur auf diese Indianer zurückgeführt werden. Wir hatten natürlich infolgedessen während der letzten Zeit unsere wenigen unvollkommenen Waffen für einen etwaigen Ueberfall von seiten dieses feindlichen Indianerstammes bereit halten müssen. Aber jetzt war auch von dieser Seite nichts mehr zu befürchten, und unsere Gewehre konnten wieder ihren alten Platz auf den Lastochsen einnehmen.

Der Marsch ging bis auf einen kleinen Unfall gut vorwärts. Der Ochse Tenente war beim Uebergang über einen ganz schmalen Corregо mit ziemlich hohen Ufern in den letzteren hineingefallen und blieb fest zwischen den beiden Uferwänden eingekeilt stecken. Nur mit vieler Mühe konnten wir das Tier mit unsern Buschmessern und mit dem Beil herausgraben, bevor ihm die letzte Luft beim Atmen fortblieb.

Die Stelle, an welcher wir übernachteten, hatte auch seinerzeit der Meyerschen Tropa zum Nachtlager gedient, wie sich noch aus einem halb zerfallenen Schutzdache und einigen leeren Konservendosen erkennen liess.

28. April 1901.

Zunächst ging an diesem Tage alles glatt vorwärts wie gewöhnlich. Verschiedene von uns angefachte Sertãofeuer setzten die ganze Gegend in Feuer und Rauch, von Zeit zu Zeit ungeheure Heuschreckenschwärme vor sich hertreibend, die vergebens der nachfolgenden Glut zu entkommen suchten. Da mit der Zeit das Gras immer höher und das Gestrüpp immer dichter wurde, und die Ochsen sich infolgedessen fortwährend nach links und rechts vom Wege ab verloren, so liess ich diese in zwei Abteilungen treiben. Ich trieb mit José und Chico fünf Ochsen vor mir her, während Benedito und Augustino mit den fünf andern schon eine

Strecke voraus waren. André war im schnelleren Tempo vorangeritten, um einen passenden Lagerplatz auszuwählen. Wunderbarerweise verloren Benedito und Augustino den Weg und irrten eine Zeitlang mit den Ochsen umher, so dass wir sie überholten, und als schliesslich Benedito mit den Ochsen am Lagerplatz ankam, fehlte immer noch Augustino, der irgendwo zurückgeblieben sein musste. Die gellenden Ruflaute meiner Indianer wurden zwar aus weiter Ferne beantwortet, aber es war schon verdächtig, dass die Antwortrufe nur sehr langsam näher kamen. Schliesslich, als es schon dunkel wurde, konnten die Indianer verstehen, wie Augustino ihnen zurief, ihm ein Pferd zu bringen, er sei von einer giftigen Schlange gebissen.

Obgleich José dies nur für einen schlechten Scherz von Augustino hielt, da dieser so etwas häufiger täte, so schickte ich dennoch Benedito hin, um ihn aufzusuchen. Ich hatte natürlich grosse Besorgnis, dass doch etwas Wahres an der Sache sein könnte. So kurz vor unserm ersten Endziel — morgen gegen Mittag sollten wir am Einschiffungsplatz am Kulisehu eintreffen — sollte meine Tropa ein derartiger Schlag treffen, der bei ungünstigem Ausgang abermals mein ganzes Unternehmen in Frage gestellt hätte? Konnte ich doch keinen meiner Leute entbehren, da wir für zwei Ruderboote notwendig zu vieren sein mussten, und die Ochsen nur durch mindestens zwei Indianer zum Paranatinga zurückgebracht werden konnten.

Leider bewahrheitete sich alles. Nach kurzer Zeit brachte Benedito den Augustino zum Lager, der sich sprachlos und teilnahmlos vor sich hingrinsend auf meinem grossen Blechkasten hinsetzte. Er war zweimal, wie er sagte, von einer grossen Giftschlange in den Fussrücken gebissen und klagte über starke Schmerzen, zumal in den Lendendrüsen. Der Fuss war stark angeschwollen und zeigte deutliche Bisswunden. Es war nicht mehr viel zu machen, da schon mehrere Stunden vergangen waren. Ich band den Fuss ab, vergrösserte die Wunde etwas und schmierte eine zerkleinerte Pille hypermangansaures Kali hinein. Vor allen Dingen aber gab ich ihm einen grossen Schluck Zuckerbranntwein, versicherte ihn, dass morgen alles gut sein würde und liess ihn schlafen. Die Stammesbrüder des so gefährdeten Schingúano legten eine staunenswerte Gleichgültigkeit an den Tag.

29. April 1901.

Glücklicherweise befand sich Augustino wider alles Erwarten am andern Morgen besser und machte ein sehr stolzes Gesicht, als ich ihn auf meinem Violento reiten liess und mich selbst anstatt seiner den Fussgängern anschloss.

Am Mittag kamen wir endlich nach 44tägiger Landreise am Kulisehu an. Am Lagerplatz fanden wir noch eine halbzerfallene, mit Palmstroh

4*

gedeckte Hütte vor, welche Dr. Pilger sich seinerzeit erbaut hatte, um hier mit seinen Leuten die den Kulisehu aufwärtskommende Expedition Dr. Hermann Meyers zu erwarten.

Während die Leute mit dem Abladen der Tiere beschäftigt waren, ging ich ans Flussufer hinunter und blickte über den Fluss hin, der mir schon so oft in Gedanken durch den Kopf gegangen war. So war ich denn ohne nennenswerte Verluste an meinem ersten Ziele mit fünf Begleitern angekommen, und die Cuyabáner, welche dies wegen meiner nur kleinen Ausrüstung für unmöglich erklärt hatten, hatten doch nicht recht behalten. Mein einziges Gefühl war jetzt das einer übergrossen Freude, und keine Sorgen wegen der Zukunft, die von dem Moment ab, wo wir uns von der Ochsentruppe scheiden mussten, so ganz ins Ungewisse gestellt war, konnten dagegen aufkommen. Der Tag wurde von uns allen wie ein Festtag behandelt und feierlich durch den letzten Rest unseres Zuckerbranntweins, der mit Zucker vermischt wurde, begangen.

Am nächsten Morgen (30. April 1901) gingen wir alle eifrig ans Werk, die bevorstehende Wasserreise vorzubereiten, und zwar jeder in seiner Weise. Die Hauptsache war, sich passende Kanus zu verschaffen. Ein Ueberblick über die vielen Lasten machte uns grosse Besorgnis. José und André zweifelten beide, dass wir alles in zwei Rindenbooten unterbringen könnten, und doch konnten wir vier nach dem Abzug der Ochsentruppe zurückbleibenden höchstens zwei Kanus bemannen. Entbehren konnte ich aber von meinen Sachen auch nichts. Es mussten also die beiden Rindenboote so gross wie irgend möglich hergestellt werden.

Zwei meiner Schingúanos machten sich auf, um in dem umliegenden Uferwald einen passenden Jatobábaum, aus dessen Rinde die Kanus hergestellt werden, aufzusuchen, während José und Chico weiter flussaufwärts gingen, um uns Fische oder Jagdbeute zu verschaffen. Währenddessen ordnete ich mit André die Lasten für die bevorstehende Schiffahrt. Glücklicherweise hatten die Indianer Erfolg. Die einen hatten einen passenden Baum nicht allzuweit von unserm Lagerplatz, dicht an einem kleinen Nebenfluss des Kulisehu, gefunden, und die beiden andern brachten zwei vorzügliche Pintados heim, die mit Reis und Farinha gut mundeten. Natürlich geht es bei solcher Mahlzeit im Walde ganz anders zu, als wir es bei uns gewohnt sind. Ist das gewöhnlich aus Reis, Bohnen und Fisch bestehende Gericht fertig, so holt sich jeder selbst seinen Anteil aus dem Kochtopf heraus, und alle hocken auf der Erde im Umkreis um den Kochtopf herum, mit ihren Tellern vor sich. Sind nicht genug von den letzteren vorhanden, so essen eben mehrere von einem Teller, und wer von den Indianern gerade neben mir sitzt, greift nach Belieben mit seinen Fingern ein Stück Fisch von meinem Teller aus der Suppe heraus, streut aber als Ersatz dafür wiederum mit den nassen Fischfingern etwas Farinha hinzu.

Aber gut schmeckt es doch, denn man hat Hunger, und an nichts gewöhnt der Mensch sich schneller, als an die Sitten seiner Umgebung.

Die nächsten drei Tage (1. bis 3. Mai 1901) gingen damit hin, die beiden Kanus aus der Rinde des aufgefundenen Jatobábaumes herzustellen. Es war höchst interessant, den Indianern zuzusehen, wie sie den grossen Baum bearbeiteten.

Zunächst wurde ein grosses, dreiseitiges Gerüst um den Baum herum angebracht, mit den einfachsten Hilfsmitteln, aber mit um so geschickterer Ausnutzung des zur Verfügung stehenden Materials. Das Gerüst bestand aus drei senkrechten Stützen und drei nach oben zu aufeinander folgenden Reihen von Querstangen. Die ziemlich dünnen Querstangen wurden an den senkrechten Stützen nur mit Schlingpflanzenstengeln befestigt. Den genügenden Halt bekam das Ganze vor allem dadurch, dass die eine senkrechte Stütze durch einen in der Nähe stehenden festen Baum gebildet wurde, wodurch die beiden andern Stützen, ziemlich dünne, nur wenig tief in ein mit den Händen ausgegrabenes Loch eingefügte Stangen, zugleich mitgehalten wurden. Ebenso gaben einige Gabeläste des als Stütze des Gerüstes dienenden Baumes den Querstangen den Haupthalt.

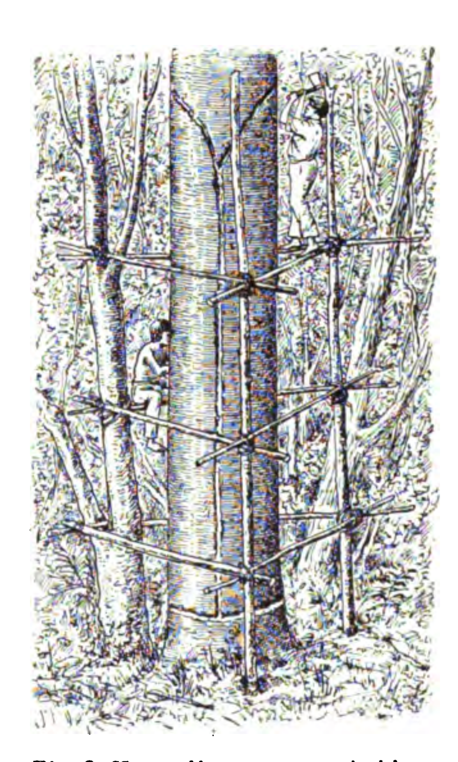


Fig. 8. Herstellung unserer beiden Rindenkanus aus der Rinde des Jatobábaumes.

Mit grosser Geschicklichkeit wurde dieses Gerüst von den Indianern erklettert, indem sie die Stangen mit den Händen und Füssen umklammerten. Ohne jedes Gefühl von Schwindel stand mein Indianer Benedito, die Axt in beiden Händen schwingend, auf den obersten dünnen Querstangen des Gerüstes, das bei jeder Bewegung aufs heftigste hin und herschwankte. Der eine Baum sollte zwei grosse Kanus geben, zu dem Zwecke mussten an zwei Seiten des Baumes etwa handbreite, senkrechte Einschnitte in die Rinde des Baumes gemacht werden. Weitere Einschnitte derselben Art, und zwar oben zwei Paar im spitzen Winkel zueinander verlaufende und unten zwei querverlaufende, liessen dann schon die Form der beiden herzustellenden Fahrzeuge erkennen. Inzwischen wurde eine grössere Anzahl kleiner Stöcke aus Taquararohr sorgsam geschnitten und geglättet.

Da diese sehr fest und doch biegsam genug waren, um sich der runden Form des Baumes anzupassen, so liessen sie sich allmählich mit Hilfe eines kleinen an Ort und Stelle nur für diesen einmaligen Zweck hergestellten Holzhammers leicht zwischen Rinde und Holz des Baumes eintreiben. Mit Hilfe einer grossen Anzahl dieser Stöcke wurde so allmählich die Rinde in zwei Hälften vom Baumstamme getrennt, immer unter Wahrung grösster Vorsicht, um Risse in der Rinde zu vermeiden.

Das Gerüst war von vornherein so eingerichtet, dass sich die Querstangen beliebig in ihrer Lage verändern liessen. Durch fortwährendes Verschieben und Verändern derselben während des Herablassens des Kanus aus der senkrechten Stellung in die wagerechte Lage wurde bewirkt, dass das Kanu in den verschiedenen Stadien des Niederlegens immer gestützt blieb. Gerade hierbei hängt es wieder sehr von der Geschicklichkeit der Verfertiger ab, ob das Werk gelingt, oder ob die vorhergehende Arbeit durch Spalten der noch sehr spröden Rinde zunichte gemacht werden soll. Alles atmete erleichtert auf, als die Kanus glücklich am Boden lagen und die Einzelarbeiten beginnen konnten. Zunächst wurde jetzt der obere Rand geglättet und das hintere Ende vorsichtig dünn geschlagen, um als Hinterwand leichter hochgebogen werden zu können.

Hierauf wurde das Boot zur weiteren Bearbeitung auf ein eigens für jedes Boot durch Einfügen von Pfählen in den Boden hergerichtetes Gestell gebracht, und zwar mit der offenen Seite nach oben. Dadurch, dass man trockene Buritiblätter hineinlegte und verbrannte, wurde die noch frische Rinde biegsamer, so dass sich jetzt das vordere und hintere Ende hochbiegen liessen. Das letztere geschieht unter Anwendung dicker Holzstangen, die unter geschickter Ausnutzung der Hebelkräfte benutzt werden.

Die für das Fahrzeug erforderliche bauchige Form wird der noch frischen und biegsamen Rinde durch Einklemmen kleiner Querhölzer dicht oberhalb des runden Bodens verliehen. Auch wenn das Boot, nachdem die Rinde hinreichend getrocknet ist, zum Gebrauch eingestellt wird, haben diese Querhölzer, die in keinem Boote fehlen, wichtige Funktionen zu erfüllen. Einmal sind sie unbedingt nötig, um das Boot in seiner Form zu erhalten, sodann aber dienen sie als Unterlage für die verschiedenen Gebrauchsgegenstände und als Sitze für die Bemannung des Bootes. Sie sind in dieser letzteren Funktion um so unentbehrlicher, als das schwanke Fahrzeug, wenn es noch so vollkommen gearbeitet ist, doch immer hinten, vorn oder an den Seiten mehr oder weniger Wasser eindringen lässt, das sich unter den Querhölzern ohne weitern Schaden bis zu einem gewissen Grade ansammeln kann. Ueberhaupt darf man sich ein solches Fahrzeug nicht allzu sicher vorstellen, ganz abgesehen

davon, dass der Insasse fortwährend Balanze halten muss, um nicht nach der Seite zu kippen, und auch seinen Schwerpunkt nicht willkürlich weiter nach vorn oder nach hinten verlegen darf, weil sonst sogleich vorn oder hinten im Boot Wasser eindringt. Da bei einiger Belastung die Ränder des Kanus sich nur knapp über dem Wasserspiegel befinden, so schlägt jede kleine, seitlich kommende Welle über die Seitenwand ein. Da ferner die Rinde, auch wenn sie gehörig getrocknet ist, doch immer einen gewissen Grad von Biegsamkeit behält, so bilden sich häufig schon im Laufe eines Tages da, wo sich die Hauptlasten befinden, tiefe Einsenkungen im Boden des Bootes, denen natürlich eine Senkung des oberen Randes entspricht. Nur durch beständiges Verändern des Belastungspunktes kann dieser Schaden vermieden werden. Fast täglich auch senkt sich wieder die etwas nach oben gebogene Spitze des Bootes, so dass sie von Zeit zu Zeit wieder dadurch gehoben werden muss, dass man das Boot an einem aufsteigenden Uferrand scharf auflaufen und es in dieser Lage eine Zeitlang, meist die Nacht über, stehen lässt. Beständig müssen schadhafte Stellen durch einige Tonklumpen notdürftig verstopft und das eindringende Wasser ausgeschöpft werden.

Der Moment, als die fertigen Boote glücklich ohne Zwischenfall ins Wasser gelassen waren, wurde durch Abfeuern eines Salutschusses aus meinem Revolver in den der Rinde beraubten Stamm des Baumriesen gefeiert. Das harte Holz blieb durch den Anprall der Kugel unverletzt und liess diese im spitzen Winkel zurückfliegen.

Auch die mühselige Arbeit, die Fahrzeuge aus dem fortwährend durch ein Gewirr von Stämmen und Wurzeln umgefallener Bäume versperrten Nebenfluss hinaus in den Hauptfluss zu schaffen, wurde glücklich bewerkstelligt. Wo die Hindernisse nicht mit Hilfe von Axt und Buschmesser beseitigt werden mussten, duckten sich die Indianer gelenkig in dem Augenblick, wo das Boot unter den quer dicht über der Wasserfläche liegenden Baumstämmen hinlief, nieder oder auch sie sprangen im Augenblick, wo das Boot unter dem Hindernis durchlief, über das letztere hinweg, was für mich, wenn ich es nachmachen musste, natürlich immer mit Schwierigkeiten verbunden war.

Da es in der Umgebung unseres Lagers fast nichts zu fischen gab, so machte sich bei uns bald ein grosser Fleischmangel geltend, und deshalb machte ich mich am Morgen des 3. Mai mit André auf, um eine Strecke weiter flussabwärts mehr Glück beim Fischfang zu suchen. Nirgends vorher habe ich den Urwald so dicht und undurchdringlich gesehen wie auf dieser kleinen Tour. Nachdem wir ein ziemliches Stück durch den Camp marschiert waren, drangen wir mit Hilfe unserer Buschmesser in den dichten Wald mit seinen vielen stacheligen Schlingpflanzen ein. Unaufhörlich blieb man wie gefesselt in dem dichten stacheligen Gebüsch

stecken. Fortwährend Wurzeln durchbrechend, andere übersteigend oder mit dem Messer durchhauend, arbeiteten wir uns nur allmählich vorwärts. Merkwürdigerweise war auch hier das Dickicht ohne jedes Lebewesen. Nur ein kleiner Specht kam mir nach vieler Mühe zum Schuss, um als Köder, »isca«, wie der Brasilianer sagt, für den bevorstehenden Fischzug zu dienen. Mühsam arbeiteten wir uns zum Flussufer durch, machten ein Feuer an und warfen unsere Angeln aus. Aber auch hier waren die Fische so selten, dass wir nach stundenlanger Arbeit nur einen kleinen Piranya erbeuteten, den wir natürlich sogleich an Ort und Stelle verzehrten

---

KAPITEL III.

Unter den Indianern am Kulisehu.

Am 5. Mai früh morgens lagen die beiden Kanus schwer beladen am Anlegeplatz des Lagers, und ich musste mich von meinen beiden Schingúanos Benedito und Augustino, die mit meinen Tieren die Rückreise zum Paranatinga antreten sollten, verabschieden. Nur mit Sorgen sah ich die kleine Tropa aufbrechen, welche bisher noch das Verbindungsmittel zwischen uns vier Zurückbleibenden und der übrigen Welt gebildet hatte. Jetzt waren wir in dieser abgeschlossenen Gegend ganz auf uns selbst angewiesen und mussten sehen, uns durch alle Fährlichkeiten durchzuschlagen. Ich schiffte mich mit José in dem einen Boot ein, während Chico mit André das andere Boot bemannten.

Die ersten vier Tage der Flussfahrt gingen ohne besondere Ereignisse vorüber. Gleich der erste Tag unserer Flussreise brachte uns Ueberfluss an Jagdbeute, unter anderm einige Affen, Guatis und zwei fette Flussschweine, so dass wir den Fleischmangel der vorigen Tage schnell vergassen. Das schwierigste war für uns der Umstand, dass unsere beiden Boote stark überladen waren. Der Rand der Fahrzeuge stand an einigen Stellen fast nur einen Finger breit über Wasser, so dass die kleinste Welle oder irgend welche unvorsichtige Bewegung innerhalb des Bootes sogleich Wasser eindringen liessen. Unter diesen Umständen war es natürlich auch unmöglich, unsere vier Hunde mit in die Fahrzeuge zu nehmen. Diese mussten uns am Ufer mühsam durch dick und dünn nachlaufen.

Zum Glück hatte der Fluss zu dieser Jahreszeit noch ziemlich viel Wasser, so dass alle kleineren Cachoeiras kaum merklich waren. Die grösseren waren auf dieser Strecke noch so selten, dass wir jedesmal die Boote entladen und die Lasten am Ufer zu Fuss über die gefährlichen Strecken tragen konnten. Natürlich machte das letztere jedesmal viele schwere Arbeit.

Am Morgen des dritten Reisetages passierten wir Independenzia, den alten Lagerplatz der v. d. Steinenschen Schingú-Expedition. Die

kleine terrassenförmige Grasfläche an dem Einfluss des hübschen Corregos machte noch jetzt einen zu längerer Rast einladenden Eindruck.

Schon seit längerer Zeit zog ich meine Taschenuhr nicht mehr aut. Die Sonne, der wir in unsern Booten den ganzen Tag über unerbittlich ausgesetzt waren, war unsere Uhr. Nur allzu langsam zieht sie für denjenigen, der von morgens 5 Uhr bis zum Abend im schwankenden Kanu zusammengekauert sitzt und rudert, von einer Himmelsseite zur andern. Gleichmässig fliesst der schmale Strom in zahllosen kleinen Windungen zwischen dem grotesken Urwaldsdickicht hindurch, der ganzen Uferlandschaft die deutlichen Spuren der zerstörenden und doch wieder neu belebenden Wirksamkeit seiner harten Strömung aufprägend. Unaufhaltsam treibt die Flussströmung an dem am Aussenkreise der Flussbiegungen liegenden Ufer, wo sie naturgemäss am stärksten ist, ihr Zerstörungswerk. Zahlreiche Baumriesen, die dadurch, dass das Ufer abgeschwemmt wurde, vor kürzerer oder längerer Zeit umgestürzt sind, und mit ihren Kronen und verwitterten Stümpfen das Fahrwasser häufig nur zu sehr beengen, sind beredte Zeugen dieser weiternagenden Tätigkeit der Strömung.

Weite, nur leicht zur Wasserfläche geneigte Sandbänke, auf denen sich unzählige bunte Schmetterlinge sonnen, wachsen dafür überall an dem entgegengesetzten, den Innenkreis der Flussbiegung bildenden Uferrande an und geben einer neuen Vegetation zum Aufkeimen Gelegenheit. Für diese gewisse Eintönigkeit der Uferlandschaft wurde man durch die Schönheit der einzelnen Vegetationsformen, sowie durch verschiedene kleine Jagdabenteuer, zu denen die vielen an den Ufern auftauchenden Tiere aller Art Gelegenheit gaben, entschädigt, aber über dem Ganzen schwebte doch eine unendliche Einsamkeit, die ich immer am meisten empfand, wenn ich die langen Abende, an denen die Sonne schon gegen 7 Uhr unterging, beim matten Licht des Lagerfeuers in meiner Hängematte lag und niemanden hatte, um mit ihm die Eindrücke des vergangenen Tages auszutauschen oder die Pläne für den kommenden Tag zu besprechen.

So lag ich auch am Abend des 7. Mai in Gedanken versunken in der Hängematte unter dem Laubdach des dichten Uferwaldes, in dem wir unser Lager aufgeschlagen hatten. Es war schon spät. Das glimmende Lagerfeuer gab nur noch einen spärlichen Lichtschein, der Kochtopf, in dem die schwarzen Bohnen schon für den nächsten Tag gekocht wurden, hatte allmählich aufgehört zu brodeln, und die Plaudereien meiner Gefährten waren allmählich mit dem Verlöschen der letzten Maisstrohzigarre verstummt, als plötzlich ein furchtbarer Lärm die allgemeine Stille unterbrach. Hundegebell, Klirren von Töpfen und Geschirren, und ein Tapir, der sich auf unsern Lagerplatz verirrt hatte, stürzte, gehetzt von den Hunden, zwischen unsern Hängematten hindurch.

Am Morgen des 9. Mai, bald nachdem wir eine grosse Cachoeira mit dem üblichen Zeitaufwand passiert hatten, sahen wir vor uns ein Boot mit drei nackten braunen Insassen auftauchen. Es war also endlich der Zeitpunkt gekommen, wo wir mit den Bewohnern des Kulisehu in Berührung kommen sollten, von deren guter Aufnahme so viel für uns abhing. Wie wir es an diesem Orte vermuten mussten, waren es Bakairí-Indianer aus dem am meisten oberhalb am Flusse gelegenen Dorfe dieses Stammes, und, wie wir bald erfahren konnten, hatten wir in der Person des einen der drei Indianer den Häuptling dieses Dorfes vor uns. Das Boot kam langsam um die Flussbiegung herumgefahren. Man betrachtete uns sehr misstrauisch und kam nur zaghaft näher, bis die gegenseitige Begrüssung: »kura Karaiba, kura Bakairí«, d. h. »der Fremde ist gut, gut ist der Bakairí«, und endlich das Lied: »Margareta, Mädchen ohne gleichen«, auf der Violine gespielt, die Herzen der Ankömmlinge vollends gewonnen hatten. Als wir aneinander herangekommen waren, wurde natürlich zunächst, wie es Indianerbrauch ist, die gegenseitige Habe genau gemustert und bewundert, währenddessen wir uns allmählich, von der Strömung getrieben, dem zum etwas landeinwärts gelegenen Dorfe Maigeri gehörenden Hafenplatze, einer kleinen Bucht, dicht oberhalb einer langen und brausenden Cachoeira, näherten.

Ich hatte natürlich das grösste Verlangen, meine neuen Freunde sogleich in ihren Wohnungen zu besuchen, aber ein Umstand liess die grösste Vorsicht hierbei geboten erscheinen. Mein Begleiter José hatte sich vor einiger Zeit bei Gelegenheit eines früheren Besuches des Bakairídorfes am Kulisehu, in Maigeri, regelrecht nach Indianerbrauch verheiratet, seine Frau aber wieder verlassen und sich aus dem zweiten Bakairídorfe weiter flussabwärts eine andere Frau geholt, mit der er am Paranatinga zusammen lebte. Diese Untreue hatte bei den Anverwandten der verlassenen Frau grosse Wut erregt, und man hatte geäussert, man wolle den José, sobald man seiner habhaft werden könne, vergiften.

Dieser Tatbestand war für mich in mehrfacher Weise interessant. Einmal insofern, als daraus hervorgeht, dass eine eheliche Verbindung, welche allem Anschein nach bei diesen Indianern ohne weitere Formalitäten eingegangen wird, keinesfalls leicht genommen wird, vielmehr bestimmte Verpflichtungen nach sich zieht. Weiter aber war es sehr wichtig für mich, zu erfahren, dass diese Indianer, unter denen ich in der Folgezeit leben sollte und in deren Hände unser Sein oder Nichtsein gelegt war, mit der Anwendung und der Wirkung von Giften sehr wohl vertraut waren, wenn sie auch keine vergifteten Waffen hatten.

Leute in Cuyabá, die unter Indianern gelebt hatten, hatten mir gesagt, dass sie prinzipiell keine Speise, welche ihnen von den Eingeborenen angeboten würde, anrührten, weil dieselbe vergiftet sein könnte. Ich

hatte diese Vorsicht für überflüssig gehalten und trotz der Warnungen darauf gerechnet, meine Vorräte zum grössten Teil bei den Indianern zu ergänzen. Die ganze Anlage meines Reiseplanes machte dies unumgänglich notwendig. Jetzt, wo ich wusste, dass die Bewohner des Kulisehu tatsächlich mit vergifteten Speisen operieren, um ihre Widersacher aus dem Wege zu räumen, wurde mir klar, dass doch in der Folge Augenblicke an mich herankommen würden, wo das Essen der von den Indianern gereichten Speisen mit grosser Gefahr verbunden sein würde.

Unter den Umständen durfte ich José, auf dessen Beistand als Dolmetscher ich bei meiner ersten Begegnung mit den Bakairí gerade gehofft hatte, auf keinen Fall ohne weiteres mit ins Dorf nehmen. Deshalb richtete ich es so ein, dass er mit André bei den Booten blieb, während Chico mich mit meinen drei neuen Freunden ins Dorf begleiten sollte.

Zur allgemeinen Freude zeigte ich noch vorher am Hafen mein grosses Bilderbuch mit den bunten Bildern, man fand unter den letzteren alte Bekannte, wie den Tapir und den Jaguar, wieder. Auch die Bilder des v. d. Steinenschen Reisewerkes studierte man mit grossem Interesse. Nur bei dem Bilde des Tumayaua, des damaligen Häuptlings, und des Luchu, welche bei den mir vorhergehenden Expeditionen ein so gutes Andenken hinterlassen hatten, machte sich eine gewisse unterdrückte Aufregung, ein sichtliches Unbehagen unter den Zuschauern bemerkbar, ein gewisses »rühre nicht daran«. Diese beiden Personen waren nämlich nicht mehr unter den Lebenden, sie waren von ihren eigenen Stammesgenossen ermordet worden. Der junge Häuptling, der eben das Bild besah, war an die Stelle des Tumayaua als Häuptling getreten. Die ganze Stimmung liess für einen Moment deutlich erkennen, dass hier ein Punkt berührt war, der vor noch nicht langer Zeit das ganze kleine Gemeinwesen von Maigeri, von dem uns seinerzeit v. d. Steinen seine treffliche Schilderung unter der Ueberschrift »Bakairí-Idylle« gibt, in Aufregung gebracht hatte, und über den man lieber schnell mit jenem unheimlichen Stillschweigen hinwegging, mit welchem auf dem südamerikanischen Kontinente nicht nur unter den Eingeborenen derartige kleine Intermezzos der »idyllischen« Zustände behandelt zu werden pflegen.

Ein kleiner Fusspfad führte durch den Wald und hernach durch die Pflanzungen in wenigen Minuten zu dem eigentlichen Dorfe.

Als wir uns im Gänsemarsch, einer hinter dem andern, wie es der Brauch ist, den Wohnungen genähert hatten, veranlassten mich die Indianer, als feierliche Ankündigung unseres Besuches einen Revolverschuss abzugeben. Der letztere verfehlte denn auch seine Wirkung nicht und veranlasste eine allgemeine Aufregung unter den Bewohnern. Die Türen der vier Häuser waren dicht mit Menschen besetzt, die sich aber, sobald

ich näher kam und den grossen freien Platz zwischen den Häusern betrat, eiligst in das Innere der Häuser zurückzogen. Dasselbe taten sogleich meine drei Führer, und auch Chico, der sich als Begleiter des missliebig gewordenen José etwas unheimlich in dieser Umgebung fühlen mochte, verschwand in einem der Häuser, in dem er nähere Bekannte hatte, ohne ein Wort zu sagen. So fand ich mich denn plötzlich in die eigentümliche Situation versetzt, ganz allein auf dem runden, freien Platze zu stehen, der rings im Umkreis von vier grossen bienenkorbförmigen Häusern umgeben war. Von den Indianern, denen mein Besuch galt, war nichts zu sehen, alle hielten sich ängstlich in den Häusern verborgen. Es liess sich nichts anderes tun als abwarten, was weiter geschehen würde. Erst nach längerer Zeit kam endlich aus der Tür des einen Hauses einer der Männer auf mich zu und veranlasste mich, mich auf dem als Sitzbank in der Mitte des freien Platzes liegenden Baumstamme niederzusetzen. Weil er als einziger im Dorfe schon einmal am Paranatinga bei Antonio gewesen und auch von jener Zeit her noch im Besitze von Hemd und Hose war, so erschien er nach der Ansicht seiner Landsleute jedenfalls am meisten für die erste Begrüssung qualifiziert, und in der Tat wusste er die Honneurs gut zu machen.

Erst ganz allmählich kamen die Männer einer hinter dem andern aus den Häusern hervor und setzten sich auf den Baumstamm neben mir nieder. Einige brachten Beijus[1] mit, und einer eine grosse Kürbisschale, die mit dem Pogogetränk angefüllt war. Alle schüttelten mir zum Empfang kräftig die Hand, was sie sich von früher her als die bei den Weissen übliche Begrüssungsformel gemerkt hatten. Da wir gegenseitig unsere Sprache nicht verstanden, so kam die anfänglich etwas schwierige Unterhaltung erst dadurch in Fluss, dass ich sie nach den Namen der vielen auf den Dächern der Häuser herumkriechenden zahmen Vögel, unter denen sich vor allen andern ein hübscher blauer Arara auszeichnete, befragte. Durch einige bunte Glasperlen, die ich als Gegengeschenk für die Beijus gegeben hatte, wurden dann auch die Frauen und Kinder hervorgelockt, und bald war die ganze Bewohnerschaft um mich versammelt. Obgleich wir alle gute Freunde zusammen waren, so konnte ich doch nur mit Mühe einige der Leute dazu bewegen, sich photographieren zu lassen. Endlich hatte ich eine kleine niedliche Gruppe von fünf Kindern vor den Apparat gebracht, aber vor Angst hielten sie die Köpfe nach unten oder kniffen die Augen zu. Eins hielt sich beide Hände vors Gesicht, und schliesslich, im entscheidenden Moment, lief mir eines aus der Gruppe laut heulend davon. Noch einige Beijus, und ich ging wieder auf demselben schmalen Pfad zum Hafen zurück, diesmal mit grosser Begleiterschaft. Ich voran,

[1] Grosse runde Fladen, aus dem Mehl der geriebenen und getrockneten Mandiokaknolle gebacken.

hinter mir der Häuptling, dem sich ein vergnügter langer Zug von nackten Männern, Frauen und Kindern anschloss.

Gleich unterhalb des Hafenplatzes befindet sich eine grosse Cachoeira, die sich mit beladenen Booten nicht passieren lässt. Ich musste daher die Lasten ausladen und zu Lande an eine etwas weiter flussabwärts, dicht unterhalb der Cachoeira gelegene Stelle tragen lassen. Die Indianer von Maigeri halfen mir aufs bereitwilligste. Selbst die kleinen Jungen liessen es sich nicht nehmen, einige leichtere Gegenstände zu tragen. José und Chico, meine zu einhalb oder ein viertel zivilisierten Indianer, hielten es natürlich für unter ihrer Würde, in Gegenwart der übrigen mit Hand anzulegen, und ärgerten mich mit ihrer Faulheit. Inzwischen hatten einige der Indianer unsere zwei leeren Boote watend durch die Stromschnellen hindurchgezogen.

Weil uns auf der nächsten Fahrt noch eine grössere Zahl ununterbrochen aufeinander folgender Cachoeiras bevorstand, musste ich die überladenen Fahrzeuge entlasten. Es fanden sich denn auch bald zwei Indianer bereit, mir in einem dritten Boote einen Teil der Lasten bis zum Hafenplatz des nächsten Bakairídorfes Maimaieti zu bringen. Meine Begleiterschaft hatte sich also wieder vergrössert, und als wir noch an demselben Abend von Maigeri abfuhren, die ansehnliche Zahl fünf erreicht.

10. Mai 1901.

Schon früh brachen wir am nächsten Morgen mit unserer nunmehr aus drei Booten bestehenden Flottille auf. Ich hatte gehofft, die beiden Indianer von Maigeri als Führer bei Ueberwindung der vielen Cachoeiras zu benutzen, aber sie wurden so viel leichter mit diesen fertig als wir, dass sie einen grossen Vorsprung vor uns gewannen und wir sie bald ganz aus den Augen verloren. Wir hatten gesehen, dass sie die Cachoeiras mit beladenem Boote glücklich überwanden, und so versuchten wir, es ihnen nachzumachen. Freilich, oft genug drohten unsere kleinen Fahrzeuge zwischen den aus dem Wasser hervorragenden Felsen in dem brausenden Strudel zu zerschellen, aber glücklicherweise gelang es immer noch, im letzten Moment den verderblichen Anprall abzulenken. Das eine Mal, in einem grossen, lang ausgedehnten Cachoeira, landeten José und ich in unserm Boot noch mit grosser Mühe im letzten Moment auf einer in der Mitte derselben befindlichen Insel, um das fast bis zum Sinken mit Wasser angefüllte Fahrzeug ausschöpfen zu können. Da sich gerade in unserm Boote die unentbehrlichsten Gegenstände befanden, so beschlossen wir, auf dem letzten Teile der Cachoeira mit mehr Vorsicht zu Werke zu gehen. Um das Boot auf seiner schwierigen Fahrt zu entlasten, wollte ich zu Fuss von der Insel aus durch die Stromschnelle das Flussufer zu erreichen suchen und dann zu Lande, am Ufer entlang, wieder zu den Booten stossen. Auf allen Vieren zwischen den brausenden Wasserstrudeln von Stein zu Stein kriechend, hatte ich schon fast

das Ufer erreicht, als vor mir eine breite, reissende Strömung, in der ich keinen festen Fuss mehr fassen konnte, meinem weiteren Vordringen ein Ende machte. Auch zur Insel zurückzugelangen, war unmöglich, und so musste ich denn lange Zeit auf einem kleinen Stein mitten in der Stromschnelle stehen bleiben. Erst nach langem Rufen konnte ich mich meinen mittlerweile viel weiter flussabwärts gelandeten Begleitern bemerkbar machen, woraufhin mir denn José vom Ufer aus Hilfe leistete.

Noch einige weitere Cachoeiras waren zu überwinden, und wir gelangten glücklich am Hafenplatz des zweiten Bakairídorfes Maimaieti an. Es ist nicht mehr wie früher auf der linken Flussseite gelegen, sondern rechts.

Ein kleiner steiler Fusspfad führt die ziemlich steile, einige Meter hohe Böschung hinauf. Auf weithin war hier der Wald gerodet und die Ebene mit jenem grossen Riedgras bewachsen, das an den abgewirtschafteten Bodenflächen überall anstatt der früher gepflanzten Mandioka aufschiesst. Wie haben es diese Leute fertiggebracht, mit ihren primitiven Werkzeugen so weite Flächen Urwaldes zu roden? Wie ein Wunder erscheint dem Beschauer beim ersten Anblick diese Leistung von Menschenhand, auf Kilometer weit den Boden vom Urwald zu säubern. Aber auch dieses Wunder klärt sich bei näherer Kenntnis der Verhältnisse, und wir werden später sehen, wie die Indianer durch geschickte Ausnutzung der Naturkräfte auf verhältnismässig einfache Weise und in verhältnismässig kurzer Zeit derartige staunenswerte Arbeitsleistungen hervorzubringen wissen.

Eine kleine Baumgruppe am Rande der Böschung bot uns Gelegenheit, unser Lager zu errichten. Denn was braucht man mehr als einige Bäume zum Anbringen der Hängematten, das klare Flusswasser daneben und einiges Brennholz in der Nähe, um das Lagerfeuer im Gange zu halten.

Diesmal liess ich das sämtliche Gepäck aus den Booten ins Lager schaffen, denn ich musste alles neu ordnen. Die letzten Reisetage hatten mir immer deutlicher gezeigt, wie schwer ein weiteres Vordringen bis zu meinem Endziel unter den gegebenen Verhältnissen sein würde. Mit José und seinem unzertrennlichen Gefährten Chico war ein Zusammenreisen schwer. Jetzt, wo wir unter den Bewohnern des Kulisehu lebten, waren sie kaum noch zu irgend welcher Arbeitsleistung im guten zu bewegen und taten in jeder Hinsicht, was sie wollten. Einen Streit mit José musste ich auf alle Fälle vermeiden, weil in diesem Falle unsere ganze Rückreise in Frage gestellt worden wäre. Denn wer sollte mir meine Ochsentruppe vom Paranatinga zurückbringen, wenn ich mit den Leuten dort verfeindet war? Auf der bevorstehenden Weiterreise, bei welcher es sich für uns um Sein oder Nichtsein handelte, brauchte ich

aber durchaus zuverlässige Leute, und so beschloss ich denn, José und Chico mit etwa der Hälfte der Vorräte hier in Maimaieti zurückzulassen und mit André und den Indianern vom Kulisehu allein weiterzuarbeiten. Da sich ja in einem Monat entschieden haben musste, ob es mir und André glücken würde, festen Fuss unter den weiter flussabwärts wohnenden Indianern zu fassen, so bestimmte ich, dass José und Chico mir nach Ablauf dieser Zeit mit dem Rest der Sachen nachkommen sollten.

Vergeblich hatte ich gehofft, mit dem Aussuchen und Umpacken der Vorräte und Tauschwaren fertig zu sein, bevor die Bewohner von Maimaieti auf die Kunde von unserm Eintreffen in mein Lager kämen. Eben lag alles ausgepackt und ausgebreitet da, als auch schon die übliche Visite, wie immer, einer hinter dem andern ankam, Männer, Frauen und Kinder. Die Frauen hatten gleich Beijus für uns als Gastgeschenk mitgebracht und wollten daher ihrerseits beschenkt sein. — Obschon gleich anfangs sehr viele im Lager erschienen waren, so liess sich doch gut mit den Leuten fertig werden. Es musste natürlich auf der Violine gespielt und das Bilderbuch gezeigt werden und alles war lustig. Zum grossen Vergnügen der übrigen sprangen drei junge Burschen, auf die ich plötzlich den photographischen Apparat richtete, um eine Photographie zu erhaschen, Hals über Kopf ins Wasser. Es wurde bald dunkel, und nachdem ich noch vorher einen Besuch in der Aldea Maimaieti auf den andern Tag angesagt hatte, zog die Visite einer hinter dem andern wieder ab.

Fast die ganze Nacht war ich mit meinen Sachen beschäftigt, es war nötig, alles bis ins kleinste in zwei Teile zu teilen, das eine zum Mitnehmen, das andere, um als Reserve in Maimaieti zurückzubleiben. Schon mit der aufgehenden Sonne erschien die Indianervisite wieder bei uns im Lager. Diesmal hatten sie sich besser auf den Besuch vorbereiten können, und so waren die Jünglinge und kleinen Jungen alle über und über mit hübschen schwarzen Mustern bemalt. Von einem hübschen, schlank gewachsenen Jungen konnte ich das Muster, das besonders gut gelungen war, abzeichnen. Man nannte mir als Namen des Musters das Wort Yauári.

Nach einigen Vorbereitungen machte ich mich mit José auf den Weg zum Dorfe. Der Indianerjunge mit dem frisch gemalten Yauári-Muster lief, vor Vergnügen pfeifend und flötend neben mir her und machte mich eifrig auf alles aufmerksam, was es nach seiner Meinung sehenswertes für mich auf dem Wege gab.

Nachdem uns der schmale Fusspfad eine Zeitlang durch das hohe Riedgras geführt hatte, kamen wir an ein altes, jetzt verlassenes Dorf der Maimaieti-Bewohner, fünf grosse Häuser im Kreise. Das einzige Lebe-

wesen war ein grosser Raubvogel in einem Käfig aus Holzstangen, der noch nicht mit in das neue Dorf umgezogen war. Man hatte seinen »Schutzheiligen« mit einem Affen gefüttert, was jedenfalls von dem wohltätigen Spender als grosse Aufopferung empfunden worden sein wird. In einigen der Häuser fanden sich noch einige Hausgeräte vor, darunter einige Fischbratständer, steinerne Untersätze für die Kochtöpfe, Körbe und dergleichen mehr. Auch hing von dem Dache eine Anzahl der bei den Bakairí-Indianern allgemein vorhandenen Maisstrohfiguren herab, und zwar in diesem Falle sämtlich ohne die zugehörigen Kolben. Eine grosse Anzahl der letzteren lag auch auf einem hinter einem Hause befindlichen Kehrichthaufen. Man zollte diesen Gegenständen absolut keine Aufmerksamkeit und empfand es höchst merkwürdig, als ich zwischen dem alten Stroh herumwühlte, um mir einige der charakteristischen Strohfiguren herauszusuchen.

Die ganze Art, wie man diese aus Maisstroh hergestellten Tierfiguren da, wo sie ihrer Kolben entledigt sind, einfach als Abfall behandelt, lässt es mir ganz klar erscheinen, dass diesen Figuren keinerlei tiefere Bedeutung beigelegt wird. Man muss vor allem bei Beantwortung dieser Frage die Tatsache im Auge behalten, dass der Mais überhaupt wenig in die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kulisehu-Indianer eingreift. Nur vereinzelte Stauden werden hier und da zwischen der Mandioka angepflanzt, so dass die Frucht unter diesen Verhältnissen immerhin ein rarer Artikel ist. Und gerade mit Rücksicht auf diesen letzteren Gesichtspunkt glaube ich mit Sicherheit sagen zu können, dass die Bakairí am Kulisehu ihren kleinen Vorrat an Maiskolben nur darum unter Zuhilfenahme des zugehörigen Maisstrohs zu allerlei verschiedenen Tierformen kombinieren, um einen heimlichen Uebergriff an ihrem Eigentum von seiten der eigenen Genossen auffälliger erscheinen zu lassen und dadurch zu verhüten. Wird von einem beliebigen Haufen von Maiskolben ein Stück herausgenommen, so lässt sich der Verlust vom Eigentümer schwer nachweisen. Ganz anders liegt die Sache, wenn der zu einer Maisfigur, sei es ein Vierfüssler oder ein Vogel, kombinierten Einheit von Maiskolben durch den Verlust eines ihrer Bestandteile die Form genommen ist. Diese Maisstrohfiguren verdanken also ihre Entstehung ganz demselben Grunde, aus welchem bei uns vielfach die Butter in gewissen Formen, die eine bestimmte Gewichtsmasse darstellen, geliefert und die Steinkohlenhaufen mit weisser Farbe überspritzt werden.

Hinter der kleinen Häusergruppe bog der Weg in den Wald ein. Wo er sumpfig war, war er längsseits mit dünnen Baumstämmen belegt, auf denen zu balanzieren natürlich für mich mit einigen Schwierigkeiten verbunden war. Noch schlimmer wurde es, als ein ebensolcher dünner Baumstamm über einen kleinen Bach führte. Als wir ein ziemliches

Stück durch den Wald gegangen waren — der ganze Weg vom Fluss zum Dorfe beträgt etwa eine Stunde — kamen wir an die neuen Anpflanzungen. Grosse Mandiokastauden weithin — mandioca brava — für die Herstellung der Beijus. Als ich den grossen Platz vor den Häusern



Fig. 9. Maisstrohfigur der Bakairí, einen Vogel darstellend.
Berl. Mus.[1] V. B. 5210. $^1/_4$ natürl. Grösse.

betrat, kam sogleich der eine der beiden Häuptlinge von Maimaieti, der mich schon vorher am Flusse besucht hatte, auf mich zu und lud mich ein, mit in sein Haus einzutreten, das gleich das vorderste der vier grossen, ziemlich gleich gebauten Häuser mit ovaler Grundfläche war. Ich kroch durch den kleinen Eingang und befand mich zum ersten Male in dem Innern einer solchen Behausung. Die Frauen und vor allem die

[1] Berl. Mus. = Kgl. Museum für Völkerkunde zu Berlin.

Kinder zeigten sich zunächst sehr furchtsam. Die letzteren verkrochen sich scheu in den Ecken. Was den Leuten vor allem auffiel, war der Grössenunterschid zwischen mir und ihnen, und immer wieder gaben sie ihrem Erstaunen hierüber Ausdruck.

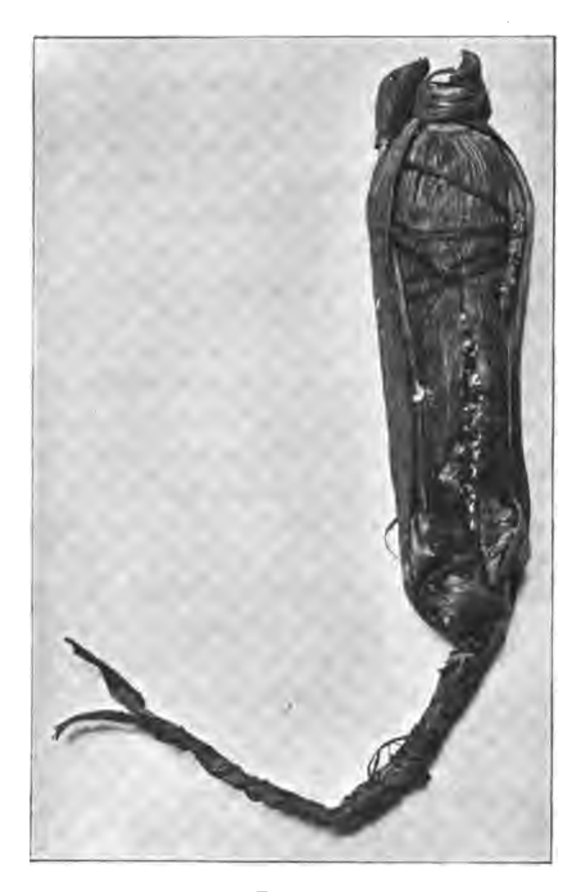


Fig. 10.
Maiskolbenfigur, einen Vierfüssler darstellend.
Berl. Mus. V. B. 5211. $^1/_2$ natürl. Grösse.

Erst als ich mich in die unvermeidliche Lage bequemt hatte, mich auf einem etwa 5 cm hohen Sitzbrette, das man mir sogleich in die Mitte des Hauses brachte, nicht ohne gewisse Anstrengung niederzusetzen, legte sich die erste Furcht etwas. Am ganzen Körper zitternd kamen einige der Kinder, denen ich Perlen hinhielt, näher, um diese in Empfang zu nehmen. Die ganz kleinen Kinder wurden von den Müttern zu demselben Zwecke trotz ihres lauten Geschreis herangezerrt. Man hatte sich schon

5*

auf den Besuch vorbereitet, und so wuchs der Haufen von Beijus, die mir von den Frauen von allen Seiten herbeigebracht wurden, bedenklich. Jeder einzelne musste bezahlt werden, so dass mein kleiner Perlenvorrat, den ich in die Tasche gesteckt hatte, schnell erschöpft war, ohne dass ich allen meinen Verpflichtungen damit gerecht werden konnte. Einen guten Eindruck musste ich aber auf alle Fälle bei diesen Indianern erwecken, da ich darauf angewiesen war, von ihnen Begleiter für die Weiterreise zu erhalten, und so beschloss ich denn, nochmals den weiten Weg zum Hafenplatz zurückzumachen, um neue Perlen und mehr kleine Blechschellen, die vor allem gut gefallen hatten, sowie auch mein Bilderbuch und die Violine zur Unterhaltung der Indianer zu holen. Die neuen Sachen stimmten alle noch vergnügter. Auch hier schlug mein schon häufig angewandtes Mittel, kleine Gegenstände — wie man es in meiner Heimat nennt — »in die Grappel zu werfen« und damit die Jugend für mich zu gewinnen, gut ein. Lustig stürzte sich die ganze kleine braune Schar auf die Hand voll Perlen, die ich weit weg in den weichen Sand geworfen hatte, und das Bild wurde noch vergnüglicher dadurch, dass die Frauen in ihrer Gier nicht widerstehen konnten, sich in grosser Hast mit in den Kreis der Kinder auf die Erde zu werfen, um »mitzugrappeln«. Das Lied »Margareta, Mädchen ohne gleichen« musste nicht nur gespielt, sondern auch gesungen werden. »Maimai« und »mai«, Schildkröte und Tapir, machten in dem grossen Bilderbuch besonderes Vergnügen. Immer näher kam der Kreis der Neugierigen an mich herangekrochen, der ich noch immer auf dem kleinen Sitzbrett in der Mitte des Hauses sass und allmählich die Zähne zusammenbeissen musste, um das durch die für uns Europäer nicht recht geeignete Sitzgelegenheit hervorgerufene Reissen in den Kniegelenken zu überwinden. Denn wollte ich endlich einmal meine Lage verändern und aufstehen, so stob alles erschreckt auseinander und der Häuptling drückte mich wieder sanft an der Schulter auf das Brett nieder.

Zum Schluss blieb für mich noch die schwierige Aufgabe, drei Begleiter für die Weiterreise zu finden. Bis zu den Kamayurá mitzugehen, wurde mir kurzweg abgeschlagen. Diese seien nicht mehr gut auf die Bakairí zu sprechen, seit jene mehrfach bei Gelegenheit der vorhergehenden Expeditionen Weisse durch ihr Gebiet hindurchgeleitet hätten und so die Kamayurá um die Vorteile gebracht hätten, welche aus einer solchen eigentlich ihnen als den Gebietsherren zukommenden Geleitschaft erwachsen. Ich versuchte daher, zunächst bis zu den Auetö Begleiter zu werben und verhandelte auf den Rat des José jetzt mit dem Häuptling wegen der Angelegenheit in aller Form. Ich redete zu ihm auf Portugiesisch — wovon er natürlich kein Wort verstand — und José übersetzte ihm meine Worte ins Bakairí. Es folgte dann eine längere Verhandlung

unter den Männern der Indianer, und endlich fanden sich zwei, schliesslich auch ein dritter bereit, bis zu den Auetö mit uns zu fahren. Ich war nun befriedigt, und so ging wieder derselbe Gänsemarsch den schmalen Indianerpfad zurück zu meinem Lagerplatz. Kaum waren wir angekommen, als ein furchtbarer Regenguss begann. Schnell wurden die Sachen unter die Ochsenhäute geschafft und ich selbst kroch mit einigen der Indianer unter mein grosses Zelttuch, das allerdings nur sehr wenig Schutz gewährte. Obgleich die Indianer stark froren, so waren sie doch nicht zu bewegen, zur Erwärmung einen Schluck Zuckerbranntwein zu trinken. Ein bemalter Indianerjüngling, der neben mir stand, zitterte wie Espenlaub vor Kälte. Seine Arme waren am Oberarm durch eine Baumwollbinde so fest umschnürt, dass sich das Blut stark staute und der ganze Arm bis zu den Fingern dick angeschwollen war. Offensichtlich war der betreffende im Alter der eintretenden Mannbarkeit. Man gab mir als Grund für das Abschnüren des Oberarms an, dass dadurch die Körperkraft des betreffenden erhöht werde.

Eben vor Dunkelwerden gingen die Indianer und mit ihnen auch José und Chico fort, um in den in der Nähe befindlichen leerstehenden Hütten zu übernachten. Nur der Häuptling blieb noch eine zeitlang bei uns und suchte uns vergeblich zu überreden, wegen des Regens mit den andern in den Häusern zu übernachten. Ich hielt es für sicherer, mit André bei unsern Sachen im Lager zu bleiben. Als schliesslich auch unser Häuptling verschwunden war, machten André und ich uns ein grosses Feuer an, um uns etwas zu wärmen und richteten nach Möglichkeit unser nasses Nachtlager her.

12. Mai 1901 (Sonntag).

Schon des Morgens, ehe wir die Sachen zum Aufbruch fertig haben konnten, kam die übliche Abschiedsvisite, Männer, Frauen und Kinder. Zum Abschied wurde uns ein grosser Haufen von Beijus mitgebracht. Ich sass mit zweien der Bakairí in dem einen Boote, während André mit dem dritten Indianer das andere Boot bemannte. Wir verabschiedeten uns von unsern bisherigen Begleitern, die uns zusammen mit den Bewohnern von Maimaieti noch eine zeitlang vom hohen Uferrand aus nachschauten, bis unsere Boote an einer Flussbiegung ihren Augen verschwanden. Unsere Boote waren jetzt viel weniger beladen als früher, und meine jetzigen Piloten wussten besser mit den Cachoeiras Bescheid. So ging denn in den Wasserfällen die Fahrt lustig zwischen den Felsen hindurch, so dass alles im Boote knackte. Leider ging mein treuer Reisegefährte, mein Hund Rusgão, auf dieser Strecke verloren. Wie ich schon gleich vermutete, war er, als ihm das Nebenherlaufen am Ufer bei der jetzt schnelleren Fahrt zu mühsam wurde, wieder zum Lagerplatz umgekehrt. Es war für mich ein um so herberer Verlust, als

dieser Hund gewohnt war, des Nachts direkt unter meiner Hängematte zu schlafen und keinen, auch keinen meiner Begleiter nahe kommen liess.

Da wir alle Hunger hatten, machten wir schon früh auf einer Sandbank Halt, und bald hatten meine Indianer einen grossen Bagadú gefangen, so dass unser Mal gesichert war, zumal die Indianer noch eine grosse »Maimai«, Landschildkröte, mitgebracht hatten. Das Fleisch der letzteren war sehr schmackhaft.

Jetzt, wo von uns fünf Reisegefährten die nackten Indianer die Mehrzahl ausmachten, bekam allmählich unsere ganze Lebensweise einen entsprechend indianischen Charakter. Das Zeug kam für uns beide übrigen eigentlich nur noch als Schutz gegen die Moskitos und die sonstigen Insekten in Betracht, und auch die Mahlzeiten waren, abgesehen von einigem von uns hinzugefügten Reis oder einigen schwarzen Bohnen, einfach indianisch. Da wurden die Fische nur noch zum kleinsten Teile ausgeweidet und auf den geschickt für den Augenblick hergerichteten, dreiseitigen Bratständern ohne weitere Zubereitung gebraten. Ebenso kamen die erbeuteten Affen oder Guatis ohne irgend welche Umstände, so wie sie sind, mit Fell und Geweiden aufs resp. ins Holzfeuer, und noch halb roh riss sich jeder nach Belieben ein Stück von dem leckeren Gericht heraus. Und ehrlich ging es bei der Teilung unter uns fünf Reisegefährten zu, die wir durch das feste Band eines gemeinsamen Reisezieles zu einer kleinen Lebensgemeinschaft vereinigt waren. Gerade das indianische Leben dieser Tage in der freien Natur und ohne die Sorgen und Entbehrungen, die uns in der Folgezeit noch bevor standen, bildet mit die schönsten Erinnerungen meiner ganzen Reise und mithin meines Lebens überhaupt. Endlich hatte ich nach langen Strapazen das erreicht, was mir seit langen Jahren wie ein Traum vorgeschwebt hatte.

Wie überflüssig erschien einem da alles das, was uns die europäische Kultur als Entgelt für die Lossagung von der Natur zu bieten vermag, wie lächerlich musste einem da so vieles in der Erinnerung erscheinen, das sich von dieser andern Perspektive aus in so ganz anderm Lichte präsentierte.

Wir fühlten uns keineswegs als die »verachteten, zurückgebliebenen Wilden«, als welche man vielleicht von hohem Kothurn europäischer Ueberkultur auf uns herabgeblickt hätte, wenn man uns hätte beobachten können. Aber wie lange sollte ich sorgenlos dieses idyllische Leben in freier Natur geniessen dürfen, um dessenwillen ich — wenn ich ganz aufrichtig sein darf — doch im tiefsten Grunde einzig und allein die vielen mühsam überstandenen Strapazen der vorhergehenden Zeit auf mich genommen hatte?

13. Mai 1901.

Schon früh brachen wir am andern Morgen auf. Ich verfolgte von jetzt ab genau unsere Fahrt mit Hilfe von Uhr, Kompass und Karte, und zeichnete danach an jedem Tage die zurückgelegte Flussstrecke auf. Ich sass jetzt bequem in der Mitte des Kanus auf einem meiner grossen Blechkasten und hatte vor mir meinen Violinkasten als Tisch quer über die Ränder des Kanus gelegt.

Gegen Mittag trafen wir zwei Kanus am Strande und auf dem letzteren eine Anzahl Indianer mit ihren Frauen und Kindern, die gerade von einem Fischzug zurückkamen.

Ich konnte mich leicht überzeugen, dass wir es mit Bakairí zu tun hatten, und so war unsere Freundschaft gesichert. Wir landeten, und jetzt gelang es mir endlich, meinen einen Begleiter, den einen der beiden Häuptlinge von Maimaieti, von der Unschädlichkeit meines photographischen Apparates zu überzeugen. Ich liess ihn in den Spiegel sehen und stellte mich selbst vor den Apparat. Als er gesehen hatte, dass die Sache mir keinerlei Schaden getan hatte, ging er mit gutem Beispiel voran, und ich konnte die ganze kleine Gruppe photographieren. Zwei schon ziemlich erwachsene Knaben zitterten vor Angst, als ich ihnen die Hand gab. Die kleinen Blechschellen machten viel Vergnügen. Wieder liess ich die Kinder Perlen »grappeln«. Das meiste Vertrauen erwarb ich, als ich in Gegenwart der ganzen Gesellschaft Waffen und Kleider ablegte und einen Kopfsprung ins Wasser machte. Jetzt war der Karaibe ein Mensch wie sie, und meine Nacktheit kam allen ebenso natürlich vor wie ihre eigene. Noch ehe ich Zeit hatte, meine Kleider wieder anzuziehen, baten sie mich, ihnen mein Bilderbuch zu zeigen. Noch ähnlicher wurde ich meiner Umgebung dadurch, dass ich einen Farbentopf an meinem Arm probiert hatte und das aufgemalte Mereschu- und Uluri-Muster auf keine Weise, auch nicht unter Zuhilfenahme von Sand, der schon lange bei mir die Seife vertreten musste, zu entfernen war. Jetzt musste ich auch noch das Lied »Margareta« auf der Violine spielen, und nicht nur dies, auch dazu singen. Eine Menge geräucherter Fische wurde uns verehrt, wofür wir einige Angelhaken loswurden. Dieses drollige idyllische Zusammentreffen auf dem weissen Ufersand und das lustige Bad, wobei mein Häuptling meinen Kopfsprung mit der Zugabe einer Saltomortale nachmachte, wird immer in meinem Gedächtnisse bleiben. Tage, ja Stunden, wie diese, in freier Natur, unter Menschen, die nicht von der »Kultur« angekränkelt sind, können einem auf einer Reise, wie der meinigen, über die vielen endlosen Schwierigkeiten hinweghelfen. Meine neuen Freunde zogen flussaufwärts, Maimaieti zu. Wir flussabwärts — adiante!!

Unser Nachtquartier war diesmal unter einem Dach aus Palmstroh, das die Bakairí im dichten Walde als Unterkunftshütte angebracht hatten.

Moskitos furchtbar viele, aber auch viele geräucherte Fische! In der Hütte war ein Haufen alter, schon verdorbener Beijus aufgestapelt. Als wir am andern Morgen wieder abfuhren, wurden sie von meinen Indianern durch einen grossen Haufen frischer ersetzt, wie man mir versicherte, für die Rückreise.

14. Mai 1901.

Ueber die Veränderung der Bakairídörfer liess sich folgendes klarstellen. Während das erste Dorf, Maigeri, wie wir schon gesehen haben, noch ungefähr an der alten Stelle wie früher besteht, und zwar auf der linken Flussseite, bei einer der grossen Cachoeiras, nicht allzuweit landeinwärts, bestehen die alten Dörfer, Igueti und Kuyakualiéti, nicht mehr. Die beiden letzteren haben inzwischen das Dorf Maimaieti oder — wie mir auch als Name angegeben wurde — Murika gebildet, das wir schon vorher am rechten Flussufer, etwa eine Legua landeinwärts, kennen gelernt haben.

Die Fahrt ging heute langsam und gemütlich von statten. Die meiste Zeit über stand mein Häuptling vorn in unserm Boot und schoss mit seinen Pfeilen nach Fischen. Er fing mehrere. Er warf Blumen oder Maiskörner ins Wasser und zielte auf sie; kam der Fisch heran, so schnellte er den Pfeil los, und in den meisten Fällen zappelte die Beute durchbohrt an dem Pfeil. Vorsicht ist dabei nötig, damit der Fisch nicht das Pfeilrohr durch sein Zappeln zerbricht, und deshalb wird er sogleich mit einem der vielen im Boote herumliegenden Querhölzer vor den Kopf geschlagen.

Gegen Nachmittag brach plötzlich ein wolkenbruchartiger Regen los, so dass wir eiligst das Ufer aufsuchen mussten, unsere Sachen, so gut es ging, zudeckten und das viele Wasser aus den Kanus schöpften. In diesem Augenblick bog in die Flussbiegung ein Kanu mit zwei Nahukuá ein, die mich, der ich am Ufer stand, sehr misstrauisch betrachteten. Ich rief laut mein »kura karaiba« (»der Fremde ist gut«) und sogleich schwenkte man auf uns zu und machte bei uns Halt. Es waren zwei junge Männer, deren Stimmen etwas auffällig helles hatten. Die sämtlichen Körperhaare bis auf die Kopfhaare, auch Wimpern und Augenbrauen, waren sorgfältig ausgezogen. Im Kanu hatten sie ausser vielen Bogen und Pfeilen zwei Tragkörbe mit Beijus und den Hängematten und einen grossen Fisch, den sie gefangen hatten. Vergeblich hatten sie versucht, ihr hinten im Kanu auf einer Schicht Sand gemachtes Holzfeuer durch Ueberstülpen eines kleinen Tontopfes zu erhalten. Sie zogen flussaufwärts, wie sie mir sagten, zu den Bakairí zum Besuch. Als der Regen nachliess, suchten wir einen passenden Lagerplatz für die Nacht auf; die beiden Nahukuá begleiteten uns. Ich gab ihnen einige Perlen und erhielt dafür ein Stück Beiju und ein Stück Wasserschildkröte. Wir kochten unsere erbeuteten Piranyafische und luden unsere Gäste dazu ein. Auch sie waren nicht dazu zu bewegen, mit uns von unserm Zuckerbranntwein zu trinken, dagegen brachten sie es fertig, von unserm Salzvorrat ganze Hände voll zu verzehren.

15. Mai 1901.

Des Morgens, schon vor Sonnenaufgang, zogen die Nahukuá wieder weiter. Nicht lange nach unserm Aufbruch legten meine Bakairí-Indianer in einer kleinen Bucht an und unser Häuptling ging, ohne mir vorher etwas davon zu sagen, an Land. Wie die andern mir sagten, wollte er zu Fuss zum Dorfe der Nahukuá, um diese von unserer Ankunft zu benachrichtigen. Ich war natürlich um so mehr unzufrieden mit dem eigenmächtigen Handeln meines Gefährten, als ich gehofft hatte, an dem Gebiet des zahlreichen Stammes der Nahukuá vorbeizukommen, ohne dass diese viel davon bemerkten. Jetzt war natürlich davon keine Rede mehr, und überdies erklärten meine Bakairí noch, dass sie mich nicht weiter begleiten könnten, mir aber einige der Nahukuá für die Weiterreise verschaffen wollten. Ich musste also sehen wie ich mit den Nahukuá fertig wurde.

Kurze Zeit später begegnete uns ein Boot mit einem Nahukuá-Häuptling und seinem kleinen, etwa fünfjährigen Sohne. Beide, Vater und Sohn, waren über und über mit Urukú rot bemalt. Der Häuptling sprach gut Kamayurá, und da ich mir die Kamayurá - Wörter des v. d. Steinenschen Reisewerkes unterwegs, wenn ich auf meinem alten Schimmel hinter den Ochsen herritt, eingeprägt hatte, so war unsere Unterhaltung, unser Fragen und Antworten sehr lebhaft. Es war ein Augenblick des Stillebens, dieses Gespräch auf dem klaren Wasser, ein Stilleben, das im schroffen Gegensatz stand zu dem, was sich jetzt ereignen sollte.

Nachdem wir noch eine kurze Strecke gefahren waren, kamen wir zum Hafen der Nahukuá, und notgedrungen musste ich, entgegen meiner ursprünglichen Absicht, landen. Einige Indianer, die am Ufer erschienen waren, verschwanden bald wieder, und so glaubte ich, für diesen Tag einige Ruhe zu haben. André war mit dem einen unserer Kanus zum Fischen ausgefahren, meine drei Bakairí-Indianer waren in das Dorf der Nahukuá gegangen, ich selbst lag des Nachmittags allein gemütlich in meiner oben am Uferrand zwischen zwei Bäumen aufgehängten Hängematte, um unsere Sachen vor Uebergriffen zu bewachen. Plötzlich wurden hinter den Büschen Schritte vernehmbar, und in demselben Augenblick hörte ich mehrere Stimmen durcheinander laut »Nahukuá, Nahukuá« rufen. Ich antwortete mit »kura karaiba« und kroch unter meinem Moskiteiro hervor. Ein kleiner untersetzter nackter Kerl, über und über rot bemalt, sprang auf mich zu, schlug sich mit Gesten auf die Brust und schrie unausgesetzt »kapitão Nahukuá« (»Häuptling der Nahukuá«). Ich musste ihn also als solchen respektieren; er empfing denn auch zwei kleine Messingschalen, während die andern nur eine solche empfingen. Es waren beim ersten Anblick alles unheimliche Gestalten, rot bemalt, mit langen Federn in den Ohren, sehr aufdringlich, doch dabei vergnügt,

ein grosser Kontrast gegen das Benehmen des Indianers, den wir am Morgen in seinem Boote angetroffen hatten. Es wurde immer dunkler, und immer heftigere Versuche wurden von den fünf bis sechs Leuten gemacht, irgend etwas von meinen Gegenständen an sich zu bringen. War ich mit den einen oben im Lager beschäftigt, so machten sich die andern unten bei meinem Boote zu schaffen. Auch als ich, um ihnen etwas mehr Respekt einzuflössen, zu dem Mittel griff, ihnen durch einen Schuss übers Wasser hin die Wirkung meines Revolvers zu demonstrieren, war der Erfolg nur ein sehr vorübergehender. Am besten half noch gegen die unüberwindliche Habgier der Leute ein heftiges »Margareta« auf der Violine mit begleitendem Gesang, aber nichtsdestoweniger wurde es verschiedene Male nötig, ihnen einige Gegenstände mit energischem Ruck aus den Händen zu ziehen. Schliesslich kamen dann auch meine Bakairí und André zurück, und nun hatte ich es etwas leichter. Wir lagerten uns alle am Lagerfeuer, und die Indianer richteten einen von uns gefangenen Fisch her. Der kleine Häuptling gab jedem ein Stück davon, auch uns. Es war schon fast Mitternacht geworden. Um mich wach zu halten, wollte ich mir von unserm Tabak und Maisstroh eine Zigarre machen, doch immer, wenn sie fertig war, wurde sie mir von unsern zudringlichen Gästen abgebettelt. Erst spät verschwanden die Nahukuá einer nach dem andern, leider, wie ich den andern Morgen merkte, mit unserer grossen Axt. Es gab unsäglich viele Moskitos, und so schlief ich in dieser Nacht nur wenig.

16. Mai 1901.

Schon bald nach Morgengrauen rückte die Visite wieder an, noch habgieriger als am gestrigen Tage, doch war im Hellen alles leichter für mich. Als ich im Gebüsch damit beschäftigt war, einige Stücke Wäsche zu trocknen, schwirrte plötzlich dicht vor meinem Gesicht einer jener grossen Pfeile mit Knochenspitze vorbei. Entsetzt sprang ich auf und griff nach meinem Revolver, merkte aber zu meiner grossen Freude, dass der Schuss nicht auf mich gezielt gewesen war, dass vielmehr mein André sich von den Indianern das Pfeilschiessen hatte zeigen lassen und mich im Gebüsch nicht bemerkt hatte.

Schon hatten wir alles zum Aufbruch fertig, als die ganze Masse der Nahukuá-Indianer mit Frauen und Kindern mit lautem Geheul und Gebrüll in unser Lager kam. Sogleich kam mit den seltsamsten Gebärden und Knixen der Häuptling, diesmal ein anderer als am gestrigen Tage, auf mich zu und stellte mir seinen Sohn, einen kräftig gebauten, rot bemalten Jungen, als den zukünftigen Häuptling vor, der besonders mit den üblichen Geschenken zu bevorzugen sei. »kura Nahukuá, Kamayurá kurapa«, (»gut sind die Nahukuá und schlecht die Kamayurá«) rief er dabei unausgesetzt, und die ganze Gesellschaft schwirrte wie in einem Ameisen-

haufen in unserm Lager umher. Die Frauen hatten Beijus und kleine bemalte Kürbisschalen für mich mitgebracht und verkauften sie mir für Perlen, freilich, wenn ich nicht aufpasste, dieselben Gegenstände mehrere Male hintereinander, indem man versuchte, sie mir von hinten wieder fortzunehmen. Ich merkte diese einträgliche Art, die Kaufgeschäfte abzuschliessen, erst dadurch, dass mir von einer Frau eine kleine bemalte Kürbisschale frech zweimal hintereinander verkauft wurde. Unsere Bakairí waren inzwischen schon abgefahren, wieder zurück nach Maimaieti, und so war es schwer für mich und André, unter diesem Bienenschwarm auf alles aufzupassen und dabei zugleich die Abfahrt vorzubereiten. André hatte die beiden Boote zu bewachen und ich mühte mich oben im Lager mit unsern habgierigen Gästen ab. Zum Schluss kam die Begleiterfrage. Ich wollte zwei oder drei von den unheimlichen Gästen als Ruderer mitnehmen, aber es fiel diesen gar nicht ein, uns so ohne weiteres freizulassen. Ohne dass ich es im Augenblicke hindern konnte, hatten André und ich bei unserer Abfahrt jeder drei Männer von den Nahukuá mit in unserm Boot, von denen allerdings der eine bald wieder aussteigen musste, da das Boot Andrés zu sehr überladen war.

Der Besuch vor der Abfahrt vom Nahukuá-Hafen hatte mehr den Eindruck eines geplanten Ueberfalls, als den einer blossen Visite gemacht. Man hatte offenbar beabsichtigt, uns beide mit dem Abschluss der nötigen Kaufgeschäfte zu beschäftigen und währenddessen zu plündern, was zu plündern war. So hatten wir denn auch schon bei unserer Abfahrt starke Verluste zu verzeichnen, unter anderm meine dunkle Schutzbrille, mein grosses Zelttuch und eine kleine Flasche mit Jodoformpulver, die für die Behandlung verschiedener kleiner Beinwunden geradezu unentbehrlich war. Doch glücklicherweise retteten wir noch genug, um die Reise fortsetzen zu können.

Der Tag ging sorgenvoll zu Ende. Immer war das grösste Misstrauen gegen unsere fünf neuen Reisegefährten nötig, von denen wir nur zu gut wussten, dass sie uns nur deshalb in so grosser Zahl begleiteten, um uns bei der ersten besten Gelegenheit in eine Falle zu locken und gehörig auszuplündern. Immerhin flössten ihnen unsere Waffen soweit Respekt ein, dass sie sich durch energische Handgriffe davon abhalten liessen, uns offen unsere Sachen fortzunehmen, aber um so schwerer war es, ihre heimlichen Schliche noch im rechten Moment zu erkennen. Schon bald nach der Abfahrt fuhren unsere Ruderer plötzlich in einen kleinen, tief im Walddickicht versteckt liegenden Nebenbach des Hauptstromes ein, dessen Einmündung überdies noch durch ein offenbar für den Fischfang angelegtes Stakett aus Baumzweigen abgesperrt war, legten hier am Ufer im Waldesdickicht an und suchten mich, was natürlich vergeblich war, zu bewegen, mit einigen von ihnen einem vorgeblich in der Nähe

befindlichen Hühnervogel nachzugehen. Ich glaube, ich hätte meine Boote niemals wieder zu sehen bekommen, wenn ich auf den Verrat hineingefallen wäre. Mittags machten wir eine kleine Pause auf einer Sandbank und erregten grosses Erstaunen bei unsern indianischen Begleitern, als wir einige grosse Fische an den Angeln aus dem Wasser herauszogen. Jetzt kam die Nacht, die unter den gegebenen Verhältnissen vielleicht die gefährlichste war, die wir bisher auf der Reise erlebt hatten. Während André und die Indianer ihre Hängematten im nahen Uferwald aufspannten, blieb ich, um die Boote nicht aus den Augen zu lassen, auf einer Ochsenhaut liegen, die ich über den Uferschlamm in unmittelbarer Nähe der Boote ausgebreitet hatte. Es war eine sehr dunkle Nacht, und bald sollte sich zeigen, dass meine Vorsicht nicht unnötig gewesen war. In jenem Halbschlaf, in dem man derartige unheimliche Nächte zuzubringen sucht, wo äusserste Müdigkeit mit dem Gefühl der grossen Verantwortlichkeit streitet, bemerkte ich, wie ganz leise drei der Nahukuá, darunter der kleine Häuptling, einer hinter dem andern aus dem Gebüsch traten und auf die Boote zugingen. Sie waren sehr enttäuscht, als sie mich wachend fanden, liessen sich aber dadurch nicht abhalten, in das eine Boot zu steigen. Ich sprang vom Boden auf und verhinderte sie zunächst an der Abfahrt. Die Situation war eine sehr peinliche, zumal die Indianer darauf bestanden, das Boot für einen Augenblick nötig zu haben, um ein in der Nähe seinen unheimlichen Klageton von sich gebendes Mutum zu erlegen. Gewalt musste auf alle Weise vermieden werden, denn wer hätte im Ernstfall die Indianer daran hindern können, sich einfach im dichten Urwald auf und davon zu machen, und wie hätten André und ich allein unsere beiden schwer beladenen Boote vorwärts schaffen sollen? So gab ich denn insoweit nach, dass ich ihnen das Boot mitgab, vorher aber alle Gegenstände herausnahm, bis auf meinen grossen Blechkasten, der mit zwei starken Messingschlössern wohl verschlossen war und den ich deshalb sicher glaubte. Kurz nach Morgendämmern kehrten die Indianer mit dem Boot zurück.

17. Mai 1901.

Der kleine Nahukuá drängte sehr zum Aufbruch, und so fuhren wir bald ab. Wir waren erst eine kleine Strecke gerudert, als die Indianer plötzlich dem Ufer zuruderten und drei von ihnen ans Land stiegen, um, wie sie mir sagten, von hier aus zu Fuss zu den Mehinakú zu gehen und diese von unserm Herankommen zu benachrichtigen. André und ich hatten nun in unsern Booten nur noch je einen Indianer bei uns. Mein Begleiter bedeutete mir jetzt, wo die übrigen fort waren, er sei überhaupt nicht, wie ich bisher angenommen hätte, ein Nahukuá sondern ein Kamayurá-Indianer, und Andrés Indianer gab sich als Mehinakú aus. Ich gab natürlich nicht viel auf diese Angaben, aber das erstere schien mir

wenigstens deshalb ganz glaubhaft, weil dieser Indianer derselbe war, den ich schon vor der Ankunft beim Hafen der Nahukuá mit seinem Jungen auf dem Flusse angetroffen hatte und verschiedene Kamayurá-Wörter mit ihm gewechselt hatte. Bald aber sollte mir klar werden, aus welchem Grunde die beiden Indianer ihre Nationalität als Nahukuá verleugneten. Da wir in dem Gebiet, in welchem wir uns jetzt befanden, jederzeit mit Mehinakú-Indianern zusammentreffen konnten, so wollte ich mir schon im voraus einige bunte Perlen und sonstige Kleinigkeiten aus meinem Blechkasten herausholen. Ich fand zu meinem grossen Schrecken die beiden Vorhängeschlösser erbrochen und nachträglich kunstvoll wieder lose zusammengefügt. Jetzt war mir auf einmal die ganze Situation klar. Die drei, welche soeben verschwunden waren, hatten in der Nacht, als sie angeblich das Mutum jagen wollten, meinen Kasten geplündert und waren nun für immer auf und davon. Ich liess sogleich an den Strand rudern. Aengstlich wiederholten unaufhörlich unsere beiden Indianer, dass sie keine Nahukuá seien, dass sie so etwas nicht täten, die Nahukuá seien überhaupt »kurapa«, (»böse«) sie aber und die übrigen Mehinakú und Kamayurá »katu katu katu« (»gut«). Mit banger Vorahnung öffnete ich jetzt meinen Blechkasten. Nur ein Sack mit Perlen war uns geblieben. Alle übrigen Perlen, Spiegel, Angelhaken und die sonstigen Kleinigkeiten waren fort. Der Rest war fein wieder zurechtgepackt, so dass man auf den ersten Blick den Verlust kaum bemerken konnte. Die bisherigen Verluste waren stark. Immer zweifelhafter wurde es mir, ob die Weiterreise mit den wenigen Sachen, die uns noch geblieben waren, glücken würde. Und dazu kam noch die grosse Sorge, wie es José ergehen würde, der mir mit dem Rest meiner Sachen, unter denen sich ein gleich verlockend aussehender Blechkasten befand, vier Wochen später nachfolgen sollte.

Der zahlreiche Stamm der Nahukuá, den wir jetzt im Rücken hatten, hatte sich uns zu Feinden gemacht. Ein Ueberfall bei irgendwelcher Gelegenheit war nicht ausgeschlossen, so dass wir von jetzt ab Waffen und die nötigen Patronen nach Möglichkeit stets bereit halten mussten.

Meine beiden letzten indianischen Begleiter, die plötzlich erklärten, mich nur bis zu den Mehinakú begleiten zu wollen, machte ich mir schnell dadurch gewogen, dass ich dem einen mein langes Nachthemd und dem andern meinen schon etwas defekten Kakirock überreichte. Nur vorwärts! Adiante! Wir kommen so allmählich immer weiter aus dem Bereich der Nahukuá heraus.

Auf der Weiterfahrt fanden wir bald im Sande ganz frische Indianerspuren, die von Trumaí-Indianern oder Mehinakú herrührten.

Die ersteren hatten wieder einmal in letzter Zeit Kämpfe mit den Suyá gehabt. Diese hatten mehrere von ihnen getötet und die übrigen

flussaufwärts bis in das Gebiet der Nahukuá hinein verfolgt. Infolge dieser Ereignisse hatten die Trumaí ihre bisherigen Wohnsitze nicht weit von der Einmündung des Kulisehu in den Schingú verlassen und sich weiter flussaufwärts als die Mehinakú an einem linken Nebenfluss des Kulisehu niedergelassen. Sie standen offenbar mit den Mehinakú in gutem Einvernehmen, aber in der Weise, dass die Mehinakú einen gewissen Einfluss über die Trumaí auszuüben hatten. Meinen indianischen Begleitern war es höchst unheimlich zu Mute, als sie wegen der Fussspuren die Trumaí in nächster Nähe glaubten.

Die Jagd war glücklich. André schoss einen Jakutinga und eine Taube, und ich fing eine ziemlich grosse Wasserschildkröte, als sie eben im Begriff war, ein Loch in den Sand zu machen, um dort ihre Eier abzulegen. Die Zubereitung der Schildkröte war so grausam, dass ich mir fest vornahm, ein andermal ein solches Tier entweder laufen zu lassen oder wenigstens vorher zu töten. Meine Indianer legten das Tier umgekehrt, mit dem Schild nach unten, lebend auf ein grosses Holzfeuer. So musste sich dasselbe allmählich in der Glut zu Tode spatteln, während inzwischen schon das Fett in den Achselhöhlen brodelte. Doch mundete mir ein Stück Fleisch, das mir später mein »Kamayurá« überbrachte, vorzüglich, und ebenso die vielen Eier. Von diesen letzteren habe ich noch gerade eben, wo ich diese Zeilen schreibe — es ist zwei Uhr nach Mitternacht — die letzten verzehrt. Ich muss nämlich Nachtwache halten. Wir beide, André und ich, wechseln uns damit immer nach einigen Stunden ab. Ich hielt diese Vorsicht in diesen Tagen für notwendig. Bei den zahlreichen Moskitos war es allerdings eine wahre Tortur; ich war schon ganz zerfressen, dabei übermüdet von den Anstrengungen des Tages; doch in einer Stunde Ablösung!

18. Mai 1901.

Früh morgens brachen wir auf und ruderten gut, so dass wir noch vor Mittag das Dorf der Mehinakú passierten. Mit Mühe setzte ich durch, dass wir am Hafenplatz vorbeiruderten, da mein »Mehinakú« dort bleiben wollte. Eine kurze Strecke weiter, trafen wir ein Kanu mit einem Mehinakúmann und einem Knaben. »Mehinakú katu, katu, katu», schallte es zu mir herüber, und ich antwortete mein »katu karaiba«. Der Indianer erhielt einige Perlen und ein Glöckchen für den Jungen sowie ein kleines Messer. Ich erhandelte einige Pfeile und einen Bogen, machte eine photographische Aufnahme, spielte »Margareta«, und wir zogen weiter. Für die Essenspause gab ein Affe, mit Fell und Geweiden von den Indianern über dem Feuer gebraten, ein gutes Gericht. Bald hernach bogen unsere Indianer in einen langen Seitenkanal des Flusses ein, um die Krümmungen des letzteren etwas abzuschneiden. Dicht hing das Laub von beiden Seiten über den Kanal, in dem wir ein Mehinakúboot und eine quer verlaufende geflochtene Hecke für den Fischfang antrafen.

Des Nachts spannte ich meine Hängematte dicht bei den Booten auf. Nachtwache hielt ich diesmal nicht für notwendig.

Kaum schlief ich, als mich ein leises »Doktor!« weckte. André rief mich, er vermeinte im dichten Gestrüpp Schritte von Menschen zu hören. Ich sprang schnell auf und legte meine Waffen um, es war aber nichts mehr zu hören. Es war wahrscheinlich nur ein ums Lagerfeuer herumschleichender Jaguar gewesen. Wenigstens schlief ich bald wieder ein.

19. Mai 1901.

Wir ruderten stark, um noch möglichst früh die Aldea der Auetö zu erreichen.

22. Mai 1901.

Inzwischen ist ein Wendepunkt in meiner Reise eingetreten. Gestern mussten André und ich unseren fluchtähnlichen Rückzug antreten. Der Erfolg meiner Reise dahin! Kein Löffel mehr! Nur das allernötigste, um durch saure Arbeit vielleicht noch die Aldea der Bakairí wieder zu erreichen!

Am 19. Mai, nachmittags, waren wir zum Hafen der Auetö gelangt. Ein kleiner, dicht mit Pflanzen bewachsener Kanal führt dahin. Schon beim Aussteigen witterte ich Ungewitter, das uns bevorstand.

Meine beiden indianischen Begleiter meinten, es wäre besser, wenn sie zunächst allein zum Dorfe der Auetö gingen und wir beiden übrigen zunächst bei den Booten blieben. Sie wollten die Auetö veranlassen, zu uns zum Hafen zu kommen. Verdächtig kam es mir gleich anfangs vor, dass sie alle ihre Habseligkeiten, auch ihre Ruder mitnehmen wollten und überdies noch unsere Angelschnur, die ihnen jedoch noch rechtzeitig abgenommen wurde. Als aber dann der vermeintliche Kamayurá mich auch noch um eine eiserne Hacke bat, merkte ich vollends, dass die beiden uns im Stiche lassen wollten und den Auetö nebenbei die nötigen Anweisungen geben würden. Um dem nach Möglichkeit vorzubeugen, entschloss ich mich jetzt, auf alle Fälle selbst mit den beiden Verrätern gemeinsam zum Dorfe der Auetö zu gehen. Ich nahm einige wenige Perlen, hing mein Gewehr über und machte mich auf den schweren Gang. Auch André war sich der gefährlichen Lage, unter diesen Umständen allein bei den Booten zu bleiben, wohl bewusst, und seine ernste, wenngleich gefasste Miene liess mich seine Stimmung wohl erkennen. Der Weg zum Dorfe war lang. Wir kamen an einer Pikeipflanzung vorbei, an einigen leeren Hütten, später an der Mandiokapflanzung der Auetö, und hörten endlich einen Auetö im Walde arbeiten. Mein »Kamayurá« rief den Indianer an, ich rief »katú karaiba«, aber der Braune getraute sich nicht heran. Erst nach langem Rufen und als noch ein zweiter Indianer hinzugekommen war, näherte er sich zögernd. So kamen wir jetzt zu fünf auf dem schmalen Pfade, einer hinter dem andern, auf das Dorf zu. Als

es in Sicht war, kündigte einer der Auetö unser Kommen durch lautes Rufen an, und sogleich entstand dort ein reges Leben. Die sehr zahlreich im Dorfe anwesenden Auetö zeigten mir gegenüber absolut keine Verlegenheit. Ich musste mich auf einem Baumstaum, der vor der Festhütte lag, niedersetzen und verteilte hier zunächst einige Perlen, die mit grosser Gier entgegengenommen wurden. Trotz der übergrossen Habgier waren alle freundlich und vergnügt. Zum Schluss, als ich schon gehen wollte, erschien auch der Häuptling mit Beiju und Pogogetränk für mich. Er machte energisch geltend, dass es Sitte sei, dass Karaiben bei ihrem Besuche Messer und Beile an alle Anwesenden verteilten.

Schon vorher hatte sich mein »Kamayurá« von mir verabschiedet. Er wollte, wie er mir klar machte, die Nacht bei den Auetö bleiben und, da er müde sei, sich schon jetzt zum Schlafen legen. Ihn sowie den vermeintlichen Mehinakú sah ich niemals wieder. Sie werden sich wohl noch denselben Abend aufgemacht haben, um zu den Nahukuá, zu denen sie natürlich in Wahrheit auch gehörten, zurückzukehren. Mit starker Begleiterschaft, diesmal alle mit Pfeilen und Bogen bewaffnet, wurde ich, als ich gehen wollte, zum Hafenplatz zurückgebracht. Ich voran, hinter mir der Häuptling, der ängstlich darauf bedacht war, dass ich genau vor ihm ging und hinterher im Gänsemarsch die lange Kette der übrigen Indianer. Dass schon einige portugiesische Worte in letzter Zeit sogar bis in diese entlegene Gegend gedrungen sind, zeigt der Umstand, dass beim Verlassen des Dorfes eine Frau heimlich an mich herantrat mit den Worten »tabaco — machado«. Den Sinn dieser beiden Worte wird jeder, der den brasilianischen Wald kennt, sich leicht entziffern können.

Ein Glück war es, dass ich vor unserer Ankunft am Hafen einen Ruf ausstiess, den André erkannte und beantwortete. André hatte inzwischen auch angstvolle Stunden durchgemacht. Es waren einige Auetö zu den Booten gekommen, und er hatte nur mit Mühe unsere Sachen vor ihnen retten können. Als er längere Zeit gewartet hatte und ich immer noch nicht zurück kam, hatte er Sorge um das, was mir inzwischen zugestossen sein könnte, bekommen und war mir ein Stück entgegengegangen. Als auch dies erfolglos blieb, war er mutlos zu den Booten zurückgekehrt mit der festen Absicht, die ersten Auetö, die von der Richtung des Dorfes her ohne mich ankommen würden, auf der Stelle niederzuschiessen, da er glaubte, sie hätten mich umgebracht. Hätte André nicht rechtzeitig meine Rufe erkannt, so würde er sicherlich seine Absicht an einigen der Indianer, die mir vorausgeeilt waren, zur Ausführung gebracht haben, was natürlich unser beider sicherer Untergang gewesen wäre.

Bei uns im Lager richtete man sich sogleich häuslich ein. Ein von uns geschossener Jakuvogel musste ihnen zur Zubereitung überlassen wer-

den, obgleich es schon anfing, dunkel zu werden. Jeder riss sich ein Stück Fleisch von dem Vogel ab, wobei einige kleine Jungen, wenn es nicht mit den Fingern gehen wollte, die Zähne mit zur Hilfe nahmen. Schon anfangs merkte ich, dass auch diese Indianer es stark auf unsere Sachen abgesehen hatten, doch ich spielte »Margareta« und passte nach Möglichkeit auf. Endlich spät in der Nacht ergriff jeder ein Stück von unserm Feuerholz, um es im dunkeln Wald als Fackel zu benutzen, und so zogen sie ab. Als sie fort waren, merkte ich zu meinem grossen Schrecken, dass verschiedene Sachen fehlten. Der Deckel unseres Kochtopfes, der Teller, alle Löffel und Gabeln, mit denen wir die Gäste bewirtet hatten, Patronen aus Andrés Ledertasche, alles war fort. Wie sollte es morgen bei dem Transport sämtlicher Sachen durch den Wald werden? Blieb mir überhaupt noch etwas von dem wenigen, was ich noch hatte, für die Kamayurá übrig? Ich erwog schon damals, ob ich die Weiterreise aufgeben sollte, da ich einsah, dass schon das wenige Vor handene nicht ausreichte. Doch bis zum Ziel der Reise war nur noch ein Tag. Adiante! Vorwärts! In dieser Nacht schlief ich, von Gedanken geplagt, nur wenig.

Schon früh morgens (am 20. Mai 1901) waren André und ich tätig, die Sachen zum Tragen einzuteilen. Die Perlen und sonstigen Sachen, die leicht gestohlen werden konnten, mussten André und ich selbst aufladen, ebenso alles, was ganz unentbehrlich war. Bald erschien wieder eine grosse Menge von Auetö-Indianern. Wieder alle auffälligerweise stark mit Pfeilen und Bogen bewaffnet. Wieder versuchte man gleich zu rauben. Der Häuptling hatte Andrés Hut auf dem Kopfe. Hinten heraus sah der Stiel unseres kleinen Wassertopfes, und als ich jenen mit Gewalt vom Kopfe des Häuptlings herunterzog, prasselte eine Menge von bunten Taschentüchern heraus. Unser Teller wurde, weil er weiss war, in fortgeworfener Farinha vergraben. Adiante! Vorwärts! André lud auf, was möglich war, ich selbst mein Gewehr, den photographischen Apparat, den Kasten mit Patronen und drei Säcke Schrot. Die Last war fast unerträglich, zumal da man so bepackt immer im Sturmschritt hinter den Indianern hereilen musste, die versuchten, mit ihren Lasten nach Möglichkeit ausser Sehweite zu kommen. An zwei Stellen war ein ziemlich tiefer Bach mit so schmalen Baumstämmen überbrückt, dass ich vorzog, mit meiner Last durch das Wasser zu laufen. Mittlerweile waren unsere Träger mit den Lasten alle zerstreut. Dass vieles gestohlen sein musste, war sicher, wie viel, konnten wir erst bei unserer Ankunft im Dorfe sehen. Hier wurden die Sachen in die grosse Festhütte gebracht. Nicht lange nachher brachte André mir die Kunde, dass auch unser letzter Sack mit Perlen fehle. Wir hatten fast nichts mehr für die Kamayurá, und so musste ich es aufgeben, weiter als bis zu den Auetö

vorzudringen. Ich liess den Häuptling rufen und besprach mit ihm, dass ich längere Zeit im Dorfe der Auetö verbleiben wolle, dass alle meine Sachen mit der Zeit für die Auetö bestimmt seien. Ich wolle aber meinen Perlensack wieder haben, sonst würde ich sofort umkehren, und die Auetö bekämen nichts mehr. Der Häuptling tat so, als ob er den Versuch machte, die Perlen wieder zu erlangen, schrie von dem zwischen den Häusern befindlichen freien Platze aus nach allen Seiten, doch erfolglos. Die Indianer wurden mit ihren Bitten und in ihren Gebärden immer unverschämter, und als André schlief, wurde ihm fast seine ganze Habe, auch sein grosses Buschmesser, das er neben sich liegen hatte, fortgenommen. Wütend wollte er sogleich mit seinem Gewehr auf die ersten besten Indianer losgehen, und es gelang mir nur dadurch, ihn zu besänftigen, dass ich ihm mein eigenes Messer für die Weiterreise gab. Wieder beschwerte ich mich beim Häuptling darüber, dass unsere Sachen in der Festhütte nicht sicher seien, und so bot er uns sein Haus an. Alles wurde dorthin geschafft, die Hängematten dort aufgeschlagen, wir erhielten Getränk und Beijus, und alles schien besser. Ich hatte meine Sachen dem Häuptling zur Ueberwachung anvertraut und war für einen Augenblick mit André zum Baden nach der nahen Lagune gegangen. Auf der Rückkehr kam ich gerade dazu, als der Häuptling die letzten Stücke meines grossen Wäschesacks an einen Kreis von ihn umstehenden Indianern verteilte. Ich hatte jetzt nur noch das Hemd, das ich auf dem Leibe trug und eine vollständig zerfetzte Hose. Auch die letzten Kleinigkeiten, die ich dort versteckt hatte, waren fort. Jetzt wurde mir klar, dass ein längerer Aufenthalt hier für mich unter den gegebenen Verhältnissen unmöglich war, und ich rief André zu, dass wir am nächsten Tage aufbrechen wollten, um zu den Bakairí zurückzufahren.

Je näher die Nacht kam, um so unheimlicher wurde die Situation. Man suchte uns mehrfach in die Häuser zu locken, und als ich auf den grossen, freien Platz kam, auf dem sich mittlerweile ein reges Leben entwickelt hatte, wurde ich in so auffälliger Weise von allen umringt, die mein Zeug mein Messer, und alles, was ich an hatte, anfassten und bewunderten, dass ich mich schleunigst in das Haus des Häuptlings zurückziehen musste, zumal mich einer der Auetö vorher vor seinen eigenen Stammesgenossen gewarnt und mir klar gemacht hatte, dass sie bei Dunkelwerden auf alle Weise versuchen wollten, auch mein grosses Messer an sich zu bringen. Kurz vor Dunkelwerden versuchte unser Vertrauensmann, der Häuptling, bei dem wir wohnten, unsere Gewehre, die ich unter meiner Hängematte liegen hatte, gegen die Seitenwand des Hauses zu lehnen. Da die Wand aus einzelnen, in Zwischenräumen voneinander stehenden Baumstämmen bestand und man bequem von aussen die Waffen hindurch ziehen konnte,

musste ich natürlich diese Absicht durch sanfte Gewalt vereiteln. So blieben die geladenen Gewehre unter der Hängematte, und ich selbst lag mit Revolver und Buschmesser im Gurte in derselben. Da ich trotz der grössten Müdigkeit nicht schlafen durfte, so hatte ich in der Nacht genügende Gelegenheit, das Nachtleben der Indianer zu beobachten.

Der Grundriss des bienenkorbförmigen Hauses, das nur zum Teil mit Blättern gedeckt war, und zwei sich gegenüberliegende Ausgänge hatte, ist ein Oval. Die Dachkonstruktion ruhte auf zwei grossen Mittelpfosten, an denen zugleich die Hängematten der Bewohner strahlenförmig nach der Wand zu, dicht nebeneinander angebracht waren, und zwar die der Ehepaare meist übereinander.

Der Häuptling hatte mir für meine Hängematte einen Platz dicht neben der seinigen angewiesen. Neben der letzteren war die Hängematte der Häuptlingsfrau angebracht, die ihren niedlichen kleinen Jungen bei sich liegen hatte. Weiterhin kam die Hängematte eines älteren Jungen, dahinter die der Häuptlingstochter, die beim Eintritt der Dunkelheit vergnüglich mit ihren Beinchen mit den Beinen ihres Liebhabers spielte, dessen Hängematte über der ihrigen angebracht war. So pendelten alle Hängematten mit den nackten Insassen hin und her, immer zwischen zweien loderte ein helles Feuer, das von Zeit zu Zeit von den behend aus der Hängematte springenden Indianern angefacht wurde. In der einen Hälfte des Wohnraumes hauste in der geschilderten Weise mit uns zusammen die Familie des Häuptlings, in der andern Hälfte wohnten zwei andere Gruppen in ähnlicher Weise.

Mir machte vorsorglich der Häuptling, als er für einen Augenblick das Haus verlassen wollte und somit die Seinigen meiner Nähe anvertrauen musste, den Vorschlag, mir inzwischen den Penis abzubinden, indem er mir einen Bastfaden brachte und mir an sich selber zeigte, was ich damit machen sollte. Obgleich ich zu allem andern mehr als zum Lachen aufgelegt war, so war diese ganze Situation, wie der kleine Mann immer ganz erregt mit seinem Vorhaben vor mir auf und ab sprang, zu komisch, und unter Lachen verwies ich ihn darauf, für den Karaiben sei so etwas nicht nötig, der habe anstatt dessen Hosen an, worauf er sich zufrieden gab. Die ganze Nacht über war ein reges Leben in dem Hause, und bald ging vor demselben ein Flötenblasen mit vier grossen Flöten und gleichzeitiges Tanzen mit Fussrasseln los, das bis zum Hellwerden andauerte. Nur den Schluss sah ich noch des Morgens, da ich mich des Nachts nicht auf den Platz hinauswagen konnte.

Gegen Morgen (den 21. Mai) schlief ich noch ein wenig, wurde aber bald vom Häuptlinge geweckt. Ich sah voraus, dass ein weiteres Verbleiben in dieser Umgebung unser sicherer Untergang sein würde, und erklärte schon frühzeitig dem Häuptling, dass ich zu den Bakairí zurück

6*

wollte. Er erbot sich, mir Begleitschaft bis dahin mitzugeben. Ich machte noch schnell einige photographische Aufnahmen von den Auetöhäusern und suchte nach Möglichkeit eine kleine ethnographische Sammlung zusammen zu bringen. Zu diesem Zwecke ging ich zunächst mit dem Häuptling in die Festhütte, in welcher oben unter der Decke verschiedene Holz- und Geflechtmasken hingen. Diese Festhütte, welche den Mittelpunkt der Tänze und Gesänge der Männer bildet, unterscheidet sich schon von aussen dadurch von den übrigen Häusern, dass die beiden Eingänge an einer Seite nebeneinander liegen und so niedrig sind, dass man auf allen Vieren hineinkriechen muss. Auch hier ruhte die Konstruktion des bienenkorbförmigen Hauses auf zwei grossen Mittelpfosten. In der Mitte des Innenraumes befand sich am Boden ein dicker, etwa 6 m langer, ausgehöhlter Baumstamm, der mit einem grossen Holzklotz, einer grossen Trommel gleich, geschlagen wird, um bei wichtigen Angelegenheiten die männliche Auetöbevölkerung schnell zusammenzurufen. Hinter der Trommel lagen auf der Erde einige grosse Masken, die ich unter den Umständen ihres Umfangs wegen nicht mitnehmen konnte. Die eine war wie die grossen, schon bekannt gewordenen Bakairímasken. Zwei andere aber wiesen eine ganz neue Form auf, wie bisher nichts ähnliches von den südamerikanischen Indianern bekannt war. Sie bestanden aus dem spiralig aufgewickelten Stamme einer Schlingpflanze und hatten, wenn sie flach auf dem Boden lagen, einen Durchmesser von etwa 3 m. Man zeigte mir, wie die Maske getragen wurde. Der Tänzer nahm das Zentrum dieser sehr elastischen Spirale auf den Kopf, der breite Aussenrand pendelte bei den Tanzbewegungen stark auf und nieder.

Ausserdem befanden sich in der Festhütte eine Anzahl von grossen Rohrpfeifenflöten. Diese durften die Frauen offenbar nicht sehen. Als sich in der Nacht draussen auf dem freien Platze zwischen den Häusern die Tänze unter der dumpfen Begleitung dieser Flöten abspielten, wurden sogleich alle Türen der Wohnhäuser dicht verdeckt. Auch lassen sich wohl aus diesem Gesichtspunkt die niedrigen Türen der Festhütte, durch die man nur mühsam in gebückter Haltung hindurchkriechen kann, erklären.

Nur mit grosser Mühe gelang es mir, wegen einiger jener buntbemalten Gesichtsmasken handelseinig zu werden. Behend kletterten einige kleine Indianerjungen unter den Dachgiebel, um mir die dort aufgehängten Kaufobjekte herunter zu holen. Eine dieser Masken, an der mir wegen der eigenartigen Bemalung hauptsächlich gelegen war, wollte man mir nicht abtreten. Schliesslich jedoch, nach langem Hin- und Herreden, nahm sie der Eigentümer mit in sein Wohnhaus und forderte mich auf, mit ihm zu kommen, um dort das Geschäft abzuschliessen. Obgleich mir dieser Vorgang etwas auffällig erscheinen musste, so wollte ich doch

das Objekt nicht preisgeben und folgte. Im Hause musste ich mich auf ein Sitzbrett niedersetzen, man händigte mir gegen eine entsprechende Gegengabe die Maske aus, aber inzwischen hatte mir eine grosse Anzahl von Indianern die Tür verstellt und ein anderer suchte mir plötzlich halb gewaltsam mein Seitenmesser abzunehmen, auf das man es, wie ich schon am Tage vorher gemerkt hatte, besonders abgesehen hatte. Als ich jedoch in diesem Augenblick aufstand und die eine Hand ruhig auf den Griff meines Revolvers legte, liessen sich die Indianer mit der andern Hand ohne weiteres beiseite schieben, um mir den Ausgang des Hauses frei zu machen. Es wurde jetzt endlich Zeit, mit dem Aufbruch zum Hafen Ernst zu machen.

Wieder musste ich den Indianern das, was ich von meinen Sachen noch hatte, sowie die neu hinzugekommene ethnographische Sammlung zum Tragen übergeben. Nachdem sich alle für diesen feierlichen Transport vorher phantastisch über und über mit Uruku rot bemalt hatten, brach der lange Zug auf. Diesmal ging die ganze Dorfbewohnerschaft zur Begleitung mit. André eröffnete den Zug, und ich ging als letzter mit meinem Gewehr und dem photographischen Apparat dicht hinter dem her, der meinen Patronenkasten trug. Dieser Indianer war derselbe, der mir kurz vorher in dem Wohnhaus das Messer hatte abnehmen wollen und schien mir überhaupt der frechste von allen zu sein. Halb laufend wollte er mir mit seinem Kasten durchaus ausser Sicht kommen, aber ich lief mit meiner Last ebenso schnell hinterher. Er wollte hinter mir gehen, ich liess ihn. Er tat sehr ermüdet und blieb stehen. Ich blieb bei ihm, und so waren wir beide bald von allen übrigen im Walde isoliert. Als wir weiter gingen und ich mich nach ihm umsah, hatte er die Schnur von meinem Patronenkasten schon gelöst. Ich wechselte daher um, nahm selbst den schweren Kasten und gab ihm den photographischen Apparat zum Tragen, aber auch diesen wollte er des kleinen, einem Spiegel ähnlichen Suchers wegen plündern. Ich durfte ihn keinen Moment aus den Augen verlieren, und so kamen wir endlich zu den am Wege befindlichen leeren Hütten. Er ging in eine derselben hinein, die wie alle übrigen zwei sich gegenüber liegende Eingänge hatte. Ich folgte ihm. Wieder versuchte er, mein Messer zu erlangen, und als er dies nicht erreichte, verfiel er auf eine List, die für mich sehr verhängnisvoll hätte werden können. Wir hatten uns eine zeitlang in dem leeren, bienenkorbförmigen Hause aufgehalten, und da im Halbdunkel alles gleich aussah in dem runden, leeren Gebäude, so ging er aus dem zweiten Ausgange, der dem ersten gegenüberlag, wieder hinaus. Zum Glück merkte ich gleich, dass wir uns auf einem ganz andern Wege als vorher befanden und wieder in der Richtung auf das Dorf zugingen, von wo aus wir hergekommen waren. Aber der Weg, den ich für den richtigen hielt und der durchs

hohe Gras führte, wies nur eine frische Fussspur auf. Die vielen Leute, die mit uns das Dorf verlassen hatten, konnten hier unmöglich kurz vorher alle entlanggegangen sein. Schlau wies mich mein Begleiter auf diese keinem Zweifel unterliegende Tatsache hin. Ich hatte den Verrat lange gemerkt, nahm meinem Begleiter auch den photographischen Apparat ab und ging jetzt mit der ganzen Last voraus auf dem Wege, den ich für den richtigen hielt. Wenige Momente darauf blieb der Indianer zurück, wie er mir sagte, um mit andern im Walde zurückgebliebenen uns nachzukommen. Ich lief jetzt möglichst schnell mit der grossen Last dem Hafenplatze zu, wo ich André, der voraus war, treffen musste. Zuletzt war ich bei der grossen Anzahl der kleinen Waldwege nicht mehr sicher, ob ich wirklich auf dem richtigen Wege sei, doch wurde bald, schon dicht beim Hafen, mein Ruf von André beantwortet. Zu meiner grossen Ueberraschung war er allein im Hafen, alle übrigen waren mit ihren Lasten im Walde verschwunden. Es war grosse Vorsicht nötig, denn was hatten die Indianer jetzt weiter mit uns vor? Zum Glück waren sie nicht auf den Gedanken gekommen, uns unsere Boote fortzunehmen. Um für alle Fälle vorbereitet zu sein, stellten wir eine grosse Ochsenhaut als Schanze vor unsern Booten auf und legten alles, was wir an Schusswaffen da hatten, schussbereit dahinter neben den offenen Patronenkasten. Meinen Revolver und Andrés Reiterpistole eingerechnet, hätten wir beide so immerhin elf Schuss bereit gehabt. Nach einiger Zeit kamen einige Indianer mit einer fast leeren Bruaca, den Säcken mit Reis und Bohnen und meinem grossen Wäschesack. Die übrigen verschwanden sogleich wieder, als sie unsere Vorsichtsmassregeln sahen, nur der Häuptling blieb. Ich zeigte diesem jetzt eingehend die Güte meines Revolvers und wollte ihm auch einen Schuss über den Fluss hin vormachen. Aengstlich rief er: »Anité katú, anité katú« (»das ist nicht gut«) und bat mich, es zu unterlassen, und gleich darauf war auch er verschwunden.

So waren André und ich wieder allein. Wir machten uns ein Feuer, kochten uns etwas Reis und warteten auf die Indianer mit den noch fehlenden Sachen. Es wurde immer später. Eine Bruaca mit meinen Konservenkasten und Büchern, mein grosser Blechkasten und die ganze, mit so grosser Mühe angelegte ethnologische Sammlung fehlten noch. André nahm sein Gewehr und wollte in der ersten Wut zum Dorfe zurück, um dort an den Indianern Rache zu nehmen. Ich hielt ihn natürich von seinem unter den Umständen vollkommen kopflosen Unternehmen zurück. Ich hielt für besser, die Sachen im Stiche zu lassen und mit dem wenigen, was wir noch hatten, in aller Eile zu verschwinden, um vor Dunkelwerden diesen dichtbewachsenen, labyrinthartigen Kanal, der uns vom Hauptflusse trennte, zu verlassen. So ruderten wir mit dem einen unserer

beiden Boote ab. Löffel, Teller, alles war fort, nur ein Kochtopf ohne Deckel und drei Zündholzschachteln waren uns geblieben; ausserdem etwas Reis und einige Bohnen, die Hängematten und meine Decke. Das war so ziemlich alles, was uns ausser dem vollständig zerfetzten Zeuge am Körper zum Lebensunterhalt zur Verfügung stand.

Wir ruderten heftig gegen die Strömung an und erlangten vor Dunkelwerden noch einen verhältnismässig guten Lagerplatz. Wegen der vielen Moskitos wollten wir unsere beiden Hängematten untereinander unter meinem Moskitonetz anbringen, doch ein grosses Stück hatten mir die Indianer zum Andenken aus dem Moskiteiro herausgerissen, so dass dieses besser als Moskitofalle zu benutzen gewesen wäre, als zum Schutze gegen diese Bestien. Und ein Lagerfeuer durften wir auch nicht anstecken, um unsern versteckten Winkel den Indianern nicht zu verraten. So suchten wir, von Moskitos zerfressen, vergeblich zu schlafen.

22. Mai 1901.

Früh ruderten wir weiter. Glücklicherweise schoss André einen Jacutinga. Ich hatte furchtbaren Hunger, da ich in den letzten Tagen fast nichts gegessen hatte. Wir verzehrten den Jacutinga mit Reis, natürlich in Ermanglung von etwas anderm mit den Fingern direkt aus dem grossen Kochtopf. Kürbisschalen waren unsere einzigen Becher.

Im Laufe des Tages stakten wir uns mühsam mit einer langen Stange (Singa) gegen die harte Strömung flussaufwärts, ich mit dem Gefühl, den Erfolg langer Arbeit verloren zu haben. Gegen Abend schossen wir eine grosse Riesenschlange. Ich wollte die Haut abziehen, aber trotz aller Anstrengungen konnte ich mit unserm letzten stumpfen Messer die dicke Haut nicht bewältigen. Unser Lagerplatz war diese Nacht auf reinem Sandboden gelegen. Zum ersten Mal seit längerer Zeit konnte ich ruhig einige Stunden hintereinander schlafen.

23. Mai 1901.

O mühevoller Kampf ums Leben! Jetzt haben wir schon mehr als zwei Tage mit aller Kraft gerudert und sind noch nicht an dem Platze angelangt, wo wir die letzte Nacht unserer Fahrt flussabwärts unser Nachtlager hatten. Bald nach unserm Aufbruch, der diesmal etwas später als sonst geschah, schossen wir zwei Jacutinga, von denen wir sogleich einen mit wahrem Heisshunger verzehrten. Mühsam arbeiteten wir uns mit unserm heute schon stark Wasser durchlassenden Kanu weiter, indem wir damit abwechselten, dass einer mit der langen Stange das Boot vorwärtsschob, der andere hinten mit dem Ruder steuerte. Glücklicherweise fanden wir noch eine Nadel, mit der ich meine Hose, die mittlerweile das eine Bein verlor, mit einem Stück Sack flicken konnte. Nachts viele Moskitos, schlechter Schlaf.

24. Mai 1901.

Des Morgens früh, als wir eben unsern Jacutinga mit Reis verzehrt hatten, hörten wir Ruderschläge. Was brachte jetzt ein Boot für uns neues? Ich ergriff rasch mein Gewehr und ging mit André zum Fluss hinab. Zu meiner grossen Ueberraschung waren es zwei Auetö-Indianer mit meinem bei den Auetö zurückgelassenen Boote und mit einem Teil meiner von diesen zurückbehaltenen Gegenstände. Woher dieser plötzliche Umschwung bei den Indianern, die uns überdies noch einen grossen Vorrat an Fischen mitgebracht hatten und sich in jeder Weise beliebt zu machen suchten? Ich glaube, sie hatten bei unserm Verschwinden doch Angst vor Rache bekommen. Wir hatten ihnen nämlich gesagt, im Dorfe der Bakairí seien noch fünf andere Weisse und wir würden wiederkommen. Die uns von den Indianern nachgebrachten Sachen, die ich auf einer in der Nähe befindlichen Sandbank revidierte, waren natürlich schrecklich durchplündert. Aber immerhin waren noch vier Holzmasken und zwei Geflechtsmasken und ein Teil meiner fertig entwickelten photographischen Platten da. Die unentwickelten Platten dagegen waren geöffnet und vollständig durchweicht.

Am wichtigsten war für uns das neue Boot, denn die kleinen Springbrunnen, die unaufhörlich aus dem Boden unseres alten hervorsickerten, wurden immer grösser und hatten uns schon grosse Sorge gemacht. Wir packten daher alle unsere Sachen in das neu angekommene Boot um, und fuhren jetzt in demselben, mit den beiden Indianern zu vieren, wieder weiter. Das alte Boot hatten inzwischen die Indianer versenkt. Da wir beide durch das tagelange angestrengte Rudern erschöpft waren, kamen uns die beiden Indianer, die ich durch grosse Versprechungen für die Weiterfahrt gewann, sehr gelegen.

Nachmittags kamen wir am Gebiet der Mehinakú vorbei. Am Ufer lagen zwei Boote, das eine davon gehörte einem Manne mit zwei Knaben, die Brennholz geholt hatten. Am Ufer war in der üblichen Form ein Bratständer für Fische errichtet, auf dem zahlreiche Fische lagen. Wir landeten einen Augenblick. Mit vieler Mühe erhandelte ich einige Kleinigkeiten. Wir hatten ja fast nichts mehr zum Eintauschen. André zog noch einige bunte Taschentücher aus seinem Rock hervor, und ich hatte noch die schönen Messingschlüssel für die mir von den Indianern erbrochenen Blechkasten und einige grosse Bohnen. Wieder wurden die Leute, die zuerst einen netten Eindruck gemacht hatten, immer habgieriger und aufdringlicher. Ich glaube, auch hier bei den Mehinakú hätten wir, wenn wir längere Zeit dageblieben wären und noch mehr Sachen bei uns gehabt hätten, dasselbe Raubsystem zu erdulden gehabt, wie zuvor. Aus Angst vor den weiter flussaufwärts wohnenden Trumaí-Indianern wollten meine beiden Auetö bei den Mehinakú übernachten, aber ich hielt die

Trumaí-Gefahr für geringer als die, ohne Geschenke länger in dem Gebiet der immer missliebiger werdenden Mehinakú zu verweilen. Zum Schluss beschmierten wir uns vor der Abfahrt nach Indianerbrauch alle gegenseitig mit Uruku. Ich malte dem einen Jungen einen feinen Schmetterling auf den Arm und einen Schnurrbart, wofür mir das Haar rot eingeölt wurde. André sah mit seiner roten Gesichtsbemalung aus wie der Leibhaftige.

Dabei immerfortiges Einladen der Mehinakú zum Dorfe: »kura Mehinakú!« — Dazwischen »kura Auetö« meiner Auetö-Indianer, die ein etwas schlechtes Gewissen hatten, und ihr »kúra« oder »katú« immer damit begründeten, dass sie nicht die Karaiben totschlügen, wie die Trumaí und Suyá es täten. »Kura Auetö« — und sie schüttelten mit dem Kopf und machten eine Bewegung, als wenn einer dem andern das Genick einschlägt, d. h. sie seien gut, denn sie hätten mich nicht umgebracht, wie die Suyá es vor kurzem mit den fünf Nordamerikanern gemacht hätten. Diese letztere Geschichte war mir schon im Tanzhaus der Auetö sehr drastisch dargestellt worden, indem ich mich hinsetzen musste, man an mir herumstreichelte, und mir dann mit einer grossen Ruderstange an mir selbst zeigte, wie die Suyá es mit ihren fünf Opfern gemacht hätten. »Suyá kurapa, Auetö kura.«

25. Mai 1901.

Die Nacht blieb Gottseidank etwas weniger gestört durch Moskitos. Ich schlief gut unter meiner grossen wollenen Decke und war im Traum in Altona in unserm Garten. Nach allen den Strapazen erschien mir jene heimische Umgebung wie nach endloser Zeit wiedergeschenkt. Noch ehe wir am Morgen aufbrachen, holten uns die beiden Mehinakú-Boote ein, die wir schon gestern getroffen hatten, mit zwei Männern und zwei Knaben. Die Leute waren noch habgieriger als gestern, doch ich spielte »Margareta« und sang dazu. Freilich hatte ich nur noch zwei Saiten auf dem Instrument. Nur mit Mühe setzte ich durch, dass meine beiden Auetö mich noch weiter begleiteten. Die Mehinakú-Boote kamen mit uns.

An einer Sandbank machten wir Essenspause und erhandelten hierzu zwei Fische von den Mehinakú. Ein blaues Tuch hatten wir noch, um bezahlen zu können. Es reichte nicht aus. André gab seinen kleinen Ring, den er am Finger hatte, und ich schnitt mir einige Hosenknöpfe herunter, wirklich das letzte, was ich noch zu vergeben hatte. André hatte es eilig, wieder aufzubrechen, aber ich wollte gern noch einige Zeit mit den Mehinakú zusammen sein. Ich lag behaglich mit ihnen im weissen Sande der Sandbank und zog zu ihrer Unterhaltung dem einen Jungen mein Hemd und meine Hosen an, worin er sich natürlich sehr stolz machte zur allgemeinen Heiterkeit. Währenddessen notierte ich noch in aller Eile einige Mehinakú-Wörter, doch als ich zum Fluss sah, war plötzlich mein Boot mit meinen Leuten verschwunden. Was André sich eigent-

lich dabei gedacht hatte, mich in seinem Eigensinn einfach allein auf der Sandbank sitzen zu lassen, weiss ich nicht. Ich rief, aber das Boot war wegen einer Flussbiegung schon ausser Rufweite. So bestieg ich schnell eines der Mehinakú-Boote und liess mich schleunigst von den Indianern meinen Leuten nachrudern. Sobald ich ihnen auf Rufweite nachgekommen war, hielten sie auf mein Geheiss an, und ich fuhr dann nach einigen harten Auseinandersetzungen mit André wieder in meinem eigenen Boote weiter. Die Mehinakú zogen voraus und kamen bald ausser Sicht. Mit André vertrug ich mich bald wieder, er bekam ein Stück Schokolade von mir und verfertigte mir, um sich wieder beliebt zu machen, von dem letzten Stück Tabak, das er noch in seiner Ledertasche fand, eine Zigarre.

Gegen Nachmittag bemerkten meine Auetö - Indianer ein Boot mit Indianern am Ufer. Es konnten hier voraussichtlich nur Mehinakú oder Trumaí sein. Der ältere der beiden Auetö sagte leise »Trumaí kurapa.« Bald darauf kam das Boot näher. In der Tat waren es Trumaí-Indianer, mit denen wir uns jetzt abzufinden hatten. Wir landeten zusammen mit den Indianern, und nach einer photographischen Aufnahme ging ein Tauschgeschäft ganz eigener Art los, denn wir hatten eigentlich wirklich nichts mehr einzutauschen. Der letzte Knopf meiner Hose und hinten der Latz von derselben wurden als wertvolle Objekte abgerissen. Ausserdem musste ich mich entschliessen, meinen Poncho und — mein letztes Taschentuch herzugeben, um noch einige ethnographische Gegenstände zu erhandeln. Es waren zwei Männer und ein Weib mit langen Haaren und ein kleines Kind. Der eine Mann war der Ehegatte, der andere der Bruder der Frau. Der Schmuck bestand schon meistens aus Glasperlen. Das Kind hatte dazwischen einige Affenzähne eingereiht, und der Mann eine Kette aus Fruchtkernen. Die Frau trug, wie die übrigen Frauen am Kulisehu, das kleine Bastdreieck, das Uluri, das der Mann nicht gegen mein letztes Taschentuch eintauschen wollte.

Bald bestiegen wir wieder unsere Boote, und unter dem Klange »Margareta, Mädchen ohne gleichen« fuhren wir weiter, um einen passenden Lagerplatz für die Nacht aufzusuchen, das Boot mit den Trumaí hinterher.

Wir hatten wieder viele Mühe, unsere wenigen Sachen vor Uebergriffen der Indianer zu retten, und beschlossen, die Nacht über abwechselnd wach zu bleiben. So lag ich denn, bis $3^1/_2$ Uhr wachend, in meiner Hängematte und hielt unsere Bohnen für den nächsten Tag unter Feuer. Des Morgens in aller Frühe machte ich noch einige photographische Aufnahmen von den Trumaí. Um die Platten in die Kassetten einzulegen, musste ich trotz der etwas zweifelhaften Umgebung, in der wir uns befanden, mit der roten Lampe und den Platten unter meine grosse wollene Decke

kriechen, die der eine Trumaí-Indianer solange über meinem Kopfe zusammenhalten musste.

Inzwischen hatte man offenbar allgemein Kunde von uns bekommen, denn es kam ein Boot mit Indianern nach dem andern an, und zwar teils mit Mehinakú und teils mit Trumaí. Jetzt, wo eine grössere Anzahl von Indianern um uns herum war, wurden die Leute wieder zudringlicher und ungehalten darüber, dass ich ihnen so gar nichts mitgebracht hatte. Nur die kleinen Scherben einer zerbrochenen Scheibe meiner roten Laterne zum Photographieren konnte ich noch verteilen. Auch mein altes Mittel, die Violine, konnte nicht mehr helfen, ich hatte sie in der Eile in die Hängematte gelegt und mich bald darauf in der allgemeinen Verwirrung daraufgesetzt, so dass sie zerbrach. Wir rafften schleunigst unsere Sachen zusammen und suchten möglichst bald fortzukommen. Eine grosse Anzahl von Indianer-Booten fuhr uns in einer Entfernung von etwa hundert Schritt nach, und dass sie nichts Gutes vorhatten, geht daraus hervor, dass sie alle sofort verschwanden, als wir einen kleinen Vogel am Ufer schossen.

Das war unser Zusammenleben mit den so gefürchteten Trumaí, »die unter Wasser schlafen können und vom Grund des Wassers aus mit Pfeilen auf ihre Feinde zu schiessen pflegen.«

26. Mai 1901 (Sonntag).

Der heutige Tag zeigte uns so recht, wie gross der Verkehr auf dem Fluss auch zwischen den Indianern verschiedener Stämme ist. Zunächst holte uns ein Boot mit zwei Nahukuá und einer Mehinakúfrau ein, die letztere, mit lang herabwallendem Haar und mit schwarzen Strichen und mit Uruku bemalt, kauerte sich verlegen im Boot nieder. Von der Schulter hing ihr an einer Schnur eine leere Patronenhülse herab.

Als wir Halt machten, um ein Bad zu nehmen, kam ein weiteres Kanu mit zwei Mehinakú flussabwärts uns entgegen gefahren. Ein Tontöpfchen und einige Bogen und Pfeile konnte ich noch gegen einige leere Patronenhülsen eintauschen. Gegen Nachmittag kamen wir an einer von den Mehinakú offenbar zum Zwecke des Fischfanges mit Gestrüpp verschlossene Flussmündung vorbeigefahren. Zum Schluss trafen wir gegen Abend noch ein Trumaí-Boot mit zwei Männern und einer Frau. Als wir aneinander vorbeifuhren, tauschte mein einer Auetöindianer einen seiner Pfeile gegen einen Trumaípfeil ein. Dieses Eintauschen von Gegenständen bei Indianern verschiedener Stämme, wenn sie sich auf der Reise begegnen, scheint hier am Kulisehu eine feste Regel zu sein. Dass auch mein Auetöindianer schon häufig diesem Gebrauche nachgekommen war, zeigte der Umstand, dass ein grosser Teil der Pfeile, welche er mit sich führte, nicht Auetöpfeile waren, sondern von den verschiedensten Indianerstämmen der Umgegend herstammten.

Für die Nacht fanden wir einen schönen, ungestörten Lagerplatz. Noch immer trug ich bei mir eine kleine verschlossene Blechbüchse, die mir Herr Wilhelm v. d. Steinen in Berlin vor meiner Abreise noch am Bahnhofe mitgegeben hatte, unter der Bedingung, sie erst zu öffnen, wenn ich am Endziel meiner Reise angelangt sein würde. Jetzt auf der Rückreise durfte ich sie öffnen, und mit grossem Genuss verzehrte ich den nach all den Entbehrungen der letzten Zeit so überraschenden Inhalt — Frankfurter Würste!

Fig. 11. Rohr-Pfeifenflöte der Nahukuá, mit eingeritztem Mereschmuster. Berl. Mus. V. B. 5285 1/4 n. G.

27. Mai 1901.

Indianerbesuche hatten wir heute nicht zu empfangen. Langsam und gleichmässig wurde das Boot von den Indianern weitergestossen, währenddessen ich mich in der Mitte des Bootes abmühte, einige mir von meinen Auetö vorgesungene Gesänge niederzuschreiben.

28. Mai 1901.

Heute sollten wir die verschiedenen Hafenplätze der Nahukuá passieren. Wie werden diese sich uns gegenüber nach den zwischen uns vorgefallenen Misshelligkeiten zeigen? Gegen Nachmittag trafen wir drei Boote mit fünf erwachsenen Nahukuá und einem Knaben. Etwas schüchtern drückten sie sich in ihrem Boot am Lande entlang, und als ich auf sie zufuhr, stiegen sogleich einige der Männer und der Knabe ans Land. Wenn ich auch noch etwas missgestimmt gegen die Leute war, zumal sie eine grosse Anzahl von den mir entwendeten Perlen am Leibe trugen, so rief ich doch mein »kura karaiba«, worauf die Leute beruhigt schienen. Das Erhandeln der für uns nötigen Sachen verlief diesmal einfacher als sonst, denn ich nahm mir einfach einige Gegenstände, darunter eine hübsche Flöte aus ihrem Boote heraus, und zeigte, anstatt eine Gegengabe zu geben, auf die verschiedenen Perlenketten, die sie sich aus den mir entwendeten Perlen hergestellt hatten. Sie zeigten sich auch damit einverstanden. Nur mit dem Herausrücken der Beijus, von denen ich notwendig welche brauchte, ging es schwieriger. Zunächst suchte mich der Eigentümer mit einem kleinen Stück abzufertigen. Als ich es zurückwies, kam ein grösseres, und mit diesem und dem kleinen gab ich mich denn zufrieden und fuhr weiter.

29. Mai 1901.

Um den Nahukuá zu zeigen, dass ich nichts weiter mit ihnen zu tun haben wollte, hatte ich das Nachtlager dicht hinter ihrem Hafenplatz auf der andern Flussseite gewählt. Kurz nach der Abfahrt am frühen

Morgen begegneten wir abermals einem Boot mit Nahukuáindianern, die, offenbar in grosser Angst vor uns, schleunigst am andern Flussufer an uns vorbei ruderten. Der Grund hierfür war leicht ersichtlich, denn der eine von ihnen war mit einem mir gestohlenen Nachthemde wie mit einem langen Priestergewand bekleidet und hatte dasselbe wohl nicht so schnell ablegen können.

Die Indianer kamen offenbar von den Bakairí her, denn der eine schrie fortwährend laut über den Fluss: »José katú, José katú«, womit nur mein dort im letzten Bakairídorf zurückgelassener Begleiter gemeint sein konnte.

Gegen Nachmittag fuhren wir an einem kleinen Stocke vorbei, der von den Indianern ins Wasser gesteckt war, und an dem zwei kleine Fischgebisse aufgehängt waren. Nach den Aeusserungen der Leute kann ich nur vermuten, dass es sich hier um ein Fischerzeichen handelt. Die Fischerei scheint überhaupt bis ins kleinste geregelt zu sein. Während unsere indianischen Begleiter stets anstandslos auf dem Hauptflusse mit uns fischten, so weigerten sie sich stets, wenn wir durch ein fremdes Gebiet fuhren, mit uns zum Zwecke des Fischens in einen Seitenarm einzubiegen. Als ich meinem Auetöindianer einmal bedeutete, in jenem Nebenflusse müsse es doch viele Fische geben, sagte er mit abweisender Miene »Nahukuá parú«, d. h. »das Wasser gehört den Nahukuá«. Er hatte verstanden, ich wollte ihn überreden, mit mir dorthin zu fahren.

30. Mai 1901.

Der Tag brachte nichts neues. Der Mangel an Fleisch und kräftigerer Nahrung machte sich allmählich bei mir fühlbar. Eine Kerbelsuppe, die ich mir in einem kleinen, von den Trumaí erworbenen Tontopfe herrichtete, gab nach der vielen Mühe, die das Bereiten von Suppentafeln oder dergleichen im Walde macht, ein ganz annehmbares Gericht. Aber unsere Farinha war schon halb verschimmelt, und das Rauchen, das sonst am besten den unbefriedigten Magen beschwichtigt, war uns ganz versagt. Der Fluss war seit der Hinreise schon stark gefallen, das Landschaftsbild somit infolge der grossen Sandabhänge ein anderes. Schön war die Fahrt trotz aller Entbehrungen doch. Wenn vor Dunkelwerden unser Boot in aller Stille am Ufersaum dahinfuhr, dann zogen in langen Scharen zwei bei zwei die Arara über den Fluss, rot und blau in der Abendsonne schillernd. Aber mit der kühlen Abendluft kamen auch die Gedanken in mir auf über das, was ich verloren hatte. Was ich gesucht hatte, ein behagliches Leben inmitten der Natursöhne, was seit langen Jahren mein sehnlichster Wunsch gewesen war, das hatte ich nicht gefunden. Uebermässige körperliche Anstrengung und fortwährende Unruhe hatten mir nur wenige genussreiche Augenblicke gegönnt, und jetzt war ich schon wieder auf dem Rückweg. Für das viele, was ich

eingebüsst hatte, brachte ich geringen Ersatz mit, und was das schlimmste war, ich fühlte immer mehr, dass ich nach den überstandenen Anstrengungen nicht mehr im Vollbesitze meiner Körperkraft war.

31. Mai 1901.

Wieder kamen wir an einem Fischerzeichen vorbei, wie das oben erwähnte. An der Spitze des Stockes war jedoch diesmal anstatt der Fischgebisse nur eine Bastschleife befestigt.

Die Nacht über fanden wir Unterkunft in derselben von den Bakairí angelegten Schutzhütte, die wir schon auf der Hinreise benutzt hatten, und fanden hier glücklicherweise noch einige, wenn auch stark verschimmelte Beijus vor, die uns trotz alledem gut mundeten. Als Zutat hatte ich vorher eine grosse Wasserschildkröte gefangen, die mir zum Andenken an den Fang den einen Fingernagel blau biss, als ich sie trotz der Warnungen meines André zärtlich über den Kopf streichelte. Natürlich brachte André es vor Lachen kaum fertig, mir dabei behilflich zu sein, das fest an meinem Finger hängende Tier mit Hilfe des Buschmessers loszulösen.

Schildkröte, verschimmelte Farinha und Fisch waren für meinen geschwächten Magen mit der Zeit etwas zuviel geworden, so dass ich mich in der Nacht sehr krank fühlte. Ueberdies hielten mich die Gedanken über mein missglücktes Unternehmen zunächst fern von der Hängematte. Ich ging am Strande in der mondhellen Nacht auf und nieder. Morgen sollten wir nun nach der beschwerlichen Fahrt in dem Dorfe der Bakairí ankommen, wo ich ja noch einen Teil meiner Vorräte als Reserve zurückgelassen hatte.

1. Juni 1901.

Schon bald nach dem Aufbruch trafen wir ein Bakairíboot und darin meinen Begleiter Chico, und bald ein zweites Boot mit weiteren Bekannten aus dem letzten Bakairídorf. Es war ein Glück für uns, dass wir auf diese Weise unser schwer beladenes Boot noch vor den Cachoeiras, die uns jetzt wieder bevorstanden, entlasten konnten, und ausserdem verstanden die Bakairí viel besser mit diesem schwierigen Teil der Fahrt fertig zu werden als die Auetö. Mit den langen Stangen stiessen sie die Boote die brausenden Cachoeiras aufwärts. Geriet das Boot im Steingewirr fest, so sprang der vordere der Indianer heraus und leitete es, zwischen den Steinen watend, kunstgerecht hindurch. Zwei Bootüberreste in der einen Cachoeira verrieten nur zu deutlich, dass die schwierige Fahrt selbst diesen besten Kennern nicht immer glückt.

Als wir nach kurzer Zeit in dem Bakairí-Hafen ankamen, liess ich André und die beiden Auetö hier zurück und ging selbst mit den Bakairí zum Dorfe, um meinen nunmehr hier geplanten Aufenthalt vorzubereiten und nach dem Bestand meiner dort zurückgelassenen Vorräte zu sehen.

Wenn auch die Gegenstände, namentlich was die eisernen Geräte anlangt, inzwischen etwas von den Indianern revidiert worden waren, so hatte man mir doch einen für einen längeren Aufenthalt hinreichenden Bestand gelassen und, vor allem, man nahm mich überaus freundlich als einen alten Bekannten auf und lud mich ein, längere Zeit im Dorfe zu bleiben. Da meine Vorräte und vor allem auch, infolge der übergrossen Strapazen der letzten Wochen, meine Körperkräfte zu sehr erschöpft waren, um einen weiteren Vorstoss von den Bakairí aus zu andern Stämmen zu unternehmen, so beschloss ich, zunächst so lange wie irgend möglich unter diesen friedlichen Leuten im Dorfe zu bleiben, wo mir eine gute Aufnahme von vornherein gesichert war.

Da José zur Zeit meiner Ankunft gerade zur Jagd ausgegangen war, so musste ich den Transport meiner wenigen, von der Reise mitgebrachten Sachen auf den nächsten Tag verschieben und ging deshalb des Abends noch wieder zum Hafen zurück, um dort mit meiner alten Reisegesellschaft zusammen zu übernachten.

Wenn ich auch in meiner gegenwärtigen Lage mit dem Befund des Zufluchtsortes bei den Bakairí, den ich mir hier zur Reserve, unter Zurücklassung von José und Chico mit einem Teile der Vorräte, geschaffen hatte, im grossen und ganzen zufrieden sein konnte, so wurde mir doch das eine gleich bei meiner Ankunft klar, dass José mir nicht zur verabredeten Zeit mit den Vorräten zum oberen Kulisehu nachgekommen sein würde. Wäre es mir geglückt, einen längeren Aufenthalt bei den Auetö durchzusetzen, so wäre ich auf alle Fälle vollständig darauf angewiesen gewesen, dass José mir nach der verabredeten Zeit von vier Wochen mit meinen Vorräten nachgekommen wäre. Ich hatte deshalb die Rückreise nach Möglichkeit beschleunigt, um wieder bei den Bakairí zurück zu sein, bevor José von hier aus aufbrach, und war auch einen Tag vor dem für Josés Abreise festgesetzten Termin angekommen. Meine plötzliche Rückkehr kam nun zum mindesten sehr überraschend, denn man hatte zum bevorstehenden Aufbruch gar keine Vorbereitungen getroffen. José und Chico hatten sich im Dorfe unter ihren Verwandten resp. Schwägern mit Hilfe der ihnen von mir überwiesenen Vorräte sehr häuslich eingerichtet, und Chico war überdies vor zwei Tagen mit einer Dorfschönen nach Indianerbrauch eine Heirat eingegangen. Von einer baldigen Abreise war nichts zu merken, was mir übrigens unter den Verhältnissen jetzt gleichgültig sein konnte.

So sehr ich mich nach den überstandenen Anstregungen des Nachts nach Ruhe sehnte, so war doch an keinen ruhigen Schlaf zu denken. Kaum war ich eingeschlafen, als drei Bakairí, die von einem Fischzuge zurückkehrten, landeten und sich zunächst an unserm Lagerfeuer erwärmten. Sie schenkten uns einen Fisch, einen andern kaufte ich, es

wurde sogleich ein Teil der Beute gebraten und ein allgemeiner Schmaus abgehalten. Mittlerweile wurde es Morgen und in langem Zuge erschienen die Dorfbewohner in unserm Lager.

2. Juni 1901.

Gleich morgens liess ich meine Sachen zum Dorfe bringen, wo man mir und André in dem einen der vier grossen Häuser neben den Hängematten der Häuptlingsfamilie einen Platz dafür, sowie zum Anbringen unserer Hängematten anwies. José und Chico hatten sich in einem der andern Häuser niedergelassen, und weil in diesem mehr Platz war, so hatten wir dort unsere Herdstelle.

Meine beiden Auetö-Indianer begleiteten mich noch bis zum Dorfe. Aber schon gleich vom ersten Momente ihres Zusammenseins mit den Bakairí wurden sie sehr schweigsam und zurückhaltend. Einmal hatten sie offenbar Furcht davor, dass ihnen irgend etwas wegen der schlechten Behandlung, die uns von seiten ihrer Landsleute widerfahren war, geschehen könnte, und anderseits waren sie sehr enttäuscht, als sie merkten, dass wir bei den Bakairí keineswegs solche Schätze liegen hatten, wie wir ihnen seinerzeit fälschlich vorgespiegelt hatten, um unser Loskommen aus dem Dorfe der Auetö zu ermöglichen. Vergebens versuchte ich, die beiden, als sie in dem Häuptlingshause der Bakairí halb ingrimmig und halb verlegen an die Wand gedrückt dastanden und allerhand Neckereien der Bakairí-Jugend über sich ergehen lassen mussten, durch zwei Beile und ein Messer für die mir geleisteten Dienste zufrieden zu stellen. Sie fühlten sich offenbar blamiert vor ihren Landsleuten, von denen sie uns nachgeschickt waren, um ihnen unsere weiteren Schätze sicher zuzuführen. Hierzu kam vor allem die überaus rücksichtslose Art, mit der die Bakairí ihre urucuroten Gäste behandelten. Ein Stück Fisch, das diese noch im Boote hatten, wurde ihnen sofort weggegessen. Blieben sie auf der Fahrt durch die Stromschnellen zurück, so erfolgte ein kreischendes Gelächter aus den vorauseilenden Bakairí-Booten und, wie schon erwähnt, wurden die beiden Fremden im Bakairíhause andauernd von der schon erwachsenen Bakairí-Jugend geneckt, indem diese versuchten, ihnen heimlich von hinten die wenigen Bogen und Pfeile, die sie für die lange Rückreise notwendig brauchten, zu entziehen, und dann lachend davonstoben, wenn die beiden versuchten, ihre Habe zu verteidigen.

Da ich noch sehr ermüdet war, so wurde mir zuerst die rastlose Tätigkeit inmitten der etwa 45 Bewohner des Dorfes sehr schwer. Es machte diesen vor allem viel Vergnügen, wenn ich ihnen mit Hilfe der v. d. Steinenschen Bücher einen grossen Teil der Worte ihrer Sprache vorsagen konnte. Des Nachmittags wurden auf dem freien Platz zwischen den vier grossen Häusern Schiessübungen mit Kinderpfeilen veranstaltet, wobei mein erster, nicht ganz kunstgerecht ausgeführter Versuch einige

Heiterkeit hervorbrachte. Vor allem mussten auch jetzt wieder häufig die beiden, schon von meiner Hinreise her bekannten Lieder »Margareta« und »Darapi« oder »Das Lied vom André«, wie sie das Lied »Schöne Wirtshäusle, ja die hab i an dre an der Zahl« wegen des Anklangs der Worte »an dre« an den Namen meines Begleiters André nannten, gesungen werden.

In dieser Nacht hoffte ich endlich einmal wieder ruhig schlafen zu können, aber kaum lag ich des Abends in der Hängematte, als zwei Tänzer johlend, stampfend und singend eintraten und nach einiger Zeit wieder aus der kleinen Tür verschwanden, um in einem der andern Häuser Gesang und Tanz fortzusetzen.[1] Alle paar Minuten traten die Tänzer unter einem schrillen »kó kohohoho-hohó«, welches die Stimme eines Vogels nachbilden soll, und unter den Gebärden des betreffenden Vogels ein, stampften einige Minuten unter zweistimmigen Gesängen, die gleichzeitig ausgeführten Wechselgesängen glichen, und verschwanden wieder mit demselben kó kohohohohohó. Zog ich mir meine grosse wollene Decke über den Kopf, um möglichst wenig zu hören, so kamen die jungen Sänger im Uebermut nur um so dichter an meine Hängematte heran, und um so schriller wurde durch das durchdringende kó kohohohohó auf ihre Anwesenheit hingewiesen. An Schlaf war dabei nicht zu denken, und so ging ich hinaus auf den freien Platz zwischen den Häusern, wo eine Anzahl Indianer im Gespräch und rauchend um ein Feuer herumsassen. Behaglich wanderte die lange, von aromatischem grünen Blatte als Deckblatt umwickelte Zigarre von Mund zu Mund, und auch, als ich mir eine grosse Maisstrohzigarre gedreht hatte, wurde sie mir eine Zeit-



Fig. 13. Hüftschnur der Bakairí-männer, aus Baumwolle. Berl. Mus. V. B. 5189.

Fig. 12. Bogen und Pfeil der Bakairí. 1/14 n. G.

[1] Vgl. Globus Bd. 82, No. 2, S. 45.

Fig. 14. Grabholz der Bakairí. Berl. Mus. V. B. 5203. 1/6 n. G.

lang von meinen Nachbarn fortgenommen, um im Kreise von Mund zu Mund herumzugehen und zum Schlusse wieder an mich zurück zu gelangen. Mittlerweile schrieb ich mir einen der während der Nacht gesungenen Gesänge auf und wurde bald selbst zum Bakairí, indem man mein Hemd mit einer Hüftschnur vertauschte. Der mir angetragenen Körperbemalung entging ich noch dadurch, dass ich sie auf den kommenden Tag verschob. Zum Schlusse wurden vergnügte Ringkämpfe veranstaltet, an denen zum grossen Vergnügen der Indianer auch ich teilnahm und glücklicherweise trotz der grossen Gelenkigkeit, mit der meine Partner versuchten, Beine und Kniekehlen zu umfassen, nicht besiegt wurde. Es gelang einem jungen Bakairí, mich durch einen geschickten Beingriff zu Fall zu bringen, aber ein grosser Kopfschuss seinerseits liess ihn unter dem Gelächter der Zuschauer zu unterst liegen.

3. Juni 1901.

Gleich morgens begleitete ich eine Familie zur Mandiokapflanzung, um zuzusehen, wie die Mandiokaknolle geerntet wird. Mann und Frau gingen gemeinsam mit ihren Kindern zu dem in einiger Entfernung liegenden Teile der Anpflanzung der ihnen persönlich gehörte. Als sie an der Stelle angekommen waren, wo die Mandiokastaude geeignete Knollen aufzuweisen hatte, übergab die Frau ihr kleines Kind, das sie bisher auf dem Arme getragen hatte, ihrem Manne, entfernte mit den Fingern und mit einem an beiden Enden zugespitzten kleinen Stocke die Erde an den Knollen einiger Pflanzen und hob dann die letzteren aus dem Boden heraus. Das Zweigwerk wurde oberhalb der Knolle abgeschnitten und einige aus demselben abgebrochene Stecklinge sogleich wieder an der Stelle, wo die Pflanze fortgenommen war, eingesteckt, um von neuem Knollen zu erzeugen.

Auf dem Gange durch die grossen, von Mandioka bewachsenen Anpflanzungen kamen wir auch an eine Stelle, an welcher einige Stauden der Mandioka mansa angepflanzt waren, die die Bakairí von ihren Stammesbrüdern am Paranatinga erhalten hatten, und auf die sie mich mehrfach mit besonderem Stolze aufmerksam machten. Auch sah man hier und da zwischen der Mandioka einige Büschel von Maispflanzen stehen. Aber die geringe Anzahl dieser Maispflanzen lässt deutlich erkennen, eine wie geringe Bedeutung dem Maisbau im wirtschaftlichen Leben dieser Indianer zuzuschreiben ist.

Als ich zu den Häusern zurückkam, zogen wieder die Tänzer wie am Abend vorher und während der Nacht hindurch zu zweien oder zu dreien von Haus zu Haus. Wie man mir sagte, enthalten die jetzt gesungenen Worte eine Aufforderung, sich auf den Beginn der bevorstehenden Arbeit gefasst zu machen. Es war namentlich die unverheiratete männliche Bevölkerung, die Jünglinge und Knaben, die teilnahmen, und sich bald, indem sie alle einander einhakten, zu einer geschlossenen Reihe gruppierten. So zogen sie singend vor die einzelnen Häuser und liessen in gebückter Haltung mit zum Empfang von Gaben vorgestreckten Händen den seinerzeit im »Globus« von mir schon veröffentlichten Huganotilegesang ertönen. Es wird darin im wesentlichen auf die grossen Ansprüche der die Jünglingsschaft zur Arbeit Aussendenden und dabei auf die Verdienste der Jünglingsschaft hingewiesen und mit Bezug hierauf der aus in Wasser gelösten Mandiokafladen bestehende Mandiokabrei erbeten. In Kürbisschalen reichten die Frauen den Sängern das Getränk aus den Häusern heraus.

Hiernach zog die ganze Schar wieder singend in den Wald hinaus zum Arbeitsplatz. Es war in diesem speziellen Falle der Hauptmedizinmann des Dorfes, für den ein Stück Land gerodet werden sollte, und somit war dieser ebensowohl Leiter des Unternehmens, wie Hauptveranstalter der mit der Arbeit in unmittelbarer Verbindung stehenden Festlichkeiten, und in dieser seiner Eigenschaft tanzte er lange auf dem Wege zwischen dem Dorfe und der Waldung umher.

Leider hatte ich für heute noch zu viel an meinen Sachen zu ordnen, um mit auf den Arbeitsplatz im Walde hinauszugehen. Dafür aber gelang es mir am Nachmittage, als noch die Indianer im Walde waren, den ältesten Mann im Dorfe, der mir von José als der geeignetste hierfür bezeichnet wurde, durch Geschenke zu bewegen, mit mir einen Rundgang durch die Häuser vorzunehmen und mir bei jeder der aufgehängten Hängematten den Namen des Besitzers und nach Möglichkeit sein Verwandtschaftsverhältnis zu den andern anzugeben.

Gegen Abend verbrachte ich noch einige gemütliche Stunden unter den Indianern des einen der Nachbarhäuser. Baruní, der Alte, der mir die Namen der Indianer genannt hatte, sass neben mir und versuchte, mir die Worte für die ersten Bakairízahlen beizubringen und dafür seinerseits die entsprechenden portugiesischen Worte zu lernen.

Ein Halbkreis von vergnügten Indianern umgab uns und sah meinen Bleistiftzeichnungen zu, die ich ihnen in meinem Notizbuche vormachte. Sie verewigten sich dafür ihrerseits mit schönen Tierzeichnungen in meinem Notizbuche.[1]

---

[1] Das Nähere siehe unten im Kapitel: Zur Ornamentik im Schingú-Quellgebiet.

7*

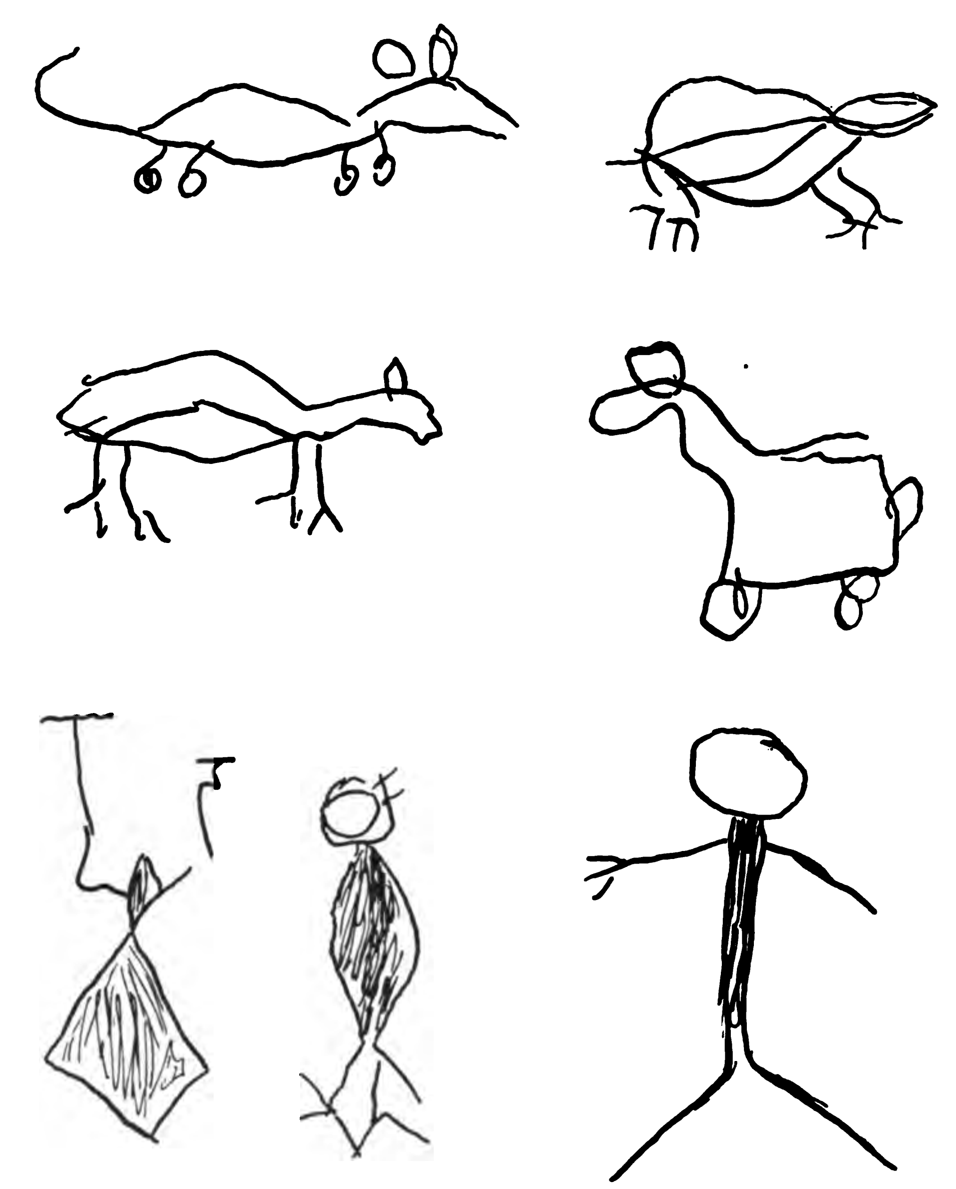


Fig. 15. Bleistiftzeichnungen der Bakairí.
$^1/_1$ natürl. Grösse.

4. Juni 1901.

Schon bald nach meiner Ankunft im Dorfe hatte sich ein kleiner, etwa zehnjähriger Indianerjunge, Namens Yéiga, besonders anhänglich mir gegenüber gezeigt, und es hatte sich ohne weitere Abmachungen ein derartiges Verhältnis zwischen uns herausgebildet, dass er mir in jeder Weise durch kleine persönliche Dienstleistungen behilflich und vor allem auch als Wegweiser in der Umgegend des Dorfes von grossem Nutzen war, wofür er von mir bei der Verteilung von Geschenken vor den andern bevorzugt wurde. Auch am heutigen Morgen, als sich die ganze männliche Bevölkerung wie am gestrigen Tage unter den üblichen Gesängen

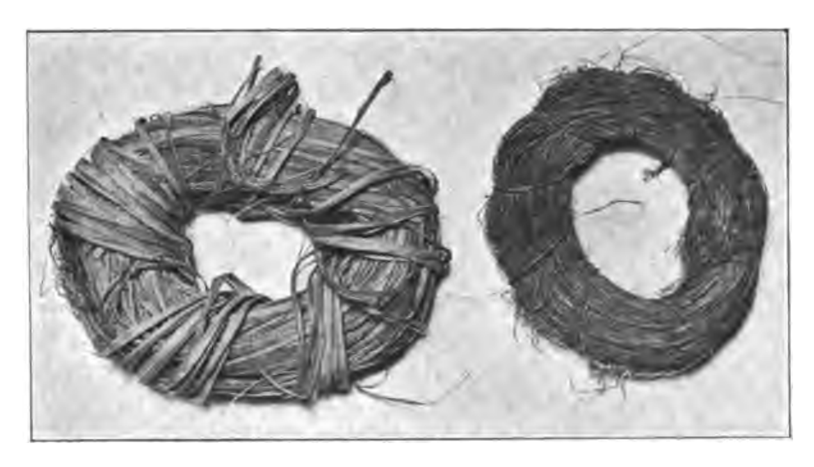


Fig. 16. Kopfringe als Unterlage für die auf dem Kopfe zu tragenden Lasten. Berl. Mus. V. B. 5212 u. 5213. 1/3 n. G.

in den Wald zum Arbeitsplatz begeben hatte, blieb er bei mir im Dorfe zurück, um mich hernach zur Waldrodung zu führen.

Ein kleiner, schmaler, mehrfach gewundener Indianerpfad führte durch den Wald zunächst an einen kleinen Wasserlauf mit klarem, fliessendem Wasser, von wo aus die Indianerfrauen ihren Haushalt mit dem nötigen Wasser versorgten. Da der Weg an mehreren Stellen morastig war, so waren lange Stangen in der Längsrichtung hingelegt, die allerdings so dünn waren, dass nur die Indianer darauf zu balanzieren vermochten. Die Indianerfrauen legten den Weg zu dieser Wasserstelle immer unter männlicher Bedeckung zurück. Waren sie am Wasser angekommen, so nahmen sie erst ein erfrischendes Bad und füllten sodann ihre Kürbisgefässe, die sie auf dem Kopfe in langem Gänsemarsche zu den Häusern zurücktrugen.

Auch wir beide nahmen zunächst ein Bad und gingen dann weiter ein Stück durch den dichten Urwald. In fortwährenden Windungen und

Krümmungen, die durch einen umgefallenen Baum oder sonstige Hemmnisse verursacht waren, führte uns der Weg zunächst an eine kleine Lichtung, wo eine Anzahl von Indianern, und zwar zumeist die Familienväter, damit beschäftigt war, aus dem beim Roden niedergebrochenen Holze gleich an Ort und Stelle allerhand Gebrauchsgegenstände herzustellen. Der eine verfertigte einen Bogen, der andere einige Beijuwender oder Grabhölzer, ein anderer versah eine eiserne Axt mit einem hölzernen Stiele, ein jeder machte das, wozu das zur Verfügung stehende Holz gerade geeignet erschien und wofür Bedarf vorhanden war. Ein grosser Teil der am Arbeitsplatze hergestellten Gegenstände war diesmal für mich bestimmt und wurde mir hernach, nachdem alles nach den Regeln der Kunst bemalt worden war, gegen Perlen oder dergleichen verhandelt.

Ein Stück weiter kamen wir zu der beim Waldroden beschäftigten Jünglingsschaft. Alles war lustig und vergnügt, wie bei einem grossen Feste. Die kleinen Jungen, die schon vorher kräftig beim Huganotile-Gesang mitgesungen hatten, hieben mit ihren kleinen Beilen das Unterholz fort oder schlugen die schwächeren Bäume an, während die erwachsene Jugend die grösseren Bäume bearbeitete. Dass bei der ganzen Arbeit nach einem ganz bestimmten Plane vorgegangen wurde, merkte ich erst, als ich mich selbst mit einer Axt an einen grösseren Baum heranmachte, um ihn zu fällen. Man liess mich eine Zeitlang gewähren, bis die Kerbe in dem Stamm so gross wurde, dass der Baum zu fallen drohte. Dann aber kamen verschiedene Indianer auf mich zu und gaben mir höflich, aber in einiger Erregung zu verstehen, dass ich ihnen die Sache nicht richtig machte und nicht weiter schlagen sollte. Als ich die Axt einem der Indianer zurückgegeben hatte, war dieser eifrigst bemüht, durch einige Schläge gegen den Baum den Verlauf der eingeschlagenen Kerbe zu verändern. Inzwischen nahm ich mein Hemd, das ich bei der Arbeit der grossen Hitze wegen abgelegt hatte, einem Indianer, der es inzwischen angezogen hatte, wieder ab und sah nunmehr als blosser Zuschauer der Arbeit zu. Die Bäume wurden alle nur angeschlagen, und zwar so, dass sie nach einer ganz bestimmten Richtung fallen mussten, in welcher sie wieder andere Bäume mit sich rissen. Mit einem besonders grossen Baume, der am Anfang der zu fällenden Baumgruppe stand, hatte sich inzwischen der Häuptling selbst abgemüht, und dieser Baum wurde, als die übrigen Bäume alle mit Kerben versehen waren, ganz umgeschlagen. Kurz zuvor wichen alle Arbeiter vom Platze zurück, und mit einem ungeheuren Krachen stürzte der ganze Waldteil auf einmal in sich zusammen. Der grosse Baum hatte im Fallen die zunächststehenden Bäume mit sich gerissen, diese wieder weitere und so fort, so dass wie bei einem Windbruch auf einmal eine grosse Lichtung entstanden war. Unter geschickter Ausnutzung der Naturkräfte wusste man somit der Unzulänglichkeit der

Werkzeuge, die bis vor kurzem noch ausschliesslich aus kleinen Steinbeilen bestanden hatten, nachzuhelfen.

Damit war nach einer etwa sechs- bis siebenstündigen Arbeitszeit die Arbeit für heute beendet, und die Indianer zogen insgesamt singend zu der Wasserstelle, wo wir alle ein erfrischendes Bad nahmen. Abermals vereinigten sich dann die Jünglinge und Knaben zu einem geschlossenen Zuge und traten so den Heimweg zum Dorfe an. Schrille Schreie: »kó kohohohohohó« machten schon von weitem ihr Herannahen bemerkbar. Dann folgte wieder, in dumpfer Stimme vorgetragen, der Huganòtile-Gesang in derselben Melodie wie beim Auszug zur Arbeit, aber diesmal mit andern Worten. Der Gesang setzte sich vor den Eingängen der Häuser fort, und durch ihn wurden in ziemlich dringlicher Weise Lebensmittel als Entgelt für die geleistete Arbeit von den Frauen verlangt. Von jedem Hausstande aus wurde jedem Sänger an diesem Tage ein Stück Beijus mit etwas Fisch und einigen Bohnen darauf herausgereicht. An andern Tagen gab es bei dieser Gelegenheit nur Beijus.

5. Juni 1901.

Des Morgens ging ich wieder mit den Indianern zum Arbeitsplatz im Walde, um dem Abschluss dieser Arbeit zuzusehen, fühlte mich aber bald so elend, dass ich wieder zum Dorfe zurückkehren musste. Ich fühlte ein starkes Fieber in mir, das ich zunächst auf die vielen offenen, stark eiternden Stellen an meinen Beinen und Füssen zurückführte, die infolge der grossen Strapazen in den letzten Wochen einen immer bedenklicheren Charakter bekommen hatten. Auf der fluchtartigen Rückkehr von den Auetö war jede Rücksichtnahme auf den Körper ausgeschlossen gewesen. Durch das häufige Waten in tiefem Schlamm, das Reissen des Dornengestrüpps und das ewige Nass- und wieder Trockenwerden während der Fahrt in dem lecken Kanu waren so manche kleine, an sich unbedeutende Hautabschürfungen oder durch Insektenstiche entstandene Entzündungen, anstatt zu heilen, immer grösser und hartnäckiger geworden. Hierzu hatte noch der zerfetzte Zustand meiner Kleidung beigetragen, durch den grosse Teile des Körpers rückhaltlos der Sonnenglut, sowie Schwärmen von Insekten ausgesetzt waren, die, durch den Geruch der Wunden angelockt, sich nur mit grosser Mühe abhalten liessen, ihre Eier in dieselben hineinzulegen. Das eine Hosenbein hatte tagelang nur noch bis zum Knie gereicht, so dass mein rechtes Bein dauernd den Insekten preisgegeben war, während beim Waten im Wasser an jeder Wunde ein Kranz von kleinen Fischchen ungehindert zupfen konnte. Ueberdies hatten wir unsere Fetzen in den unruhigen Zeiten wochenlang nicht waschen können.

Glücklicherweise war ich des Abends soweit wiederhergestellt, um der Schlussfeier der dreitägigen Arbeit im Walde, die in einem gemein-

samen Festmahle bestand, beiwohnen zu können. Kurz vor dem Feste fand abermals Huganotile-Gesang und Reichung von Lebensmitteln statt. Die letzteren wurden alle von den Jünglingen auf den grossen Platz zwischen den Häusern gebracht, wo inzwischen der Häuptling Karía, die übrigen Familienväter und die kleinen Jungen ums Feuer herum auf einigen auf der Erde liegenden Baumstämmen Platz genommen hatten. Jeder der Jünglinge verteilte jetzt seine durch den Huganotile-Gesang erworbene Speise stückweise der Reihe nach an die ums Feuer herumsitzenden Familienväter, und zwar wurde dem Häuptling meistens von jedem ein Stück zuerst gereicht. Sorglich waren die aus kleinen Stücken Fisch oder einigen gekochten Bohnen bestehenden Speisen auf kleinen Stückchen Beijus zurechtgelegt. Das Ganze machte einen hübschen Eindruck, wie in der hellen Mondnacht die festlich geschmückten schlanken Jünglinge mit feierlicher Gebärde und Anrede, Pagen gleich die Speisen auf den Beijustücken den ums Feuer herumsitzenden dunkeln Gestalten darreichten und die grossen Kürbisschalen mit Pyseregogetränk kredenzten. Da ich mich unter die Bewirteten gesetzt hatte, so wurde natürlich auch mir von meinen jungen Freunden manches Stück gereicht und die grosse Kürbisschale zum Trunke hingehalten.

6. Juni 1901.

Heute war es mir wieder nicht möglich, die Hängematte zu verlassen, und bei der gänzlich mangelnden Fürsorge meiner Begleiter war dieser hilflose Zustand in dieser Umgebung sehr unangenehm. Neben mir auf meinem Blechkasten lag zwar ein grosser Haufe von Beijus, aber jenes zähe Gebäck aus Mandiokamehl vermag ein gesunder Europäermagen schon kaum zu verdauen, und andere Leckerbissen werden demjenigen, der sich nicht bewegen kann, um seiner Nahrung nachzugehen, hier so leicht nicht in die Nähe gebracht. Auch meine Begleiter assen jetzt die von ihnen gemachte Jagdbeute allein auf, oder teilten sie höchstens mit einigen der Indianer, zu denen sie sich durch gewisse Bande hingezogen fühlten.

Meine einzige Zerstreuung war, abgesehen davon, dass ich von Zeit zu Zeit einen grossen gezähmten Hühnervogel von meinem Beijuvorrat verscheuchen musste, diejenige, dem Leben und Treiben der Indianer innerhalb des grossen Hauses zuzusehen oder auch mich mit ihnen in der üblichen harmlosen Weise zu unterhalten, wie es zwischen Menschen, die ihre Sprachen gegenseitig nicht verstehen, möglich ist. Und dabei kamen alle so anhänglich an mich heran, dass ich es ihnen selbst nicht verargen konnte, wenn sie sich in Ermangelung einer besseren Sitzgelegenheit auf meine auf dem Blechkasten liegenden Beijus setzten, was natürlich, zumal wenn man den gänzlichen Mangel an Bekleidung bei diesen Leuten in Betracht zieht, nicht gerade dazu beitrug, meinen an sich schon mangeln-

den Appetit auf das zähe Gebäck zu vergrössern. Viel Freude machte mir stets der Anblick der Morgentoilette, wenn die Frauen sich gegenseitig sowie den Kindern die Haare mit zierlich hergestellten Kämmen ordneten, wobei dann manche kleine Laus mit grosser Schnellkraft zum Munde geführt und mit Behagen verspeist wurde.

In dem Raume, in dem ich lag, wohnten ausser mir und André 15 Indianer. Neben meiner Hängematte waren, wie schon erwähnt, diejenigen des Häuptlings Karía und seiner Frau Kauipé übereinander angebracht. Es folgten dann die Hängematten der beiden kleinen Töchter des Häuptlings, Akída und Egíko. Besonders niedlich war die kleine Akída, die jüngere von den beiden, die wohl erst vier oder fünf Jahre alt sein mochte. Den ganzen Tag über lief sie geschäftig mit ihrem

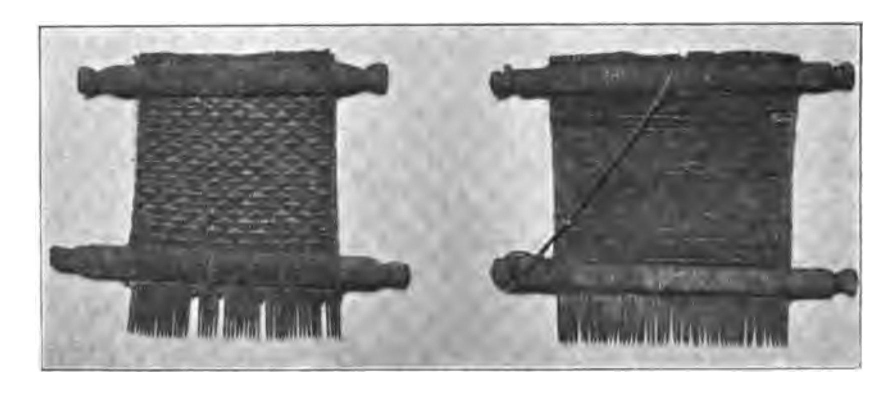


Fig. 17. Kämme der Bakairí. Berl. Mus. V. B. 5187. 5188. $^1/_2$ n. G.

zarten schlanken Körper, den auch das bei der älteren Schwester schon vorhandene Uluri noch nicht behinderte, zwischen den übrigen umher, und war auch zu mir, nachdem sich die erste Scheu gelegt hatte, sehr zutraulich, vor allem, wenn ich mir mit meinen bunten Perlen zu schaffen machte. Ferner wohnte bei der Häuptlingsfamilie ein kleiner Junge, der keinen Vater und keine Mutter mehr hatte und vom Häuptling erzogen wurde.

Durch einen grossen viereckigen Fischbratständer von der Häuptlingsfamilie getrennt, folgten dann die Hängematten der Familie des Hauptmedizinmannes des Dorfes, Kayalábi, die durch die Frau mit dem Häuptlinge verwandt war. Die Frau, Namens Sinakálo, machte einen schwerkranken Eindruck und hatte unter anderm ein tiefgehendes grosses Fussgeschwür. Da sie nicht mehr aufrecht gehen konnte, kam sie mehrere Male an meine Hängematte herangekrochen, um sich zwecks Herbeiführung ihrer Genesung den Puls von mir fühlen zu lassen. Weitere Heilmittel

anzuwenden, liess der auf meine Heilkünste eifersüchtige Gatte Kayalábi nicht zu, offenbar fürchtete er, sein Renommee könne darunter leiden. Trotz der schweren Krankheit erfüllte die arme Frau ihre Mutterpflichten gegenüber ihrem kleinen Säuglinge, der häufig den grössten Teil der Nacht hindurch schrie, wo dann der Vater sich vergeblich bemühte, das Kleine durch Hin- und Hertragen zu besänftigen. Häufig musste bei dem Warten des Kleinen auch sein selbst erst wenige Jahre älterer Bruder Vaúto aushelfen. Dabei kam es einmal vor, dass Vaúto das Kleine versehentlich auf die Erde fallen liess, und während dieses schreiend am Boden lag, sofort auf- und davonlief, denn schon war in grossen Sätzen der Vater hinter ihm her. Als er den Jungen nicht gleich fassen konnte, warf er ihm ein Stück Holz nach, das natürlich nicht traf, sicherlich auch nicht treffen sollte, und schon nach wenigen Minuten war der kleine Junge wieder als der unzertrennliche Gefährte seines Vaters im Wohnraum anwesend. Es ist wichtig, hervorzuheben, dass dies die einzige Gelegenheit war, bei der ich bei den Indianern ein Kind in Angst vor seinen Eltern und diese im Zorn gegen ihr Kind gesehen habe.

Ebenfalls durch die Frau mit dem Häuptlinge verwandt war die Familie in der andern durch die beiden einander gegenüberliegenden Eingänge abgegrenzten Hälfte der Wohnung, Koláui der Mann und Idúnu die Frau. Ihr kleiner Sohn Yéiga, von dem ich schon mehrfach erzählt habe, war auch jetzt wieder bei meiner Krankheit der anhänglichste von allen. Von dieser Gruppe durch einen grossen Fischbratständer, wie ich ihn auch in der andern Haushälfte erwähnt habe, getrennt, folgten die Hängematten eines kleinen Mädchens und des unzertrennlichen Freundespaares Pakábi und Orko, beides muntere frische Burschen, die eben erst in die Pubertätsjahre gekommen waren.

Fig. 18. Mandiokareibe der Bakairí. Berl. Mus. V. B. 5209. $^1/_7$ n. G.

Es lässt sich denken, dass für einen Kranken der obengeschilderte Raum nicht gerade der geeignete war, zumal bei der grossen Hitze die Luft in dem Raume noch sehr durch etwa fünf bis sechs offene Holzfeuer beeinträchtigt wurde, von denen Tag und Nacht der schwälende Qualm aufstieg, was am schlimmsten bei den grossen Feuerstellen unter den auf den Bratständern liegenden Fischen der Fall war. Aber Freude machte es dennoch, dem harmlosen Leben und Treiben zuzusehen, wie in der Mitte des grossen Raumes in flachen Schalen über dem Feuer das Pyseregogetränk brodelte, daneben die Häuptlingsfrau auf der mit

Palmstacheln besetzten Reibe die Mandiokawurzeln zerrieb, und die fünfjährige Akída ihrer Mutter eifrig half, indem sie die grossen Mandiokawurzeln mit einer kleinen Muschelschale abschälte. Sie ist ein kleines zierliches Ding. Um den Kopf hat sie ein von mir geschenktes buntes Tuch geschlungen, und um die zarten Hüften trägt sie eine Schnur mit kleinen aufgereihten blauen Perlen. Die etwas ältere Egíko backt inzwischen die grossen Beijus. Die zarten Finger zerkrümeln das Mehl, sieben es durch eine grosse geflochtene Siebmatte und schütten es behutsam auf die grosse heisse Tonplatte zum Backen. Das Mehl wird mit einem kleinen flachen Stückchen Holz geglättet, und mit Hilfe des letzteren wird auch der grosse Pfannkuchen gewendet, wenn durch die Glut das Mehl auf der einen Seite zu einer hinreichend festen Masse verbacken ist. Bleibt beim Wenden ein Stück am Rande haften, so entfährt wohl auch ein Seufzer der kleinen braunen Gestalt, und die langen, über das Gesicht gefallenen schwarzen Haare werden mit einem Kopfschütteln zurückgeworfen.



Fig. 19. Fussklapper der Bakairí, um die Knöchel der Tänzer getragen. Berl. Mus. V. B. 5202. 1/3 n. G.

Des Abends, schon im Dunkeln, kam der Häuptling Karía mit einigen Genossen vom Fischzuge zurück, und ein schönes Exemplar seiner Beute wurde mir sogleich zum Geschenk überreicht. Bei meinem grossen Hunger kroch ich natürlich gleich aus der Hängematte heraus und machte mich daran, den Fisch notdürftig auszuweiden und auf einem der Feuer zu braten, um ihn dann sogleich zu verzehren. Leider Gottes die ganze Nacht über bis zum Morgen wieder ein unaufhörlicher Gesang und Tanz der Indianer, diesmal unter Begleitung der grossen Flöten und Kürbisrasseln. Wie José mir sagte, bedeutete er abermals die Einleitung für eine Rodung im Walde.

7. Juni 1901.

Heute wurde ich im Laufe des Tages immer elender. Aufstehen war unmöglich, und vor allem stellte sich bald eine starke Atemnot bei mir ein. Um mich herum war immer ein sehr reges Leben. Hin und wieder kamen einige Kinder hereingelaufen, freundlich lachend, wenn sie an meiner Hängematte vorbeiliefen, oder mit heller Stimme »Margareta, Margareta«, das Anfangswort ihres Lieblingsliedes, rufend. Der kleine

Yéiga kam zu mir heran, lehnte sich an meine Hängematte und hob die Finger abwechselnd hoch: »un, dois, tres, quatro«, er wollte gern das Zählen auf Portugiesisch von mir lernen und bemühte sich vergebens. Es wurde dem kleinen Kopf sehr sauer, aber er versuchte immer von neuem. Und auch mir wurde es heute sehr sauer, den Lehrmeister zu spielen. Ein verdächtiges Reissen in den Gliedern verriet mir immer deutlicher, dass ich es nunmehr mit einem echten Malariafieber zu tun hatte, das ich mir offenbar während der Strapazen in dem sumpfigen Lagunengebiete bei den Auetö zugezogen hatte. Ein wahres Grauen erfasste mich bei dem Gedanken, mich jetzt in dieser hilflosen Lage auch noch mit diesem Uebel abfinden zu müssen. »Margareta, Margareta«, bat jetzt mein kleiner Freund. Aber das Lied, welches in allen verschiedenen Modulationen hatte herhalten müssen, um in gefährlichen Momenten die Habgier der Nahukuá zu bezähmen, mit dem die diebische Tücke der Auetö zeitweise abgelenkt worden war, das über die Zeit des Zusammenseins mit den allgemein gefürchteten Trumaí hinweggeholfen hatte, dieses Lied wollte mir jetzt nicht mehr aus der Kehle. Abweisend zeigte ich auf meinen heissen Kopf und sagte: »kurápa«, d. h. jener, der Kopf, ist schlimm, der Junge zog schweigend ab.

Kraftlos legte ich mich auf die andere Seite. Ich hatte ein starkes Hungergefühl und brach ein Stück von den neben mir liegenden Beijus ab, doch die harte, schon angeschimmelte Masse wollte der kranke Magen nicht mehr aufnehmen. Ich fragte nach meinen Begleitern. José war mit Chico zum Jagen gegangen. Vielleicht brachten sie mir einen Vogel mit. André, der auch über Kopfschmerzen klagte, verfiel infolge der Entbehrungen und Strapazen, die er mit mir durchgemacht hatte, in einen Zustand untätiger Verzweiflung und sprach nur noch davon, am nächsten Tage die Rückreise anzutreten. Er wollte mich dann nach einigen Monaten mit meiner Ochsentropa am Einschiffungsplatz abholen. Ich selbst wurde von Gedanken über die überstandene Zeit und das, was uns noch bevorstand, gequält bis ich müde wurde und zu schlafen versuchte. Aber schon traten eine Anzahl Frauen und Mädchen ein. Eine etwas korpulente, mit dicker Perlenschnur behangene Alte gab mir einen grossen Beiju in meine Hand. Eine andere hübsche junge Frau mit langen schwarzen Haaren brachte einen kleinen Spinnwirtel für meine Sammlung, und die schöne Tuirki, ein schlankes, noch in der ersten Blüte stehendes junges Mädchen, das sich seiner Reize wohl bewusst war, überreichte mir lächelnd einige jener kleinen Uluris aus Rindenbast, die das einzige, nicht einmal die Grösse eines Feigenblatts erreichende Bekleidungsstück der Weiblichkeit ausmachen, wie auch die Spenderin selbst nur mit einem solchen versehen war. Ich nahm die Gegenstände entgegen und wies, wie vorher bei dem kleinen Yéiga, auf meinen Kopf mit dem Wort »kurápa«. Ich wurde

wohl verstanden, aber nichtsdestoweniger liessen sie nicht nach, mich zu quälen. Die eine wollte als Gegengabe ein buntes Tuch, eine andere eine Anzahl Perlen haben und so fort. Da ich so schwach war, dass ich nicht mehr in der Hängematte hochkommen konnte, so musste ich sie auf den morgigen Tag vertrösten, was mir denn auch endlich gelang, nachdem ich ihnen mit meiner letzten Kraft noch einmal, so gut es eben ging, das Lied: »Margareta, Mädchen ohne gleichen« vorgesungen hatte.

Das Fieber wurde immer stärker, die Frauen- und Mädchengestalten erschienen mir wie in einen Schleier gehüllt. Auf mein Verlangen reichte mir eine derselben in einer Kürbisschale etwas Wasser. Aus der Ferne hörte ich schrille Töne: »kó kohohohohohó«, und dann den immer näher kommenden Huganotile-Gesang. Die Jünglingsschaft kam von der Arbeit aus dem Walde zurück. Schrill tönten aus dem dumpfen Gesang die hellen Knabenstimmen heraus. Bald rückten die Sänger im Dorfe ein, und dumpf dröhnte der mir schon bekannte Rhythmus in den Ohren. Zunächst machten sie vor unserm Hause Halt und sangen, in gebückter Haltung auf die Erde stampfend, ihren Huganotile-Gesang weiter, bis ihnen von den Hausfrauen der nötige Tribut an Nahrungsmitteln in der üblichen Weise hinausgereicht war.



Fig. 20. Körperbemalung eines Bakairí. Yauarimuster.

Soviel Vergnügen der harmlose Gesang mir sonst immer bereitet hatte, heute war er für mich nur ein dumpfes Geräusch. Wild tanzten vor meinen halbgeschlossenen Augen die dunkeln Gestalten im Fiebernebel auf und ab. Und wie sollte es werden, wenn die Tänzer alle zehn Minuten die ganze Nacht hindurch stampfend und singend in das Haus eintraten? Der Anfang hierzu wurde bald gemacht. Pakábi, eine frische junge Indianergestalt mit schwarzen Locken, trat eben mit seinem Vetter Orko in die niedrige Tür ein, beide das Haar mit Urukú rot gefärbt und den Körper mit schwarzen Mustern verziert. Die gelben Japúfedern steckten in den Ohren. Die Muschelkette hing vom Halse herab und eine Schnur von kleinen blauen Perlchen war um die Hüfte geschlungen. Der schrille Ruf »kó kohohohohohó« machte mich auf ihr Erscheinen aufmerksam. Ich fuhr zusammen und zog meine grosse wollene Decke über den Kopf, aber der rhythmische Doppelgesang der beiden jungen Kehlen drang dennoch hindurch.

Neben meiner Hängematte vernahm ich bald prustende, schlürfende und saugende Geräusche. Dieselben rührten von Kayalábi, dem Medizinmanne her, der eifrig bemüht war, den Häuptling Karía, der nach seinem gestrigen Fischzuge heftig erkrankt war und ächzend in seiner Hängematte lag, zu kurieren. Mit aller Kraft sog der Medizinmann am Bauche des Kranken unter allerhand gurgelnden Geräuschen, hockte dann in der dunkeln Ecke des Hauses, rauchte krampfhaft an einer langen

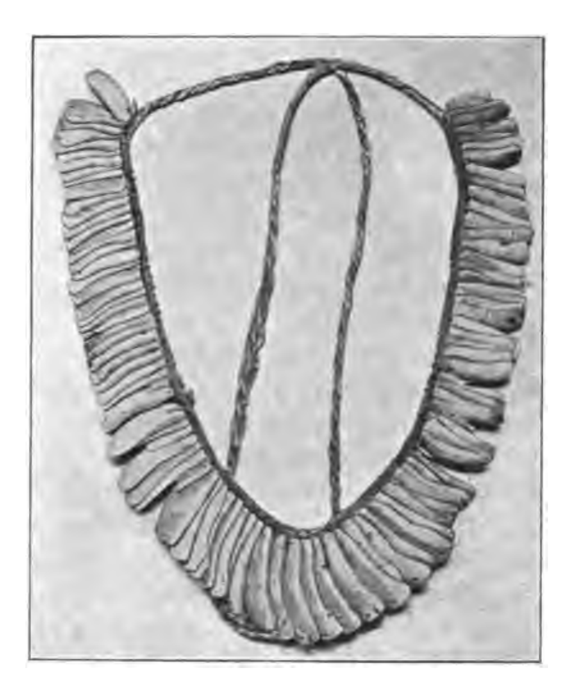


Fig. 21.
Muschel-Halskette der Bakairímänner.
Berl. Mus. V. B. 5197. 1/2 n. G.

Zigarre, sog, schlürfte, gurgelte und brachte zum Schluss zwei kleine Wurzelchen zum Vorschein, die er aus dem Bauche des Kranken als Urheber des Uebels herausgesogen haben wollte. Mit grosser Ausdauer wurde diese Prozedur immer und immer wieder wiederholt. Wohlweislich hielt sich der Medizinmann, wenn er merkte, dass ich hinsah, bei seinem Zauberwerke in der dunkeln Ecke verborgen.

Mir war dieses Schauspiel am heutigen Tage höchst unheimlich. Vielleicht, wenn meine Kraft nicht mehr ausreichte, es zu verhindern, hatte ich noch in dieser Nacht dieselbe Kur durchzumachen. Schon mehrfach hatte ich das wohlgemeinte Anerbieten meiner Hausgenossen, die

Kur vom Medizinmann mit mir vornehmen zu lassen, entschieden zurückweisen müssen.

Inzwischen traten André und José mit einem Teller mit Reis und gekochtem Huhn, das sie für mich zurechtgemacht hatten, ein, aber mein Fieberanfall war schon zu weit vorgeschritten, als dass ich noch hätte essen können. Beide machten mitleidige Gesichter, als sie merkten, dass ich krank war, zogen aber dann befriedigt wieder ab. In einem der andern Häuser zusammen mit der »Mureninha«, wie sie die junge Indianerin Tuirki nannten, und bei den andern Schönen war es für sie interessanter. »Huganotile« sang José mit durchdringender Stimme im Hinausgehen. Die Bewohner des Hauses hatten inzwischen gemerkt, dass ich wirklich krank war, und mehrere Indianerfrauen standen um meine Hängematte mit so mitleidigen Gesichtern herum, als ob sie an meinem Aufkommen zweifelten. »Kurápa, kurápa« sagte ich ihnen nochmals, d. h. »ich bin krank«, »ipa maraká, ipa maraká«, »lasst in dieser Nacht nicht im Hause tanzen und singen«. Und wirklich kamen sie meiner Bitte nach. Als es dunkel wurde, verrammelten die Frauen die Türen von innen so fest, dass niemand von den Jünglingen zum Tanzen hereinkommen konnte. Die vielen Holzfeuer im dunkeln Raume sowie die Löcher im Dache, durch die der Mondschein einfiel, erschienen mir immer unheimlicher in einem intensiv grünen Lichte, und das war für diesen Tag der letzte Eindruck; ich bin wohl allmählich eingeschlafen.

8. Juni 1901.

Am nächsten Morgen war der eigentliche Fieberanfall vorüber, aber ich war noch sehr schwach und hatte vor allem ein starkes Hungergefühl, da ich am gestrigen Tage nichts hatte essen können. Aber ausser den Beijus und etwas Kakao mit Somatose, den ich mir bereitete, war heute nichts zu haben. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es mir, endlich eine alte Indianerin zu bewegen, mir für eine Handvoll Perlen ihren letzten gedörrten Fisch, den sie aus einer alten geflochtenen Korbtasche unter verschiedenerlei Gegenständen hervorkramte, abzulassen. Obgleich der Fisch derartig von dicken Maden wimmelte, dass man vor dem Genuss den Hauptteil derselben aus der Bauchhöhlung des im übrigen hartgetrockneten Fisches herausschütteln musste, so konnte ich bei meinem grossen Fleischhunger doch nicht wiederstehen, ihn zu essen.

Leider musste ich immer mehr einsehen, dass André, der überdies auch fieberkrank geworden war, im Grunde genommen, recht hatte, wenn er behauptete, dass er es hier bei der Indianerkost nicht mehr länger aushalte und darum auf alle Fälle in den nächsten Tagen fortwolle. Und wie sollte ich bei meinem geschwächten Zustande ohne André auskommen, an dem ich doch für den Fall der Not immer noch einigermassen eine Stütze hatte, während José und Chico gar nichts für mich taten, wenn ich

nicht selbst dahinter her sein konnte. In der folgenden Nacht, die mir infolge dieser schweren Gedanken endlos vorkam, fasste ich den Entschluss, in den nächsten Tagen zusammen mit meinen Begleitern die Rückreise anzutreten, um möglichst bald wieder in Cuyabá zu sein, und von da nach Europa zurückzukehren. Aber wie sollte es mit meinen Büchern, Instrumenten und Sammlungen werden? Bis zu unserm Einschiffungsplatz am Kulisehu konnten wir die Sachen ohne Schwierigkeit mit Hilfe der Indianer schaffen, die mir jetzt, wo wir uns kennen gelernt hatten, alles zu Gefallen taten, aber von dort zum Paranatinga, wohin ich inzwischen die Lastochsen und Reittiere zurückgeschickt hatte, standen mir keine Transportmittel zur Verfügung. Wir konnten zu vieren höchstens den nötigsten Mundvorrat mitnehmen, wenn wir zu Fuss die beschwerliche Reise zum Paranatinga zurücklegen wollten. Und dass Antonio mich im Herbste doch nicht, wie es verabredet war, mit den Tieren vom Kulisehu abholen würde, war mir nach meinen hisherigen Erfahrungen klar. Selbst André wäre niemals zum Kulisehu zurückgekehrt, wenn er es auch noch so fest versprochen hätte.

11. Juni 1901.

Nachdem ich in den letzten beiden Tagen die nötigsten Vorkehrungen zur Abreise getroffen hatte, vor allem noch an ethnographischen Sammlungsgegenständen zusammengerafft hatte, soviel sich noch mit meinen letzten Tauschwaren erhandeln liess, war heute morgen alles zur Abfahrt fertig. Schon am Abend vorher hatten die Indianer den grössten Teil meiner Sachen zum Anlegeplatz gebracht. Ich selbst konnte nur mühsam mit meinem kranken Körper den Weg durch die Pflanzungen und den Wald zurücklegen. Ich schlief dann mit André zusammen die letzte Nacht am Anlegeplatz, und schon in aller Frühe gleich nach Sonnenaufgang kam die übliche Abschiedsvisite der Indianer im langen Zuge einer hinter dem andern an. Es kamen jetzt die letzten Stunden, die ich noch mit meinen braunen Freunden zusammen sein konnte, und ich muss sagen, so viele schwere Opfer mich auch der Aufenthalt unter ihnen gekostet hatte, in der Erinnerung an die heiteren Stunden, die ich unter ihnen verlebt hatte, wurde mir der Abschied sehr schwer. Vor allem auch der Häuptling Karía war mir ein lieber Freund geworden. Das einzige Andenken, das ich ihm zum Abschied schenken konnte, waren der Rest meiner Violine und einige Blechdosen mit Blumen- und Gemüsesamen. Den letzteren hatte ich bis zuletzt aufbewahrt, um ihn bei meinem geplanten andauernden Aufenthalte unter den Indianern als Andenken an Europa um mich herum auszusäen. Jetzt in der Abschiedsstunde war er für mich überflüssig geworden und wird nunmehr, wenn der Häuptling Karía ihn seinem Versprechen gemäss, wirklich aussät, vielleicht später einmal übereifrigen Wissenschaftlern dazu verhelfen, auf botanischer Grundlage die

Zusammenhänge zwischen der alten und neuen Welt besser nachzuweisen, als es ihnen bisher auf anderm Wege möglich war.

Drei der Indianer von Maimaieti sollten uns bis zum Einschiffungsplatz begleiten. Da wir zu sieben Mann drei Boote zur Verfügung hatten, so brauchte ich als Ueberzähliger nicht mitzurudern und setzte mich deshalb in die Mitte des Bootes, das von André und José gerudert wurde. Noch bis zur nächsten Flussbiegung verfolgten uns vom hohen Uferrande die Blicke der Bewohner von Maimaieti, die bis zu den kleinsten Kindern alle zum Abschiednehmen zum Anlegeplatz gekommen waren.

Unser Boot war schon sehr mitgenommen. Es war eins von denjenigen, die wir seinerzeit an unserm ersten Einschiffungsplatz auf der Hinfahrt hergestellt hatten. Unaufhörlich musste ich das eindringende Wasser ausschöpfen, und schon bei der ersten Stromschnelle nahm es so viel Wasser über, dass es um ein Haar gesunken wäre. Viele unserer Sachen wurden bei dieser Gelegenheit durchweicht, aber als André seinen Platz mit einem der besser mit den Stromschnellen vertrauten Bakairí-Indianer, die ihren beiden Kanus vorausgefahren waren, wechselte, schien alles besser zu gehen. Eine grosse Cachoeira wurde glücklich passiert, aber bei einer zweiten füllte sich das Boot plötzlich mit Wasser und sank sofort auf Grund. Nur mit Mühe war es möglich, in dem Steingewirr, über welches das Wasser hinbrauste, auf den Füssen stehen zu bleiben und einige der wichtigsten Dinge in demselben Momente über Wasser zu halten. Alles, was leicht war, schwamm oben und trieb an der Oberfläche des Wassers stromabwärts, das übrige ging mit dem Boot unter. Während die einen von uns die gesunkenen Gegenstände wieder vom Grund aufholten und vorläufig auf einigen in der Nähe aus dem Wasser aufragenden Felsblöcken unterbrachten, fuhr ein Kanu stromabwärts, um die weggetriebenen Sachen einzuholen. Es wurde so ziemlich alles wieder geborgen, aber vieles war durchs Wasser beschädigt worden. Das Boot wurde in der üblichen Weise gehoben, indem zwei Mann es hoben, bis der obere Rand die Wasserfläche berührte, was ja natürlich keine grosse Körperanstrengung erforderte, und dann durch ruckweises Vorwärts- und Rückwärtsstossen einen Teil des Wassers herausschwenkten. Der Rest des Wassers wurde mit den Händen und einigen Kürbisschalen ausgeschöpft.

Natürlich mussten wir nach dem unliebsamen Zwischenfalle fürs erste unsere Weiterreise unterbrechen, um an einem geeigneten Platze die nötigsten Gebrauchsgegenstände zu trocknen. Meine photographischen Platten waren zu einem grossen massiven Klumpen verbacken, und es blieb mir nichts anderes übrig, als diese Frucht so saurer Arbeit einfach in den Fluss zu werfen. Behutsam nahm ich unsere letzten Zündhölzer aus den durchweichten Schachteln, um sie einzeln auf einem flachen Steine in der Sonne zu trocknen.

Inzwischen hatten sich meine Bakairí-Indianer erboten, nach Maimaieti zurückzufahren und mein schadhaftes Kanu durch ein besseres zu ersetzen, und so musste ich die Weiterreise bis zum nächsten Tage aufschieben.

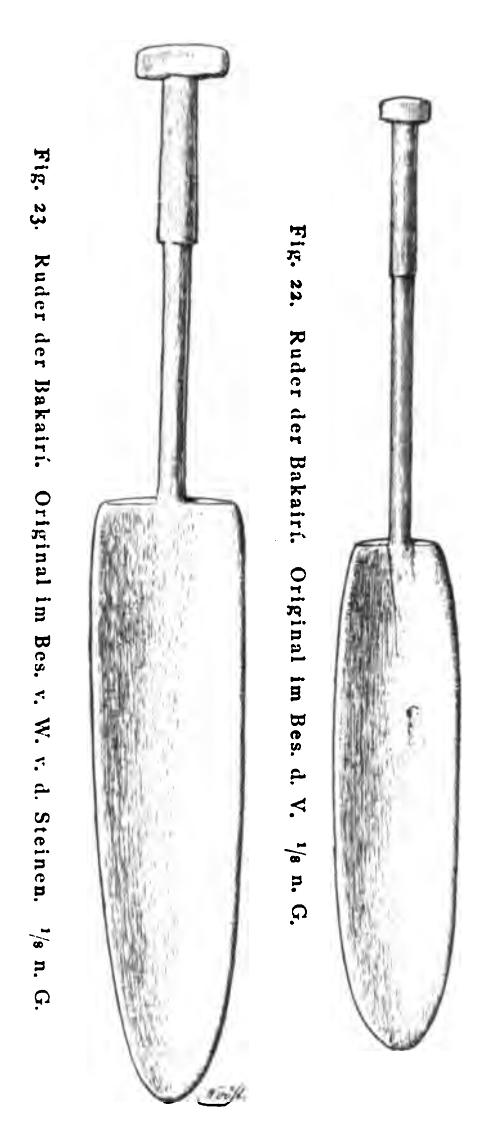


Fig. 23. Ruder der Bakairí. Original im Bes. v. W. v. d. Steinen. 1/8 n. G.

Fig. 22. Ruder der Bakairí. Original im Bes. d. V. 1/8 n. G.

Als ich meine Hängematte für die Nacht etwas abseits von denen meiner Leute zwischen zwei Bäumen angebracht hatte, fiel mir auf, mit welcher Sorgfalt einer meiner aus dem Dorfe Maimaieti mitgebrachten Bakairí-Begleiter mit Feuerbränden einen unscheinbaren, dem Anscheine nach von seinen Insassen verlassenen Ameisenhügel zerstörte. Ich achtete nicht weiter darauf, bemerkte aber am nächsten Morgen nach dem Aufwachen, wie einige etwa 4 cm lange Ameisen auf dem Hügel umherliefen und einige von ihren toten und verwundeten Gefährten fortschafften. Ich hatte diese grossen Ameisen bisher noch nicht beobachtet und nahm deshalb ahnungslos eine in die Hand, um sie näher zu betrachten. Der Schmerz, den der Stich des Tieres in meinem Finger in demselben Momente verursachte, war enorm, und ich war dem vorsorglichen Indianer noch nachträglich dankbar dafür, dass er mich in aller Stille, ohne ein Wort zu sagen, vor einem nächtlichen Ueberfall dieser scheusslichen Tocanguira-Ameisen durch Zerstören ihres Baues bewahrt hatte.

12.—19. Juni 1901.

In den nächsten acht Tagen ging die Kanufahrt ohne bemerkenswerte Zwischenfälle von statten. Am 13. passierten wir die grosse Stromschnelle bei dem Bakairí-Dorfe Maigéri unter williger Beihilfe der Indianer dieses Dorfes, und ich konnte bei dieser Gelegenheit meine ethnographische Sammlung um einige schöne grosse Fische aus Holz, die beim Tanze von den Indianern auf dem Kopfe getragen werden, bereichern.

Sobald wir die Indianer-Niederlassung in einiger Entfernung hinter uns hatten, bot sich wieder reichliche Gelegenheit zum Fischen und kam wieder mehr jagdbares Getier ans Flussufer heran. Unsere Bratständer waren daher des Mittags und Abends immer reichlich mit allerhand Vertretern des Tierreiches belegt, wie Flussschweinen, Affen, Nasenbären, Hühnervögeln und Enten, so dass uns einigermassen Ersatz dafür geboten wurde, dass infolge des von uns erlittenen Schiffsbruchs unser ganzer von Maimaieti mitgenommener Beijuvorrat vollständig verschimmelt war.

Leider wurde André in der letzten Zeit mehrfach von heftigen Malariaanfällen befallen. Jetzt auf der Kanureise hatte das noch nicht viel zu sagen. War er der kränkere von uns beiden, so half ich beim Rudern aus, und im umgekehrten Falle ruderte er. Aber wir konnten bei diesem Zustande, wo eigentlich immer einer von uns beiden fieberkrank war, nur mit den grössten Sorgen der bevorstehenden beschwerlichen Fussreise entgegensehen.

Am 19. Juni nachmittags waren wir an unserm ersten Einschiffungsplatz wieder angekommen, und ich benutzte den Rest des Tages mit Vorbereitungen zum Beginne der Fussreise. War doch jetzt der Moment gekommen, wo ich alle die mühsam gemachten Sammlungen, meine Bücher und einen grossen Teil der Aufzeichnungen im Stiche lassen sollte, um sie einem ungewissen Schicksale zu überantworten. Da alles noch von der Kanufahrt her mehr oder weniger durchweicht war, so konnte ich es nicht in meinem Blechkasten verpacken, sondern musste es unter dem jetzt schon sehr baufälligen Schutzdache, das sich seinerzeit Dr. Pilger bei Gelegenheit der Meyerschen Expedition im Walde erbaut hatte, ausbreiten und in diesem Zustande liegen lassen. Es war nur wenig Hoffnung, dass ich später einmal ein Stück davon wieder zu sehen bekommen würde.

KAPITEL IV.

Rückreise nach Cuyabá. Weiterreise nach Amolar.

27. Juni 1901.

Hier bleibt eine Lücke im Tagebuche auszufüllen, sieben Tage, aber sieben Tage schweren Kampfes ums Dasein. An dem Tage, an dem ich wieder die ersten Zeilen schrieb, lag ich noch furchtbar matt im Hause des Häuptlings Antonio im Bakairí-Dorfe am Paranatinga, woselbst sich Donna Rosa, die Frau des Häuptlings, meiner Pflege angenommen hatte.

Am 20. Juni früh morgens hatten wir alles zum Aufbruch fertig. Aber der Zustand meiner Füsse war schlimmer als je zuvor. Zu den vorhandenen Geschwüren waren mehrere neue dadurch hinzugekommen, dass ich mir in den letzten Tagen eine grössere Anzahl von Sandflöhen hatte herausoperieren müssen, und zwar mehrere davon gerade unter den Fusssohlen. Den grössten Schmerz hatte ich immer morgens zu ertragen, wenn ich zuerst die Füsse aus der Hängematte auf den Boden setzte, und so das Blut wieder stärker an den Wunden vorbei zu den Füssen drängte. Ueberdies war dann meist das Zeug an den stark eiternden Wunden, die nebenbei immer mehr anfingen, stark zu riechen, fest angeklebt und riss sich erst allmählich bei den ersten Bewegungen los. Ich war bei diesem Zustande, zumal ich auch noch jederzeit mit einem Malarianfalle rechnen musste, sehr besorgt wegen des geringen Proviants, der uns für die weite Reise zur Verfügung stand. Glücklicherweise hatten wir noch einige alte angeschimmelte Beijus in der Unterkunftshütte am Einschiffungsplatze vorgefunden, die dort wohl schon vor mehreren Wochen von vorbeikommenden Bakairí deponiert worden waren, aber auch diese waren nur für wenige Tage ausreichend. So beschloss ich denn, José und Chico, die beiden Indianer, die den Weg jedenfalls schneller zurücklegen konnten als wir, mit der Hälfte des vorhandenen Vorrats vorauszuschicken, um möglichst schnell zum Paranatinga zu ge-

langen und uns von dort mit meinen Pferden und dem nötigen Proviant entgegen zu gehen. Der Hauptbeweggrund zu diesem Schritte war auch der, dass José und Chico mich für den Fall, dass ich nicht hätte weitergehen können, sicherlich im Stiche gelassen hätten, und dann auch für André die Versuchung zu gross gewesen wäre, sich ihnen anzuschliessen. So waren wir beide ganz aufeinander angewiesen und mussten versuchen, wie wir eben langsam vorwärts kamen.

Einige Zeit nach den beiden Indianern, die sich schon bei Sonnenaufgang aufgemacht hatten, zogen André und ich los. André hatte für mich ein Paar Ledersandalen gemacht und ich versuchte, damit zu gehen, aber die Riemen der Sandalen schnitten bei jedem Schritt tiefer in etwa drei bis vier grosse Fusswunden ein, so dass ich auf diese Weise bald nicht weiter konnte. Etwas besser ging es, als wir meine Stiefel zu Halbschuhen zurechtschnitten und überall bei den Wunden Löcher in das Leder machten, aber dennoch mussten wir schon bald nach Mittag eine passende Lagerstelle für die Nacht aufsuchen, da das schwere Gepäck, das ich mitzuschleppen hatte, meinem geschwächten Körper zu viel wurde. Mit einer Nadel an einer kleinen Schnur fischten wir uns des Abends sieben kleine Lambaris, Fische von etwa 8 cm Länge, die wir uns zum Abendessen ehrlich teilten.

Am 22. Juni hatten wir das Glück, einen Rehbock am Wege zu schiessen, über dessen Fleisch wir uns hungrig hermachten. Neben allem andern wurde jetzt auch mein Magen infolge der schlechten Kost sehr krank, und des Abends lag ich fast besinnungslos am Boden. André wollte noch gern ein Stück weiterhin einen geeigneten Platz zum Nachtlager auswählen und machte, als ich durchaus nicht mehr weiter konnte, schon Miene, mich einfach liegen zu lassen und allein weiter zu gehen. Ich tat so, als billige ich sein Vorhaben, aber sagte ihm zugleich sehr ruhig, er möge dann meine Landsleute in Cuyabá von mir grüssen und ihnen bestellen, er habe seinen Patron hier zwischen Kulisehu und Batovy auf der Erde liegen lassen. Ohne irgend etwas darauf zu erwidern, blieb er bei mir zurück, und einige Stunden später war ich so weit wieder bei Kräften, um noch mit ihm den geeigneteren Lagerplatz aufzusuchen.

Am 22. Juni passierten wir gegen Mittag den Batovy und lagerten abends nicht weit vom Jatobáflusse.

Am 23. Juni befiel mich schon gleich morgens ein starker Fieberanfall, so dass ich trotz aller Anstrengungen nicht mehr weiter konnte und ermattet am Ufer des Jatobáflusses niedersank. André spannte meine Hängematte zwischen den Bäumen des dichten Uferwaldes auf und schaffte mich mit einiger Mühe in dieselbe hinein. Dann ging er zum Jagen, und so lag ich denn in meinem völlig hilflosen Zustande allein unter dem dichten Urwalddache, in welchem eine Unzahl kleiner Vögel und sonstiges

Getier die Einsamkeit um mich her belebten und das ihrige zu dem unheimlichen Geräusch beitrugen, mit dem der Urwald das Ohr umtönt. War André wirklich nur zum Jagen ausgezogen, oder hatte er mich hier im Stiche gelassen? Und für den Fall, dass er zu mir zurückkehren wollte, war er wirklich so sicher im Walde, dass er meinen Aufenthaltsort wieder finden würde? Alle diese Sorgen schwanden erst, als ich André nach einigen Stunden wieder neben meiner Hängematte sah. Es war ihm geglückt, inzwischen zwei Affen zu schiessen, so dass wir wieder für die nächste Zukunft versorgt waren. Aber ausserdem hatten wir nur noch einen halben Liter Farinha, Beijus schon gar nicht mehr. Was sollte aus uns werden, wenn wir jetzt nicht glatt vorwärts kamen? Dass José und Chico nicht wieder vom Paranatinga aus zurückkehren würden, um uns mit Proviant entgegenzugehen, behauptete André jetzt mit solcher Bestimmtheit, dass ich annehmen musste, er sei genau über ihr eigentliches Vorhaben orientiert. Er wusste offenbar noch mehr, als er sagen wollte. —

Von den beiden Affen war am nächsten Morgen, den 24. Juni, nur noch ein Unterarm übrig geblieben, den ich mit dem nach einem Fieberanfalle üblichen Heisshunger verzehrte. Da wir auf alle Fälle weiter mussten, so entschloss ich mich jetzt, um besser weiter zu kommen, alles Gepäck bis auf die Hälfte meiner grossen wollenen Decke, die in den kalten Nächten ganz unentbehrlich war, einfach zurück zu lassen. Die Suppentafeln, die ich für den letzten Notfall aufbewahrt hatte, und der Kochtopf, den ich ihretwegen bei mir trug, machten einen grossen Teil des Gewichts von meinem Gepäck aus, auch die Hängematte. Am schwersten wurde es mir, mich von meinem Tagebuche zu trennen; schliesslich, nach langem Schwanken, legte ich auch dieses neben die übrigen zurückgelassenen Gegenstände auf die Erde. André war häufig Zeuge gewesen, wie ich des Nachts, auf dem Bauche liegend, an meinen Aufzeichnungen gearbeitet hatte. Er mochte sich hieran erinnern, vielleicht auch sah er mir in diesem Augenblick an, wie schwer mir der Entschluss wurde. Wenigstens nahm er stillschweigend das Buch von der Erde auf und steckte es mit in den Sack, in welchem er seine letzten Habseligkeiten auf dem Rücken trug.

Wir kamen an diesem Tage, wie auch an dem folgenden, ein gutes Stück weiter, und wenn es André zu langsam ging, so nahm er in seiner schweigsamen Art ein Palmblatt oder einen Büschel Gras und liess ihn brennend hinter sich im hohen Gras nachschleifen. Nach kurzer Zeit stand dann die ganze Gegend hinter uns in hohen Flammen, die in gemässigtem Tempo, aber gleichmässig hinter uns hereilten. Ich musste also einfach vorwärts, wenn ich auch noch so ermattet war.

Schon zwei Tage hatten wir kein essbares Lebewesen mehr angetroffen, und am 25. Juni hatten wir absolut nichts mehr zu essen.

Wir hatten uns schon einen Platz zum Nachtlager ausgesucht, und sahen einander nun ratlos an, wie wir uns etwas Essbares verschaffen könnten. Rings um uns her war nur kahles Grasland, und meine Weisheit war völlig erschöpft. Aber André wusste doch schliesslich noch einen Ausweg. Er erinnerte sich, dass er vor Jahren einmal, zusammen mit mehreren Gummisuchern, in eine ähnliche Lage gekommen war, und dass damals der Leiter angeordnet habe, eine Anzahl von den kleinen Garirobapalmen, die auch hier überall zwischen dem hohen Gras wuchsen, umzuschlagen und die unteren Teile der Blattstiele über dem Feuer zu rösten. Nach einiger Zeit hatten wir denn auch in der Umgegend etwa sieben passende kleine Palmen gefunden, die wir mit vieler Mühe mit unserm letzten stumpfen Buschmesser niederschlugen. Das untere Ende wurde eine Zeitlang über das Feuer gelegt, und so hatten wir nach einiger Zeit doch wenigstens etwas für den Magen, wenn es auch nur ganz wenig von einer unangenehm bitter schmeckenden, weichen Masse war.

In der Nacht zum 26. Juni wurde ich abermals vom Fieber befallen. Da ich keine Hängematte mehr besass, hatte ich mir in einer Vertiefung am Boden aus trockenem Gras ein Lager zusammengescharrt. In der Nacht ging ein feiner Regen über uns hin, was in diesen Gegenden im Monat Juni eine grosse Seltenheit ist, und das Wasser sickerte allmählich in mein Lager hinein, so dass ich des Morgens stark durchkältet war. Als ich André nach dem Erwachen ansah, hatte er einen unheimlich welken Zug im Gesicht, das in den wenigen Tagen, an denen wir gehungert hatten, merklich hohler geworden war. Wir sahen von der Höhe aus, auf der wir lagerten, die weite Ebene bis zum Paranatinga vor uns liegen, und was für uns das wichtigste war, es wuchs frisches grünes Gras dort unten, wir hatten also jetzt auf dem Weitermarsch mehr Aussicht, einen Rehbock oder ein sonstiges Tier zu erlegen. Halb verhungert stiegen wir den Bergabhang hinab und zogen langsam einer hinter dem andern auf dem schmalen Pfad entlang, den wir selbst auf unserer Hinreise ausgetreten hatten. Einige Geier, die schon seit einigen Tagen unsern Weg verfolgten, schwebten über uns. Die wenigen Abfälle, die wir in den letzten Tagen von unsern Mahlzeiten zurückgelassen hatten, konnten nicht allein ihre Anhänglichkeit begründen, sie mussten offenbar ihre Hoffnungen auf einen besseren Bissen gesetzt haben. Aber wenn wir auch bald am äussersten Grad der Erschöpfung angekommen waren, wir hatten am Morgen von der Höhe aus den Paranatinga, der unser Rettungsanker war, liegen sehen und dadurch einen neuen Ansporn zum Zusammenraffen der letzten Kraft erhalten. Bald auch erblickten wir in einiger Entfernung ein kleines Rudel kleiner Kamprehe sich von der weiten grünen Grasfläche abheben. Ich legte mich sogleich auf den Boden, um die Tiere nicht aufmerksam auf uns zu machen, und André kroch mit

unserm Gewehr auf allen Vieren bis auf Schussweite heran. Es waren spannende Momente für mich. Schien es doch manchmal schon, als witterten die Tiere den Heranschleichenden, aber geschickt wusste dieser jeden kleinen Vorsprung am Boden auszunutzen, und endlich fiel der entscheidende Schuss. Wir hatten wieder Fleisch, das bis zum Paranatinga ausreichte. Wir schnitten Herz und Leber aus der Beute heraus, hingen uns jeder eine grosse Keule über die Schulter und machten uns auf die Suche nach der nächsten Wasserstelle, um dort unsere langersehnte Mahlzeit abzuhalten. Wir brieten das Fleisch über einem Feuer und machten uns nach kurzer Rast wieder an den Weitermarsch, mit dem Rest unseres Fleisches auf der Schulter. Wir hatten eine weite, glühend heisse Anhöhe zu übersteigen, bevor wir an unser nächstes Ziel, den Corregо Limpo mit seinem schattigen Uferwald, gelangen konnten, um unsern quälenden Durst zu löschen. Ermattet hatte ich eine Zeitlang am Ufer gelegen, war dann mühsam unter grossen Schmerzen durch den Uferschlamm und das Wasser des Flusses hindurchgewatet und war gerade dabei, am jenseitigen Ufer den Schlamm aus den Wunden zu waschen und die angeschwollenen Füsse wieder in die Strümpfe und Stiefel zu zwängen, als plötzlich Geräusche hörbar wurden und in demselben Moment zwei Reiter aus dem Walde zum Flussufer herantrabten. Es waren mein Begleiter Chico und ein anderer Indianer vom Paranatinga. Reittiere und Essen! Wir waren also gerettet und konnten jetzt ohne Schwierigkeiten noch an demselben Abend beim Indianerdorf am Paranatinga sein. Die Indianer hatten uns einige schon gebratene Matrinchã, Farinha, Rapadura und, was die Krone von allem war, mehrere lange Zuckerrohrstangen mitgebracht, und mit grosser Gier machten wir uns über alle diese Leckerbissen her.

Ich und André bestiegen jetzt die beiden Reittiere, während die Indianer zu Fuss vor uns gingen. Es war mir ein wahrer Genuss, wieder nach all den Strapazen mit wohlgesättigtem Magen auf meinem alten, treuen Violento zu sitzen und ein Stück nach dem andern von den langen Zuckerrohrstangen, die hinten an meinem Sattel hingen, herunterzuschlürfen.

Nach einigen Stunden kamen wir am Paranatinga an und ich gab zwei Revolverschüsse ab, um die Bewohner des am andern Ufer gelegenen Dorfes von unserer Ankunft zu benachrichtigen, damit sie uns mit ihren Kanus herüberholten. Unser Signal wurde sogleich vom Dorfe aus erwidert, und bald darauf kam ein Indianer, José Bakairí genannt, mit zwei Knaben zu uns herüber. Wir wurden übergesetzt und ritten bald darauf in unserm sehr abgerissenen Zustande beim Hause des Häuptlings Antonio vor. Der letztere selbst hatte sich mit dem grössten Teile seiner Leute zu einem Feste beim Perot, dem Bruder des Gange in Cuyabá de Largo, begeben, woselbst allgemeine Taufe der beim Antonio lebenden »Schingúanos« abgehalten werden sollte.

Aber nichtsdestoweniger brachte ich meine Hängematte in seiner Wohnung an, und Donna Rosa, die Häuptlingsfrau, brachte mir als bestes Zeichen dafür, dass ich gut bei ihr aufgehoben sein sollte, sogleich einen grossen, schön gebratenen Matrinchãfisch an mein Lager.

Obgleich meine Begleiter José und Chico schon seit einigen Tagen im Dorfe angekommen waren, so hatten sie, trotz der Verabredung, erst dann Vorkehrungen getroffen, uns in unserer hilflosen Lage Proviant entgegenzuschaffen, als sie am Abend vor unserer Ankunft die von unsern ausgedehnten Sertãofeuern herrührenden Rauchwolken immer näher auf den Paranatinga zukommen sahen. José entschuldigte sich mir gegenüber damit, er habe schon am Anfang der Fussreise einen schlimmen Fuss bekommen und sei nur mühsam, unter Zurücklassung allen Gepäcks, auch des Beijuvorrats, weitergehinkt. Er und Chico hätten auch auf der Tour stark an Hunger gelitten und am letzten Tage gar nichts mehr zu essen gehabt. Er sei infolgedessen zu ermattet gewesen, um gleich die Reise uns entgegen wieder antreten zu können, und sein Stiefvater, der Häuptling Antonio, habe auf seinen Vorschlag, doch einen der andern Indianer zu schicken, dieses ausdrücklich untersagt.

Milde ausgedrückt, war den Bakairí am Paranatinga offenbar nicht viel daran gelegen, dass wir heil bis zum Paranatinga durchkamen. Andernfalls hätten sie etwas zu unserer Rettung tun müssen, was für sie zu Pferde eine Kleinigkeit gewesen wäre. Wussten sie doch ganz genau, dass nach den sieben Tagen unser Proviant lange aufgezehrt sein musste und wie wenig in diesem Gebiet auf Jagdbeute zu rechnen war. Als man dann an den näher kommenden Rauchwolken erkannte, dass wir doch kamen, da ritt man uns natürlich gern die letzte kleine Strecke entgegen.

Der Zustand meiner zum Paranatinga seinerzeit zurückgeschickten Ochsen war nach meinen Erkundigungen ein sehr befriedigender. Nur einer war seinen grossen Druckstellen erlegen, die andern alle gut verheilt. Aber was sollte ich jetzt mit den Ochsen anfangen? Ich konnte unmöglich die Tiere auf der langen, noch bevorstehenden Reise mit mir führen, und dieselben vor dem Weggehen gegen Geldeswert an Leute verkaufen, die kein Geld hatten, war auch zwecklos. So liess ich denn einfach die Ochsen dem Antonio und dem José unter der Bedingung, dass sie dafür mit ihnen meine am Kulišehu zurückgelassenen Gegenstände abholen und nach Cuyabá schaffen sollten. Ob sie ihrer Verpflichtung nachkamen, das musste die Zukunft lehren.[1]

Nach fünf Tagen war ich notdürftig soweit wieder hergestellt, um die Weiterreise antreten zu können, war doch an eine endgültige Besse-

[1] Darüber, dass die Indianer später ihr Wort gehalten haben, und wie ich endlich im März 1904, also fast drei Jahre später, in den Besitz dieser am Kulisehu zurückgelassenen Gegenstände gelangt bin, vergleiche oben im Vorwort.

rung meiner stark mitgenommenen Gesundheit erst zu denken, wenn ich glücklich wieder in Cuyabá angekommen war. Und so ritten André und ich mit dem nötigen Reisevorrat in der Satteltasche nach Corrego fundo ab, wo wir am nächsten Tage gegen Mittag ankamen. Obgleich wir natürlich wie zwei abgerissene Räuberhauptleute in die Ansiedlung des Gange einritten, so wurden wir doch aufs freundlichste hier aufgenommen und konnten uns so mit den notwendigsten Erfordernissen europäischer Kultur ausrüsten. Gange führte mich zunächst an einen in der Nähe befindlichen Bach und nahm reines Zeug für mich dorthin mit, so dass ich nach einem erfrischenden Bade endlich meine zerfetzten, über und über mit Schmutz und dem Blut der Jagdbeute bedeckten Sachen mit reinen vertauschen konnte. Auch tat mir die etwas regelmässigere Ernährung, mit der mich Gange reichlich versah, sehr gut. Da ich aber wieder an starken Fieberanfällen zu leiden hatte, so zog sich mein Aufenthalt länger hin als ich beabsichtigte, so dass ich erst am 12. Juli mit André den Weiterritt nach Cuyabá antreten konnte.

In der Zwischenzeit hatten wir häufigen Besuch von den Bakairí vom Paranatinga, die jetzt alle gute Bekannte von mir geworden waren. Sie arbeiteten für Gange in den nahen Gummiwäldern am Paranatinga und hatten gerade in den letzten Tagen, sechs Leguas von der Ansiedlung entfernt, einen Zusammenstoss mit ihren alten Erbfeinden, den Kayabí-Indianern, gehabt, wobei einer der letzteren getötet worden war. Diese Nachricht, dass wieder einmal die gefürchteten Kayabí-Indianer in so unheimlicher Nähe herumstreiften, versetzte natürlich die Frauen auf der Ansiedlung in grossen Schrecken, zumal Gange selbst gerade in diesen Tagen mit dem grössten Teil seiner Leute abwesend war.

Auch der Häuptling Antonio kam auf einige Tage zu Besuch. Er kam allerdings in einem sehr kläglichen Zustande an, denn sein Pferd hatte ihm auf dem Herritt zwei arge Schläge versetzt. Der eine Huf hatte die Brust und der andere das Gesicht getroffen, so dass beide stark zerschunden und verschwollen waren. Nach echter Indianerart hatte Antonio sein Pferd, wie er mir sagte, auf der Stelle niederschiessen wollen, aber als er gemerkt habe, dass keine Knochen verletzt waren, habe er sich besonnen und das Pferd zunächst weitergeritten. Dieser Zwischenfall kam meinem André sehr gelegen. Für seine so treuen Dienste auch in den schwersten Zeiten hatte ich ihm ausser seinem Lohn meinen alten Violento geschenkt, und nun benutzte er sogleich die Erregung des Indianerhäuptlings, um dieses alte Tier, das nicht mehr viel wert war, gegen das seinige umzutauschen, das noch ein kräftiges, junges Tier war und auch die Untugend des Schlagens keineswegs als Charaktereigenschaft besass.

So schwer mir auch das angestrengte Reiten noch wurde, so drängte ich doch, möglichst schnell nach Cuyabá zu kommen, da der Zustand

meiner Beinwunden immer bedenklicher wurde und endlich einmal eine rationelle Pflege erheischte. Da wir jetzt frische Reittiere hatten — ich ritt meine Mula Mantuca und André sein neu erstandenes Pferd —, so kamen wir auch schon nach einem Ritt von acht Tagen glücklich in der Hauptstadt an und konnten am 19. Juli gegen Nachmittag vor dem Hotel Americano absteigen.

Das erste war jetzt, dass ich mir auf mein Zimmer zwei Mittagessen und eine Flasche Wein bestellte, um noch einmal mit meinem treuen Begleiter, mit dem ich in der Zwischenzeit so manchen, uns beiden bisher ungewohnten Küchenzettel hatte durchkosten müssen, nach der bei uns üblichen Art zusammen zu essen. Wenn er auch in seinem Leben bisher niemals Rotwein zu trinken bekommen hatte, so war er sich der Wichtigkeit des Augenblicks sehr wohl bewusst, als wir jetzt daraufhin anstiessen, dass wir wieder unversehrt in Cuyabá angekommen waren. Was wir zusammen durchgemacht hatten und wie manches Mal wir im stillen die Hoffnung aufgegeben hatten, Cuyabá jemals wiederzusehen, das wussten nur wir allein. Ob er sich dessen auch bewusst war, dass nur er es war, dem ich mein Leben verdankte, weiss ich nicht. Als er sich am nächsten Morgen für immer von mir verabschiedete, sagte er nur bescheiden: »Senhor, esculpa algumas causas« (»Herr, verzeih' mir einige Sachen«). Aus seiner Miene war zu erkennen, dass dies nicht nur eine Abschiedsphrase war, sondern dass er ganz bestimmte Momente aus unserer Reisezeit hierbei im Auge hatte. Aber auch der Dank, den ich ihm zum Schluss noch einmal für seine treuen Dienste aussprach, war tiefer gemeint, als die kurzen Worte auszudrücken vermochten.

Bald nach meiner Ankunft in Cuyabá legte ich mich erst einmal zu Bett, wozu ich seit meiner Durchreise durch Corumbá im vorigen Jahre keine Gelegenheit mehr gehabt hatte. Und da ich von den zwei Monaten, die zwischen meiner Ankunft in Cuyabá und meiner Abreise zu dem neuen Unternehmen zu den Guató-Indianern liegen, fast die ganze Zeit bis auf die letzten vierzehn Tage im Bett zubringen musste, so bleibt aus dieser Zeit nicht viel zu berichten.

Natürlich waren die grösste Freude nach meiner Ankunft zunächst die inzwischen für mich angekommenen Briefe aus der Heimat, welche Herr Goerne mir gleich ans Bett brachte. Unter den Briefen befand sich einer von Herrn Professor v. d. Steinen, durch welchen ich zu einem neuen Unternehmen vor meiner Rückreise aufgefordert wurde, und gern wollte ich die Gelegenheit wahrnehmen, auf diese Weise einige ethnologische Sammlungen, anstelle der ihrem ungewissen Schicksal am Kulisehu überlassenen, mitbringen zu können, aber die Voraussetzung war, dass ich mich zunächst gründlich in Cuyabá erholen musste.

Wenn ich auch in meinem Cuyabáner Hotelzimmer das nötigste hatte, was unsere europäischen Bedürfnisse mit sich bringen, so war dasselbe

doch nicht gerade komfortabel zu nennen. Die Wände waren ohne jeden Schmuck, einfach weiss gekalkt, der Boden mit roten Mauersteinen ausgelegt. Aber es hatte an der einen Seite eine grosse Tür ins Freie und an der andern ein grosses Fenster, so dass ich immer einen frischen Luftzug hatte. Allerdings befand sich häufig, namentlich wenn ich Fieberanfälle hatte und mich infolgedessen nicht rühren konnte, eine ganze Menagerie in meinem Zimmer. Die Hühner benutzten es als Durchgang, um von dem Hofe in den Garten zu kommen. Auch legten sie häufig frische Eier in ein zweites, leeres Bett in meinem Zimmer. Mehrere grosse Schweine kamen oft herein und polterten, wenn ich im Fieber lag, bei meinem Bett herum oder schnüffelten zwischen meinen Papieren. Hin und wieder machten mir auch die Moskitos einen unerwünschten Besuch, aber zur Abwehr der letzteren flog dann wieder des Abends eine Anzahl Fledermäuse über meinem Bette umher, die sich schliesslich so an mich gewöhnten, dass sie die neben mir auf dem Tische liegenden Bananen anfrassen. Damit auch das Pflanzenreich in meinem Zimmer vertreten sei, hatte der Hotelwirt den für den Hotelbedarf nötigen Kartoffelvorrat in die eine Ecke geschüttet, wo dann jeden Morgen in aller Frühe sich die braune Küchenfee die für das Mittagsmahl nötigen Kartoffeln fortholte. Aber im übrigen wurde gut für mich gesorgt, und die den verschiedensten Nationalitäten angehörenden übrigen Hotelbewohner kamen häufig zu mir, um mir durch ihre Gesellschaft über die Langeweile des im Bett Liegens hinwegzuhelfen.

Nach einiger Zeit glaubte ich mich wieder hinlänglich hergestellt, um einen kleinen Ausflug zu den Hütten einiger Guaná-Indianer machen zu können, die, etwas flussabwärts vom Hafen von Cuyabá, auf der andern Flussseite gelegen sind. Vom Hafen aus kann man die kleinen Wohnungen aus dem Grün hervorragen sehen und gelangt mit einem Einbaum in etwa zwanzig Minuten dorthin. Als Ergebnis des Besuchs der Bewohner dieser kleinen Ansiedlung, die übrigens, was ihre Lebensweise anlangt, vollständig zu Brasilianern geworden sind, konnte ich im vorigen Jahre ein ziemlich umfangreiches Vokabular der Oeffentlichkeit übergeben.[1]

Leider hatte ich mir bei diesem Ausflug schon zuviel zugemutet und war infolgedessen wieder weitere vierzehn Tage ans Bett gefesselt. Nach dieser Zeit schien doch, abgesehen von einigen Beinwunden, die noch immer nicht verheilen wollten, eine endgültige Besserung eingetreten zu sein, so dass ich einige Tage später meine Bekannten aufsuchen und bei einem grossen Ballfeste, das der Präsident von Matto Grosso im

[1] Siehe meine Schrift: »Guaná« in der Zeitschrift für Ethnologie 1903, Heft 2 u. 3 und Heft 4, S. 324 ff. und S. 560 ff.

Palaste veranstaltete, im Frack und weisser Halsbinde zugegen sein konnte.

In kurzer Zeit waren die nötigsten Vorbereitungen zu meinem neuen Unternehmen, das mich in das Gebiet der Guató-Indianer führen sollte, gemacht, so dass ich mich schon am 22. September auf der nach Corumbá abfahrenden Lancha einschiffen konnte, um mich von derselben bis zu dem kleinen Orte Amolar bringen zu lassen.

Trotz des gänzlichen Fehlens aller Bequemlichkeiten auf einer solchen Lancha, die lediglich als Schlepper für mehrere grosse, seitlich angebrachte Schuten, genannt Charter, dient, lag mir doch daran, gerade auf einer solchen und nicht auf dem »komfortabeln« Passagierdampfer des Lloyd Brazileiro die Fahrt zu machen, denn ich hatte auf derselben mehr Aussicht, infolge des öfteren und längeren Anhaltens zum Ein- und Ausladen von Waren, Land und Leute am Cuyabá und St. Lourenço kennen zu lernen und mich darüber zu orientieren, wo sich mir für den Fall, dass ich bei Amolar kein geeignetes Arbeitsfeld finden sollte, die beste Gelegenheit für weitere ethnologische Studien bieten würde. Meine Erwartungen wurden in dieser Beziehung allerdings noch infolge des niedrigen Wasserstandes, der uns mehrfachen unfreiwilligen Aufenthalt gebot, weit übertroffen.

Schon gleich am ersten Tage sassen wir nach einem, uns bald nur zu gut bekannten, Ruck auf einer Sandbank fest, von der wir uns nur nach längerer Arbeit befreiten. Dies wiederholte sich fast täglich, so dass ich elf Tage auf dem unbequemen Fahrzeug zubringen musste, bis ich endlich in Amolar ankam.

Das unangenehmste für uns fünf Passagiere waren die Nächte, da man absolut keine passende Gelegenheit finden konnte, seine Hängematte anzubringen, sondern ohne Unterlage auf dem harten Bretterboden an Deck schlafen musste. Der vielen Untiefen wegen lag das Fahrzeug dann des Nachts meistens still am Ufer, so dass ein Heer von Moskitos das harte Lager versüsste.

Die Hauptladung der beiden grossen, seitlich angebrachten Charter bestand in getrockneten Ochsenhäuten, welche namentlich beim Stillliegen des Gefährtes eine pestilenzialische Atmosphäre um sich verbreiteten. Wie wenig Rücksicht auf derartige Gerüche genommen wird, kann man schon daraus ersehen, dass mir in der ersten Nacht, als ein starker Regen über uns, die wir auf dem Deck der Charter lagen, hinging und unter uns ablief, von dem fürsorglichen Besitzer der Lancha, einem Franzosen, Namens Louis, der niedrige Raum zwischen den Häuten und dem dieselben gegen Regen schützenden Oeltuch als besonders empfehlenswert zum Nachtlager angeboten wurde. Abgesehen von diesen Beschwerlichkeiten, war das Leben an Bord ein interessantes und im ganzen auch

vergnügtes. Alles hielt freundschaftlich zusammen und half sich gegenseitig über die kleinen Schwierigkeiten hinweg. Die zwei weiblichen Wesen, welche an Bord waren, hielten sich gewöhnlich auf oder in der Charter zur rechten Seite der Lancha auf, so dass wir übrigen männlichen Wesen auf Deck der Charter zur Linken ungehindert von Zeit zu Zeit ein erfrischendes Duschebad nehmen konnten, welches darin bestand, dass man sich einige Eimer Wasser über den nackten Körper goss. Auch musste man hier, in Ermangelung eines bestimmten Raumes, einfach den Schiffsrand für ein anderes Geschäft benutzen, was aber für den Ungeübten bei dem Mangel jedweden Geländers und bei dem oft in bedrohliche Nähe heranrückenden dornigen Ufergestrüpp nicht sehr angenehm war.

Besonders lebhaft war das Leben und Treiben, wenn es sich darum handelte, die auf Grund geratenen Fahrzeuge wieder flott zu machen. Sie werden in einem solchen Falle voneinander gelöst und einzeln über die betreffenden Untiefen auf die verschiedenste Art und Weise hinweggebracht. Alles, selbst der Besitzer der Lancha und wir Passagiere, nahmen an den hierzu nötigen Arbeiten im Wasser stundenlang teil. Die einen waren damit beschäftigt, das Fahrzeug an Tauen, die am Ufer befestigt wurden, heranzuziehen. Andere standen mit den Schultern unter der ausgebauchten Schiffswand und stemmten unter dem rhythmischen Zurufen eines, der die Leitung der betreffenden Arbeit übernahm, das Fahrzeug ruckweise vorwärts, bis wieder Wasser genug vorhanden war und die Schraube des kleinen Dampfers die Menschenkraft ablösen konnte. Unter der grössten Vorsicht nutzt der sogenannte Pratico, der Steuermann des Schiffes, den tieferen Kanal im flachen Flussbett aus. Seine Kommandos an die beiden an den Rudern der beiden grossen Charter stehenden Steuerleute, »esquerdo«, »meio«, »direito«, wechseln mit den eintönigen Rufen des mit der Peilstange fast unausgesetzt peilenden Schiffsmannes am Vorderteil der einen Charter. Das in gleichen Zwischenräumen von letzterem gerufene »cinco e meio« (fünf und $^1/_2$), »cinco da marca« (fünf am Strich), oder endlich das für unser Fahrzeug schon verhängnisvolle »dous e meio« (zwei und $^1/_2$) wird jedem, der diese Fahrt einmal bei niedrigem Wasserstande unternommen hat, noch nach langer Zeit in den Ohren klingen.

Durch die vielen unfreiwilligen Aufenthalte ging natürlich bei der verhältnismässig sehr zahlreichen Besatzung bald der Proviant aus, so dass für solchen gesorgt werden musste. Zu diesem Zwecke wurde eines Morgens von Senhor Louis mit einigen seiner Leute ein grosser Fischzug im Fluss unternommen. An einer fischreichen Stelle wurde eine kleine Dynamitpatrone ins Wasser gelassen, wo dann fast unmittelbar nach der Explosion eine Unmasse von grösseren und kleineren Fischen die Oberfläche des Flusses bedeckte. Das ausgesetzte Boot brauchte nur die vor-

übertreibenden Fischleichen einzusammeln. Einige Tage später wurde ein junger Ochse am Lande geschlachtet oder vielmehr, in Ermangelung eines Sachverständigen, durch mehrfache Messerstiche unter lautem Gebrüll zu Tode gemetzelt. Wieder half alles bei den erforderlichen Arbeiten, wofür sich dann aber auch jeder von den inneren Organen dasjenige, was er am liebsten ass, herausschnitt. Ich teilte mich mit einem andern, meiner alten Vorliebe getreu, in die Leber, die uns vom Koch schmackhaft zubereitet wurde.

Eine angenehme Unterbrechung bot immer der Aufenthalt an den kleinen Holzplätzen, an denen der Dampfer mit dem nötigen Brennholz



Fig. 24. Ansiedlung am Cuyabáfluss.

versehen wurde. Senhor Louis, der gut mit den Leuten bekannt war, führte mich überall freundlich ein, so dass ich an den verschiedensten Plätzen gemütliche Plauderstunden mit den Bewohnern verlebte und mehrfach Erkundigungen über die in diesen Gegenden in der Nähe der Ansiedler wohnenden Indianer einziehen konnte. João Paiz hatte etwa 20 Chikitos in seinem Landsitz, genannt Villa Concepção, arbeiten. Bei Porto Urbano sah ich die erste Guató-Indianerin, eine schon ältliche, runzelige Frau, die in der Hauswirtschaft hilft und noch einige Worte der Sprache ihres Stammes spricht. In dem weiter flussabwärts gelegenen Bahia das Conchas erfuhr ich von den dort angesiedelten Franzosen, bei denen ich eine besonders gute Aufnahme fand, dass hier in der Nähe,

etwa 5 Leguas entfernt, ein Dorf mit etwa 300 »Coroados« liege, an einem Orte, genannt Tarigani, der ohne weitere Schwierigkeit zu erreichen sei. Leider hatte ich keine Gelegenheit, mich längere Zeit aufzuhalten, und musste mir deshalb den Besuch dieser »Coroados« versagen.

Am 1. Oktober liefen wir endlich in den St. Lourenço ein, wo ich schon in der Fazenda St. José eine grössere Anzahl der mein Interesse am meisten in Anspruch nehmenden Guató unter den Arbeitern antraf. Etwa eine Stunde weiter flussabwärts kommt man an der am St. Lourenço liegenden Guató-Niederlassung vorbei. Ausser den hier am Ufer stehenden Individuen bekam ich einige, die im Kanu an uns vorüberfuhren, zu Gesicht.

Schon kurz nach unserer Abfahrt von Cuyabá wurden hier und da Gerüchte von der bevorstehenden Revolution laut, die, wie wir später sehen werden, wenige Wochen nachher in den von mir berührten Orten ihren Hauptschauplatz hatte. Da ich die letzten Monate in Abgeschiedenheit von derartigen politischen und gesellschaftlichen Intrigen verlebt hatte, so war ich natürlich ganz uneingeweiht in die Verhältnisse.

Als unsere Fahrzeuge in dem kleinen St. José längeren Aufenthalt hatten, benutzte ich die Gelegenheit, von dort aus den Weg nach dem etwa eine Stunde entfernt liegenden Itaisi, der grossen Fazenda und Zuckerfabrik des Doto Paiz, zu Fuss zurückzulegen, um dort dann wieder des Abends mit dem Dampfer zusammenzutreffen. Doto Paiz, von dem ich gern noch Empfehlungen und Auskünfte für meine weitere Reise haben wollte, war leider nicht zugegen, dafür traf ich aber meinen Landsmann Reinerts, den Leiter der Fabrik, an und machte der Herrin der Fazenda meine Aufwartung, wobei ich mich natürlich wegen meines nicht ganz salonfähigen Anzuges, der durch das Lagern auf dem schmutzigen Schiffsdeck etwas derangiert war, vielfach entschuldigen musste. Zum Abend war gerade ein Fest veranstaltet, zu dem einige Fazendeiros vom andern Flussufer herübergekommen waren, und bei dem die grosse, verhältnismässig gut eingeübte Musikkapelle, die von Arbeitern der Fazenda gebildet wird, in Funktion trat.

Das Regiment über die etwa 400 Köpfe zählenden Arbeiter der Fazenda und Fabrik macht den Eindruck eines sehr strammen, rücksichtslosen. In langen Reihen sind die kleinen Arbeiterwohnungen angelegt. Für die Jugend ist ein eigener Schullehrer angestellt, der sie des Morgens früh in Reih und Glied zum Fluss zum Baden treibt, sie dann auf Kommando nach Art unserer Erziehungsinstitute einige Turnübungen im Freien ausführen lässt und darauf unter furchtbaren Tönen in die Kunst des Musizierens auf Blasinstrumenten einweiht. In der freien Natur Brasiliens macht eine derartige Zwangserziehung einen noch widerlicheren Eindruck, als in unserer heimischen Umgebung, wo man mehr daran gewöhnt ist.

TAFEL VI.



Zuckerbrennerei am Cuyabá-Fluss.

Der Betrieb der Fabrik ist ein ziemlich grosser. Sie verdankt, wie so viele derartige Betriebe auf Matto Grossenser Boden, vornehmlich dem deutschen Unternehmungsgeiste ihre Entstehung. Die beiden deutschen Maschinenbauer Wenzel und Reinerts haben sie erbaut, und zwar aus deutschem Material, das die Firma Oscar Götz in Hamburg in jene fremden Lande versandt hat; ebenso wie auf unserer Lancha »Floriano« als Erbauer die Kieler Schiffswerft und als Versender das Haus Götz (Hamburg) und Goerne (Cuyabá) verzeichnet standen.



Fig. 25.
Mein Gastgeber José Magalhães mit seinen Kindern vor seinem Hause.

Früh morgens am 2. September fuhr unser Dampfer in den Paraguayfluss bei dem Hügel von Caracará ein, hinter welchem sich noch einige Wohnsitze der Guatóindianer befinden, die, worauf wir später noch zurückkommen werden, zurzeit des hohen Wassers eine direkte Verbindung mit ihren Stammesgenossen an der Bucht von Gaiba und Uberaba haben. Nach einigen Stunden legten wir vor dem kleinen Orte Amolar an, das für mich zunächst das Endziel meiner Schiffsreise bedeutete. Senhor Louis, der Besitzer der Lancha, empfahl mich, da ich sonst keinerlei Beziehungen zu den Leuten des Ortes hatte, dem dortigen Kaufmann José Antonio

Magalhães, bei dem ich aufs beste aufgenommen wurde und der mein Vorhaben, die Guató zu besuchen, in jeder Weise gefördert hat.

Amolar ist einer jener Orte, die dem Reisenden, der sie besucht, niemals wieder aus der Erinnerung kommen. An einer grossen Biegung des Paraguay liegen hier, halb im Laub versteckt, unter hohen Bakayuvapalmen etwa 15 kleine Lehmhütten. Den Hintergrund bildet eine hohe, direkt hinter den Häusern ziemlich steil ansteigende Hügelkette. Das gleissnerische, weisse Quarzgestein leuchtet zwischen dem Laub der Abhänge hervor und zieht häufig genug die sehnsüchtigen Blicke der ärmlichen Bewohner zu sich herauf, die sich hier noch immer in der Nähe eines zukünftigen Eldorado zu befinden glauben, eine Vorstellung, die auch in der Benennung eines benachbarten Ortes Dorado zum Ausdruck kommt. Und in der Tat hat für den fremden Besucher die ganze Gegend etwas märchenhaftes. In der ersten Zeit drängt sich einem das Gefühl des vollständigen Gefangenseins auf, des Gefangenseins auf einem kleinen, vom Fluss und von steilen Bergen ringsum abgeschlossenen Fleckchen Erde, das von der Natur mit einer fabelhaften Vielseitigkeit und Ueppigkeit ausgestattet ist. Für den Botaniker und Zoologen muss es ein wahres Eldorado sein. Nirgends habe ich auf meiner Reise so viele Tier- und Pflanzengattungen beieinander gesehen, nirgends habe ich so sehr den Mangel naturwissenschaftlicher Kenntnisse bereut, wie gerade hier. Auf dem Flusse und den angrenzenden Landseen wachsen die mannigfachsten Wasserpflanzen, die, wie vor allem die schön blau blühende, von den Brasilianern Guaape genannte, nur zu oft ein unangenehmes Hemmnis für die Bootfahrt bilden. Das angrenzende, meist sumpfige Unterland zwischen dem Fluss und den Häusern ist mit einem dichten, nur in allernächster Nähe der Häuser unterbrochenen, hier und da von der hohen Bakayuvapalme überschatteten Gebüsch bedeckt. Hinter den Häusern beginnt ein dichter Wald, der von Palmenhainen durchsetzt ist und sich an einigen Stellen ziemlich weit auf die Hügel hinaufzieht, bis er in grösserer Höhe auf dem steinigen Boden durch spärliches Gestrüpp und vereinzelt stehende, knorrige Bäume abgelöst wird. Das Ganze wird durch eine überaus reichhaltige Fauna, vor allem durch viele grössere und kleinere Vögel belebt. Scharen von schönen roten Araras und von Papageien lassen sich auf den Bakayuvapalmen nieder. Unaufhörlich rascheln im Gebüsch die verschiedensten Eidechsenarten, oft von beträchtlicher Grösse, oder quieken die kleinen Cuelhos, die wilden Meerschweine, die man wegen ihrer Scheuheit immer nur hört und fast niemals zu Gesicht bekommt.[1]

[1] Leider war es mir trotz der grössten Bemühungen niemals möglich, eines Cuelho habhaft zu werden; nur einmal habe ich ein geschossenes gesehen. Der Wuchs und die Grösse sind genau die unserer zahmen Meerschweine, die Farbe grau und hellgelb gescheckt,

Um mir einen Ueberblick über mein jetziges Arbeitsfeld zu verschaffen, machte ich mich bald nach meiner Ankunft daran, die Höhen zu erklettern. Da sich kein Fusspfad an dem oft ziemlich steilen Bergabhang befand, so war dies mehrfach mit kleinen Schwierigkeiten verbunden. Der völlige Wassermangel, welcher in der trockenen Jahreszeit an diesen Bergabhängen herrscht, bewog mich bald, von einem weiteren Ersteigen der von der Sonne durchglühten, weissen Felsen abzulassen. Schon hatte ich einen schönen Aussichtspunkt erreicht, der durch den Gegensatz zu dem engen Gesichtskreise unten am Flussufer um so grossartiger wirkte. Vor sich hatte man eine weite, von verschiedenen Seen durchsetzte Ebene, durch die sich der Paraguayfluss in grossen Schlangenwindungen hindurchzog, zu beiden Seiten dehnten sich die Fortsätze des Gebirgszuges aus. Zur Linken zwischen Bergen und Seen lag das Gebiet, das mich jetzt am meisten interessierte. Wieder so nah die Wohnsitze noch freilebender Indianer! Dicht vor mir der Hügel von Caracará, hinter dem, wie ich inzwischen erfahren konnte, viele ethnologische Schätze und Geheimnisse liegen sollten. Alles schien so nah und doch wieder so schwer erreichbar für mich, der ich nicht mehr im Vollbesitz meiner körperlichen Kräfte war, der ich weder irgend welche Bücher noch brauchbare Instrumente zur Verfügung hatte, und trotzdem jetzt Verlorenes wieder gut machen sollte.

Mit den Leuten des kleinen Oertchens war ich bald gut Freund. Hierzu hatte vor allem der Umstand viel beigetragen, dass ich durch Chinin eine Anzahl von ihnen von starken Malariaanfällen befreit hatte. Schon die erste Dosis, $1^1/_2$ Gramm, etwa sechs Stunden vor dem Anfall genommen, half in vier Fällen radikal, so dass alle weiteren Anfälle ausblieben. Leider musste ich mit meinen letzten Chininpillen sehr sparsam umgehen und konnte nur die näheren Nachbarn damit unterstützen, da ich mich in dieser ausgesprochenen Fiebergegend selbst auf Rückfälle von Malaria gefasst machen musste.

In der Hütte eines Nachbarn des Magalhães wurde mir ein Unterkommen für die Nächte verschafft. Mein einziges Mobiliar bestand ausser der Hängematte aus einem kleinen Reisekoffer und einer kleinen Holzkiste, worin die nötigsten Gebrauchsgegenstände verwahrt waren. Beköstigt wurde ich vollständig im Hause des Magalhães, und meiner schmutzigen Wäsche nahm sich eine schon ältliche Mulattin an. Zu kleineren Dienstleistungen waren mir die drei Jungen des Magalhães, der im ganzen acht Kinder hatte, gern bereit. Sie zeigten mir die interessanten

derart, dass jedes Haar am unteren Ende grau und an der Spitze hellgelb ist, wie dies verhältnismässig nur selten bei unseren zahmen Meerschweinen vorkommt. Ich selbst habe Meerschweine dieser Art seinerzeit in grösserer Anzahl durch Zuchtwahl aus unseren gewöhnlichen buntfarbigen Meerschweinen züchten können.

9*

Oertlichkeiten in der näheren Umgegend und gingen vor allem mit besonderer Vorliebe des Morgens mit mir zur Jagd.

Ueberall in der weiteren Umgegend liegen noch hier und da menschliche Wohnungen in der Wildnis zerstreut, die Amolar zum Zentrum für die Befriedigung aller derjenigen Lebensbedürfnisse haben, die sie nicht in ihrer Abgeschiedenheit durch ihre eigene Wirtschaft befriedigen können. Ich benutzte gern jede Gelegenheit, diese oft nur mit dem Kanu erreichbaren Ansiedler aufzusuchen, zumal ich bei ihnen am meisten Aussicht hatte, etwas über die Wohnsitze der Guató-Indianer zu erfahren.

So begleitete ich auch eines Morgens den Bäckerjungen meines Hauswirts, einen etwa 18jährigen Paraguayer, auf seinem Geschäftsgang zu den auf der andern Seite der Bahia von Amolar liegenden Ansiedelungen Campina das Floras und Cambará, jede mit etwa drei kleinen Ranchos. Unser Kanu war nur ein sehr kümmerliches Fahrzeug, und da plötzlich ein starker Wind die Bahia sehr bewegt machte, konnten wir trotz der angestrengtesten Bemühungen, das überschlagende Wasser aus dem Boot auszuschöpfen, doch nicht verhindern, dass das letztere nach Eindringen einer grossen Welle plötzlich sank. Die letzten Brote schwammen oben auf meinem Rock dahin. Mit einiger Mühe bewerkstelligten wir die Hebung des Kanus, das glücklicherweise an einer flachen Stelle gesunken war, so dass uns die in diesen Gewässern so gefürchteten Piranyafische verschonten. Nach diesem kleinen Zwischenfall kehrten wir, nachdem wir unsern Hunger an den geretteten Broten gestillt hatten, nach Amolar zurück.

Zweimal vor meiner Abreise zu den Guató hatte ich Gelegenheit, den kleinen Ort Bracinho zu besuchen, einmal zu Lande, das andere mal zu Wasser. Nur unter der Begleitung eines der Ansiedler war es natürlich in beiden Fällen möglich, die versteckt liegenden Wohnungen aufzufinden. Ein schmaler Fussweg führt in etwa 1½ Stunden dahin, bald von schönen Palmwedeln der grossen Akuri überschattet, bald schonungslos der prellen Sonne preisgegeben, bald über Hügel hinwegführend, bald sich zwischen solchen versteckt hinschlängelnd und streckenweise wiederum mit bis zu den Knien reichendem Wasser überschwemmt. Für mich waren diese Besuche in dem kleinen Bracinho insofern von Wichtigkeit, als sich hier drei Guató-Indianerinnen als Compagneiras der dortigen Ansiedler befanden und infolgedessen diese Leute mit den weiter zurück wohnenden Guató in einigen Beziehungen standen, auch den durch den Wirrwarr der unzähligen Wasserarme und Seen dorthin führenden Wasserweg kannten. Ich musste mir also aus ihnen einen Begleiter für meine Reise verschaffen, was nicht leicht war, da die Leute gerade beim Beginn der Regenzeit mit ihren Pflanzungen zu tun hatten. Schliesslich fand sich

ein Neger Namens Reginaldo, der Gefährte der Guató-Indianerin Rosa, bereit, mich zugleich mit der letzteren, die den Weg genau kannte und die Gelegenheit benutzen wollte, ihre Angehörigen zu besuchen, auf meiner Reise zu begleiten. Allerdings musste ich dann auch noch die kleine zwölfjährige Tochter der Rosa, mit Namen Maria, die von einem Chikito-Indianer stammte, und den kleinen fünfjährigen João mitnehmen, was später die Arbeit im Lager nicht gerade verringerte.

Ausser der erwähnten Begleiterschaft nahm ich noch den Guató João, der nach Amolar zum Besuch kam, und einen Kameraden des Magalhães, einen Paraguayer, Namens José, als Reisebegleiter an.

Meine Ausrüstung war nur die allernotdürftigste. Ausser meinem Revolver hatte ich an Waffen nur zwei ganz primitive Vorderlader, die ich billig in Amolar gekauft hatte, zur Verfügung. An Instrumenten besass ich nur noch meinen Peilkompass, der mich vom Schingú zurückbegleitet hatte, und einen fast unbrauchbaren photographischen Apparat, den ich nach dem Verlust meiner reichen photographischen Ausrüstung in Cuyabá mit vieler Mühe für den ungeheuern Preis von 240 Milreis erstanden hatte. Zeitaufnahmen waren damit ganz unmöglich, und überall drang Licht in die teilweise aus dem Leim gegangene Kamera ein. Eine gehende Uhr besass ich schon seit Monaten nicht mehr, und was das schlimmste war, das rechte Glas meiner letzten Brille hatte einen grossen, quer durch die Mitte laufenden Sprung.

Meine Kleidung war schon bei dem Auszug in traurigem Zustande. Die beiden Anzüge, die ich mir in Cuyabá aus Waschzeug hatte machen lassen, waren schon in allen Nähten geplatzt. Die grössten Hemden, welche ich mir hatte verschaffen können, reichten an den Armen nicht über die Ellbogen hinaus und waren wegen ihrer Enge auf keine Weise zuzuknöpfen. Gegen alles dieses stachen sehr zwei hohe blanke Schaftstiefel ab, die ich mir in Cuyabá hatte machen lassen, da meine noch offenen Beinwunden das Durchwaten von Schlamm und Gewässern mit blossen Füssen unmöglich machten.

An Proviant wurden hinreichend Reis, schwarze Bohnen, Farinha, Zucker, Kaffee und Maté mitgenommen. Was die Fleischnahrung anbetrifft, so waren wir auf unsere Angeln und die beiden Vorderlader angewiesen, da im ganzen Ort kein Kilo Fleisch zu kaufen war. Einige Meter Tabak mit den dazu gehörigen Maisblättern für die Deckblätter und einige Liter Zuckerbranntwein vervollkommneten ausserdem noch die leibliche Ausrüstung.

An Küchengerät wurde nur das allernötigste mitgenommen, zwei Kochtöpfe, ein kleiner Kaffeetopf, einige Zinnteller und Zinnbecher und

einige Löffel waren alles. Dagegen musste ich grössere Quantitäten von Tauschwaren aller Art mitnehmen, um einige Aussicht zu haben, eine hinlängliche ethnographische Sammlung bei den Guató zu erhandeln. In dem kleinen Amolar waren diese Gegenstände nur für verhältnismässig hohe Preise zu kaufen, und die Guató waren hinreichend mit den Ansiedlern zusammengekommen, um Wert und Gegenwert bei ihren Tauschgeschäften zu kennen.

KAPITEL V.

Unter den Guató-Indianern.

Bald war alles soweit vorbereitet, dass ich den 12. Oktober zur Abreise bestimmen konnte. Natürlich war, wie immer, der Aufbruch mit vielen unvorhergesehenen Schwierigkeiten verbunden. Der Guató João Caracara, der schon des Abends vorher in Amolar eingetroffen war, war des Morgens zunächst sinnlos betrunken, und wegen meines Negers Reginaldo wurden mir Schwierigkeiten von seiten eines alten Mannes in Amolar gemacht, der ein Konkurrent und infolgedessen mit seinem Anhang ein Gegner meines Hauswirts Magalhães war. Obgleich ich die Hälfte der etwa 120 Mk. betragenden Schuld des Reginaldo bar an den Graubart abzahlen wollte, weigerte dieser sich aufs heftigste, seinen Schuldner auf einen Monat mit mir ziehen zu lassen. Nur gewaltsam, indem ich ihm ausdrücklich sagen liess, dass ich trotz seines Protestes um die und die Stunde an einem ganz bestimmten Punkte mit Reginaldo von Amolar abfahren würde, setzte ich mein Vorhaben durch.

Endlich, erst gegen Nachmittag, waren die beiden Kanus beladen, und wir konnten abfahren. Während Reginaldo als Pilot unser grosses Boot steuerte, übernahm der Guató João Caracara die Leitung des andern, kleineren Kanus, in welchem sich die Compagneira des Reginaldo, Rosa, mit ihren beiden Kindern befand.

Kaum waren wir einige hundert Meter gefahren, als wir hinter uns die Dampfpfeife einer Lancha hörten, die sogleich in Amolar anlegte. Das Fahrzeug war Kopf an Kopf mit Leuten besetzt, die offenbar nach dem sich weiter flussaufwärts bildenden Kriegsschauplatz der Revolutionsparteien transportiert und voraussichtlich noch durch geeignete Personen ergänzt werden sollten. Welcher Partei sie angehörten, kümmerte mich wenig, ich war nur froh, nach einigen kräftigen Ruderschlägen in den rechts vom Paraguay verlaufenden Flussarm, Bracinho genannt, einzulaufen, mit dem das Gewirr des so weitverzweigten Wassernetzes jener

Gegend seinen Anfang nimmt. So wusste ich meine Munition und meine Leute doch wenigstens vor Uebergriffen sicher.

Schon im Dunkeln kamen wir in Bracinho an. Nichtsdestoweniger fanden sich bald die mir schon bekannten Bewohner des kleinen Ortes in der kleinen Hütte des Reginaldo, in welcher wir übernachten wollten, ein, unter andern auch die beiden schön und kräftig gewachsenen Guató-Indianerinnen Benedita und Arita, letztere mit ihrem Begleiter João Procopio und ihrem etwa sieben Monate alten Baby. Obgleich das kleine, nackte, schwarze Geschöpf zum Aufrechtstehen noch zu klein war, so verfolgte es doch schon alles um sich her aufs lebhafteste mit den Augen und kroch gelenkig überall wie eine Kröte umher, so dass es auch später noch von mir niemals anders als »sapinho«, kleine Kröte, genannt wurde.

Reginaldo hatte aus Amolar eine grosse Karaffe mit Zuckerbranntwein mitgebracht, und so begann denn bald zu meinem grossen Schrecken der mir seinerzeit in dem Städtchen Rosario zuerst bekannt gewordene Cururutanz. Auf Nachtruhe zur Erholung von den grossen Anstrengungen des überstandenen Tages war also keine Hoffnung mehr. Alles gruppierte sich im Kreise, João Caracara stimmte seine Viola, einige Teller wurden mit Löffeln geschrapt, und bald begannen die krächzenden Stimmen ihre eintönigen Verse zu singen. Das gleichförmige, rhythmische Gehen im Kreise wurde nur von Zeit zu Zeit durch einige hohe Luftsprünge meines Reginaldo unterbrochen, der ausserdem das Geräusch der genannten Instrumente durch Klatschen der verschiedensten hierzu geeigneten Körperteile mit den Handflächen zu vervollständigen suchte. Der kleine Raum von wenigen Quadratmetern, nur schwach durch einen in eine Schale mit Fett getauchten Faden erleuchtet, wurde vollständig durch den Tumult ausgefüllt. Einige Stunden hielt ich es aus, dem Treiben von dem Lager des Reginaldo in der einen Ecke des Hauses aus zuzusehen, und vertrieb mir die Zeit damit, mit dem kleinen Sapinho, dem einzigen ausser mir nicht am Trinkgelage beteiligten Wesen, zu spielen, bis ich endlich, von Müdigkeit bezwungen, meine Hängematte an einem der bei der Hütte stehenden Bäume befestigte und zu schlafen versuchte.

Nach Hellwerden waren die Leute noch beim Trinken, so dass ich den Branntwein fortbringen und zum Aufbruch rüsten lassen wollte. Aber bald merkte ich an dem verschiedentlichen aufgeregten Hin- und Herlaufen nach dem etwas entfernt liegenden Nachbarhause, in welchem der erwähnte João Procopio mit seinen beiden Brüdern und seiner Mutter wohnte, dass hier irgend etwas los sein musste. Nur zögernd verriet man mir, dass João Procopio mit seinem Bruder Leonardo in heftigen Streit geraten sei, da er diesen beschuldigte, sich in der Festnacht an seiner Begleiterin Arita vergangen zu haben. Er wollte ihn am Wasser mit ihr überrascht haben. Da ich Reginaldo hatte zum Nachbarhause

TAFEL VII.



Am Cuyabá-Fluss.

gehen sehen, er also jedenfalls auch in den Streit verwickelt war, machte ich mich schleunigst mit José auf, um nach dem Rechten zu sehen. Schon aus der Ferne schallte mir vom Nachbarhause her ein entsetzliches Durcheinander von Frauengekreisch und Kindergeschrei entgegen. Als ich ins Haus eintrat, sah ich ein dichtes Knäuel von mehreren sich zerrenden Männern, die Buschmesser fuchtelten dabei in der Luft herum. Man hatte gerade die beiden Brüder, von denen der eine dem andern das Zeug fast vollständig vom Leib gerissen hatte und ihn mit dem Beil erschlagen wollte, auseinandergezerrt. Auf mein Geheiss wurden von meinen Leuten sofort die Messer, auch ihre eigenen, aus dem Raume entfernt. Da ich den Leuten von meinen vorigen Besuchen her bekannt war, so liessen sie sich beruhigen und zunächst in getrennte Räume bringen.

War schon durch diesen Zwischenfall viel Zeit verloren, so wurde die Abreise vollends dadurch verzögert, dass die Guató-Indianerin Rosa zu betrunken war, um ihre Sachen zu packen. Reginaldo versuchte sie vergebens durch einige unsanfte Rückenschläge aufzumuntern, und schickte sie schliesslich unter das Moskitonetz, um den Rausch auszuschlafen. Wir kamen also abermals erst spät nachmittags fort. Aber wenigstens waren wir aus Bracinho fort und vermieden eine Wiederholung des so unliebsamen Cururufestes. Zum Abendessen wurden ein kleines Kapivara und einige Piranyas verzehrt, und ich freute mich auf eine bessere Nachtruhe, als während der verflossenen Nacht. Kaum hatte ich mich aber in meine Hängematte gelegt, als der alte João Caracara die Saiten seiner Viola stimmte und mit dem mir noch zur Genüge in den Ohren klingenden Rhythmus begann. José spielte in einer andern Ecke auf seiner Handharmonika, und unter dem Moskitonetz des Reginaldo und der Rosa tönte ein lautes Stöhnen und Schreien der letzteren hervor, da bei ihr in ihrem hoffnungsvollen Zustande der Alkoholgenuss, zusammen mit einer zu grossen Quantität des fetten Kapivarafleisches unangenehme Wirkungen gehabt hatte. Sie krümmte sich vor Schmerz, und ich hatte die grösste Befürchtung einer unangenehmen Ueberraschung. Noch nach Mitternacht suchte ich mir Holz und machte als Medizin eine Tasse Maté, wonach sich schliesslich der Zustand besserte.

Schon vor Sonnenaufgang rüsteten wir zum Aufbruch. In der Nacht, bei dem Herumkramen unter den Vorräten, hatte ich mir von unserm Fett über die Hose gegossen. Später hatte ich diese vor dem Einschlafen in einen Baum gehängt, und als ich nun noch im Dunkeln ahnungslos in die Hosenbeine hineinstieg, wurde ich von vielen hundert Ameisen, die sich an dem Fettfleck angesammelt hatten, in das Bein gestochen; dazu waren es Formigas de fogo, Feuerameisen, deren Stich, wie schon der Name sagt, wie Feuer brennt. Ich sprang vor Schmerz sogleich in das nahe Wasser.

Noch früh am Morgen passierten wir den Berg Pontudo, der sich durch seine regelmässige Form schon lange vor dem Herannahen vor den andern Höhen auszeichnet. Unter einem grossen Feigenbaume machten wir Mittagsrast. Es wurde ein Senembú (grosse Eidechse), das gerade seine Eier in ein Loch im Sande gelegt hatte, erbeutet, und eine Portion von Senembúeiern am sandigen Ufer gesammelt. Besonders der Schwanz dieser grossen Eidechse gab ein vorzügliches Mahl ab, das durch Piranya und Reis vervollständigt wurde. Eine Zeitlang führte unsere Fahrt weiter durch kleinere Flussarme und Lagunen. Eine von den letzteren bereitete uns grosse Schwierigkeiten wegen des plötzlich aufgekommenen Windes. Mit den runden Einbäumen, bei denen jedes Kielgewicht fehlt, ist es auf diesen Seen schon bei geringer Brise unmöglich, die Wellen breitseits zu nehmen, und daher auch unmöglich, zu wenden. Schon die erste Welle würde das Fahrzeug vollschlagen. Befindet man sich also bei aufkommendem Wetter in der Mitte des Gewässers, so ist die weitere Fahrtrichtung eine durch die Windrichtung gegebene, es ist ausgeschlossen, eine beliebige Stelle des Ufers aufzusuchen, um dort zu rasten, und nur in möglichst angestrengtem Vorwärtsrudern gegen den Wind kann man einem Schiffbruch entgehen, der infolge der Unmengen von Piranyas in diesen Seen fast einem sicheren Untergange gleichkommen soll. Die Guató haben vor diesen gierigen kleinen Raubfischen eine solche Angst, dass sie niemals in dem tieferen Wasser der Lagunen ein Bad nehmen oder auch nur dort waten. Sogar davor, die Hand in das Wasser zu halten, wird gewarnt. Diese jedenfalls der praktischen Erfahrung entspringende Vorsicht wird durch die Schnelligkeit, mit welcher der Piranya an jeden beliebigen Köder, ja sogar solchen, der aus dem Fleisch seiner eigenen Genossen besteht, anbeisst, bestätigt. In demselben Moment, wo der Köder das Wasser berührt, wird auch schon angebissen. Blut im Wasser soll sogleich diese Tiere in solchen Mengen anlocken, dass selbst ein grösseres Lebewesen in kurzer Zeit geradezu aufgeteilt sein soll.

Schon spät am Nachmittage bogen wir wieder in den Hauptstrom des Paraguay ein, wo die härtere Strömung des Flusses grössere Anstrengung zum Weiterkommen erforderte. Dicht bewaldete Höhenzüge ziehen sich noch immer an den Ufern des Flusses hin.

Das ganze Gebiet gehört hier einer französischen Gesellschaft, deren Landsitz Acurisal mit einer Anzahl kleiner Arbeiterwohnungen der letzte Vorposten brasilianischer Ansiedlungen vor dem grossen Seengebiet der Guató-Indianer ist. In dieser ihrer Eigenschaft scheint die Ansiedlung sich eine gewisse Kontrolle über alle vorbeiziehenden kleinen Fahrzeuge anzumassen. Jedenfalls rieten mir meine Leute, mich dem dort befindlichen Leiter, dem sogenannten Capatac, vorzustellen und ihn über den Charakter und die Zwecke meiner in diesen Gegenden so ungewöhnlichen

Durchfahrt aufzuklären. Ich fühlte mich natürlich hierzu in keiner Weise verpflichtet und hatte wegen der schon aufkommenden Dunkelheit keine Neigung zu irgendwelchem Aufenthalt. Deshalb wies ich meine Kamerados an, ohne weiteres vorbeizurudern, was sie nur widerwillig taten, indem sie das Kanu dicht am gegenüberliegenden Ufer vorbeiführten. Ich hatte ihnen nicht glauben wollen, dass die Leute von Acurisal die Unverschämtheit haben würden, Vorüberfahrende zu behelligen. Aber kaum hatte unser Kanu den Ort passiert, als der Capatac uns laut brüllend anrief, wo wir hinwollten und was wir hier wollten. Ich liess sogleich für einen Moment das Boot anhalten, erhob mich und rief mit noch etwas lauter brüllender Stimme zurück, ob er etwas von mir wolle: »Vosse quer uma causa com migo?« worauf er dies sogleich verneinte und uns ruhig weiterziehen liess.

Nur dadurch, dass wir die Guató-Indianerin bei uns hatten, gelang es uns noch, in tiefster Finsternis zwischen den vielen Wasserpflanzen die Einfahrt in den Wasserarm zu finden, an dem Figueira, die erste Guató-Ansiedlung, liegt. Tausende und Abertausende von Eintagsfliegen umschwirrten meine kleine Laterne, die uns sowieso nur einen spärlichen Lichtschein gewährte. Nur undeutlich hob sich das etwas tiefere Dunkel der Hügel und Baumkronen gegen den Himmel ab, und als der Schatten eines höheren Baumes über die Linie der übrigen Baumkronen hervorragte, steuerten meine Piloten gerade darauf zu. Der Baum, ein riesiger Feigenbaum, Figueira, bezeichnete die Gegend, wo die von uns gesuchte Guató-Niederlassung, die ihren Namen Figueira nach jenem Baumriesen erhalten hat, zu finden war.

Die Ansiedlung besteht aus zwei, etwa fünf Minuten voneinander getrennt liegenden Wohnsitzen. In dem einen wohnte João Caracara, mein Begleiter, mit seiner Frau und seiner Mutter, in dem andern der Bruder des ersteren, Timotheus, mit seiner Familie und einigen Verwandten. Meine Leute hatten mir geraten, beim Timotheus zu bleiben, weil dieser der einflussreichere von den beiden Brüdern sei, und wie wichtig es war, in der Wahl des Wirtes das richtige zu treffen, beweisen die Szenen, welche in der nächstfolgenden Nacht vor sich gingen. Ist doch die Eigenschaft als Gastgeber ebenso wie mit Pflichten, so auch mit Rechten verbunden, und wegen der letzteren würde ein Fehlgriff in der Person des Gastgebers ein schwer wieder gut zu machender Fehler eines Expeditionsleiters sein. So zog ich es denn vor, nach einem kurzen Besuch in der Wohnung des João beim Timotheus um Unterkunft für die Nacht zu bitten, von dem mir versichert wurde, dass ich ihm bis zu drei Tagen gern in seiner Wohnung willkommen wäre. Diese ausdrückliche Einschränkung der Zeitdauer des Aufenthalts des vorüberkommenden Reisenden scheint mir kein Zufall zu sein, vielmehr wiederum ein Aus-

druck jener festen Regeln, wie sie sich auch unter andern Indianern in Bezug auf den Verkehr mit nicht zum Stamme gehörigen Personen entwickelt haben.

Als wir am Anlegeplatz des Timotheus ankamen, stand dieser, ein kräftiger, bärtiger Mann, ruhig und schweigend mit seinen beiden kleinen Söhnen oben am Uferrand und erwartete meine Anrede. Da João Caracara mit seinem Boote schon einige Stunden vor uns angekommen war, so hatte man sich schon auf uns eingerichtet. Alle hatten saubere Hemden und Hosen angezogen, selbst einige der Knaben, und alles hatte sich schon auf den Zuckerbranntwein, den ein Fremder mitzubringen pflegt, gefreut. Die Enttäuschung, namentlich bei zwei eigens von der andern Flussseite herübergekommenen Guató-Indianern, war natürlich gross, als ich behauptete, keinen Branntwein mehr zu haben. Ich war zu ermüdet, um auch in dieser Nacht wieder ein Cururu-Fest heraufzubeschwören, machte deshalb nach der üblichen Unterhaltung mit dem alten Timotheus bald meine Hängematte zwischen einigen vor dem Hause stehenden Bäumen fest und schlief einmal eine Nacht einigermassen ungestört.

Am andern Morgen, den 15. Oktober, versammelte sich ein grösserer Kreis von Indianern und Indianerinnen um mich, doch wurde die Kälte in unserm gegenseitigen Verkehr erst dadurch etwas gemildert, dass ich zunächst die Kinder und Frauen mit einigen Kleinigkeiten beschenkte. Alle Kinder liefen jetzt mit kleinen roten Kopftüchern umher. Die alte Mutter des Timotheus probierte sich stolz eine grosse bunte Halskette um, mit der ich die ihrige aus schlichten Samenkernen vertauscht hatte. So hatte ich denn bald, was immer mein Prinzip beim Verkehr mit den Eingeborenen war, die Zuneigung und das Vertrauen der Frauen und Kinder erworben. Gerade die letzteren spielen auch hier eine grosse Rolle dabei, bessere Fühlung mit den Indianern zu gewinnen. Während sie sich zuerst nur zaghaft näherten, um ihre kleinen Hände zum Entgegennehmen von Geschenken hinzuhalten, wurden sie bei richtiger Behandlung bald so zutraulich, dass sie mir ihre kleinen Kunststückchen vormachten und grosses Vergnügen an den verschiedenen Scherzen, die ich mit ihnen aufstellte, hatten. Anders wie so häufig bei uns Europäern, wo die Eltern vielfach durch Ausübung erzieherischer Grundsätze ihre Kinder vor den fremden Besuchern blamieren und für ihre mangelnde Autorität Zuflucht zu dem Eindruck nehmen, den die ungewöhnliche Erscheinung des Fremden auf ihre Kinder macht, sahen die Indianer, unter denen ich lebte, mit peinlicher Genauigkeit darauf, dass man sich als Fremder ihren Kindern gegenüber recht rücksichtsvoll verhielt. Hatte ich das Vertrauen der letzteren erworben, so folgte das der Erwachsenen, die darin, dass man ihre Kinder bevorzugte, ihren Elternstolz befriedigt sahen, bald nach. So führte mich denn auch bald der alte Timotheus in seine Lebensver-

hältnisse ein, und der kleine Tauschhandel mit den Gebrauchsgegenständen der Indianer konnte schon gleich des Morgens seinen Anfang nehmen.

Das Hauptleben des Tages spielte sich unter einem grossen Fruchtbaume, einem Sibotábaum, ab, der in der Mitte des freien, zwischen den drei Hütten und dem Hafen befindlichen Platzes stand. Verschiedene der grossen Schlafmatten, mit schönen Tierfellen darüber, lagen unter seinem Schatten. Hier stand auch ein grosser, tönerner, mit einer Kuye bedeckter Wasserkrug, in dem sich das warme Lagunenwasser zu einem immerhin erträglichen Getränk abkühlte. Grosse Stangen zum Herunterstossen der roten, ganz erfrischend, aber herbe schmeckenden Früchte lehnten am Baume, und wenn diese nicht ausreichten, kletterte die Jugend in den hohen Aesten herum oder schoss mit erstaunlicher Geschicklichkeit mit den vorn stumpfen Vogelpfeilen nach den fruchtbehangenen Aesten. Das Haus des Timotheus war nach Art eines brasilianischen Ranchos sauber und nett erbaut. Nur reichte das Blätterdach fast bis zum Boden herab. Die Wände bestanden einfach aus Pfählen, ohne durch Ton gedichtet zu sein. Wie bei den übrigen Guatóhütten einfacheren Stils, auf die ich noch in der Folge zurückkommen werde, war auch hier durch Querstangen unter dem Dache ein Aufbewahrungsort für die verschiedenen Gebrauchsgegenstände geschaffen. Mit einer gewissen Höflichkeit bot Timotheus mir sein Haus zum Schlafen und zur Unterbringung meiner Sachen an. Des Mittags ging die Mehrzahl der Indianer fort, um an einer etwas entfernt liegenden Stelle des Waldes Palmwein, »tšitša«, zu trinken. Man forderte mich auf, mitzugehen, aber so gern ich dieses Getränk und seine interessante, mir noch unbekannte Zubereitung kennen lernen wollte, so kannte ich doch meine Gastgeber noch nicht genügend, um ihnen auf längere Zeit meine sämtlichen Sachen anzuvertrauen, die allerdings, wie ich mich später versichern konnte, unter den Guató vor jedem Uebergriff geschützt waren.

Als die Indianer des Nachmittags wieder zurückkamen, traten schon die Folgen des berauschenden Palmweins sehr deutlich an ihnen zutage. Dass man es gut mit mir meinte, konnte ich vor allem daran sehen, dass man auch mich mit dem so tief in das Leben des Guató eingreifenden Getränk bekannt machen wollte und mir deshalb eine Flasche voll zum Geschenk überreichte. Mit Stolz rühmte man mir das heutige Ergebnis des Palmbestandes und die in allgemeiner Betrunkenheit bestehende Wirkung. Mit wahrer Gier forderte man jetzt von meinem Zuckerbranntwein, und obgleich ich möglichst sparsam damit umging, so lag doch bald die alte Mutter des Timotheus mit einer Genossin Arm in Arm sinnlos berauscht am Flussufer, bald Cururu-Verse lallend, bald im jammernden Elend Klagegeheul ausstossend. Jetzt wäre für einen »tüch-

tigen Forschungsreisenden und Sammler« der günstige Zeitpunkt dagewesen, um den Leuten alles Brauchbare gegen ganz geringe Bezahlung »abzukaufen«. Denn als ich mich weigerte, sie noch mehr in das angenehme Gefühl des Sinnesrausches zu vertiefen, waren sie bereit, für nur ein kleines Gläschen Branntwein die grössten Opfer zu bringen. Timotheus, der für einige ethnographische Gegenstände von mir vier Milreisscheine erworben hatte, wollte schliesslich, als alles Bitten umsonst war, diese seine ganze Barschaft für einen Schluck Branntwein hergeben.

Eigentümlich ist es, wie schnell sich die Indianer wieder von ihrem Rausch erholen. Auch jetzt folgten auf das eben geschilderte Bild, nachdem die Leute einige Zeit geschlafen und dann ein Bad genommen hatten, noch einige gemütliche Plauderstunden mit ihnen, bis mit der anbrechenden Dunkelheit wieder der mir noch von Bracinho her verhasste Cururutanz mit seinen unangenehmen Folgen begann.

Inzwischen trat man mit einem ganz eigenartigen Anliegen an mich heran, das sehr aus meinem Fache schlug und zu dem ich mich gerade hier in freier Natur am allerwenigsten berufen fühlte, nämlich als Seelsorger zu fungieren und noch dazu als katholischer. Arita, die Tochter des João Caracara, die wir schon von Bracinho her kennen, und die ihren Vater hierher begleitet hatte, bat mich, ihren Neffen Mique, den kleinen, etwa elfjährigen Sohn des Timotheus, zu taufen und so Compadre des Timotheus zu werden. Es sei der ausdrückliche Wunsch des Mique sowohl wie seines Vaters, die zu mir ein grosses Vertrauen gewonnen hätten. Soviel mir daran liegen musste, dieses Zutrauen möglichst zu stärken, und so gern ich aus diesem Grunde die heilige Handlung vollzogen hätte, so hatte ich doch keine Lust, dieses Zutrauen zu missbrauchen. Und bei richtiger Sachkenntnis konnte ich dieses mein Ziel auch anders erreichen. Lag doch bei den Indianern in Wirklichkeit, wie bei ihnen alles eine sehr reale Grundlage hat, der Grund für ihr Anliegen viel weniger in dem religiösen Akte der Taufe, als in dem nach brasilianischer Auffassung mit begrifflicher Notwendigkeit damit verbundenen Trinkgelage. Wie die Gier nach dem Alkohol den Indianer dazu treibt dem durchziehenden Geschäftsmanne, der ihn »richtig« zu nehmen weiss, seine letzte Habe für ein Nichts hinzugeben, so treibt sie ihn auch dazu, sich von dem eifrigen Missionar, der wie der Jesuitenorden in der »richtigen« Behandlungsweise eine gute Schulung von Grund auf genossen hat, taufen zu lassen und sich damit nur allzu häufig der europäischen »Kultur« in die Fangarme zu spielen. So tröstete ich denn meine Freunde über meine abschlägige Antwort dadurch hinweg, dass ich ihnen für die Nacht ein Cururufest mit dem dazu gehörigen Branntwein in Aussicht stellte, und wenn ich nicht als »Compadre« in die geistige Verwandtschaft der Familie des Timotheus eintrat, wurde ich dafür bald nachher

als »Primo« (Vetter und Bruder) in die nach Guató-Anschauung noch engere Blutsverwandtschaft eingereiht. Allerdings behielt auch jetzt mein kleiner Täufling nicht den ihm nur zur Weihe der bevorstehenden Handlung nach dem grossen heiligen Michael beigelegten Namen Mique, sondern wurde, unter Umstellung der beiden Vokale, bald wieder mit seinem ursprünglichen Namen »Meki« benannt, was in der Guató-Sprache Meerschwein heisst. So war denn schnell wieder das Meerschwein in seine alte Stelle als Schutzpatron, anstatt des heiligen Michael eingesetzt.



Fig. 27. Caracachá der Guató. Berl. Mus. V. B. 5008. 2/7 n. G.



Fig. 26. Viola, Musikinstrument der Guató. Berl. Mus. V. B. 5007. 1/10 n. G.

Das Fest, welches bei Dunkelwerden begann, nahm zunächst einen sehr fröhlichen, feierlichen Anfang. Auf dem freien Platze, der von dem grossen, schon erwähnten Sibotabaume überwölbt wurde, lagerten sich die Frauen mit ihren Kindern auf den grossen Schlafmatten aus Akuripalmblatt. Die Männer traten im Kreise an und begannen in rhythmischem Takt den Cururutanz. Meki und ich sassen an der Baumwurzel und machten die nötige Musik, indem der erstere mit melancholischer Begeisterung die taktmässigen Akkorde auf seiner Viola griff und ich auf meiner erst ganz frisch erstandenen Caracachá mein möglichstes tat, um auch das Meinige zum Ganzen mit beizutragen. Zum nicht geringen Teil wurde die allgemeine Feststimmung durch meine kleine Laterne mit der Stearinkerze erhöht, die in der Mitte über dem Ganzen an einem Baumzweig aufgehängt war. Auch mit den frei erdichteten Versen kam man bald gut in Gang, von denen ein grosser Teil meine guten Eigenschaften rühmte und nur ganz nebenbei mich aufforderte, jetzt mit dem Bringer aller Lust beim Feste, dem

Alkohol, herauszurücken. Da ich der Vorsicht halber nur ein, noch dazu sehr kleines Glas in Zirkulation setzte und meine grosse Branntweinflasche in einiger Entfernung deponiert hatte, so hatte ich genug zu schaffen, um alle der Reihe nach zu befriedigen. Die gute Stimmung und die gute Freundschaft wurden erst recht erhöht, als auch wir beiden Spielleute mit unsern Instrumenten in den Kreis der Sänger eintraten, um das unermüdliche, stundenlange Herumlaufen im Kreise mitzumachen. In den Pausen gaben dann Reginaldo und ich unter allgemeinem Beifall einige Walzer zum besten, abwechselnd mit den Guató-Indianerinnen aus Bracinho, deren schlanke Gestalten mit ihrem bis zur Hüfte entblössten Oberkörper bei dem matten Lichtschein unserer kleinen Laterne in voller Schönheit zur Geltung kamen.

Als das anfeuernde Getränk einige Male die Runde gemacht hatte, stimmte plötzlich eine der bis dahin ohne Beteiligung auf den Matten sitzenden Frauen ein schreckliches Geheul an, in das sogleich alle übrigen weiblichen Wesen einfielen und das noch durch das Plärren der hierdurch in Angst geratenen Kinder erhöht wurde. Der Lärm war unbeschreiblich. Die Männer nahmen keinen Anteil daran, und so konnte ich denn von diesen die Ursache erfahren. Die eine der Frauen hatte in letzter Zeit mehrere Kinder durch den Tod verloren; nun war ihr plötzlich in der Feststimmung und im Alkoholrausch die Erinnerung an die Toten gekommen, und sie hatte das Klagegeheul hervorgerufen.

Wie auch sonst, so liegt hier die Hauptbedeutung der Feste und des damit verbundenen Alkoholgenusses darin, dass man seinen Empfindungen für eine Zeitlang freien Spielraum zur Entfaltung gibt. Auch hier gibt man sich in der Feststimmung der Erinnerung an die Toten hin, man empfindet Dankbarkeit gegen den Gastgeber, man preist den Eros und die von ihm bescherten Genüsse. Aber auch regt sich das Gefühl der menschlichen Kraft und Ueberlegenheit, vermischt mit gekränktem Ehrgeiz und Neid, und mit dem Wiederaufkeimen schon veralteter Rachegedanken. Noch einen Grad weiter, und die Empfindungen durchbrechen die Schranken der Geisteswelt und treten als menschliche Handlungen offen ans Tageslicht im bunten Wirrwarr durcheinander. So war das Cururufest in Bracinho verlaufen, und so sollte auch unser Fest in Figueira ausgehen.

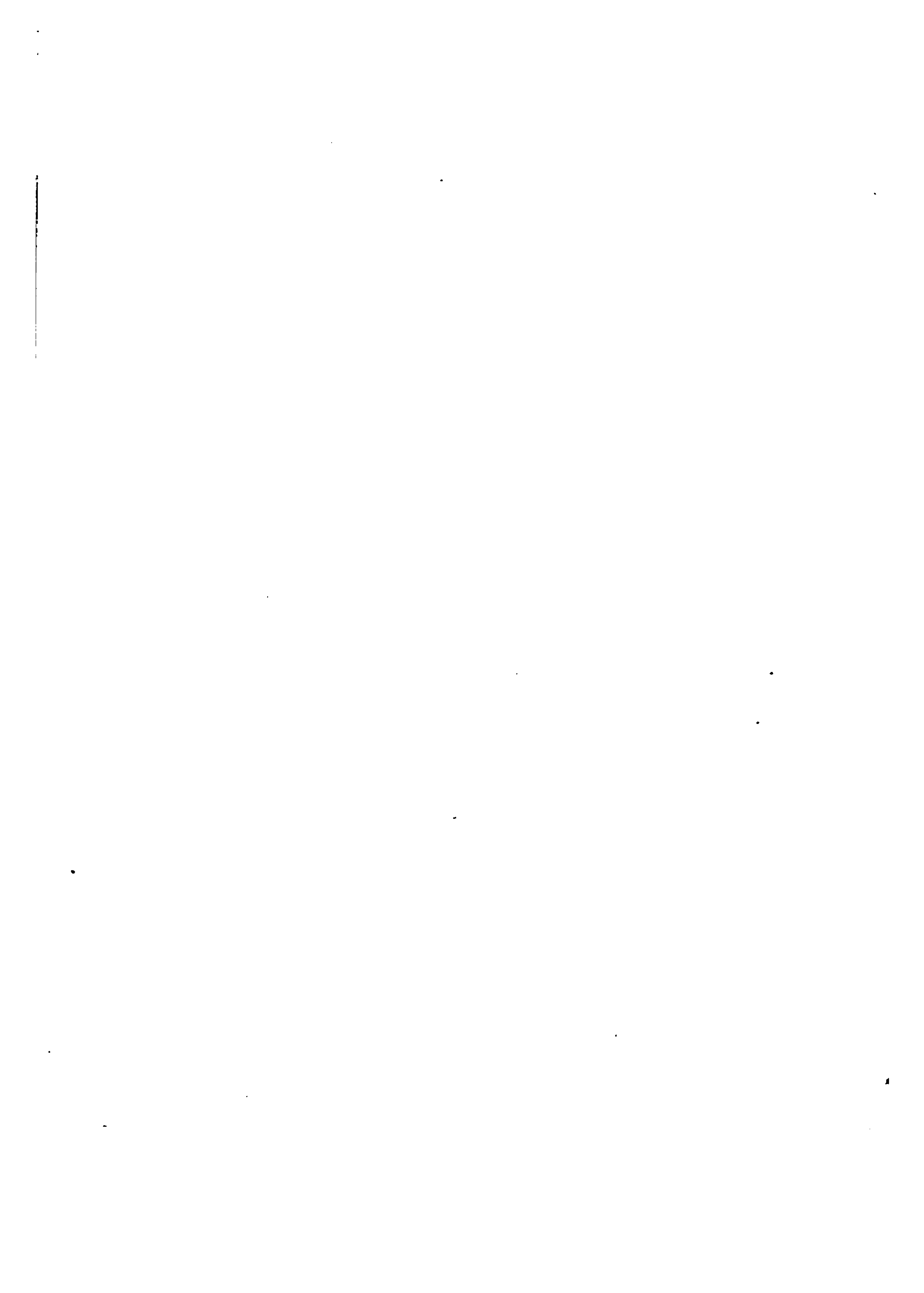
Auch Koslowsky[1] schildert eine Kampfszene, die nach dem Alkoholgenuss bei den Guató am Paraguay zwischen Onkel und Neffen stattfand, und von den Guató am St. Lourenço wurde mir von einem alten Ansiedler in Amolar berichtet, dass dort am Schlusse eines Festes ein Mann

---

[1] Koslowsky, Julio: Tres semanas entre los indios Guatós. Separatabdruck aus: Revista del Museo de La Plata. Tomo VI. La Plata 1895. S. 18.



Guató-Knabe »Meki«.



seinen Bruder wegen einer längere Zeit vorhergegangenen Kränkung getötet habe. Die beiden Brüder waren wegen einer Frau in Streit geraten. Durch Vermittelung des derzeitigen Häuptlings war dem einen die Frau zuerkannt und so zunächst der Streit beigelegt worden, bis dann im Festrausche der alte Hass wieder erwachte und zum Brudermord führte.

Bei dem Feste in Figueira war ich selbst Ohrenzeuge, wie die improvisierten Cururuverse immer freieren Gefühlsäusserungen zum Ausdruck verhalfen. Solange ich selbst dabei blieb und mittanzte, ging alles gut und war es möglich, die Stimmung in gemässigte Bahnen zu leiten. Aber als schliesslich — es war schon gegen Morgengrauen — mein noch geschwächter Körper allzu sehr erschöpft war und die Beinwunden unerträglich zu schmerzen begannen, legte ich mich für einen Augenblick wachend in meine Hängematte, zugleich den Rest des Branntweins, den ich unter mir stehen hatte, bewachend. Kurz darauf rief mich mein Reginaldo, der sich glücklicherweise stets in solchen schwierigen Lagen nüchtern erhielt, um einen unter den Männern der Indianer aufkommenden Streit zu schlichten. Der alte Timotheus hatte in seinen Versen zum Streit herausgefordert und in einem noch jüngeren Burschen einen Gegner gefunden. Diesmal gelang es noch, gleich nach meinem Hinzukommen Frieden zu stiften. Timotheus liess sich unter den Arm haken, bekam noch unter der Bedingung, jetzt vom weiteren Singen abzulassen, einen kleinen Schluck seines Lieblingsgetränkes und wurde unter sein grosses Moskitonetz gepackt. Für eine Zeit war jetzt alles ruhig, nur aus einem nahen Hause drang heulendes Geschrei, das von einer Guató-Indianerin herrührte, welche, wie ich später erfuhr, hierdurch die bei ihr erwachte Liebe zu meinem Begleiter José zum Ausdruck brachte. Erst nachdem dieses Geschrei längere Zeit von einem laut klatschenden Geräusch, das von der Mutter der betreffenden herrührte, begleitet worden war, verstummte es allmählich.

Dafür erhob sich aber wieder von seiten des Festplatzes plötzlich ein Höllenlärm, ein Angstgekreisch von Kindern und Frauen wild durcheinander. Noch ehe ich von meinem Lager hochkam und den Waffengurt umschnallen konnte, rief die Guató-Indianerin Rosa mich zur Hilfe. Im Dunkeln konnte ich zunächst nur erkennen, dass der alte Timotheus nackt und bewegungslos mit dem Gesicht nach unten am Boden lag. Sein Bruder João brüllte wie ein Untier im nahen Walde. Er war mit seinem Bruder in Streit geraten und hatte ihn mit einem Stück Holz vor den Kopf geschlagen. Erst als ich mit einiger Mühe Licht beschafft hatte, konnten wir uns überzeugen, dass keine offene Verletzung vorhanden war. Nach längerer Zeit kam Timotheus wieder zu sich und fing nun seinerseits an, nach Rache zu brüllen. Die Frauen, besonders seine Nichte Arita, die Tochter des Täters, waren aufs eifrigste bemüht, den

Wütenden zu besänftigen, den wir noch eine Zeitlang vor seinem Bruder zu schützen hatten, der aus seiner Wohnung Pfeile und Bogen und sein Buschmesser geholt hatte. Inzwischen hatte aber die Mutter der Brüder, welche beim João wohnte, die Guatófrauen benachrichtigt. Diese gingen ihm entgegen, und der Rosa gelang es schliesslich, ihn zu bewegen, ihr die Waffen abzugeben. Der ganze Streit war, wie ich nachher erfuhr, daraus entstanden, dass João auf den Timotheus eifersüchtig war, weil dieser beim Feste einen stärkeren Rausch bekommen hatte als er selbst.

Mittlerweile war es heller Tag geworden und tiefes Stillschweigen herrschte jetzt in der ganzen Niederlassung, wo alles seinen Rausch ausschlief. Ich benutzte diese Stunden der Ruhe, in denen nichts mit den übrigen Indianern anzufangen war, um mit dem kleinen Meki mein Vokabular zu vervollständigen und die einheimischen Namen der am Tage vorher erworbenen Sammlungsstücke festzulegen. Allmählich kam die Familie des Timotheus wieder einer nach dem andern unter dem grossen Sibotabaum zusammen. Die Folgen der verflossenen Nacht waren natürlich noch deutlich auf den stupide dreinschauenden Gesichtern ausgeprägt. Nur die Kinder, welche um ihre Eltern herumspielten, sowie eine Anzahl von jungen Papageien, die soeben aus dem Munde der Frau des Timotheus mit Mehlbrei geatzt worden waren, brachten einiges Leben hinein.

Gegen Nachmittag fing es immer stärker an zu regnen, so dass wir uns in das Haus unseres Gastgebers flüchten mussten, wo wir zu vielen in dem kleinen Raum zusammengepfercht waren. Mit allerhand Spielen wurde die Zeit bis zum Schlafen vertrieben. Unter anderm fand das bei uns bekannte »Hackeln«, das Wegziehen der zum Schlagen hingehaltenen Hand, und ein von meinem Reginaldo unter dem Namen »Schusterspiel« zum besten gegebenes Spiel grossen Anklang. Das letztere besteht darin, dass sich drei Leute mit nach vorn gestreckten Beinen dicht nebeneinander auf die Erde setzen. Jeder hat einen Schuh oder eine Sandale in der Hand. Der mittlere ist als Schuster mit der Reparatur des Schuhwerks beschäftigt und versucht zwischendurch, die beiden andern Leute mit der flachen Hand auf den Schenkel zu schlagen, bevor diese ihrerseits diese Hand mit einem zum Schlag in Bereitschaft gehaltenen Schuh treffen können. Es ging nicht immer sehr zart, aber dafür um so lustiger dabei zu, und die Indianer liessen sich gern die Schläge auf ihre nackten Oberschenkel gefallen, in der Hoffnung, dafür einmal mit ihrem harten Schuh an der Hand Rache nehmen zu können. Traf der Schuh, so erhob sich gewöhnlich ein Freudengeheul.

Am nächsten Morgen liess ich zur Weiterfahrt nach den Guatówohnsitzen an dem See von Gaiba rüsten. Timotheus erklärte sich bereit, bis zur Rückkehr die erworbenen Sammlungsstücke bei sich zu verwahren und mir seinen Sohn Meki zur Begleitung auf der Weiterreise

mitzugeben. Den João hatte ich nach jener tumultuarischen Nacht nicht wiedergesehen. Er durfte sich jedenfalls bei seinem Bruder nicht zeigen, zumal er ihm ausser den Tätlichkeiten in der Nacht auch noch den zur Tschitschabereitung hergerichteten Akuripalmbestand in der Wut beschädigt hatte. Die Mutter überbrachte mir die Nachricht, dass er nicht weiter in meinen Diensten arbeiten könne, und so war ich denn wieder in die unangenehme Lage versetzt, aus Mangel an Leuten selbst andauernd das schwere Ruder zu handhaben, was mir sehr schwer wurde, zumal mich als Nachwehen der Malaria noch täglich einige Stunden hindurch starke neuralgische Gesichtsschmerzen peinigten.

Gegen Dunkelwerden machten wir unter einem grossen am Ufer stehenden Baume Halt, unter dessen dichten, über und über mit Vogelnestern behangenen Zweigen das Ufergestrüpp etwas gelichtet war. Schon gleich anfangs wurde eine an dieser Stelle zum Wasser führende Fährte, die offenbar von Jaguaren herrührte, sehr misstrauisch von meinen Leuten betrachtet. Bis spät in die Nacht hinein verhinderte mich die Angst meiner Guató vor den Jaguaren am Schlafen. Immer wieder sprang alles auf, wollte Rascheln im nahen Busch gehört haben und warf mit brennenden Holzscheiten nach der Gegend, wo das Geräusch herkam. Durch das fortwährende Heraussteigen aus dem Moskitonetz war dieses schliesslich so voll von Moskitos, dass erst nach einer langen Jagd nach den eingedrungenen Plagegeistern mit Hilfe einer Stearinkerze an etwas Ruhe zu denken war.

Am andern Morgen bogen wir bald nach dem Aufbruch in einen von der rechten Seite her in den Paraguaystrom mündenden Wasserarm ein. Es war der Abfluss des grossen Seengebietes von Uberaba und Gaiba in den Paraguay.

Nachdem wir einige hundert Meter in diesem Wasserarm gerudert hatten, gelangten wir zu jenen interessanten Felszeichnungen, nach denen der sich hier zu unserer Rechten erhebende Berg, der Morro do Letreiro, seinen Namen trägt. Es ist an dieser Stelle ein ziemlich beträchtlicher Teil des Gesteins der steilen Bergwand derartig von Menschenhand abgeschlagen, dass eine kleine künstliche Bucht hergestellt worden ist. Der Uferrand dieser Bucht wird durch eine Felswand gebildet, die bis zu einer bei dem derzeitigen niedrigen Wasserstande 3 m erreichenden Höhe senkrecht abgeschlagen war und hier in einer Ausdehnung von 5 m verschiedene eingegrabene Figuren aufwies. (Vgl. Fig. 28.)[1] Zur Zeit meines Besuches,

---

[1] Vgl. Da Fonseca. Dr. Joao Severiano: Viagem ao redor do Brasil. 1875—1878, Rio de Janeiro. 1880. 1° volume. S. 326 ff.

Da Fonseca gibt als geographische Breite des Ortes nach der Messung des Lacerda 17° 42′ 48″ an, nach der des Melgaço 17° 43′ 36″, womit auch Ricardo Franço mit nur 12 Sekunden Abweichung übereinstimmt. (S. 327.)

10*

es war der 18. Oktober, begannen die Figuren eben oberhalb des Wasserstandes, während da Fonseca seinerzeit, Ende Juli, den unteren Teil der Figuren vom Wasser verdeckt fand.

Die Abbildung, welche da Fonseca von diesen Felsfiguren[1] gibt, ist zu ungenau und willkürlich, als dass sie irgendwie von Wert wäre, was schon ein oberflächlicher Vergleich mit der von mir an Ort und Stelle gezeichneten Skizze zeigt. Somit können wir auch von jener mysteriösen Deutung der eingegrabenen Figuren absehen, die da Fonseca ihnen unter Heranziehung von Sonne, Mond und Sternen, Schlangen, Menschenarmen und -beinen, Jaguarfüssen und Palmblättern unterlegt. Die Figuren zeigen in der Tat nichts, was die angeführte Deutung rechtfertigen könnte.

Der Eindruck, den die an Ort und Stelle der Felszeichen ausgeführte Untersuchung macht, lässt es zum mindesten sehr zweifelhaft erscheinen, ob es sich hier überhaupt um eine bildliche Darstellung irgend eines bestimmten Begriffes handelt. Auch meine Guató - Indianer legten den Figuren keinen bestimmten Sinn unter, denn auf meine unter Hinzeigung auf die Figuren gestellte Frage nach dem Namen derselben, nannte mein Gewährsmann Meki mir einfach das Wort »waigukuarigaku«,[2] das sich offenbar gar nicht auf die Figuren selbst bezieht. Nach dem Guató-Vokabular wissen wir, dass »(ma)kú« Stein bedeutet,[3] »harika« bedeutet holen,[4] und die Silbe »vai«[5] finden wir in den Worten für »Messer« und »schleifen«. Es scheinen also bei rein sprachlicher Betrachtung in dem »waigukuarigaku« die Begriffe »Stein«, »holen« und »schleifen« resp. »Messer« enthalten zu sein, was dem örtlichen Befunde am Felsen, wo ein beträchtlicher Teil der Steinmasse fortgenommen ist und die Figuren »eingeschliffen« sind, genau entspricht. Man kann im einzelnen über die Bedeutung der Bestandteile des »waigukuarigaku« Zweifel hegen, aber das wenigstens möchte ich nach den oben angeführten Tatsachen als ausgemacht hinstellen, dass sich das Wort waigukuarigaku nicht auf die bildliche Darstellung, sondern auf irgendwelche praktische Verwendung des Materials bezieht, also eine sehr reale Grundlage hat.

Ein zweiter Schritt bei der Erklärung der Felsinschrift ist der, von der von den Guató gegebenen Bezeichnung auf das Wesen dieser Figuren zu schliessen. Sind es Zeichen von irgendwelcher Bedeutung, aus weit zurückliegenden Zeiten, von vergangenen Menschengeschlechtern herstammend, für die der im höchsten Masse auf das rein Reale gerichtete Sinn des Guató keine Empfindung hat, oder sind es die Spuren einer bis

---

[1] Vgl. S. 327 l. c.
[2] Vgl. No. 118 des Vokabulars.
[3] Vgl. No. 76 des Vokabulars.
[4] Vgl. No. 474 des Vokabulars.
[5] Vgl. No. 101 und 467 des Vokabulars.

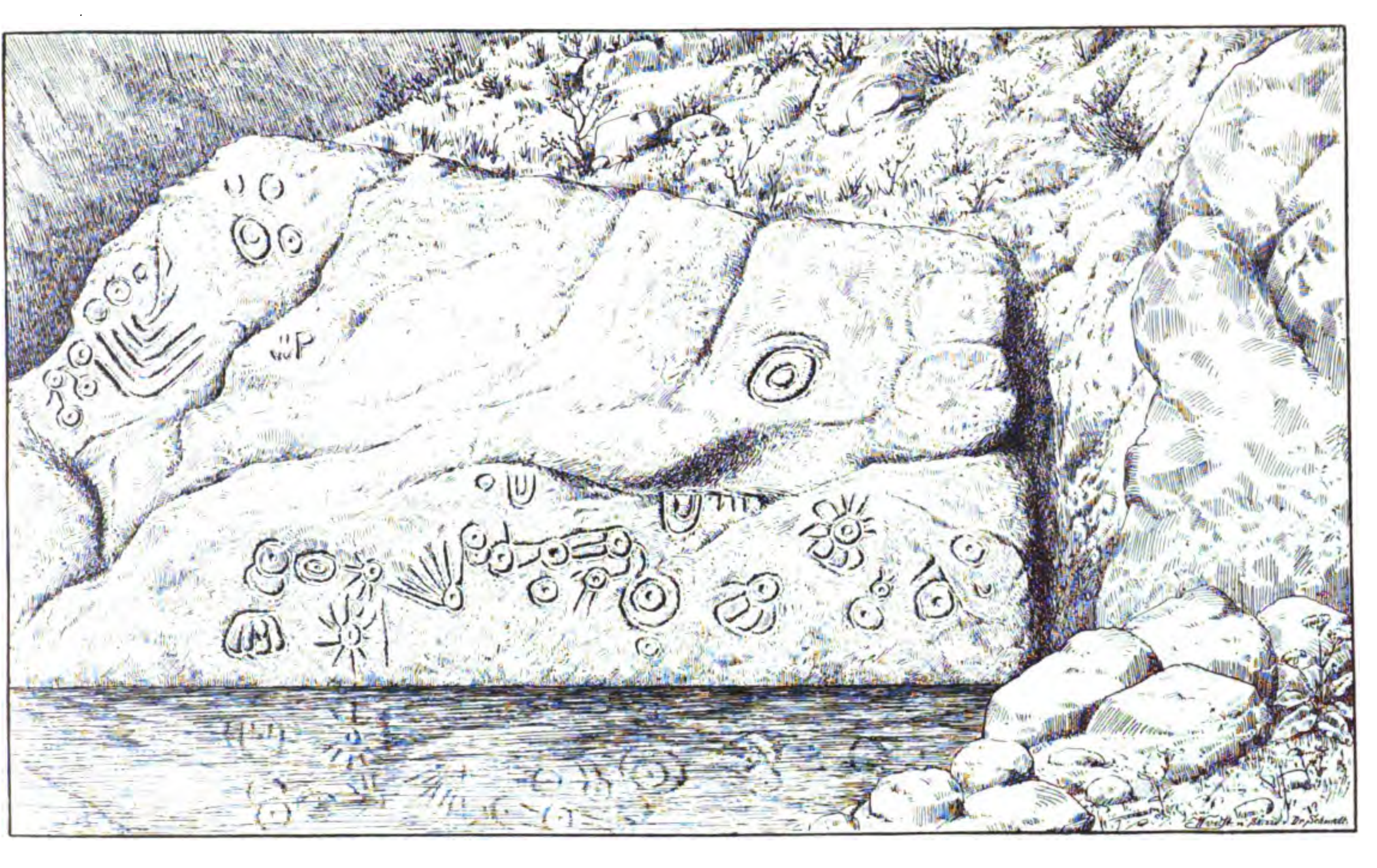


Fig. 28. Felszeichnungen beim See von Gaiba.

in bekannte Zeiten herabreichenden industriellen Tätigkeit der in jenen Gegenden lebenden Bevölkerung, von der die wenigen, noch übrig gebliebenen Guató die letzten Ueberbleibsel repräsentieren? Haben vielleicht die einstigen Schöpfer der Steinzeichnungen ganz dieselbe Empfindung von dem Wesen dieser Figuren gehabt, so dass dieselben auch für sie nichts anderes bedeuteten, als die durch Bearbeitung der an diesem Orte gebrochenen Steinwerkzeuge entstandenen Schleifrinnen? Alle diese wichtigen Fragen wird erst eine weitere Untersuchung des in diesen Gegenden noch erhaltenen Restes von für die ethnologische Forschung hochwertvollem lebenden Materiale beantworten können, eine Untersuchung, die noch weit eingehender sein muss, als sie mir seiner Zeit bei den Guató mit der letzten Körperkraft und den letzten Reisemitteln möglich war.

Nachdem ich trotz der heftigsten neuralgischen Schmerzen eine genaue Skizze der Felsfiguren, deren photographische Aufnahme bei der von vorn her blendenden Sonne unmöglich war, gemacht hatte, ruderten wir angestrengt weiter, um noch vor dem Aufkommen der zu dieser Jahreszeit des Nachmittags sehr heftigen Winde die gefahrvolle Durchquerung des Sees von Gaiba zu bewerkstelligen. Die schwarzen Wolken, die sich ringsherum über den Kuppen der die weite Wasserfläche umgebenden Hügel zusammenzogen, zwangen uns, eine Mittagsrast zu machen, aber als sich der Himmel wieder aufklärte, entschlossen wir uns zur Weiterfahrt nach der am andern Ende des Sees gelegenen Ansiedlung von Guató-Indianern. Sobald wir an der vor der Einmündung liegenden grossen, flachen Insel vorbeigekommen waren, war unser Kurs ein von den Naturgewalten gegebener.

Umzukehren oder den immer weiter zurücktretenden Ufern zuzusteuern, war bei dem durch den Wind erzeugten Wellenschlag unmöglich. Jede seitlich kommende Welle hätte das schwanke Fahrzeug vollgeschlagen. Also wir mussten vorwärts, obgleich sich die schwarzen Wolken von neuem zusammenzogen und unser Ziel nur langsam aus weiter Ferne näherrückte. Nichts vermag die Kraft eines Rudernden mehr anzuspornen, als der unter solchen Verhältnissen stetig wachsende Wellenschlag. Dabei die unheimliche Stille bei den für diese Fahrt allein sachverständigen Guató-Indianern, die jeden unnützen Laut vermieden und einen solchen, von einer andern Person gemachten, mit einer gewissen nervösen Unruhe empfanden. Denn Geräusche auf dem Wasser während der Ueberfahrt über einen der grossen Seen erregen nach ihrer Anschauung die drohenden Elemente.

Wer eine solche Ueberfahrt bei unsicherem Wetter mitgemacht hat, wo der Ruderer jeder von ferne herankommenden Welle prüfend entgegensieht, mit dem sicheren Bewusstsein, dass ein Schiffbruch alles

Lebendige sofort den unzähligen kleinen Raubfischen zum Opfer bringen würde, der empfindet in einem solchen Moment genau dasselbe Missbehagen bei der Verursachung unnützer Geräusche. Er wird dadurch in seiner Energie, die zum ruhigen Erfassen der Situation erforderlich ist, gestört und empfindet in Folge dessen eine stärkere Wirkung der auf ihn eindringenden Elemente. Dass nun der Mensch auf unentwickelteren Geistesstufen eine solche stärkere Wirkung der Elemente eher einer tatsächlich vermehrten Kraftausübung der letzteren zuschreibt, als seinem eigenen Empfindungszustande, ist leicht erklärlich. Hiermit ist der einfache Gedankenzusammenhang gegeben, welcher die Erregung schädlicher Elemente auf das Hervorrufen unnötiger Geräusche auf dem Wasser zurückführt. Es ist demnach als völlig unrichtig von der Hand zu weisen, bei einer derartigen Anschauungsweise der Guató ohne weiteres auf das Vorhandensein einer Vorstellung von höheren geistigen Gewalten zu schliessen, deren Zorn durch das betreffende unnütze Geräusch heraufbeschworen wird.

Am Nachmittag (18. Oktober) liefen wir den Anlegeplatz der an dem See von Gaiba befindlichen Guató-Niederlassung an. Verschiedene Kanus lagen am Ufer. Ein kleiner Fusssteig führte durch den Wald zu den beiden nach Art der brasilianischen Ranchos erbauten, jedoch mit fast bis zum Boden herabreichenden Dächern versehenen Wohnhäusern.

An Bewohnern zählte die Ansiedlung drei Männer, zwei Frauen und einige Kinder. Ausserdem war noch ein Mann aus Uberaba, der Bruder meiner Reisebegleiterin Rosa, zu Besuch da.

In bezug auf die Kleidung hatte sich hier europäischer Einfluss, Gott sei Dank, schon etwas weniger geltend gemacht als in Figueira. Die Hose der Männer wurde nicht mehr ordnungsgemäss angezogen, sondern zusammengefaltet, lose, vermittels eines Riemens um die Hüften geschlungen. Die Hosenbeine werden dabei zurückgeschlagen und mit den unteren Enden in den Gürtel gesteckt. So hat man das Bewusstsein, eine europäische Hose zu besitzen, ohne darum die mit ihr verbundenen Nachteile auf sich zu nehmen, die vom praktischen Standpunkt aus in einer Behinderung freier Körperbewegungen und vom ästhetischen Standpunkt aus in der Verhüllung der menschlichen Körperformen bestehen. Die Frauen sind nur mit einem Kleiderrock bekleidet, während der Oberkörper bis zu den Hüften unbedeckt bleibt, und die Kinder gehen ganz nackt. Auch meine indianischen Begleiter, Rosa und der kleine Meki, nahmen sogleich die Gelegenheit wahr, sich der nach dem obigen in der jetzigen Umgebung überflüssigen Kleidung zu entledigen und wieder in ihrer bequemeren, noch weniger von geschmackloser Prüderie beeinflussten und dem dortigen Klima allein entsprechenden Nationaltracht zu erscheinen.

Wie in Figueira waren auch hier weder Anpflanzungen noch nutzbare Haustiere vorhanden. Abgesehen von einigen ganz wenigen Lebensbedürfnissen, zu deren Befriedigung sich die Guató von der dürch den europäischen Bevölkerungskreis beeinflussten Kultur abhängig gemacht haben, bietet die freie, umgebende Natur den hiesigen Bewohnern alles zum Leben notwendige. Die umfangreichen Seen sind voll von schmackhaften Fischen. Der dichte Buschwald bietet Vögel und andere Jagdbeute, sowie Früchte aller Art zur Genüge. So lebt man ein beschauliches Leben. »Sehet die Vögel unter dem Himmel an; sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und unser himmlischer Vater nähret sie doch!«

Ich wurde gut aufgenommen und konnte schon kurz nach meiner Ankunft meine ethnographische Sammlung nach Wunsch vervollständigen. Nur fand die Gastfreundschaft ihre Grenzen in einer eifersüchtigen Bewachung der Frauen, die vielleicht in jenen Gegenden, die dem europäischen »Kulturkreise« noch allzu nahe liegen, nicht ganz unberechtigt sein dürfte. Wenigstens wurde mir anfangs meine Bitte, wegen des drohenden Regens meine Sachen in eins der Häuser bringen und meine Hängematte dort aufschlagen zu dürfen, rundweg, durch stilles Schütteln mit dem Kopfe, abgeschlagen.

Rührend war es anzusehen, mit welcher Aufopferung die eine der Frauen ihr vollständig blödsinniges Kind, das lallend und zappelnd auf dem Boden lag, pflegte, es mit sich herumtrug und ihm mühsam mit Hilfe eines Löffels flüssige Nahrung einflösste.

Des Abends ging die ganze Bewohnerschaft zum nahen Akuripalmbestand, um Tschitscha zu trinken. Diesmal ging ich auch mit, um die interessante Zubereitung des Lieblingsgetränks der Guató-Indianer und seinen Geschmack kennen zu lernen.

Jede Familie hatte ihren Palmbestand für sich. Ein schmaler, vielgewundener Waldpfad führte dahin. In einem grösseren Umkreis wird eine Anzahl von Akuripalmen so zugerichtet, dass die grossen Blätter nach unten gebogen werden. In die obere Basis des Baumstammes wird dann mit Hilfe einer Muschelschale oder eines Stückchens Eisen ein Loch eingekratzt, in welchem sich der Saft ansammelt. Das milchig weisse, wohlschmeckende Getränk wird vermittels eines kleinen Rohres aus dem Loche des Stammes heraufgesogen. Des Morgens soll es noch berauschender sein als des Abends, was sich wohl am besten daraus erklärt, dass der Saft während der Nachtzeit ungestört seinen Gärungsprozess hat vollziehen können. Jeden Tag muss der ganze Vorrat bezwungen werden, da sonst der in dem Stammloche verbleibende Rest faulig wird und die ganze weitere Produktion der Palme verdirbt. Ist das Loch des Abends geleert, so wird es sorgfältig von neuem ausgekratzt, wodurch es immer tiefer wird. Ich sah solche Löcher bis zu ca. 30 cm Tiefe. Mit dem



Guató-Männer.

kräftigeren Einsetzen der Regenzeit hört das Tschitschatrinken auf. Die ihres Saftes beraubten Palmen sterben natürlich ab.

Es war ein drolliger Anblick, die Leute mit ihren Frauen und Kindern oben in den Blätterkronen sitzen zu sehen, sich von Zeit zu Zeit nach dem Stammloche herunterbeugend. Eine mit kleinen Kerben versehene, steil an die Palme angelehnte Stange ermöglicht das Hinaufgelangen zu dem hohen, luftigen Sitz. Gelenkig liefen die Indianer, sich mit der grossen Zehe an den Kerben festklammernd, die Stange hinauf, während mein mühsames Hinaufklimmen, für welches diese Kerben ebenso wie beim Herunterrutschen sich nur als ein schmerzvolles Hindernis darstellten, unter den Zuschauern allgemeine Heiterkeit hervorrief.

Wie vorhin durch die ängstliche Eifersucht in bezug auf die Frauen, so war bei Gelegenheit des Tschitschatrinkens durch die unbeschreibliche Sucht nach dem Alkoholgenuss der freien Entfaltung der Gastlichkeit ein Hemmschuh angelegt. Auf meine Fragen, ebenso wie auf die meiner Begleiter nach dem in dem Palmloche vorhandenen Safte, wurde von den oben sitzenden Männern geantwortet, dass schon alles ausgetrunken sei, und erst als ich trotzdem oben erschien, wurde mir bereitwillig der Rohrstab zum Trinken angeboten.

Am nächsten Morgen, den 19 Oktober, hatte ein starker Wind den See in solche Bewegung gesetzt, dass wir die Weiterreise noch um einen Tag aufschieben mussten. Zum ersten Male hatte ich an diesem Tage Gelegenheit, das Fleisch der Sukuri, der Riesenschlange, zu kosten, das der eine der Indianer, Antonio der Aeltere, in einem der grossen irdenen Töpfe zubereitet hatte. Das Fleisch war wohlschmeckend, aber furchtbar zäh. Auch an dem eigentlichen Nationalgericht der Indianer nahm ich teil, das in einer mit Fischfleisch zusammen gekochten Bananensuppe besteht. Leider fand mein Plan wenig Anklang, nach einem kurzen Besuch bei den noch weiter nach dem See von Uberaba zu wohnenden Guató, das, von der Flussseite aus gerechnet, hinter dem Hügel von Caracará gelegene Gebiet wegen der nach meinen Erkundigungen dort befindlichen ethnologischen Schätze aufzusuchen. Was an den Einwendungen, welche mir von den Guató gegen diesen Plan gemacht wurden, wahr gewesen ist, kann ich bis heute nicht entscheiden. Einerseits war die Schilderung der Beschwerlichkeiten, mit denen die Reise in dieser Jahreszeit verknüpft sein sollte, sicher übertrieben, anderseits aber mögen sie doch so gross gewesen sein, dass ich ihnen in meinem geschwächten Zustande nicht mehr gewachsen gewesen wäre. Alles dieses erwägend, sass ich des Abends in Gedanken versunken am Strande der schönen Bucht, vor mir das weite Wasser mit den Bergen im Hintergrunde. War doch mein sehnlichster Wunsch, hier an diesem schönen Fleckchen Erde unter den vergnügten, harmlosen Leuten einige Monate zu verbleiben, bis das Wasser hoch

genug gestiegen sein würde, um die ersehnten Gebiete bequem mit dem Boote erreichen zu können. Soeben hatten die jungen Indianer, auch Meki, neben mir ihr Bad genommen. Sie waren unter allerhand Kurzweil wieder fortgezogen. So sass ich jetzt allein. Ein kühler Wind wehte erfrischend von der in Nebeldunst gehüllten Wasserfläche her. Eine eigentümliche Stimmung bemächtigte sich meiner. Nur undeutlich tönte vom Walde her das rhythmische Geräusch der Viola und das Singen der wieder zum Cururutanz vereinten Indianer und mahnte mich daran, verlorener Hoffnungen wegen nicht das in der Gegenwart Gegebene unbenutzt vorbeigehen zu lassen. So befand ich mich denn bald wieder in der Gegenwart und tanzte einen lustigen Walzer mit der kleinen Maria. Bald wurde für mich ein ganz besonderer Tanz ersonnen, der darin bestand, dass von zwei Paaren immer eines unter dem andern hindurchlief, und das in immer schnellerem Tempo, bis ich nicht mehr konnte. Inzwischen spielten die jüngeren Indianer eine Art Kriegenspiel. Dadurch, dass der eine den andern auf den blossen Hintern spuckte, forderte er ihn heraus, hinter ihm herzulaufen.

Früh morgens am 20. Oktober brachen wir mit unsern Ruderbooten auf und hatten diesmal eine sehr günstige Ueberfahrt, so dass wir schon nach verhältnismässig kurzer Zeit den vor langer Zeit hier errichteten Grenzstein, der brasilianisches Gebiet von Bolivien scheidet, passierten und in den kleinen Wasserarm, welcher die Wassermassen des Uberaba-Sees mit denen des Gaiba-Sees vereinigt, den Rio Pando einliefen. Hier trafen wir bald ein Boot mit zwei Guató-Indianern, einem Manne, Namens João, und seiner Frau. Die Indianer kehrten mit uns zu ihrer in der Nähe gelegenen Wohnung um. Ausnahmsweise umgab hier eine für eine Pflanzung angelegte Rodung den nur notdürftig errichteten Rancho. Zum opulenten Frühstück wurde Bananensuppe mit Krokodilschwanz serviert. Ich spendete den Nachtisch, ein Stück Rapadura (Zucker).

Am nächsten Tage (den 21. Oktober) brachen wir abermals früh auf. Nach einer nur kurzen Unterbrechung bei einer kleinen Guató-Niederlassung, für welche sich ein längerer Aufenthalt nicht lohnte, weil der einzige Mann, den wir ausser einer Frau und einem Kinde antrafen, vollständig blödsinnig war, kamen wir bald nach einem kleinen Wohnsitze, in dem sich wieder mehr Leben abspielte. Der Herr des Hauses nannte sich Manuel da Rosa. Er war ein guter Repräsentant des echten Guatótypus (vgl. die Tafel mit den drei Guató-Männern), wozu vor allem sein langer, wild gewachsener Bart und seine wild nach oben stehenden, etwas gelockten Haare beitrugen. Phlegmatisch dreinschauend und stets halb im Tschitscharausche, sass er den grössten Teil des Tages in der Mitte des freien Platzes, der sich wie in Figueira zwischen den Häusern und dem Flussufer befand. Seine ein-

zige Bewegung war nur ein fortwährendes Hin- und Herfächeln mit seinem Moskitowedel, zur Abwehr der gerade an diesem Orte in ganz besonders unerträglicher Menge vorhandenen Plagegeister. Anwesend waren ausser Manuel da Rosa noch ein alter blinder Guató-Indianer, auf den in aufopferndster Weise von seinen Stammesgenossen Rücksicht genommen wurde, ausserdem noch ein jüngerer Indianer, der Bruder meiner Reisebegleiterin Rosa, und eine Frau mit einem Mädchen und einem kleinen Kinde. Ein Mann mit seiner Frau und einigen Kindern war von den Guatówohnsitzen am oberen Paraguayfluss her zu Besuch gekommen. Da uns verschiedene Bewohner der von uns vorher besuchten Wohnsitze begleitet hatten oder bald nachkamen, so versammelte sich eine stattliche Anzahl Menschen am Abende zu dem unvermeidlichen Cururutanze. Sogar der alte Blinde liess es sich nicht nehmen, von einem andern an seinem Moskitowedel geführt, mit in den Kreis der Tanzenden einzutreten und mit krächzender Stimme mitzusingen. Auch ich und meine Leute nahmen andauernd an dem Rundtanze teil, denn dies war tatsächlich das einzige Mittel, sich für einige Zeit von den schmerzhaften Bissen der »Mosquito branco«, die mit aufkommender Dunkelheit in gesteigertem Masse zunahmen, zu befreien. Niemals vorher, weder am Schingú noch an der Gaiba, habe ich eine so dichte Wolke von Mücken sich über einer Ansiedlung lagern sehen. Nirgends war man ungequält, auch nicht unter dem Moskitonetze, denn man mochte noch so schnell hineinschlüpfen, man nahm immer einen ganzen Schwarm mit sich. Nur im Kreise der Tanzenden war man sicher. Niemals habe ich während des Cururutanzes einen Moskitostich bemerkt. So wurden wir denn alle nach jeder kleinen Unterbrechung wieder schnell in den Kreis hineingetrieben. Sollte dieses auf rein realer Grundlage beruhende Motiv, das mich zum Tanzen bewog, nicht auch für die furchtbar unter der Moskitoplage leidenden Eingeborenen ein wichtiges Agens für ihre andauernden Tänze während der Nacht sein? Erst als ich nach vielen vergeblichen andern Versuchen mein Moskitonetz direkt über dem Erdboden angebracht und nach langer Arbeit die unzähligen Moskitos innerhalb desselben in der üblichen Weise mit einem Stearinlichte getötet hatte, war es möglich, ein wenig zu schlafen.

Am 22. Oktober kam ich zum Endziel meiner Reise, den letzten Guatóhäusern bei Uberaba, die, abgelegen von der übrigen Welt, nur durch ein Gewirr von kleinen Wasserarmen zugänglich sind. Anwesend waren drei Frauen, ein Mädchen und drei junge Männer. Da es die Angehörigen meiner Reisebegleiterin Rosa waren, so wurden wir natürlich gut aufgenommen, und ich konnte noch ein paar schöne Tage in jenem abgeschiedenen Erdenwinkel zubringen. Dichter Wald umgibt die beiden kleinen Hütten. Im Vordergrund steht ein grosser Feigenbaum, fast alles weithin über-

schattend. Viele Vögel zwitschern in seinem Schatten, teils wilde, teils auch gezähmte, die von Zeit zu Zeit herabkommen, um ihre Mahlzeit in Empfang zu nehmen. So auch mein neuer Reisegefährte, ein grosser roter Arara. Hohe Akuripalmen stehen zu beiden Seiten. Teils sind die letzteren schon abgestorben und lassen ihre grossen verwelkten Blätter herabhängen. Ihr berauschender Lebenssaft war ihnen genommen worden, der Tschitscha.

Natürlich ist auch schon bis in diese äussersten Schlupfwinkel der Guató brasilianischer Einfluss gedrungen. Die Beile sind aus Eisen, ebenso die Spitzen der grossen Lanzen, mit denen der Jaguar getötet wird. Der Kattunrock der Frau sowie die als Lendentuch umgeschlungene Hose der Männer sind europäisches Fabrikat. Hier und da findet sich ein eiserner, kleiner Kochtopf, ein Zinnbecher oder eine alte Konservendose, aber abgesehen hiervon sind alle Gebrauchsgegenstände echt einheimischen Ursprungs.

Die Form der Häuser wird, je weiter entfernt die Ansiedlung liegt, immer primitiver. In Figueira entsprach das Haus des alten Timotheus fast ganz einem brasilianischen Rancho. Hier im äussersten Wohnsitze bei Uberaba befinden sich nur zwei primitive Palmstrohdächer, die mit dem unteren Rande direkt dem Erdboden aufgesetzt sind. Ein furchtbarer Gewitterregen, der des Nachts losbrach, machte uns diese primitive Bauart der Wohnhäuser recht fühlbar, da wir alle zusammengekauert auf dem nur wenige Quadratmeter grossen, vom Dache geschützten Raume den grössten Teil der Nacht zubringen mussten.

Endlich glückten mir einmal einige Photographien mit meinem gebrechlichen Apparat. Die Qualen, die das Entwickeln der Bilder verursachte, waren entsetzlich. Die einzige Möglichkeit war für mich die, in der Nacht den Oberkörper, zusammen mit der heissen roten Lampe und den verschiedenen photographischen Utensilien, mit einer grossen, dicken, wollenen Decke zu überdecken und in dieser Lage die Bilder zu entwickeln, währenddessen die unter der Decke hervorragenden Beine schonungslos von Scharen von Moskitos heimgesucht wurden.

Auch hier hatte man einen kleinen Akuripalmbestand für den Tschitscha. Selbst hinaufsteigen konnte ich leider diesmal mit meinen wunden Beinen nicht, da die Palmen eine sehr beträchtliche Höhe hatten. Um eine der höchsten zu erklimmen, führte eine grosse Stange bis zur Krone eines benachbarten hohen Baumes, und erst von hier aus wiederum eine zweite Stange zum Endziel, der Spitze der Akuri. Um eine Verbindung zwischen den dort oben Befindlichen und den unten Stehenden herzustellen, wurde ein kleiner Korb an einem langen Faden auf und nieder gezogen.

Am 24. Oktober traten wir wieder auf demselben Wege, den wir gekommen waren, die Rückreise an. Da wir die Strömung jetzt mit uns

hatten, ging unsere Fahrt bedeutend leichter von statten, so dass wir schon nach kurzer Zeit beim Hause des Manuel da Rosa ankamen. Bei unserer Weiterreise des Nachmittags verschaffte ein am Horizont aufkommendes Gewitter uns etwas frischen Wind, so dass wir in angenehmer Fahrt auf dem schönen Wasserarm dahinglitten. Mein Kanu war schwer beladen mit all den neu erworbenen Sammlungsstücken. Ich sass gewöhnlich vorn im Boot, neben mir mein zahmer Arara, den Kopf zum Krauen hinhaltend. Hinter mir, auf meinem grossen Kasten, sass mein Indianerjunge Meki, die Hose als Schurz um die Hüften geschlungen, im übrigen nackt, mit vergnügtem Gesicht alles verfolgend, was um ihn her vorging. Er machte Maisstrohzigarren für mich, dabei von Zeit zu Zeit das für ihn viel zu grosse Ruder durch das Wasser ziehend. Ein hübsches Echo aus dem nahen Waldesdickicht erwiderte zur allgemeinen Belustigung unsere Rufe. Bald nachher dröhnte ein grunzendes Geräusch vom Ufer her. Meki machte sogleich den hinter ihm sitzenden José darauf aufmerksam, dass es hier etwas gutes zu jagen gebe. Nach kurzer, unter lautem Grunzen vor sich gehender Jagd kamen José und Meki mit zwei grossen schwarzen Brüllaffen (bugiu) als Beute zurück. Schon fast im Dunkeln langten wir in dem zurzeit von seinen Bewohnern verlassenen Hause des Guató João an, bei dem wir auch auf der Hinreise eine Nacht verbracht hatten. Da João den Besitzern der Ansiedlung Acurisal etwas schuldig geblieben war, fürchtete er in seinem Hause, das verhältnismässig leicht zu finden war, eine Ueberrumpelung, und hatte sich deshalb trotz der schon begonnenen Pflanzung mit seiner ganzen Habe zu seinen weiter im Verborgenen wohnenden Stammesgenossen begeben.

An diesem ungestörten, günstig gelegenen Plätzchen machte ich einen Ruhetag, einmal, um noch meine sprachlichen Aufnahmen mit meinen Indianern zu vervollständigen, und sodann auch meiner Leute wegen, um sie in Ruhe unsere reiche Jagdbeute vom vorherigen Tage geniessen zu lassen. Die beiden grossen Affen wurden von meinen Guató-Indianern in der bei ihnen üblichen Weise hergerichtet. Sie wurden zunächst gesengt, dann die Haare abgekratzt, die Tiere ausgeweidet und in Stücke zerschnitten. Die Stücke kommen in einen grossen Kochtopf, ein kräftiges Feuer darunter, und bald entsteht auf der Oberfläche eine kräftige Fettbrühe.

Am 26. Oktober kamen wir nach einer durch wiederholt aufkommenden Sturm sehr erschwerten Fahrt, die unterwegs mehrfach unterbrochen werden musste, in der Guató-Ansiedlung an der Gaiba an. Beim Zusammenpacken des Gepäcks wegen eines aufkommenden Ungewitters hatte ich das Missgeschick, mein Auge unangenehm mit einem Pfeile zu verletzen, der in eine der Akuripalmen gesteckt war. Diese Akuripalmen, die rings die Wohnhäuser umgeben, werden als Ständer für allerhand

Gebrauchsgegenstände benutzt, wozu sich die Blattreste am unteren Stamm vorzüglich eignen. Fast könnte man einen solchen gespickten Akuripalmbaum mit einem Weihnachtsbaum vergleichen, wenigstens suchte ich in den verborgenen Winkeln des Stammes nach neuen Gegenständen für meine Sammlung, wie einst nach Cakes im Tannenbaum.

Des Abends kletterte ich auf eine der Palmen zum Tschitschatrinken. Fast stieg mir das berauschende Getränk etwas zu Kopf, so dass ich diesen Abend etwas heftiger als sonst an den üblichen Abendtänzen der Indianer teilnahm. Ein wolkenbruchartiger Regen des Nachts durchweichte uns in kurzer Zeit völlig in unsern Hängematten.

Am 27. Oktober machten wieder Wind und Wolken unsere Abfahrt unmöglich. Da der starke Tschitschagenuss die Indianer alle in einem gelinden Taumel erhielt, so war in dieser Zeit durch Erfragen wenig mit ihnen anzufangen. So hatte denn auch ich einen Ruhetag. Während mir bei reger Arbeit, wenn alles vorwärts ging und jeder Augenblick neue Eindrücke mitbrachte, die Zeit verflog, ohne dass ich mich viel an die schweren Zeiten erinnerte, die ich durchgemacht hatte, so lastete jetzt, wo meine Reise ihrem Ende entgegenging, an den Tagen der Ruhe, die Musse zum Grübeln liessen, die Melancholie des Urwaldes mit ganzer Schwere auf mir. Es machte sich mir eine Stimmung fühlbar, die sich schwer beschreiben lässt. Bald stimmte es mich traurig, so bald von dem erhabenen Zauber jener Gegenden scheiden zu müssen, bald wieder sehnte ich mich im Gefühl meiner erschöpften Kräfte nach der von früher her gewohnten Umgebung. Wie lange Zeit auch hatte ich niemanden gehabt, mit dem ich mich aussprechen konnte. Der einzige, der mir in solchen Stunden Zerstreuung und Erleichterung verschaffte, war der kleine Meki mit seinem harmlosen, vergnügten Wesen. Wir machten uns unsern Jakuba aus Zucker und Mandioka und löffelten ihn nach Indianerweise abwechselnd leer, drehten uns Zigaretten, zu denen ich den Tabak und Meki die nötigen Deckblätter in Form von hierzu geeigneten grünen Blättern des Waldes lieferte. Er lernte Zahlen und Buchstaben schreiben und zog die punktierten Umrisse von einigen Tieren nach, wobei es ihm besonders viel Spass machte, seinen Namensvetter Meki, das Meerschwein, zu zeichnen.

Da am nächsten Morgen die Bahia glatt war und nur ein sehr gelinder, erfrischender Wind wehte, so drängte ich schon früh zum Aufbruch. Nach kurzer Mittagsrast, während welcher wir unsere schon am Abend vorher bereiteten Fleischgerichte, die diesmal sehr vornehm in Fisch, Ente und Rehkeule bestanden, verzehrten, kamen wir bei der ziemlich starken Strömung bald in Figueira an. Wiederum wurde ich von dem alten Timotheus aufs beste aufgenommen. Die bei ihm zurückgelassenen Sammlungsgegenstände waren aufs beste aufbewahrt worden.

Da vom Hügel von Caracará eine Familie, aus einem Mann, einer Frau und vier Söhnen bestehend, kurz nach uns eingetroffen war, so gab es abends wieder ein sehr reges Leben. Alles freute sich, uns wiederzusehen, und die kleinen Kinder kletterten vor Vergnügen abwechselnd an mir hoch und wollten, dass ich sie »Kopeisterschiessen« liess.

Schon früh am nächsten Morgen wollte Timotheus mit seiner Familie zum Tschitschatrinken abrudern und rief deshalb den kleinen Meki herbei, sich endgültig von mir zu verabschieden. Ich schenkte meinem kleinen Freunde, der mich in allen schweren Stunden durch seine unausgesetzt vergnügte Laune aufgeheitert hatte und immer aufs anhänglichste zu mir gehalten hatte, ausser einigen Kleinigkeiten mein grosses Seitenmesser zum Andenken und machte dann noch eine photographische Aufnahme von dem vom Ufer abfahrenden Boote.

Ich hatte jetzt genug vom Reisen, aber der endgültige Abschied von den Indianern wurde mir doch schwer. In missmutiger Stimmung liess ich alles zur Abfahrt nach Amolar fertigmachen.

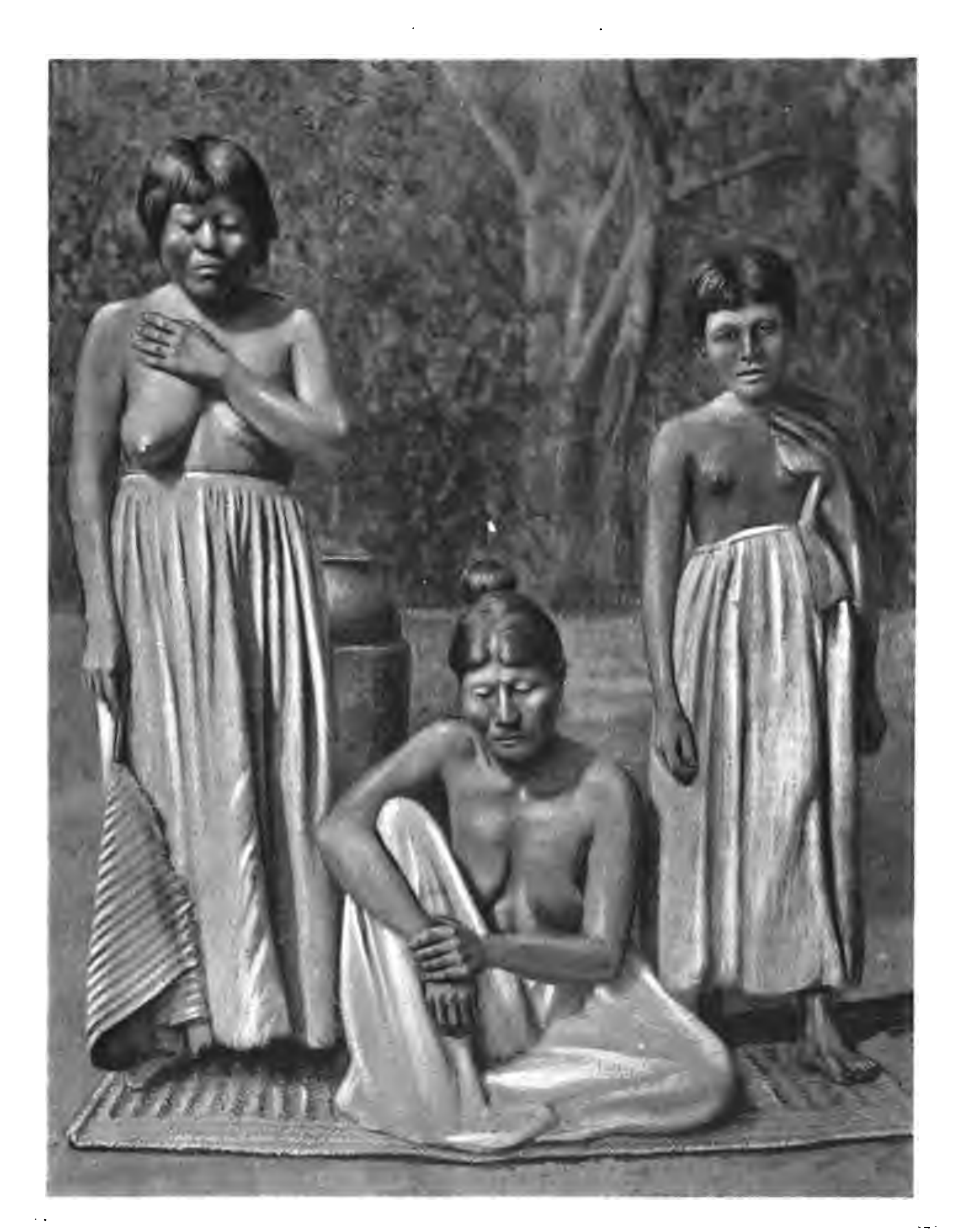
KAPITEL VI.

Erlebnisse aus der Revolution in Matto Grosso und Rückreise nach Europa.

Schon die Guató-Indianer, welche von Caracará her nach Figueira auf Besuch gekommen waren, hatten einige Nachrichten von der in der Zwischenzeit in Matto Grosso ausgebrochenen Revolution zu erzählen gewusst. So sollte die Besatzung eines kleinen Flussdampfers versucht haben, eine Anzahl der am Paraguayufer wohnenden Guató-Indianer festzunehmen, um sie als Soldaten einzustellen, aber die betreffenden sollten sich noch durch einen Sprung ins Wasser gerettet haben. Ausserdem wusste man von verschiedenen Mordtaten in der Gegend zu berichten.

Aber sichere Kunde von dem, was während der Zeit meiner Abwesenheit in dem kleinen Amolar vor sich gegangen war, erhielt ich erst, als wir des Abends auf unserer Fahrt, nicht mehr allzu weit von Bracinho, am Ufer ein Lager von einigen Flüchtlingen antrafen. Es war schon dunkel, als wir von unsern Einbäumen aus die Leute am Ufer gewahrten, und so ist es verständlich, dass bei unserm ersten Herankommen zwischen ihnen und uns einiges Misstrauen bestand. Zu meiner grossen Freude aber merkte ich bald, dass die Leute von mir wussten, ja sogar von dem schon erwähnten Kaufmann in Amolar angewiesen waren, mich von den Vorkommnissen zu benachrichtigen und mich zur grössten Vorsicht bei meiner Ankunft zu ermahnen.

Vor zwei Tagen war plötzlich ein Dampfer der Regierungspartei, mit etwa 70—80 Mann Besatzung an Bord, bei dem Orte gelandet. Schon kurz vorher war eine Anzahl Bewaffneter, die dicht unterhalb des Ortes heimlich an Land gestiegen waren, im Laufschritt zum Ort gekommen, hatten eine Anzahl Männer überfallen und acht von ihnen zu Gefangenen gemacht, um sie bei den bevorstehenden Streitigkeiten als Kämpfer zu verwenden. Die Fliehenden hatte man mit Schusswaffen ver-



Guató-Frauen.

folgt. Auf meinen bisherigen Hauswirt waren bei der Gelegenheit zwei Schüsse abgegeben worden, ehe er den nahen Wald erreichen konnte, jedoch ohne zu treffen. Zwei von den Gefangenen zählten zu seinen Leuten. Sogar einen 70jährigen Greis hatte man zu dem angegebenen Zweck mit auf den Dampfer geschleppt, und nur nach vieler Mühe war es ihm gelungen, den Befehlshaber der Besatzung, einen Coronel, zu bewegen, ihn freizulassen.

Ueberall herrschte grosse Verwirrung, da man neue Ueberfälle erwartete und der grösste Teil der noch vorhandenen männlichen Bevölkerung sich nicht aus ihren Schlupfwinkeln im nahen Walde heraustraute. Soviel hatte man ausserdem vom Verlauf der Sache erfahren können, dass dieselbe sich zu einem Kampf zwischen zwei Brüdern, die als Führer der beiden einander gegenüberstehenden Parteien auftraten, zugespitzt hatte, dass beide Brüder eine Anzahl Leute zusammengebracht hatten, was eben in der oben geschilderten Weise geschieht, und dass ein entscheidendes Zusammentreffen in allernächster Zeit bevorstehe.

Nachdem ich diese mich in die schwierigste Lage versetzenden Neuigkeiten vernommen hatte, ruderte ich eiligst ab, um noch mit den aus Furcht schon vorausgefahrenen Insassen meines andern Kanus zusammen übernachten zu können. Die Kunde von den Zuständen in Amolar hatte meine Leute in grosse Angst versetzt, den José deshalb, weil er dort seine schwarze Lebensgefährtin zurückgelassen hatte, den Reginaldo bei dem Gedanken, dass er mit mir nach Amolar sollte und dort vielleicht auch gefangen genommen werden würde. Jedenfalls war Vorsicht auch für mich geboten. Die Hauptschwierigkeit machte bei alledem die mit so vieler Mühe erworbene ethnologische Sammlung unter diesen Umständen sicher nach Amolar zu schaffen. Meine Leute weigerten sich, das Boot in den gefürchteten Ort zu bringen, und ich selbst war besorgt, wegen meiner Leute in Streitigkeiten verwickelt zu werden. So zog ich denn vor, zunächst allein nach Amolar zu gehen, auf einem mir bekannten Fusswege, der bald über Hügel, bald durch dichten Wald, bald durch bis zu den Knien reichendes Wasser in etwa zwei Stunden nach Amolar führte und oft bis zur Unkenntlichkeit von hohem Gestrüpp überwachsen war. Das Boot mit der Sammlung wollte ich dann nachholen lassen.

Die ersten, etwas vor dem Orte liegenden Hütten fand ich von ihren Bewohnern verlassen und verschlossen. Auch im Orte selbst herrschte eine unheimliche Kirchhofsstille. Man wagte nur im Flüsterton zu sprechen. Viele der Bewohner waren noch nicht wieder aus ihren Verstecken in den Wäldern zurückgekehrt. Von einigen hatte man seit dem Schreckenstage nichts wieder gehört und befürchtete schon, dass sie Jaguaren oder irgendwelchen Unglücksfällen erlegen wären. Diejenigen

Männer, welche anwesend waren, standen immer auf dem Sprung, um bei jedem verdächtigen Geräusch in den Wald zu laufen. Meinen früheren Hauswirt, Magalhães, traf ich zugegen, eine furchtbare Nervosität hatte ihn, der ein Familienvater mit sechs kleinen Kindern war, ergriffen. An demselben Abend noch erwartete man das abermalige Vorbeikommen eines Schiffes, so dass wieder alles, ausser Frauen und Kindern, die ihre Häuser dicht verriegelten, in die Verstecke zurückkehrte. In dieser unheimlichen Stille verging eine grössere Anzahl von Tagen, ohne dass man irgendwelche Nachrichten von dem, was inzwischen geschehen war, erhielt. Der ganze Dampferverkehr war für eine längere Zeit gehemmt, da die vorbeikommenden Flussfahrzeuge von den beiden feindlichen Brüdern abgefangen wurden, um gewissermassen als Kriegsschiffe benutzt zu werden. Auch ich persönlich geriet dadurch in eine sehr peinliche Lage, da mir weder mein Geld, noch die nötigsten Gebrauchsgegenstände aus Cuyabá nachgeschickt werden konnten, und ich in der Verfassung, wie ich nach dem längeren Waldleben zurückgekehrt war, krank und dabei ganz auf die Gastlichkeit der zum Teil ärmlichen Bewohner angewiesen, etwa einen Monat lang auf das Schiff warten musste, welches mir meine Sachen bringen sollte, und mit dem ich zugleich die Rückreise antreten wollte.

Allmählich legten wieder einzelne Fahrzeuge, die vom Hauptschauplatz der Revolution herkamen, am Ufer an, um sich in der gewohnten Weise mit dem nötigen Brennholze zu versehen, so dass von Zeit zu Zeit einige neue Nachrichten eintrafen. Noch immer gerieten die Bewohner, wenn sie zunächst das ferne Rollen der Radschaufeln und dann das Ertönen der Dampfspfeife hörten, in fieberhafte Aufregung. Es konnte sich einigemale aus Angst keiner der Leute meines inzwischen nach Bolivien geflohenen Hauswirtes entschliessen, für diesen das am Ufer aufgestapelte Brennholz an die Schiffsführer zu verkaufen. Als Gegenleistung für die mir erwiesene Gastfreundschaft musste ich schliesslich auf Bitten der Frau des Hauses dies Geschäft übernehmen.

Inzwischen hatte der eine der feindlichen Brüder mit der von ihm zusammengebrachten Macht, die sich auf etwa 1000 Köpfe belaufen sollte, den andern Bruder in seinem Landgut angegriffen. Ohne dass es zu Tätlichkeiten gekommen wäre, ergab sich der Angegriffene mit seinen Leuten. Unter den 26 Gefangenen, die als Hauptbeteiligte am Tage nach der Uebergabe in den nahen Wald geführt und dort niedergemacht wurden, sollen sich nach mir gemachten Angaben auch 15 Mitglieder der gesetzgebenden Körperschaft befunden haben, die sich hierher geflüchtet hatten. Auch ist bei dieser Gelegenheit, wie ich später erfuhr, unser Hotelwirt vom Hotel Americano, der mich während meines Cuyabáner Krankenlagers so gut verpflegt hatte, umgekommen.

In einem der bei Amolar vorbeifahrenden Fahrzeuge befanden sich die Familienangehörigen eines der Hauptführer der revolutionären Partei, darunter seine verheiratete, hochschwangere Tochter mit ihrem Ehemanne und ein kleiner, schwerkranker Sohn in Begleitung eines Arztes. Obgleich die Leute, die es für nötig hielten, aus dem Lande zu fliehen, im Schiffsraume versteckt waren, erhielten wir doch von ihrer Anwesenheit Kunde, und bald sollten uns von der Stadt Corumbá aus neue Nachrichten über ihr weiteres Schicksal zukommen. Man hatte es in dieser Stadt, wo auf einen andern Dampfer umgestiegen werden muss, darauf abgesehen, den Schwiegersohn sowie den Arzt nicht aus dem Lande zu lassen. Der ganze Hafen von Corumbá wurde von Bewaffneten besetzt gehalten und kleine Kähne umkreisten die Schiffe. Dennoch glückte die Ausbootung und Einschiffung, und die beiden erwähnten Männer versteckten sich in dem Dampfer, der Schwiegersohn des Parteiführers im Radkasten. Hier im Versteck liegend, musste er mit anhören, wie droben am Deck die halbschwarzen Bewaffneten seine Frau mit Messern bedrohten, wenn sie ihnen nicht sage, wo sich ihr Mann befände. Eine furchtbare Panik brach unter den Frauen an Bord aus, als man endlich die beiden Gesuchten aus ihren Verstecken herauszerrte. Die Unruhe vergrösserte sich noch, als man den Kapitän des Dampfers mit einer Peitsche durchprügelte. Es war Befehl ergangen, die beiden gefangenen Männer niederzustechen, und dieses wäre geschehen, wenn nicht ein Offizier der bei all diesen Vorgängen durch die Verfassung zu völliger Passivität verurteilten Bundestruppen für die Opfer eingetreten wäre und diese nicht weiterhin ein schützendes Obdach im Hause eines ihrer Parteigegner, dem Schwager des Präsidenten, von dessen Hochherzigkeit diese Tat schon allein das beste Zeugnis ablegt, gefunden hätten. Allerdings fielen zwei junge Menschenleben den Vorfällen zum Opfer. Infolge des ausgestandenen Schreckens wurde die Frau des einen Gefangenen von einem toten Kinde entbunden und der unter der Obhut des Arztes reisende kranke Knabe starb bald, nachdem ihm die ärztliche Pflege entzogen worden war.

Auch das Leben auf dem Flussdampfer, welcher mich wieder nach Buenos Aires zurückbrachte, war noch in vielen Beziehungen von der Revolution und ihren Folgen beeinflusst. Allerdings hatten zu jener Zeit die offenen Streitigkeiten fürs erste ein Ende gefunden. Auch im Norden des Staates, wo namentlich um den kleinen Ort Diamantino herum heftige Unruhen stattgefunden hatten, war der Kampf zugunsten der Regierung ausgefallen. Die Hauptstadt war diesmal infolge der schnellen Niederlage der Revolutionäre von Strassenkämpfen frei geblieben. Aber dennoch war noch das Leben vieler, die an den Ereignissen beteiligt gewesen waren, gefährdet, so dass diese vorzogen, fürs erste ihre Heimat mit ihren Familien zu verlassen. Der Dampfer war daher überfüllt mit Flüchtlingen.

11*

Unter ihnen befanden sich verschiedene, die nur mit Mühe der Ermordung entgangen waren, so auch der Schwiegersohn des Parteiführers, dessen gefahrvolle Lage oben geschildert wurde.

Solange der Dampfer noch durch brasilianisches Gebiet fuhr, lag über der ganzen Gesellschaft eine unheimliche Schwüle. Mehrere sahen sich genötigt, sich, während der Dampfer anlegte, in ihren Kabinen verborgen zu halten. Verschiedene Hafenplätze waren noch durch Truppen besetzt, die jeden, der an Land ging, mit misstrauischen Blicken prüften. Das alles hörte auf, sobald wir die brasilianische Grenze überschritten hatten und uns auf dem Gebiet von Paraguay befanden. Diejenigen, welche sich bisher noch immer nicht in Sicherheit glaubten, atmeten frei auf. Aufgeregt und offenkundig wurde jetzt über die Dinge, welche man erlitten hatte, gesprochen, und die verschiedenen Parteischriften aus ihren Verstecken hervorgeholt. Nur mit Mühe gelang es häufig bei der Mittagstafel den Umsitzenden, einige heftige Gemüter daran zu verhindern, ernstlich aneinander zu geraten.

Man kann sich denken, wie überaus schädlich die geschilderten Zustände auf die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes wirken müssen. Wir haben gesehen, dass die Leute gewaltsam mitten aus ihrer Arbeit von irgend einer der Parteien herausgeholt wurden, um zu kämpfen. Viele mussten Haus und Wirtschaft auf längere Zeit verlassen, um sich in den Wäldern verborgen zu halten. Andere waren viel zu sehr an den Vorgängen beteiligt, um ihrem Gewerbe nachgehen zu können. Und das alles gerade im Beginn der Regenzeit, der Zeit der Aussaat und des Pflanzens! Wie viele Leute werden dadurch um den Ertrag ihrer Arbeit gebracht, und gerade die fleissigen unter ihnen trifft der Schlag am härtesten.

Hierzu kommt vor allem der vollständig rechtlose Zustand in solchen Zeiten, der von manchem benutzt wird, um straflos einen Nebensacher oder Konkurrenten beiseite zu schaffen. Ganz in der Nähe von Amolar wurde auf solche Weise ein arbeitsamer Landbesitzer von seinen Nachbarn auf seinem eigenen Grundstück überfallen und erschossen. Obgleich die Tat offenkundig war, liefen die Täter frei und unbehelligt umher. Auf einer andern Fazenda war der Leiter von seinen eigenen Leuten erschlagen worden und wurde erst nach längerer Zeit in seiner Wohnung schon in verwestem Zustande vorgefunden. Diejenigen der Arbeitsleute, welche ihrem Herrn schulden, benutzen häufig die Gelegenheit, um zu entfliehen, und nehmen oft genug noch ein Boot, Waffen oder sonstige Gegenstände ihres Herrn mit. Mein Hauswirt verlor auf diese Weise vier seiner Leute, die ihm zusammen eine beträchtliche Summe schuldeten.

Wie sehr jede Autorität unter solchen Zuständen leidet und wie verrohend sie auf die Bevölkerung wirken, zeigt am besten folgende Epi-

sode, die sich auf demselben Dampfer, mit dem ich zurückfuhr, auf dessen Hinfahrt ereignete und die mir von verschiedenen Augenzeugen mitgeteilt wurde.

Wie auch auf unserer Reise, hatte der Dampfer eine grössere Anzahl, etwa dreissig, Soldaten der Bundestruppen an Bord. Diese waren mit dem Zwischendecksteward in Streit geraten, und als er einen, der ihn mit dem Seitengewehr angriff, abwehrte, fiel jener über Bord, kam in das Rad des Schiffes und ertrank etwas weiter flussabwärts. Hierauf entspann sich ein heftiger Kampf zwischen den Soldaten und der Schiffsmannschaft, bei dem es mehrere nicht unbedeutende Verwundungen gab. Die Soldaten rotteten sich zusammen und setzten ein Schreiben an den Kapitän auf, dass sie, wenn ihnen nicht der Steward bis zum nächsten Morgen ausgeliefert würde, das Schiff anbohren und in Brand stecken würden. Der Morgen kam heran, und man war schon dabei, die Drohung zur Ausführung zu bringen, indem man ein Gefäss mit Petroleum öffnete. Die Versuche der acht Offiziere und des Kommandanten der Truppen, Einhalt zu tun, blieben erfolglos. Man musste sich entschliessen, gewaltsam gegen die Soldaten vorzugehen. Zu diesem Zwecke forderte man auch die Passagiere, von denen die Kajüte dicht besetzt war, auf, an dem bevorstehenden Kampfe teilzunehmen. Hierdurch entstand natürlich zunächst eine grosse Verwirrung. Die Frauen und Kinder liefen vor Angst schreiend umher und verbargen sich dann in den Kabinen. Aber es fand sich bald eine grössere Anzahl notdürftig bewaffneter Leute zusammen. Die Offiziere hatten ihre Säbel und ausserdem wurden noch acht Revolver zusammengebracht. So rückte man gegen die am Vorderdeck meuternden Soldaten vor. Auf eine Aufforderung des Kommandanten trat die grösste Anzahl der Soldaten bei Seite, nur ein Teil leistete noch Widerstand. Zwei sprangen ins Wasser und schwammen ans Ufer, einer fiel in den Schiffsraum und vier wurden gewaltsam festgenommen und in Eisen gelegt, wodurch zunächst die Ruhe wieder hergestellt war; bis an einem der folgenden Tage abermals ein gewaltiger Lärm losging. Die Soldaten hatten die Gefangenen befreit, die nun abermals den Streit fortsetzten und in ihrer Wut alles entzweischlugen, was in ihrem Bereich war. Es entstanden abermals grosse Angst und Verwirrung unter den Passagieren. Abermals rückte man bewaffnet gegen die Täter vor, und diesmal wurden sie nach ihrer Festnahme wirksamer gefesselt. In stehender Haltung, mit den Händen auf dem Rücken, wurden sie angekettet. Ausserdem wurde ihnen ein Strick um den Hals gelegt, dessen anderes Ende oben unter der Decke befestigt war, so dass die Unglücklichen keinen Moment ausruhen konnten, ohne dass ihnen der Hals zugeschnürt wurde. Das Wutgeheul der in dieser Weise Gefesselten war so gross, dass des Nachts die Kajütpassagiere davor nicht schlafen konnten. Vier Tage blieben sie in dieser verzweifelten Lage, ohne will-

fähriger zu werden. Am fünften waren zwei von ihnen tot. Sie waren ermattet und der Strick hatte sich infolgedessen um ihren Hals zusammengezogen.

Sicherlich bilden derartige periodisch wiederkehrende Schreckenszeiten einen dunkeln Punkt im Leben vieler Staatenbildungen Südamerikas, aber der südliche Himmel und der leichte Sinn der Bevölkerung lassen die hierdurch geschlagenen Wunden schneller heilen, als wir von unserm Standpunkt aus erwarten würden.

Am 17. Dezember 1901, abends, lief unser Dampfer »Rapido« in die Reede von Buenos Aires ein. Wieder nahm sich Herr Letzgus, der mir durch seine vielen kaufmännischen Beziehungen schon auf der Hinreise so unschätzbare Vorteile verschafft hatte, meiner auf's entgegenkommendste an; ich werde den inzwischen leider zu früh Verstorbenen immer in dankbarer Erinnerung behalten.

Ein glücklicher Zufall fügte es, dass gerade am Tage nach meiner Ankunft in Buenos Aires des Abends ein grosser Kommers von dem Verein deutscher Akademiker unter dem Vorsitz des Dr. Wolf, des Redakteurs der deutschen »La Plata-Zeitung«, und des Dr. Lehmann-Nitsche, zu Ehren der in Buenos Aires anwesenden Teilnehmer der schwedischen Südpolar-Expedition veranstaltet wurde. Ich freute mich um so mehr über die Einladung zu diesem Kommers, als ich hierdurch Gelegenheit fand, während meines so kurz bemessenen Aufenthaltes in Buenos Aires viele deutsche Landsleute kennen zu lernen.

Am nächsten Tage fuhr Dr. Lehmann-Nitsche mit mir nach La Plata und zeigte mir im dortigen La Plata-Museum auf's eingehendste die unter seiner Leitung zu so grosser Reichhaltigkeit aufgeblühten ethnologischen und anthropologischen Sammlungen.

Als ich des Abends in mein Hotel zurückkam, hatte mir hier inzwischen mein grosser von den Guató-Indianern als Andenken mitgebrachter Arara in meinem Zimmer eine unangenehme Ueberraschung bereitet. Er, der noch nicht an europäische Zivilisation gewöhnt war, hatte sich aus seinem neuen Käfig zu befreien gewusst und nach echter Ararasitte an allem, was ihm an Holzgegenständen in den Weg kam, sein Zerstörungswerk begonnen. Glücklicherweise liess sich der Hotelwirt leicht durch eine angemessene Entschädigung befriedigen.

Am 20. Dezember schon befand ich mich an Bord der »Tijuca«. Da ausser mir nur zwei Kajütenpassagiere da waren, konnte ich die vielen Bequemlichkeiten, die dieser schöne Dampfer der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft bietet, zu meiner Erholung von den Strapazen der Reise ausnutzen, zumal bei der sorgsamen ärztlichen Behandlung, welche mir der Schiffsarzt Dr. Hirsch und der besonderen Für-

sorge, die mir Herr Kapitän Simonsen zu teil werden liess. Es tat mir nach den langen Entbehrungen besonders wohl, mich wieder in einem gemütlichen Kreise von Landsleuten zu finden. Wir feierten in unserm kleinen Kreise ein hübsches Weihnachtsfest und wachten ebenso vergnügt zusammen ins neue Jahr hinein.

Am 14. Januar, abends, fuhr unser Dampfer im Hamburger Hafen ein.



Fig. 29. »Arita« im Jahre 1905.

II. Ethnologische Ergebnisse meiner Reisen in Zentral-Südamerika.



KAPITEL VII.

Guató. Geschichtliche Uebersicht.

Die ersten brauchbaren Angaben über die Guató-Indianer finden wir bei Azara.[1] Derselbe bezeichnet als die Wohnsitze dieser Indianer von der Zeit der Conquista an eine Lagune, welche der Beschreibung ihrer Lage nach mit der Lagune von Gaiba zu identifizieren ist. Schon Azara ist die grosse Abhängigkeit der Lebensverhältnisse der Guató von dem Wasser bekannt,[2] sowie auch, dass diese Indianer eine von allen übrigen bekannten Stämmen abweichende Sprache redeten. Was ihre Bevölkerungszahl betrifft, so gibt er an, dass sie vermutlich die Zahl von dreissig erwachsenen Männern, vielleicht nicht einmal die von einem Dutzend solcher übersteige. Natürlich konnten alle diese Angaben nur sehr unbestimmt gehalten sein, da die Guató bis zu Azaras Zeit (seine Reisen fallen in die Jahre von 1781—1809) keinerlei direkte Beziehungen zu den eingewanderten Europäern gehabt hatten, sondern sich stets bei Annäherung der letzteren geflüchtet und in ihren Sümpfen verborgen hatten.

Nur der besonderen Beschaffenheit ihres Gebietes, in dem die weitverzweigten Seen und Wasserarme ihnen unergründliche Schlupfwinkel boten, hatten die Guató es offenbar zu verdanken, dass sie sich so lange der unheilvollen Berührung mit der europäischen Kultur entziehen konnten, durch welche die meisten ihrer Nachbarstämme nur allzu früh ihre Individualität einbüssten oder bis auf die blossen Namen von der Erdoberfläche verschwanden.

Sollen doch schon im Jahre 1543 die ersten Spanier unter Martinez de Irala[3] in das Seengebiet der Gaiba eingedrungen sein, um den Land-

[1] Azara, Don Felix de: Voyages dans l'Amérique méridionale. Bd. II, Paris 1809, S. 80.

[2] Ce qu'il y à d'indubitable c'est qu'ils ne sortent jamais de leur lagune, qu'ils y naviguent dans de très petits canots, deux à deux, probablement mari et femme.

[3] Vgl. Bolland, H.: Las Exploraciones en el alto Paraguay y en la laguna Gaiba 1901, S. 10.

weg nach Peru aufzudecken. Man gründete schon in jenen frühen Zeiten angeblich einen Hafenplatz an der Westseite des Sees von Gaiba, den Puerto de los Reyes, und einige Jahre später, 1557,[1] drang Nuflo de Chaves durch den Verbindungsarm zwischen den Seen von Gaiba und Uberaba bis zu dem letzteren See vor. 1752 kam dann eine spanische Grenzkommission unter Don Manuel Antonio Flores in das Seengebiet.

Die ersten näheren Angaben über das Aeussere der Guató-Indianer finden wir bei Castelnau,[2] der im Jahre 1846 im See von Gaiba und dem Verbindungsarm zum See von Uberaba mit ihnen zusammentraf. Die Leute, die ihm als wertvolle Wegweiser dienten, machten den besten Eindruck auf ihn: »L'extrême douceur de leur moeurs, leur curiosité enfantine nous rappelaient les Caraïbes tels qu'ils s'étaient présentés aux premiers voyageurs.«[3]

Neben einigen allerdings sehr allgemein gehaltenen ethnographischen Angaben verdanken wir diesem Zusammentreffen Castelnaus mit den Guató ein kurzes Vokabular, das ich dem meinigen vergleichsweise zugefügt habe. Von den beiden, die Guató betreffenden Abbildungen bei Castelnau gibt die eine ein ziemlich allgemein gehaltenes Landschaftsbild der Gaiba, mit einigen Booten im Vordergrunde, während die andere das Porträt eines Guató-Indianers vorstellen soll. Der letztere trägt, wie es charakteristisch für die Guató ist, einen Vollbart und hat die Haare, ganz im Gegensatz zur heutigen Sitte, derartig umwickelt, dass sie in einem Schopfe nach hinten abstehen.

Im Jahre 1883 legte der Reisende Richard Rohde[4] bei den Guató-Indianern eine ethnographische Sammlung an, die sich im Berliner Museum für Völkerkunde befindet, und von der ich einige Stücke weiter unten abgebildet habe.

Seinen dreiwöchentlichen Aufenthalt unter den Guató am oberen Paraguayfluss im Jahre 1894 schildert Julio Koslowsky[5] in der Revista del Museo de la Plata 1895. Die Hauptstücke seiner im La Plata-Museum befindlichen ethnographischen Sammlung sind der erwähnten Veröffentlichung in Photographie angefügt.

Die letzten Nachrichten endlich von einem Zusammensein mit den Guató vor meinem eigenen dortigen Aufenthalte haben wir in einer Ver-

---

[1] Ebenda S. 24 u. 31 u. 129.

[2] Castelnau, Francis de: Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du sud. Paris 1850, Bd. II, S. 373ff., Bd. III, S. 9ff., Bd. V, S. 283ff.

[3] Castelnau: Ebenda III, S. 15.

[4] Originalmitteilungen aus der ethnologischen Abteilung der Königlichen Museen zu Berlin. Berlin 1885. S. 15 f.

[5] Koslowsky, Julio: Tres semanas entre los Indios Guatós in der Revista del Museo de la Plata 1895.

öffentlichung von Henry Bolland,[1] welcher eine aus wirtschaftlichem Interesse in das Gebiet der Uberaba unternommene Vermessungsexpedition leitete. Ueber die Guató-Indianer finden sich in angegebener Veröffentlichung nur ganz allgemeine Angaben.[2] Aus dem als Ergebnis der Vermessungen vorliegenden Kartenmaterial des Bolland habe ich die meinem Reisewerke beigegebene Kartenskizze zusammengestellt.

Zu diesen geschichtlichen Daten lässt sich noch einiges ergänzend hinzufügen, was sich von den Guató-Indianern selbst über die vergangenen Zeiten erfragen liess. Natürlich sind diese Angaben mit der grössten Reserve aufzunehmen, wie alle Aussagen der südamerikanischen Naturvölker, denen häufig durchaus nichts daran liegt, den fremden Europäer über alles richtig aufzuklären. Die geringste Veranlassung, der leiseste Argwohn bewogen häufig die Guató-Indianer, ebenso wie es bei den Indianern, welche ich im Schingú-Quellgebiet antraf, der Fall war, mir das genaue Gegenteil von der Wahrheit mitzuteilen. Die Antworten auf bestimmte Fragen werden fast immer so ausfallen, wie es für die Lebensinteressen der Indianer am günstigsten ist, und gegen gute Bezahlung lassen sich die interessantesten »Tatsachen« erfahren. Wollten die Indianer mich los sein, so schwärmten sie von den guten Eigenschaften und der grossen Zahl der Nachbarn, wollten sie dagegen den alleinigen Anteil an den von den Reisenden mitgebrachten Gegenständen haben, so wurden die Nachbarn in den schwärzesten Farben geschildert oder man leugnete überhaupt ihre Existenz, wie es mir gegenüber in bezug auf die beim Hügel von Caracara lebenden Guató-Indianer der Fall war. Man versicherte mir immer, dass es dort keine Stammesgenossen mehr gäbe, da die letzte Pockenepidemie die meisten fortgerafft habe und die wenigen Ueberlebenden zurzeit mit in Figueira wohnten. Ausserdem sei die Verbindung in der jetzigen Jahreszeit wegen des tiefen Wasserstandes mit jener Gegend eine ganz unmögliche. Erst am letzten Tage meines Aufenthaltes unter den Indianern, als plötzlich eine aus einem Manne, einer Frau und vier Söhnen bestehende Familie von Caracara her nach Figueira zu Besuch kam, merkte ich, dass die mir gemachten Angaben unwahr gewesen waren. So schienen die Guató überhaupt ein Interesse daran zu haben, ihre wirkliche Bevölkerungszahl nach Möglichkeit zu verkleinern, so dass es fraglich bleibt, ob die Pockenepidemien[3] wirklich die Be-

[1] Bolland, H.: Las exploraciones en el alto Paraguay y en la laguna Gaiba 1901.

[2] Ebenda S. 84, 86 u. 109.

[3] Vgl. Koslowsky S. 14, wo die Koslowsky gegenüber angegebene Zahl 27 für die Gesamtheit der Guató-Bevölkerung sicherlich nicht der Wahrheit entspricht, da Koslowsky in seiner Reisebeschreibung schon 28 Individuen als am oberen Paraguay ansässig schildert, zu denen doch noch die Guató am See von Gaiba sowie die beiden Familien am St. Lourenço hinzukommen.

völkerung so dezimiert haben, wie die Guató angeben, wenn auch sicherlich anzunehmen ist, dass eine grosse Zahl dieser Krankheit seit der Berührung mit den Europäern erlegen ist.

Aus den ältesten Zeiten berichteten mir die Guató, dass in ihrem Gebiete ursprünglich ein anderer Stamm, die Matšubehe, gewohnt habe, den sie aus diesem Gebiete vertrieben hätten. Diese Matšubehe sollen die Erbauer der in dieser Gegend, vor allem beim Hügel von Caracara, vorkommenden Muschelhügel gewesen sein, und zwar sollen sie auf diesen künstlichen Hügeln ihre Bananenpflanzungen angelegt haben, die noch bis in die gegenwärtigen Zeiten einen wichtigen Faktor im Lebensunterhalt der Guató ausmachen.

Koslowsky[1] konnte von den Guató erfahren, dass während des Paraguaykrieges auch die Guató in Feindseligkeiten mit den Paraguayern verwickelt waren, sowie dass einige von ihnen später an den Feindseligkeiten mit den Bororó teilnahmen.[2]

Auch mit der Revolution, welche gerade zurzeit meines Aufenthaltes unter den Guató in Matto Grosso stattfand, kamen diese Indianer in unliebsame Berührung. Es wurde mir erzählt, dass ein vorüberfahrendes Schiff am oberen Paraguayfluss eine Anzahl von Guatómännern aufgegriffen hätte, um dieselben als Kämpfer mitzuführen, dass aber alle Indianer über Bord gesprungen seien und sich ans Ufer gerettet hätten.

[1] Koslowsky, S. 14.

[2] Ebenda S. 27.

KAPITEL VIII.

Guató. Ethnographisches.

1. Wohnsitze der Guató.

Was die gegenwärtigen Wohnsitze der Guató anlangt, so bildet noch heute wie ehedem das Hauptgebiet derselben das grosse Seengebiet der Gaiba und der Uberaba. Von den von mir in diesen Gebieten besuchten Niederlassungen liegt die eine, Figueira genannt, noch am Paraguayfluss selbst, aber schon dicht an der Stelle, wo das Wasser der genannten beiden grossen Seen in diesen Fluss einmündet, eine weitere am Ufer des nördlichen Teiles des Sees von Gaiba und die drei letzten am See von Uberaba und seinem Verbindungsarm mit dem See von Gaiba.

Ich zählte insgesamt 46 Individuen, 16 Männer, 12 Frauen und 18 Kinder.

Die meisten der von Koslowsky 1894 am oberen Paraguay angetroffenen 28 Individuen sind, wie mir von einem aus jener Gegend kommenden Guató-Indianer versichert wurde, der letzten Pockenepidemie vor etwa einem Jahre erlegen. Durch letztere sollte auch die Zahl der am Hügel von Caracara wohnenden Indianer stark vermindert sein. Ausserdem sollen noch zwei Familien am unteren St. Lourenço wohnen.

2. Boot- und Schiffahrt.

Derjenige Gebrauchsgegenstand, welcher bei weitem am engsten mit dem Leben der Guató verknüpft ist, ist das Boot (mánĭ), ein gut gearbeiteter Einbaum. Während das vordere, ziemlich spitz zulaufende Ende dieses Einbaumes (eopígagá) vollständig bis vorn hin ausgehöhlt ist, bleibt am hinteren, gerade abschliessenden Ende ein Stück massiv, freilich so, dass ein kleiner Rand über diesen vielfach als Sitz benutzten massiven Teil hinüberragt.

Zur Fortbewegung des Bootes dienen grosse Ruder (mákŭ) oder lange Stangen zum Vorwärtsstossen (madyuădā).

Von den beiden grossen Rudern meiner Sammlung ist das eine (in meinem Privatbesitz) 2,56 m lang, das andere (Im Berl. Mus. V. B. 5048) 2,50 m lang. Das Ruderblatt (59 cm resp. 60 cm lang und an der breitesten Stelle 18 cm resp. 24,5 cm breit) läuft nach dem unteren Ende spitz aus.

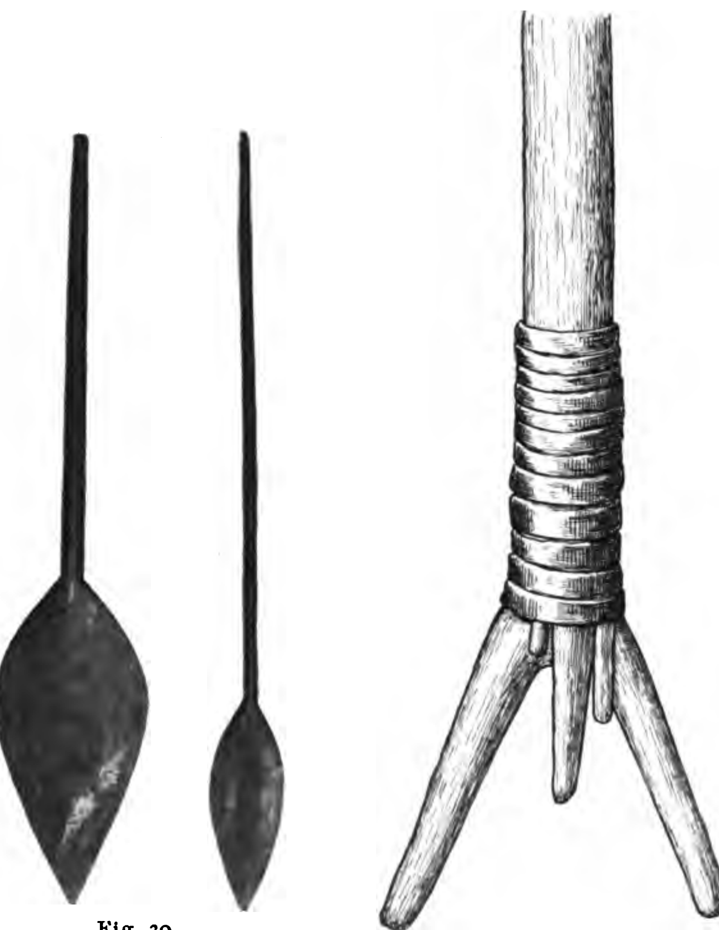


Fig. 30.
Kinderruder der Guató.
Berl. Mus. V. B. 5033 u. 5034.
$^1/_8$ n. G.

Fig. 31. Singa,
zum Vorwärtsstossen des Bootes.
Guató. $^3/_8$ n. G.

Die in Fig. 30 abgebildeten Kinderruder, V. B. 5033 (84 cm lang) und V. B. 5034 (84 cm lang), unterscheiden sich nur durch die Grösse und das Grössenverhältnis zwischen Stiel und Blatt] von den für die Erwachsenen bestimmten Rudern, während die Form, insbesondere die des Blattes, bei beiden Arten im wesentlichen dieselbe ist.



Guató-Familie im Kanu.

Die lange Stange zum Vorwärtsstossen des Bootes (brasilianisch: singa) läuft entweder am unteren Ende spitz aus, oder aber, was das gewöhnliche ist, sie hat hier eine besondere Vorrichtung, die insofern interessant ist, als sie rein den örtlichen Verhältnissen im Guató-Gebiete angepasst ist. Die ganzen Wasserstrassen in diesem Gebiete sind nämlich durchsetzt von einem dichten Gewirr von Wasserpflanzen, durch welche das Boot häufig nur mühsam hindurchzubringen ist. Um nun diesen durch die Wasserpflanzen gegebenen Widerstand zu überwinden, denselben sogar nach Möglichkeit bei der Fortbewegung des Bootes auszunutzen, ist vorn an der Stange eine Holzgabel angefügt, mit welcher die Büschel von Wasserpflanzen sich besser packen lassen, um der Stange den nötigen Halt beim Abstossen zu geben. Die zweizackige Holzgabel (V. B. 5019, 18,5 cm lang) ist durch Umwicklung unter Zuhilfenahme zweier Holzpflöcke derartig an der Stange befestigt, dass das spitz auslaufende Ende der Stange die mittlere dritte Zacke der Gabel bildet. Der Stiel der in Fig. 31 (nach einer Zeichnung von mir) abgebildeten Singa-Stange hat die Länge von 4 m, während die Gabel vorn nur 12 cm hervorragt.

Einen grossen Teil seines Lebens bringt der Guató auf Reisen im Kanu zu. Die vielen Wasserarme seiner Gegend benutzend, besucht er seine oft in den äussersten Winkeln versteckt wohnenden Stammesgenossen. Wenn das ansteigende Wasser weitere Fahrstrassen in dem Sumpfgebiet eröffnet, vom Februar an, verlassen die Guató ihre Häuser, um weite Jagdzüge in ihren Booten zu unternehmen.

Befindet sich eine Familie auf der Fahrt, so sitzt (vgl. Taf. XI) die Frau hinten im Boot zum Steuern. In der Mitte sitzen die Kinder, von denen die etwas grösseren schon tüchtig mit ihren kleinen, ihrer Grösse angepassten Rudern mithelfen. Vorn sitzt oder steht der Mann mit dem langen Ruder.

Bei weiteren Reisen wird der grösste Teil der Habe im Boote mitgeführt.

3. Haus.

Damit, dass der Guató seinen Hauptaufenthalt auf dem Wasser im Boote hat, hängt offenbar auch die geringe Sorgfalt zusammen, die er auf die Herstellung seines Hauses (movír) verwendet.

Taf. XII gibt das eigentliche typische Guató-Haus in seiner primitiven Bauart wieder, während das grosse Haus des Häuptlings Timotheus in Figueira mit seinen aus Pfahlwerk bestehenden Seitenwänden schon eine starke Hinneigung zum brasilianischen Rancho aufweist.

Der Grundriss des typischen Guató-Hauses auf Taf. XII ist ein Quadrat mit der Seite gleich 4 m. In der Mitte der vorderen und hinteren

Seite dieses Grundrisses erhebt sich je eine Stange von 3,10 m Höhe. Die oberen Enden dieser beiden Stangen sind durch eine Querstange miteinander verbunden, welche die beiden auf beiden Seiten bis zum Erdboden herabreichenden Dachseiten trägt. Die beiden Dachseiten bestehen aus einem Stangengerüst, welches notdürftig mit den grossen Blättern der Akuripalme gedeckt ist. Ueberall dringt der Regen durch dieses kunstlose an beiden Giebelseiten offene Obdach hindurch.[1]

Als ein typisches Merkmal für die Guató-Häuser befindet sich oben unter dem Dachgiebel ein Stangengerüst, welches zur Aufbewahrung verschiedener Gebrauchsgegenstände, vor allem des Pfeilvorrates, dient. Offenbar hängt auch diese Besonderheit der Guató-Häuser mit der Besonderheit der die Guató umgebenden Naturverhältnisse zusammen. Da in dem sumpfigen Gebiete bei hohem Wasserstande sicherlich auch die Guató-Hütten häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, so hat der menschliche Erfindungsgeist zur Abhilfe der sich hieraus ergebenden Nachteile eine besondere Vorrichtung geschaffen, die als eine interessante Vorstufe zur Entwicklung der in andern Erdregionen aus ähnlichen Gründen hervorgegangenen Pfahlbauten aufzufassen ist. Was vom Hausrat keinen Platz auf dem eben erwähnten Gestelle findet, wird in die Innenfläche der Dachseiten in das Palmstroh hineingesteckt oder auch es wird damit ein in der Nähe des Hauses stehender Akuripalmbaum (vgl. Taf. XII), der mit seinen unteren Blattwinkeln günstige Gelegenheit dazu bietet, damit behängt. Ein solcher Akuripalmstamm ist häufig an seinem unteren Ende mit Suppenlöffeln, Spinnwirteln, Kinderspielzeug und dergleichen mehr vollständig gespickt.

Entsprechend der noch im späteren näher zu behandelnden Lebensweise der Guató, in einzelnen Familien isoliert zu leben, dient ein solches Guatóhaus nur zur Unterkunft für eine Familie.[2] Auch habe ich nirgends mehr als zwei solcher Häuser in unmittelbarer Nähe von einander angetroffen.

Immer liegen die Wohnungen in der Nähe des Wassers, gewöhnlich einige Schritte landeinwärts im Walde verborgen.[3] Aber dennoch ist für den in die Verhältnisse Eingeweihten der Standort der betreffenden Wohnung vom See oder von dem betreffenden Wasseram aus schon von weitem erkennbar, da fast immer die unmittelbare Nähe eines grossen, über die übrigen Baumkronen hinausragenden Feigenbaumes für eine solche ausgewählt wird.

---

[1] Hiermit stehen die Schilderungen Koslowskys von den Guató-Häusern am oberen Paraguay im Einklang. (Vgl. Koslowsky S. 3, 9 u. 24.)

[2] Vgl. Castelnau, Bd. III, S. 13.

[3] Castelnau, Bd. III, S. 12.

4. Lager und Sitzbank.

Bei dem geringen Raume innerhalb des Hauses ist es erklärlich, dass die Guató-Indianer, sobald die Witterung es einigermassen erlaubt, des Nachts nicht in den Häusern schlafen, sondern im Freien vor denselben, und zwar nicht in Hängematten, sondern auf dem Boden. Als Unterlage dienen dem Lager grosse Matten in zweierlei Form. Die einen, mádaakútši, sind aus den grossen Blättern der Akuripalme geflochten, die andern, miró, bestehen aus Binsen, die durch Querfäden verbunden sind.[1] Um das Lager weicher zu gestalten, wird über diese Matte noch das Fell eines Hirsches, mafæ̱t(ɪ)r (V. B. 4895, 171 cm lang, unten 186 cm breit) oder auch das eines Jaguars, máfæ̱dyépago (V. B. 4894, 163 cm lang, unten 111 cm breit), gelegt. Die Bearbeitung dieser Felle besteht



Fig. 32. Holzschemel in Trogform.
Von unten gesehen. Guató. Berl. Mus. V. B. 4899.
$^1/_9$ n. G.

in einem einfachen Trocknen in der Weise, dass das betreffende Fell an kleinen Pflöcken, welche durch kleine Einschnitte am äusseren Rande des Felles hindurchgetrieben werden, auf dem Erdboden ausgespannt wird. Eine weitergehende Bearbeitung fand sich meistens an den Jaguarfellen, insofern, als die beiden Vorderbeinteile des Felles an dem Kopfteile desselben festgenäht waren, wodurch dem Ganzen eine mehr rechteckige Form verliehen wurde.

Infolge der Unmasse von Moskitos im Guatógebiet, ist es leicht erklärlich, dass ein ganz notwendiger Bestandteil des Guatólagers ein über der Schlafmatte ausgespanntes Moskitonetz, mageetó, bildet. Die grossen sackartigen Moskitonetze von einheimischer Arbeit aus der Faser der Tucumpalme,[2] machen absolut den Eindruck eines aus den speziellen

[1] Das nähere über die Herstellungsweise dieser Matten siehe weiter unten unter Geflechten.

[2] Das nähere über die Herstellungsweise siehe weiter unten.

lokalen Bedürfnissen heraus entstandenen Kulturerzeugnisses und stehen, wie so vieles bei den Guató, ganz isoliert unter den Erzeugnissen der einheimischen südamerikanischen Kultur da.

In der Gegenwart werden diese Moskitonetze meistens aus eingeführtem Baumwollstoff hergestellt, so dass diejenigen aus einheimischem Material schon eine grosse Seltenheit geworden sind. Das von mir mitgebrachte Exemplar (V. B. 4896) war das einzige nach alter Weise aus Tucumpalmfaser hergestellte, welches ich noch zu Gesicht bekam.

Da, wo geeignete Bäume fehlen, um das Netz an den beiden oberen Ecken über dem Lager aufhängen zu können, vor allem auf den langen Flussreisen, steckt der Guató gewöhnlich zwei seiner langen Ruder in der



Fig. 33. Holzschemel mit vier Beinen. Von unten ges. Guató. Berl. Mus. V. B. 4898. 1/6 n. G.

geeigneten Entfernung mit den Stielenden in den Boden, um das Netz an ihnen zu befestigen. Das so aufgehängte sackartige Netz wird durch zwei Querstäbe, die im Innern in die Maschen eingeklemmt werden, über dem Schlafenden auseinandergehalten, so dass der Stoff den Körper nicht berührt.

Als Bank zum Sitzen, häufiger aber noch als Kopfstütze in der Liegestellung, dienen roh gearbeitete Holzschemel, mikĭrbădá. An diesem Gebrauchsgegenstande lässt sich eine interessante Entwicklungsreihe vom Unvollkommenen zum Vollkommeneren, vom Stück Baumstamm zum Schemel mit vier Beinen, sowie der Zweck der Ausbildung dieser entwickelteren Form erkennen. In vielen Fällen diente ein rohes Stück Baumstamm zum Sitzen.[1] Eine schon entwickeltere Form ist die, dass man den Klotz, um sein Gewicht zu verringern, und so seine Fortbewegung zu erleichtern,

[1] Vgl. Koslowsky S. 2.

von der unteren Seite her nach Art eines umgekehrten Holztroges aushöhlte. (Vgl. Fig. 32, V. B. 4899, 63 cm lang, 19,5 cm breit, 10 cm hoch.) Bei der nächsten Form, die ich leider nicht erwerben konnte, waren die beiden kleineren Seitenwände des Troges fortgenommen, wodurch die auch in andern Teilen Südamerikas vorkommende Schlittenform der Sitzbank entstand. Bei der entwickeltsten Form endlich (Fig. 33, V. B. 4898, 32,5 cm lang, obere Fläche 21 cm breit, 9,6 cm hoch) sind auch die Mittelstücke der beiden längeren Seitenwände des ursprünglichen Troges ausgeschnitten, so dass der vorige Typus in Schlittenform zu einem leichten Schemel mit vier Beinen geworden ist.



Fig. 34—37.
Halskette aus Samenkernen,
Beinband mit Kapivarakrallen
und zwei Ohrfederbüschel.
Guató. 1/2 n. G.

5. Kleidung und Schmuck.

Am meisten eingebüsst hat die einheimische Kultur der Guató-Indianer jedenfalls auf dem Gebiete der Kleidung und des Schmuckes. Nur hier und da, namentlich an den Kindern, liessen sich noch einige einheimische Erzeugnisse in Bezug hierauf auffinden, die aber schon mehr den Eindruck von Ueberbleibseln aus vergangenen Zeiten machten.[1] Die wenigen unscheinbaren Schmuckgegenstände von einheimischem Charakter, die ich noch sammeln konnte, waren die einzigen ihrer Art, die ich noch unter den 46 Individuen, die ich zu Gesicht bekam, vorfand.

Es sind zunächst Halsketten aus Samenkernen, madšahuag(f)r, von denen die eine (V. B. 4904) von einer Frau, zwei andere (V. B. 5039 vgl. Fig. 34 und V. B. 5040) von Kindern um den Hals getragen wurden. Das Material sind die in vielen Gebieten Südamerikas

[1] Vgl. Castelnau, II, 373 und III, 14, nach dessen Schilderung Schmuckgegenstände bei den von ihm angetroffenen Individuen noch viel allgemeiner verbreitet waren. So trugen fast alle um den Hals Halsketten aus Zähnen verschiedener Tiere, besonders des Krokodils. Die weiter unten erwähnten, in den Ohren getragenen Federbüschel wurden damals noch von allen Guató-Indianern getragen. Mehrere trugen in der durchbohrten Unterlippe einen kleinen Holzpflock, und einige hatten die Haare über dem Scheitel zu einem Schopf zusammengebunden. (Vgl. auch die bei Castelnau gegebene Zeichnung eines Guatómannes.)

zu Halsketten verwandten Samenkerne, welche der Brasilianer als Leite da nossa Senhora (Milch unserer lieben Frau) bezeichnet. Fig. 35 zeigt das eine Exemplar von einem Paar Beinbändern, mátšurubó, welche von einem kleinen Knaben dicht unterhalb der Kniegelenke getragen wurden. (V. B. 5045 a, b.). An einer zweisträhnigen Baumwollschnur ist eine Anzahl Krallen vom Kapivara angehängt. Fig. 36 u. 37 geben zwei kleine Büschel aus roten und blauen Ararafedern, máraaví, wieder, von denen der erstere (V. B. 4906) von einer Frau, der zweite von einem Kinde an einer kleinen Palmfaserschnur in der durchbohrten Ohrmuschel getragen wurde.[1]

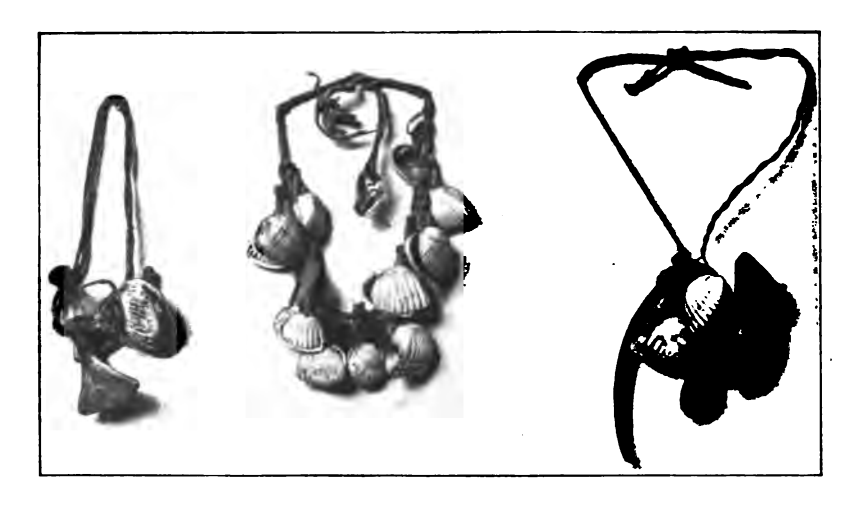


Fig. 38—40.
Halsketten für Kinder. Guató. Berl. Mus. V. B. 5042, 1476 u. 5041.
²/₅ n. G.

Die Halsketten in Fig. 38—40, die von kleinen Kindern getragen wurden, sind aus dem verschiedenartigsten Material zusammengesetzt. In Fig. 38 (V. B. 5042) sind zwei Schulterblattknochen von der Schildkröte, ein anderer kleiner Knochen und zwei Muschelschalen nebeneinander aufgereiht. In Fig. 39 (V. B. 1476, aus der Sammlung Rohde) sind neben einer grösseren Anzahl von Muschelschalen, einige Käferbeine und ein kleines, hölzernes Kreuz verwendet, und die Kette in Fig. 40 (V. B. 5041) besteht aus drei kleinen Holzfiguren, unter denen sich vor allem die grösste, welche nach Angabe der Indianer ein Meerschwein (méki) vorstellen soll, durch ihre charakteristische Ausführung

[1] Vgl. Castelnau II, S. 373: »Tous avaient les oreilles traversées d'un petit bouquet de plumes éclatantes.«

auszeichnet, einem Knöchelchen, einer Faultierkralle und vier kleinen Muschelschalen.

Was die eigentliche Bekleidung angeht, so gibt Castelnau an, dass die Guató nackt gingen mit einem kleinen Schurz um die Hüften.[1] Dieses trifft zurzeit für die Guatófrauen und grösseren Guatómädchen nicht mehr zu, die ausschliesslich mit einem Kleiderrock von den Hüften an abwärts bekleidet sind, während der Oberkörper für gewöhnlich nackt getragen wird. (Vgl. Taf. X.)

Die typische Tracht[2] ist zurzeit auch für die Männer noch ein Schurz, der durch einen oberhalb der Hüften getragenen Lederriemen gehalten wird, nur dass dieser Schurz ausschliesslich aus einer zusammengefalteten Männerhose, mavǣ́ta, gebildet wird, der Art, dass die Hosenbeine nach oben umgeschlagen und die Enden in den Gürtel gesteckt werden. (Vgl. Taf. IX.) Die Kinder bis etwa zum zehnten Jahre gehen natürlich ganz nackt.

Die Indianer der ersten Niederlassung, in Figueira, waren bei meiner ersten Ankunft zum grössten Teile nach Art der brasilianischen Ansiedler mit Hemd, mafǣ́, und Hose resp. Kleiderrock bekleidet, aber da die Leute auf meinen Besuch vorbereitet waren, so ist wohl anzunehmen, dass die meisten diese Abweichung von der eigentlichen Guató-Tracht nur vorübergehend meines Besuches wegen vorgenommen hatten, wenigstens zog mein kleiner Begleiter Méki, den ich von Figueira aus für die Weiterreise mitnahm, bald nachdem wir von Figueira abgerudert waren, die vorher kunstgerecht nach europäischer Art getragene Hose aus, um sie fortan nach Guatóart als Schurz um die Hüften zu tragen.

Gewöhnlich geht der Guató barhäuptig. Der Mann besitzt jedoch meistens einen kunstvoll aus Palmstroh hergestellten Strohhut, máhokuir (V. B. 4904), der ein eigenartiges Gemisch von alter einheimischer Flechtkunst und europäischem Muster darstellt.[3]

Die von den Männern am linken Handgelenke zum Schutz gegen den Anprall der Bogensehne getragenen, aus Baumwolle gewebten Armbinden, sowie die beständig von den Männern wie den Frauen zur Abwehr gegen die Moskitos in der Hand oder über der einen Schulter getragenen Moskitowedel werden weiter unten unter Geflechten und Geweben näher behandelt werden.

6. Jagdgeräte resp. Waffen.

Niemals entfernt sich ein Guatómann auf weitere Strecke von dem Wohnhaus, ohne seine lange Lanze, madžúrr (brasilianisch Zagaia), auf der Schulter mit sich zu führen, die seine Hauptwaffe

[1] Castelnau II, S. 373.

[2] Vgl. Koslowsky S. 3 u. 7.

[3] Das nähere siehe weiter unten unter Geflechten. Vgl. auch die Photographien bei Koslowsky auf Tafel II.

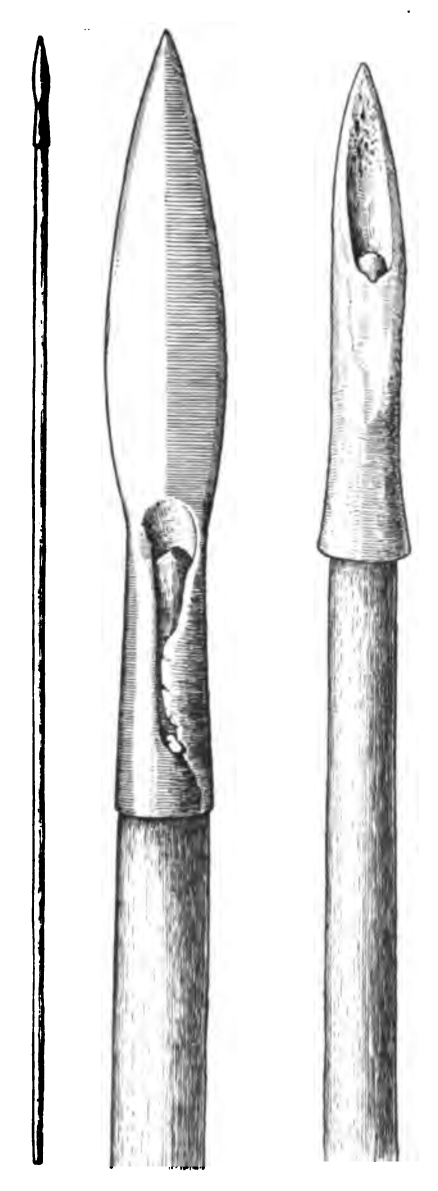


Fig. 41. Lanze mit Eisenspitze. Guató. Berl. Mus. V. B. 5047. $^1/_{20}$ resp. $^3/_8$ n. G.

Fig. 42. Lanze m. Knochenspitze. Berl. Mus. V. B. 1510. $^3/_8$ n. G.

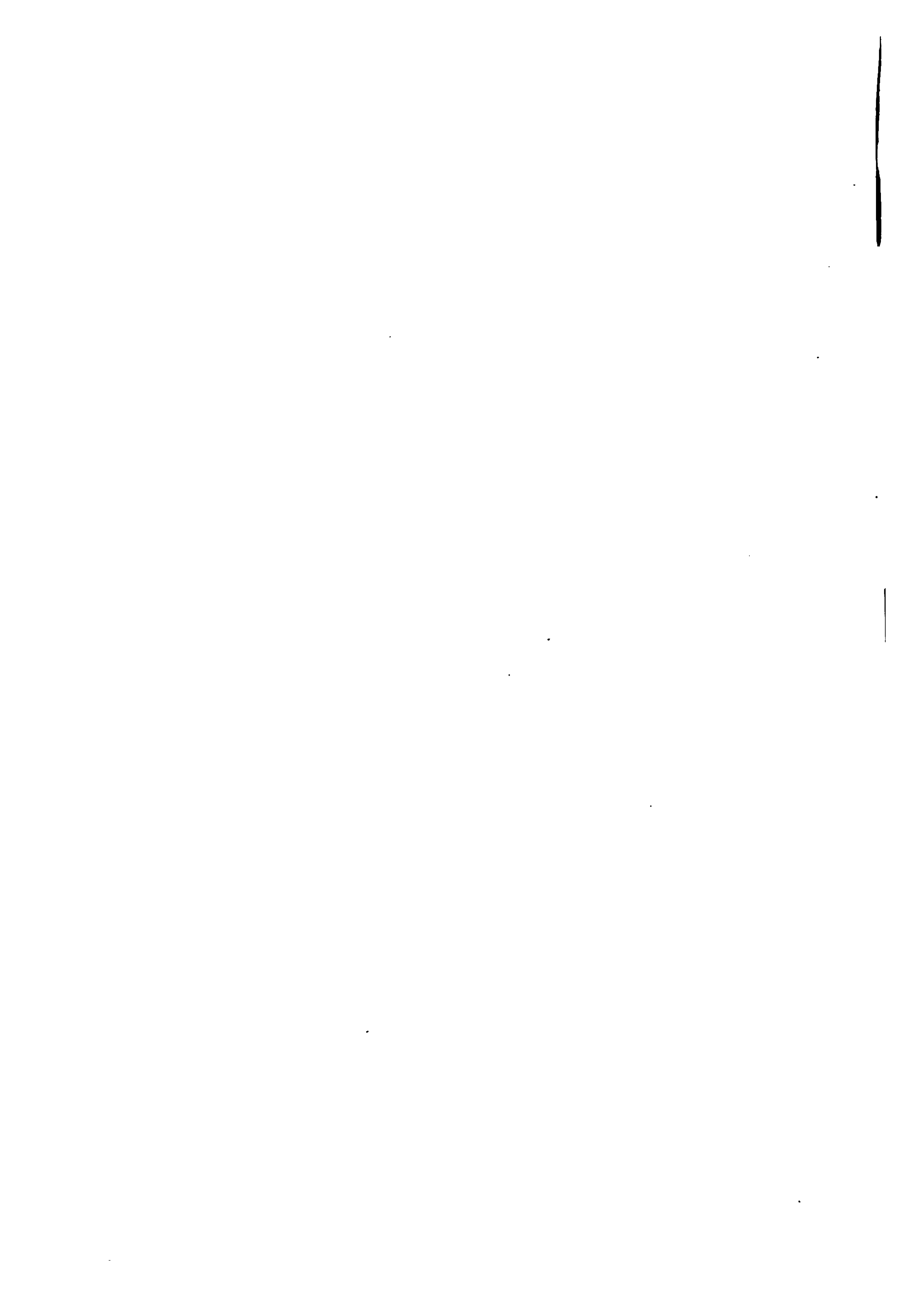
gegen die in jenen Gegenden so häufigen Jaguare und Krokodile bildet.[1]

Die gewöhnliche Form einer solchen Lanze ist die in Fig. 41 abgebildete (V. B. 5047, 319 cm lang), bei welcher eine 29 cm lange Eisenspitze auf das zugespitzte Ende des 3 m langen Holzstieles aufgesetzt ist, während die ältere Form, bei welcher anstelle der Eisenspitze ein am vorderen Ende zugespitzter Röhrenknochen auf die Stange aufgesetzt war, schon äusserst selten geworden ist. Ich bekam nur noch ein Exemplar dieser Art zu Gesicht, und zwar in der äussersten Niederlassung im Seengebiet von Uberaba. Das auf Fig. 42 wiedergegebene Exemplar (V. B. 1510) stammt aus der Sammlung Rohde. Der Vergleich der beiden verschiedenen, auf Fig. 41 u. 42 abgebildeten Typen ergibt eine interessante Uebereinstimmung der späteren Eisenspitze mit der früheren Knochenspitze, in bezug auf die Form sowohl, als auch in bezug auf die Befestigungsweise. Und doch steht als sicher fest und wurde mir ausdrücklich von den Guató bestätigt, dass die Eisenspitzen kein einheimisches Fabrikat sind, sondern in der Stadt Corumbá für die Indianer angefertigt werden. Diese Tatsache lehrt, dass wir keineswegs allein daraus, dass ein Gerät aus eingeführtem Material der einheimischen ursprünglichen Form angepasst ist, ohne weiteres

[1] Schon Castelnau II, S. 371, III, S. 13 u. 14, erwähnt diese Lanzen als unzertrennliche Waffen in der Hand der Guató, welche zur Jagd auf Jaguare und Krokodile dienen, und führt an, dass diese Lanzen eine Länge bis zu 4 m haben. Vgl. Koslowsky S. 3 und Tafel II.

TAFEL XII.

Guató-Hütte.



darauf schliessen dürfen, dass mit dem Material auch zugleich die Kunst der Bearbeitung desselben von den Eingeborenen übernommen worden ist. Ebensogut kann, wie es hier im gegebenen Falle für die eisernen Lanzenspitzen gewährleistet ist, der Fall eintreten, dass der betreffende Unternehmer, welcher derartige Gegenstände, wie Lanzenspitzen, Pfeilspitzen oder sonstige Geräte aus Eisen für die Eingeborenen anfertigt, sein Produkt genau den Intentionen seiner Abnehmer entsprechend herstellt. Ueberall auf den grösseren Ansiedlungen waren Leute, und zwar meistens Neger, vorhanden, die der Schmiedekunst mächtig waren, und auf diese letzteren wird wohl bei weitem der grösste Teil der im Gebrauche der Eingeborenen befindlichen Eisengeräte, auch wenn sie noch so genau den einheimischen Formen entsprechen, zurückzuführen sein.

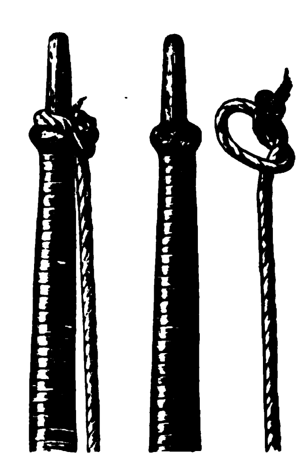


Fig. 44 u. 45.
Oberes Ende des Bogens.
V. B. 4962. 1/8 n. G.

Auf der Jaguarjagd ist der Hauptzweck der Zagaia, dem mit dem Tacoara-Pfeile verwundeten Jaguar den Todesstoss zu versetzen. Die tiefen Einbisse und Einkratzungen am unteren Teile des Stieles geben ein deutliches Zeugnis von den harten Kämpfen, die bei solcher Gelegenheit stattgefunden haben.

Neben der Zagaia sind die Hauptjagdwaffen Bogen und Pfeile. An den Gebrauch von Feuerwaffen scheinen die Guató sich schwer zu gewöhnen. Ich fand nur zwei alte Vorderlader unter ihnen vor.

Der grosse Bogen, magadidá oder magátia, besteht aus dem harten Holze der Carandá-Palme, welches bis auf die beiden äussersten Enden mit Cipó-Streifen umwickelt ist.[1] (Vgl. Fig. 43—49.) Der Querschnitt des Bogenholzes ist gewöhnlich ein derartiger, dass die der Sehne abgekehrte Seite stärker gewölbt ist, als die der Sehne zugekehrte, doch kann er auch in eine fast kreisrunde Form übergehen, was an den beiden äussersten Enden aller Bogen die Regel ist. Die Länge der vier Bogen meiner Sammlung (V.B. 4959—4962) variiert zwischen 1,97 und 2,24 m.

Fig. 43. Bogen der Guató. Berl. Mus. V. B. 4962. 1/10 n. G.

[1] Koslowsky (S. 19) gibt an, dass das Holz vor der Umwicklung mit Cipó mit Wachs eingerieben wird, um dieser letzteren einen besseren Halt zu geben.

Was die Bogensehne, matšaagátir, angeht, so besteht dieselbe bei allen mir bekannten Bogen aus einer dicken dreisträhnigen Schnur aus Tucumpalmfaser.[1] Der einheimische Name matšaagátir lässt aber darauf schliessen, dass diese Form nicht die ursprüngliche gewesen ist, dass vielmehr die noch von Castelnau neben dieser Art Bogen erwähnte Bespannung der Bogen mit Brüllaffensehne[2] die Regel gewesen ist. Denn die in (ma)tšaagátir steckende Wurzel tša findet sich in meinem Guató-Vokabular wieder zur Bezeichnung der aus Brüllaffensehne hergestellten Saiten der Viola (vgl. No. 125 des Vokabulars: (1)tša), während das gátir[3] doch wohl im grossen und ganzen dem gatia (»Bogen«) entspricht. Es lässt sich hiernach mit einiger Berechtigung der Schluss ziehen, dass »die Bogensehne im allgemeinen« ihren Namen nach der, der Saite der Viola dem Material nach entsprechenden, Sehne aus Brüllaffensehne erhalten hat, wodurch die Präexistenz dieser letzteren Art vor der Sehne aus Palmfaserschnur erwiesen wäre.

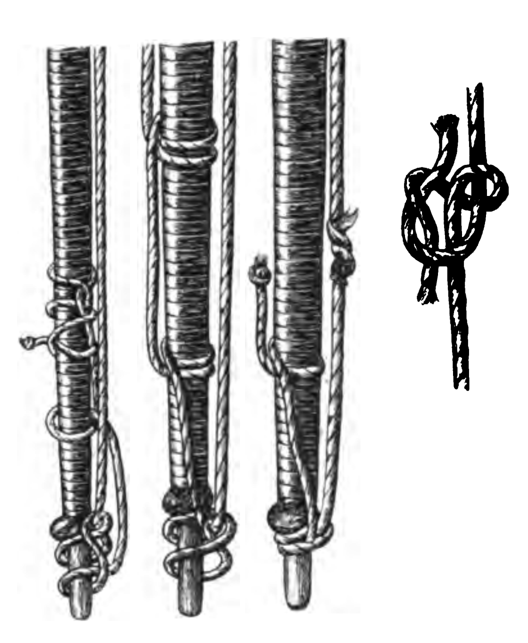


Fig. 46. Unteres Ende eines im Besitze des Verfassers befindlichen Bogens.

Fig. 47. Unteres Ende des Bogens. V. B. 4962.

Fig. 48. Unteres Ende des Bogens. V. B. 4960.

Fig. 49. Art der Verknotung der Sehne des Bogens. V. B. 4960. Guató. $^{1}/_{3}$ n. G.

Die Figuren 44—48 lassen im einzelnen die Befestigungsart der Bogensehne am Bogenholze erkennen. Um zunächst das Abrutschen der Sehne nach der Mitte des Bogens zu zu verhindern, ist an beiden Enden des Bogens da, wo die Cipó-Umwicklung aufhört, durch mehrfaches Uebereinanderwickeln des Cipó-Streifens ein verdickter Ring um den Bogen hergestellt.

Die Befestigungsweise am Bogen ist dadurch bedingt, dass sich die Sehne vor dem Gebrauch leicht straffer anspannen und nach dem Ge-

[1] Koslowsky (S. 19) gibt an, dass die Fabrikation dieser Bogensehne, welche den Frauen zukommt, die meiste Arbeit bei der Herstellung des ganzen Bogens ausmacht und viel Zeit erfordert.

[2] Castelnau, III, S. 14.

[3] ma ist Präfix.

brauch wieder schlaffer machen lassen muss. Dies ist ein wichtiges Erfordernis, um den Bogen gebrauchsfähig zu erhalten, und wird von den Guató aufs sorgsamste befolgt. Um diesem Erfordernis zu genügen, muss die Befestigung der Sehne an beiden Bogenenden eine verschiedene sein. Natürlich ist zunächst die Sehnenschnur an beiden Enden durch einen Knoten vor dem Aufreppeln bewahrt.

An dem (in der Figur) unteren Bogenende befindet sich die Stelle, an welcher sich die Sehnenschnur nach Belieben länger und kürzer machen lässt. Natürlich muss zu diesem Zweck zuvor die einfache Schlinge, mit welcher das andere Ende der Sehne an dem oberen Bogenende (siehe Fig. 44 u. 45) befestigt ist, abgehoben werden. Um dies erzielen zu können, muss der Bogen in eine ziemlich stark gekrümmte Lage gebracht werden, wozu namentlich im gespannten Zustande eine ganz erhebliche Kraftleistung nötig ist. Man bewerkstelligt diese Krümmung in der Weise, dass man das untere Ende des Bogens auf den Erdboden stützt und dann mit dem Knie gegen die Mitte des Bogens so stark drückt, bis sich die Schlinge über das obere Ende hinwegheben lässt. (Siehe Fig. 45.) Ist die Sehne auf diese Weise am oberen Ende gelöst, so lässt sie sich leicht infolge der besonderen Beschaffenheit der am unteren Bogenende befindlichen Umschlingung verkürzen resp. verlängern, je nachdem der Bogen gespannt oder abgespannt werden soll. Wird dann die auf solche Weise verkürzte Sehne wieder mit ihrer Schlinge über das obere Bogenende herübergezogen, so haben wir den Bogen im gespannten, schussfertigen Zustande vor uns, während im umgekehrten Fall, wenn die Sehne verlängert wurde, die Spannung naturgemäss eine verminderte ist. Um die Art der Umschlingung am unteren Ende deutlicher hervortreten zu lassen, ist die letztere in den Figuren 46 und 47 im gelockerten Zustande dargestellt, während Fig. 48 das wirkliche Bild dieser Befestigung gibt.

Natürlich muss die Schnur mindestens so lang sein, dass die erforderliche Verlängerung der Sehne beim Abspannen möglich ist und sich ausserdem das freie Ende noch an dem Bogen durch Umschlingung befestigen lässt. Fast immer ist die Schnur bedeutend länger, um nötigenfalls, wie Fig. 48 zeigt, als Reserve zu dienen, wenn die Sehne reisst, wo dann einfach die Enden in der auf Fig. 48 und 49 dargestellten Weise verknotet werden.

Bei der Handhabung des Bogens beim Schuss ist ein Haupterfordernis, die linke Hand, welche das Bogenholz hält, so zu drehen, dass die Sehne beim Schuss nicht gegen die Finger, sondern gegen das durch die schon erwähnte Binde aus Baumwolle geschützte Handgelenk anprallt.

Die Herstellungsweise der Pfeile ist aufs engste verknüpft mit dem dazu verwendeten Material, und in dieser Hinsicht haben wir bei den

Guató zwei Hauptgruppen von Pfeilen zu unterscheiden, je nachdem das Cambayuvarohr oder das Ubarohr zum Pfeilschaft verwendet worden ist.



Fig. 50. Vogelpfeil mit Cambayuvarohrschaft. Kolbenartige Verdickung am oberen Ende. Guató. Berl. Mus. V. B. 4991. 1/3 n. G.

Wenn auch die erste dieser beiden Hauptgruppen in der von mir mitgebrachten Sammlung nur durch ein Exemplar repräsentiert ist, so bildet sie doch einen allgemein unter den Guató verbreiteten Pfeiltypus, von dem in jeder Guató-Niederlassung eine grössere Anzahl vorhanden war. Der Pfeil meiner Sammlung mit Cambayuvarohrschaft (Fig. 50 V.B. 4991) ist ein Vogelpfeil, tauatší, und repräsentiert mit die einfachste Form, die als Pfeil überhaupt denkbar ist. Das vordere Ende des Pfeiles bildet wie bei allen Vogelpfeilen eine kolbenartige Verdickung, aber dieses verdickte Ende wird nicht wie sonst aus einem besonderen in den Rohrschaft eingesetzten Holzteil gebildet, sondern besteht einfach in dem verdickten und massiven Wurzelende des Cambayuvarohres.[1] Da das Cambayuvarohr mehr Widerstandskraft besitzt als das Ubarohr und vor allem weniger leicht spaltet, so ist hier nicht die im folgenden näher zu erörternde komplizierte Kerbvorrichtung nötig, wie sie sich bei dem andern Guató-Pfeiltypus mit Ubarohrschaft findet. Es genügt hier vielmehr eine einfach in das Schaftende dicht unterhalb eines der bei dem Cambayuvarohr in viel kürzeren Internodien vorhandenen Knoten eingeschnittene Kerbe, um der Bogensehne ein hinreichend festes Widerlager zu bieten. Zur Befestigung der beiden Pfeilschaftfedern genügt eine einfache Cipóumwick-

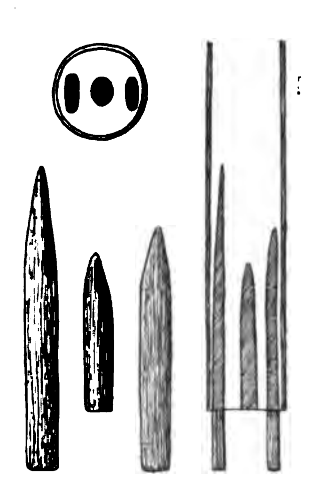


Fig. 51a—51c. Die drei Kerbhölzer beim Guató-Pfeil mit Ubarohrschaft. 2/3 n. G.

[1] Ganz ähnliche Pfeile, aber in viel zierlicheren Formen, finden sich in der v. d. Steinenschen Sammlung von den Bororó am St. Lourenço.

lung, die in einer weitläufigen Spirale von der einen Ansatzstelle der Federn zu der andern hinüberläuft.

Ein ganz anderes Bild wie die eben geschilderte Pfeilart gibt die bei den Guató bei weitem vorherrschende Pfeilart, bei welcher das Ubarohr zum Pfeilschaft verwendet ist, welches durch seine besonderen Eigenschaften ganz besondere Erfordernisse an die Herstellungsweise der Pfeile stellt. Bei der leichten Spaltbarkeit des Ubarohres, namentlich bei so dicken langen Rohrstücken, wie sie für die langen Guató-Pfeile nötig sind, würde eine einfache Einkerbung am unteren Schaftende, wie wir sie bei dem vorher beschriebenen Pfeile hatten, der Gewalt der Sehne des riesigen Guató-Bogens keine genügende Widerstandskraft entgegensetzen können. Wie fast überall bei der Verwendung des Ubarohres zu Pfeilschäften besondere Vorrichtungen am unteren Schaftende des Pfeiles zur Herstellung der nötigen Widerstandskraft angebracht sind, so ist dies auch bei den Guató-Pfeilen der Fall, nur, dass hier eine von allen übrigen bisher aus Südamerika bekannten Pfeilformen abweichende Art der Kerbvorrichtung gewählt wurde.

Die Fig. 51 a—c zeigt, wie drei kleine Holzpflöcke aus hartem Palmholz in das untere Schaftende des Pfeiles eingetrieben werden derart, dass der mittlere Pflock mit mehr oder weniger rundem Querschnitt (vgl. Fig. 51 a) bis zum Ende des Rohres in das weiche Mark des letzteren eingetrieben wird, während die beiden seitlichen Pflöcke von mehr ovalem Querschnitte ein kleines Stück über das Rohrende herausragen und somit als die eigentlichen Kerbhölzer dienen. Hermann Meyer erwähnt in seiner Schrift über die Bogen und Pfeile in Zentral-Brasilien[1] nur diese beiden letzteren Kerbhölzer bei den Guató-Pfeilen, und auch ich selber habe seinerzeit in meinen vorläufigen Mitteilungen über die Guató[2] das dritte, weniger in die Augen fallende, darum aber nicht minder wichtige Kerbholz unbeachtet gelassen.

Die Fig. 51 a zeigt den Querschnitt und Fig. 51 c den Längsschnitt durch das untere Pfeilende mit den drei Kerbhölzern, während Fig. 51 b die drei Kerbhölzer mit der breiten Seite nach vorn wiedergibt.

Damit der Rohrschaft durch die eingetriebenen Hölzer nicht auseinander gesprengt wird, ist an dieser Stelle eine starke Umwicklung nötig, deren Verlauf im einzelnen in den Fig. 52—55 wiedergegeben ist. Im Gegensatze zu dem an erster Stelle beschriebenen Pfeile besteht diese Umwicklung, ebenso wie die ein Stück weiter oberhalb am Schafte zur Befestigung des unteren Federteiles angebrachte Umwicklung, fast

[1] Dr. Hermann Meyer: Bogen und Pfeile in Zentralbrasilien. Ethnographische Studie. Leipzig. S. 50.

[2] In den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft 1902: Die Guató S. 83.

immer aus Baumwolle. Nur bei ganz vereinzelten Exemplaren der Rohdeschen Sammlung, und zwar meistens bei so kleinen Pfeilen, dass sie wohl als Kinderpfeile angesehen werden müssen, findet sich am unteren Schaftende dieselbe Cipóumwicklung wie bei dem in Fig. 50 abgebildeten Cambayuvarohrpfeile (vgl. Fig. 56). Die in Fig. 57 neben der erwähnten Baumwollumwicklung auftretende ringförmige Cipóumwicklung hat einen rein sekundären Charakter und dient hier ebenso wie an schadhaften Stellen anderer Guatópfeile nur dazu, das an der betreffenden Stelle gespaltene Rohr zusammenzuhalten.

Die beiden Federn am Schaftende sind in der erwähnten Baumwollumwicklung, wie die Fig. 54 u. 55 zeigen, derartig befestigt, dass die

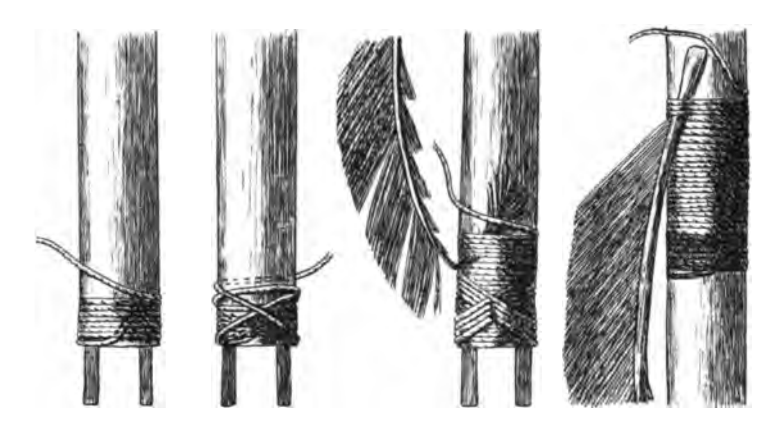


Fig. 52—55. Baumwollumwicklung am unteren Ende des Guató-Pfeiles mit Ubarohrschaft. $^2/_3$ n. G.

obere umgebogene Spitze der Feder (Fig. 54) sowie ihr unteres Kielende (Fig. 55) von der Umwicklung am Rohrschaft festgehalten werden. An den Enden ist die Baumwollumwicklung zur besseren Festigung mit schwarzem Wachs gefestigt.

Die Federn sind nicht, wie z. B. bei den aufgenähten Pfeilfedern im Schingúquellgebiete, durch Halbieren des Federkieles geteilt, sondern es ist nur die eine Fahne der Feder durch Abschneiden entfernt. Hierdurch erklären sich, wenn man bedenkt, dass das Abschneiden in Ermangelung einer geeigneten Schere mit einem Messer geschieht, die als Rest von der abgeschnittenen Fahne übrig gebliebenen Zacken an der Feder aus der Technik selbst.

Je nach der dem verschiedenen Gebrauchszwecke entsprechenden Verschiedenartigkeit der Pfeilspitze, lassen sich sechs verschiedene Typen dieser Pfeilart mit Ubarohrschaft bei den Guató unterscheiden.

Erster Typus. Pfeile mit einfacher Holzspitze.

V. B. 4995. 174 cm lang, Holzteil 38 cm, Fiederung 21,2 cm.
V. B. 4996, 201 » » » 66 » » 21 »

Der einfachste Typus dieser Pfeilart ist derjenige, bei welchem (Fig. 58) ein einfacher, oben und unten zugespitzter Stock in das obere Ende des Rohrschaftes eingefügt ist (vgl. Fig. 65). Soweit der Stock in das Rohr eingetrieben ist, wird das letztere mit einem spiralig weiterlaufenden Cipóstreifen umwickelt, um ein Auseinanderspalten zu verhüten.



Fig. 56 (V. B. 1517) u. 57 (V.B. 4986). Guató-Ubarohrpfeile mit Cipóumwicklung am unteren Schaftende. 1/3 n. G.

Der Pfeiltypus mit einfacher zugespitzter Holzspitze kommt als eigentliche Jagdwaffe bei den Guató kaum in Betracht und wird meistens nur zur Veranstaltung von Schiessübungen verwendet, wo dann als Zielscheibe mit Vorliebe der Stamm eines Bananenbaumes Verwendung findet, da die Pfeile in die weiche Masse des Stammes eindringen, ohne durch den Anprall namhaften Schaden an ihrer Spitze zu erleiden.

Zweiter Typus. Pfeile mit gezackter Holzspitze.

V. B. 4992. 191 cm lang, Holzteil 58 cm, Fiederung 23 cm.
V. B. 4993. 195 » » » 59 »

Ein Pfeiltypus, dem ebenfalls nur wenig wirtschaftliche Bedeutung für die Guató beizumessen ist, ist der in Fig. 59 u. 60 wiedergebene, bei welchem die einfache Holzspitze des vorigen Pfeiltypus mti Zacken versehen ist. Diese Pfeilart, welche zum Schiessen von Fischen verwendet wird, ist äusserst selten. Ich bekam ausser den von mir mitgebrachten Exemplaren nur ein oder zwei weitere Exemplare zu Gesicht.

Dritter Typus. Vogelpfeile mit verdickter Holzspitze, tauatši.

V. B. 4987.	157 cm lang,	Holzteil	22,5 cm,	Fiederung	15,5 cm,
V. B. 4988.	171 »	»	20 »	»	19,3 »
V. B. 4989.	157 »	»	18,5 »	»	22 »
V. B. 4990.	130 »	»	18 »	»	20 „

Ebenso kommt eine nur geringe wirtschaftliche Bedeutung dem dritten Pfeiltypus zu, dem Vogelpfeile mit kolbenartig verdicktem Holz-

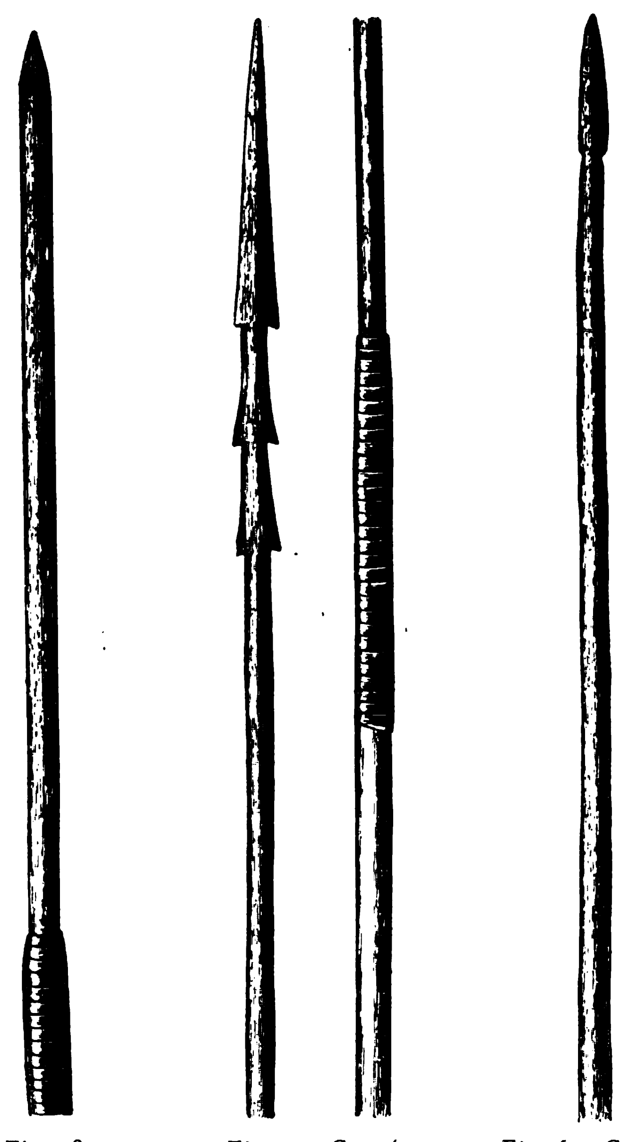


Fig. 58. Guató-Pfeil m. einfacher Holzspitze. $^1/_3$ n. G.

Fig. 59. Guató-Pfeil m. gezackter Holzspitze. Berl. Mus. V. B. 4992. $^1/_3$ n. G.

Fig. 60. Guató-Pfeil m. gezackter Holzspitze. Berl. Mus. V. B. 1508. Slg. Rohde. $^1/_3$ n. G.

teile am oberen Ende (Fig. 61—64), der meistens nur von den Knaben zum Schiessen kleiner Vögel oder zum Herunterschiessen der Früchte von den Bäumen verwendet wurde.[1]

[1] Vgl. Koslowsky S. 21.

Es besteht eine so auffällige Aehnlichkeit zwischen der Form des kolbenartig verdickten Holzteiles des in Fig. 61 wiedergegebenen Pfeiles und der kolbenartigen Verdickung, welche der in Fig. 50 abgebildete Cambayuvarohrpfeil aufweist, dass sich uns notgedrungen eine Beziehung zwischen beiden Formen aufdrängt. Dieselbe Form, welche bei letzterer Pfeilart durch die kolbenartige Verdickung des Rohres am Wurzelende natürlich gegeben war, ist bei dem Pfeile in Fig. 61 künstlich in derselben Weise aus Holz nachgebildet worden. Und somit ist in dem einfachen Cambayuvarohrpfeile mit dem verdickten Wurzelende, wenigstens im gegebenen Falle, der Ausgangspunkt für die Form der Vogelpfeile überhaupt zu suchen.

In der weiteren (in Fig. 62 gegebenen) Form der aufgestellten Entwicklungsreihe (von Fig. 61 bis Fig. 64) von der einfacheren Form zu der mehr differenzierten ist eine ringförmige Verdickung direkt über der Einfügungsstelle des Holzes in das Rohr hinzugekommen, die offenbar den rein praktischen Zweck verfolgt, bei einem starken Anprall des dicken Pfeilendes ein allzuweites Eindringen des Holzteiles in den Rohrschaft und dadurch ein Spalten des letzteren zu verhindern. Schon die Kürze der Cipó-Umwicklung bei diesem Pfeile weist darauf hin, dass bei diesem Pfeile infolge des Ringes eine geringere Anforderung an die Leistungskraft der Umwicklung gestellt ist. Der in Fig. 63 und 64 wiederkehrende Ring dicht unterhalb des Kolbenendes gibt ein schönes Beispiel von den für die Entwicklungsgeschichte der Ornamentik so wichtigen Fällen, bei denen eine ursprünglich einem bestimmten praktischen Zwecke entsprechende Vorrichtung sekundär einen ornamentalen Charakter annimmt und in der weiteren Entwicklung bei nachträglicher Verkennung des ursprünglichen Zweckes als blosses Ornament ihre Lage beliebig verändert.

Der kleine knopfartige Fortsatz am vorderen Ende, der den in Fig. 64 wiedergegebenen Pfeil von den vorigen differenziert, entspricht offenbar dem Zweck, eine schwere Verletzung bei dem getroffenen Vogel hervorzurufen.

Im folgenden kommen wir zu den beiden, in ihrer Eigenschaft als eigentliche Jagdpfeile wirtschaftlich am meisten in den Vordergrund tretenden Pfeiltypen, denjenigen mit Tacoararohrspitze und denjenigen mit Knochenspitze.

Vierter Typus. Pfeile mit Tacoararohrspitze, mandauatší.

V. B. 4980.	196,5	cm	lang,	Holzteil	15	cm,	Rohrspitze	41	cm,	Fiederung	20	cm
V. B. 4981.	155	»	»	»	9,5	»	»	18	»	»	17,5	»
V. B. 4982.	179	»	»	»	18	»	»	27,5	»	»	21	»
V. B. 4983.	180	»	»	»	21	»	»	23	»	»	23,5	»
V. B. 4984.	193	»	»	»	19	»	»	23,5	»	»	20,3	»
V. B. 4985.	172	»	»	»	14,5	»	»	28	»	»	20,5	»
V. B. 4986.	152,5	»	»	»	17,5	»	»	23,5	»	»	21	»

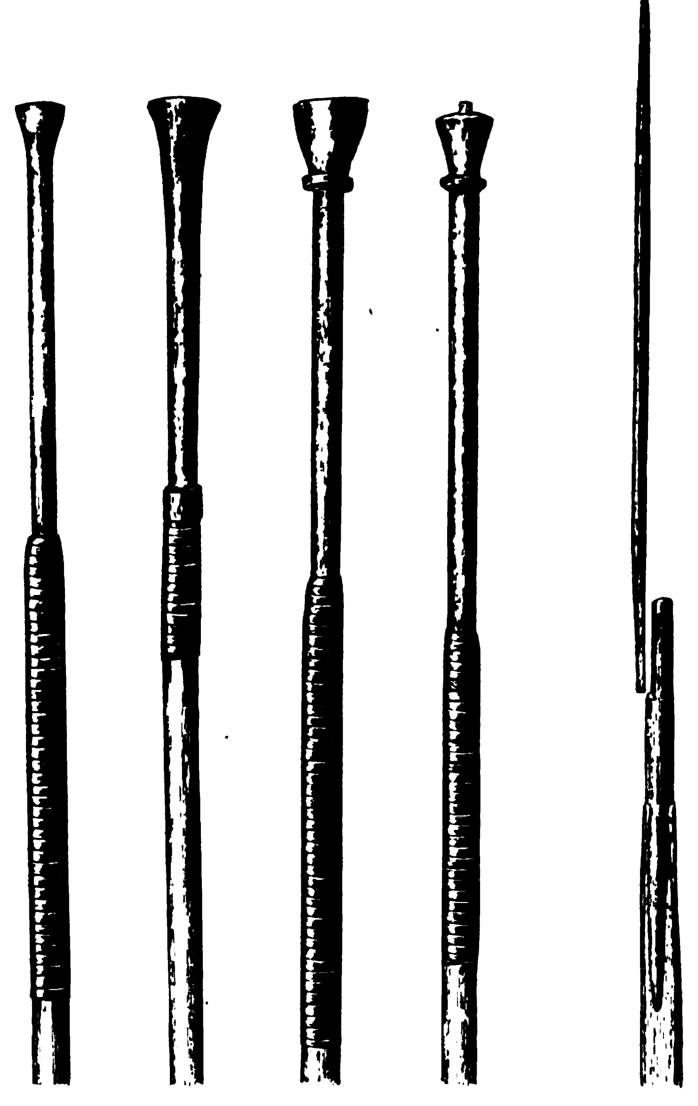


Fig. 61—64.
Vogelpfeile der Guató mit verdickter Holzspitze.
Berl. Mus. V. B. 4989, 4990, 4988 u. 4987.
$^1/_3$ n. G.

Fig. 65. Guató-Pfeil mit Tacoararohrspitze.
Cipóumwicklung und Vorderseite d. Ubarohrschaftes entfernt. $^1/_3$ n. G.

Der Pfeil mit Tacoararohrspitze ist die Jagdwaffe für grössere Tiere, wie Jaguar und Hirsch. Dem wie bei den vorigen Pfeiltypen in den Rohrschaft eingelassenen Holzteil ist hier noch eine Spitze aus Tacoararohr angefügt, wie es am besten Fig. 65 veranschaulicht, wo die beide

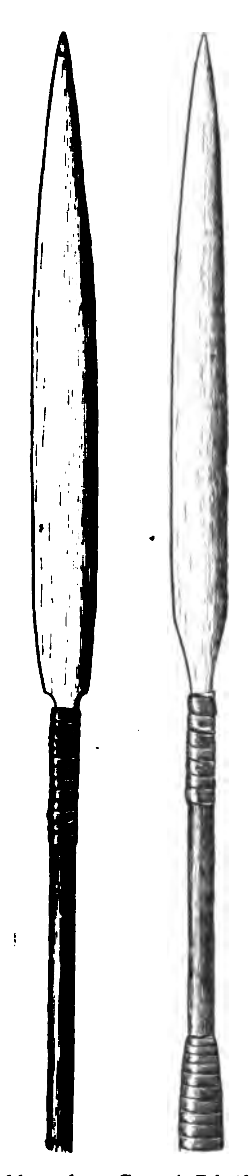


Fig. 66 u. 67. Guató-Pfeile mit Tacoararohrspitze. Oberseite. Berl. Mus. VII E. 6417. V. B. 4985. 1/3 n. G.

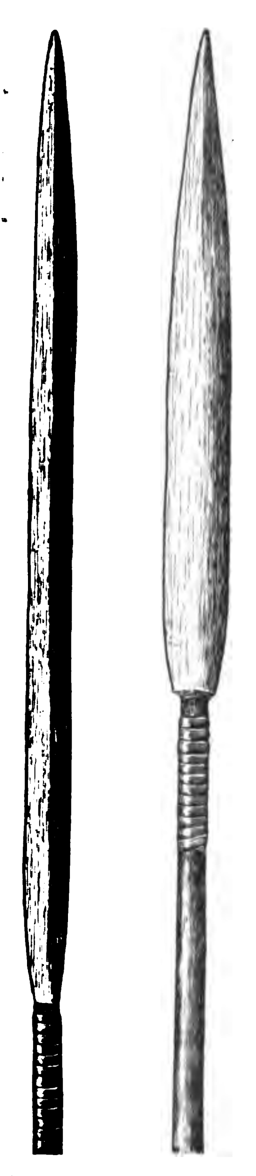


Fig. 68 u. 69. Guató-Pfeile mit Tacoararohrspitze. Unterseite. Berl. Mus. V. B. 4980. VII E. 6417. 1/3 n. G.

Teile vereinigende Cipó - Umwicklung abgenommen ist. Damit die Spitze ein festes Widerlager hat, liegt das untere Ende ihres Stieles dem in der Figur sichtbaren Absatz an dem oberen Ende des Holzteiles auf, und häufig auch liegt ausserdem noch, wie in Fig. 69, ein solcher Absatz am

13*

Tacoararohrstück seinerseits wieder der oberen Basis des Holzteiles auf. Wenn somit durch diese Vorrichtung ein sehr festes Widerlager für die Tacoararohrspitze geschaffen ist, so lässt sie sich anderseits leicht nach oben hin aus ihrer Befestigung herausziehen, was wohl absichtlich so eingerichtet ist, damit der Pfeilschaft sich von der Spitze löst, wenn diese in dem getroffenen Tiere stecken bleibt.

Die Form der Tacoararohrspitze ist eine ziemlich willkürliche, bald ist sie schmaler, bald breiter, bald verjüngt sie sich mehr allmählich zu dem dem Holzteile anliegenden schmalen Stiele, wie in Fig. 67 und 68, bald geht der Uebergang mehr plötzlich durch einen scharfen Einschnitt vor sich, wie in Fig. 66 und 69. Einmal befindet sich an der Unterseite der Tacoararohrspitze ein Absatz, mit welchem dieser, wie oben erwähnt, der Basis des Holzteiles aufliegt (Fig. 69), dann wieder fehlt ein solcher, wie in Fig. 68. Die Länge der Spitze variiert von 18 cm bis zu 41 cm, wobei natürlich ebenso wie im folgenden bei den Pfeilen mit Knochenspitze der Umstand in Betracht zu ziehen ist, dass die Indianer fortwährend, vor wie nach dem Gebrauche, an den Spitzen ihrer Waffen herumschneiden, so dass sie durch dieses beständige neue Zuspitzen natürlich verhältnismässig rasch immer kürzer werden. Von besonderem Interesse ist die vordere Spitze des Tacoararohrstückes, die, wie Fig. 68 und 69 zeigen, derart geformt ist, dass der Querschnitt ein Dreieck gibt, wodurch bekanntlich besonders wirksame Verwundungen erzielt werden.

Fünfter Typus. Pfeile mit Knochenspitze, mandápi.

V. B. 4966.	162,5	cm	lang,	Holzteil	37,5	cm,	Knochenspitze	7,8	cm,	Fiederung	17,2	cm
V. B. 4967.	160	»	»	»	39	»	»	5,4	»	»	17	»
V. B. 4968.	207	»	»	»	56,5	»	»	5	»	»	19	»
V. B. 4969.	182	»	»	»	50	»	»	4,5	»	»	19	»
V. B. 4970.	182	»	»	»	56	»		4,5	»	»	20,8	»
V. B. 4971.	186	»	»	»	53	»	»	3,5	»	»	17,5	»
V. B. 4972.	196,6	»	»	»	56,3	»	»	5,3	»	»	21	»
V. B. 4973.	190	»	»	»	51,5	»	»	7	»	»	20,5	»
V. B. 4974.	183	»	»	»	50,5	»	»	4,5	»	»	22,5	»
V. B. 4975.	164,5	»	»	»	57	»	»	4,3	»	»	19	»
V. B. 4976.	189	»	»	»	56,8	»	»	5,4	»	»	22	»
V. B. 4977.	197	»	»	»	52	»	»	5	»	»	20	»
V. B. 4978.	196	»	»	»	58,5	»	»	5,8	»	»	21	»
V. B. 4979.	207	»	»	»	60	»	»	6	»	»	20,8	»
V. B. 4994.	178	»	»	»	57	»	»	fehlt		»	19	»

Die allerhäufigste Pfeilform ist diejenige, bei welcher dem in den Rohrschaft eingelassenen Holzteil eine Spitze aus zugespitztem Affenknochen oder Krokodilknochen aufgesetzt ist (Fig. 70), wobei

der Knochen mit Fischleim[1] auf das zugespitzte Holzende aufgeklebt wird.

Die Länge der Knochenspitzen variiert, wie die obige Zusammenstellung zeigt, zwischen 3,5 und 7,8 cm, ist aber insofern ohne besondere Bedeutung, als, wie wir schon bei der Tacoararohrspitze erwähnten, durch jedesmaliges neues Zuspitzen vor dem Gebrauche die Spitze bald kürzer wird. (Vgl. die Knochenspitzen auf Fig. 70 u. 71, von denen die letztere schon viel weiter aufgespitzt ist, als die erstere.)

Dieser Pfeiltypus dient zur Jagd auf kleinere Tiere, vor allen auch zum Fischfang.

Sechster Typus.
Harpunenpfeil mit Knochenspitze, matšáabaga.

V. B. 4997. 151 cm lang, unterer Holzteil 7 cm, oberer Holzteil 29,5 cm, Knochenspitze 7 cm, Fiederung 16,5 cm.

V. B. 4998. 183 cm lang, unterer Holzteil 18 cm, oberer Holzteil 32 cm, Knochenspitze 4 cm, Fiederung 20 cm.

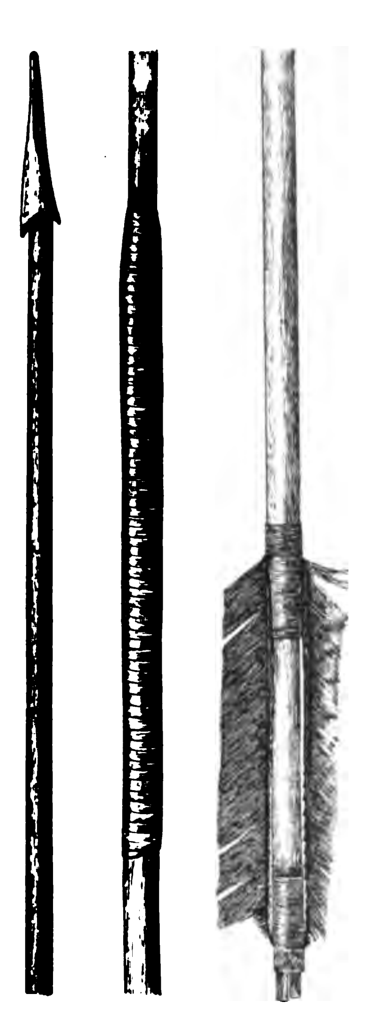


Fig. 70.
Guató-Pfeil mit Knochenspitze.
Im Besitze des Verf.
$^1/_3$ n. G.

Ausser den bisher angeführten Pfeiltypen bleibt noch eine besondere, ausschliesslich zum Fischfang dienende Form zu erwähnen, eine Art von Harpune, welche mit dem Bogen abgeschossen wird. (Vgl. Fig. 71.) Der wie bei den vorigen Pfeiltypen in den Rohrschaft eingefügte Holzteil ist oben mit einer durch Cipóumwicklung gegen Spalten geschützten Pfanne versehen, in welche ein zweiter, mit Zacken und einer Knochenspitze versehener Holzteil lose eingesetzt wird. Dieser letztere obere Holzteil ist mit einer langen Schnur aus Palmfaser mit dem Rohrschaft verbunden, um welchen herum auch der grösste Teil der Schnur aufgewickelt ist.

Der Zweck dieser interessanten und von einem geringen Teile südamerikanischer Stämme her bekannten Vorrichtung ist der, dass, wenn die

[1] Der Fischleim findet ausserdem Verwendung bei Herstellung der oben abgebildeten Viola. Koslowsky bezeichnet S. 20 im Gegensatze hierzu als Bindemittel für die Knochenspitze das Harz vom Jatobábaum.

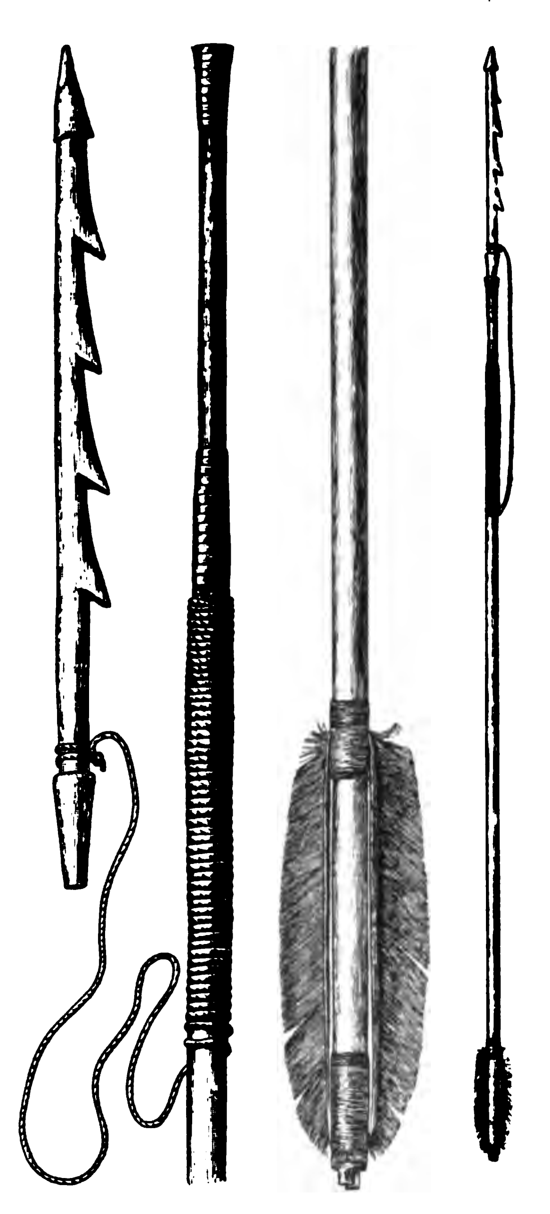


Fig. 71.
Harpunenpfeil der Guató mit Knochenspitze.
V. B. 4998. $^1/_8$ resp. $^1/_{12}$ n. G.

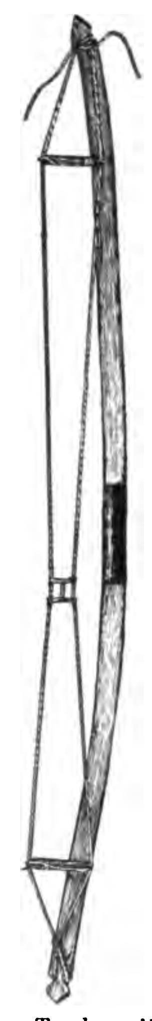


Fig. 72. Tonkugelbogen der Guató. Berl. Mus.
V. B. 4964. $^1/_9$ n. G.

Pfeilspitze in dem getroffenen Fische stecken bleibt, sich das obere Holzstück in der Pfanne vom übrigen Pfeile löst, und während der Fisch mit der Spitze des Pfeiles davonschwimmt, der durch das lange Band mit dem letzteren in Verbindung stehende, an der Oberfläche schwimmende übrige

Teil des Pfeiles den Weg des verwundeten Fisches angibt, so dass sich mit dem an der Oberfläche schwimmenden Teile des Pfeiles zusammen auch leicht die Beute einziehen lässt.

Als weitere Schusswaffe bleibt noch zu behandeln der Tonkugelbogen, madŏgŏpiinu, ein Bogen zum Schiessen mit kleinen Tonkugeln, madogăpino, der, ohne weitere wirtschaftliche Bedeutung zu haben, nur zum Schiessen kleinerer Vögel Verwendung findet. V. B. 4963, 144 cm lang (Fig. 75—78). V. B. 4964, 125 cm lang (Fig. 72 bis 74).

Bei diesem interessanten Instrument lässt sich besonders deutlich erkennen, wie der Gebrauchszweck das einzig bestimmende Moment für die Ausbildung der auffälligen Besonderheiten in seiner Form gewesen ist, und wie sinnreich diese seine Form den durch den Gebrauchszweck gestellten Anforderungen entspricht.

Von dem gewöhnlichen Bogen ist der Tonkugelbogen in allen Einzelheiten verschieden, so vor allem auch im Material und in der Form des Bogenholzes. Als Material dient im Gegensatz zu dem harten Palmholze des gewöhnlichen Bogens ein verhältnismässig weiches, helles Holz. Die Besonderheit der Form des Bogenholzes beruht darauf, dass die auf der Sehne aufliegende Tonkugel beim Abschnellen der Sehne zum Schusse nicht gegen das Bogenholz, sondern daneben vorbeifliegen soll. Um dies zu erzielen, muss dem Bogenholze neben seiner gewöhnlichen, durch die Spannung der Sehne hervorgerufenen Krümmung noch eine Krümmung in der zur Schussrichtung senkrecht stehenden Ebene gegeben werden, derart, dass die Mitte des Bogenholzes (vgl. Fig. 72) seitlich von der Mitte der Bogensehne zu liegen kommt. Entspräche nun das Bogenholz bei dieser Krümmung in zwei verschiedenen Ebenen im übrigen der Form des gewöhnlichen Bogens mit seinem mehr oder weniger runden Querschnitte, so würde bei stärkerer Bogenspannung zwar die Krümmung des Bogens nach der gewöhnlichen Richtung hin verstärkt, die zweite seitliche Krümmung des Bogenholzes aber immer mehr vermindert werden, je stärker der Bogen angespannt würde. Diesem Uebelstande ist durch die in bezug auf den Querschnitt von der gewöhnlichen Bogenform abweichende Form des Tonkugelbogens sinnreich Abhilfe geschaffen. An die Stelle des mehr oder weniger kreisrunden gewöhnlichen Bogenholzes ist beim Tonkugelbogen ein flaches, breites Bogenholz getreten, welches als notwendige Folge seiner Form eine verhältnismässig grosse Elastizität in der Schussrichtung, dagegen eine sehr geringe Elastizität in der hierzu senkrechten Richtung hat.

Nur ein ca. 12 cm langer, etwa in der Mitte des Bogenholzes liegender Teil des Bogenholzes weist im Gegensatze hierzu einen annähernd runden Querschnitt auf, um dadurch eine bessere Handhabe für den Bogen zu bieten.

Um der Bogensehne geeigneten Halt zu geben, sind die beiden spitz zulaufenden Bogenenden ein Stück vor der Spitze tief eingekerbt.

Der Tonkugelbogen, V. B. 4963 (Fig. 75 u. 76) hat eine Reihe kleiner (ornamentaler?) Einkerbungen am Rande des einen Bogenendes.

Die Sehne des Bogens V. B. 4964 besteht aus einer Baumwollschnur, die des Bogens V. B. 4963, wie die gewöhnlichen Sehnen, aus Palmfaserschnur.

Die als Widerlager für die abzuschiessende Tonkugel dienende Vorrichtung an der Sehne des Tonkugelbogens ist in Fig. 78 näher gezeigt. Sie ist an dem mittleren Teile der Bogensehne angebracht, aber, wie

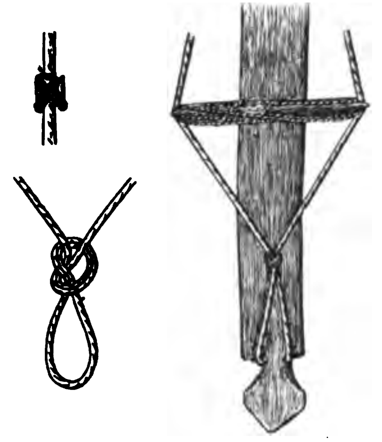


Fig. 73. Unteres Ende des in Fig. 72 abgebildeten Tonkugelbogens. Berl. Mus. V. B. 4964. $^1/_3$ n. G.

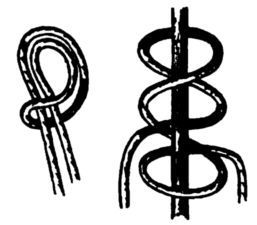


Fig. 74. Verknotung der Doppelsehne am oberen Ende des Tonkugelbogens. V. B. 4964.

Fig. 72 zeigt, nicht gerade der erwähnten Handhabe des Bogenholzes gegenüber, sondern etwas weiter unterhalb, um eine Kollision zwischen Hand und Kugel zu vermeiden.

Die beiden Teile der doppelten Bogensehne, welche durch diese Vorrichtung miteinander verbunden werden, bestehen aus ein und derselben Schnur, die in einer Schlinge um das eine Bogenende, und zwar in Fig. 72 das untere Ende, herumgeschlungen ist. Die Schlinge ist entweder durch Umwicklung einer Baumwollschnur (vgl. Fig. 75 u. 76) oder durch einen einfachen Knoten (vgl. Fig. 73) gebildet. Am andern Ende sind die beiden Enden der Schnur ganz willkürlich (vgl. Fig. 74 u. 77), um die hier am Bogenholze befindliche Einkerbung herumgeknotet. Die sonach an beiden Bogenenden sowie in der Mitte durch die Baumwollvorrichtung miteinander verbundenen beiden Teile der doppelten Bogen-

sehne werden zwischen diesen Verbindungsstellen durch zwei etwa 6—8 cm lange Holzstäbe auseinandergespannt. Die Fig. 73 oben links zeigt, wie die Schnur in den an den Enden dieser Stäbe befindlichen Kerben befestigt ist, gehalten durch eine kreuzweise über die Kerbe hinweglaufende Baumwollumschnürung.

Fig. 76 zeigt die vom gewöhnlichen Pfeilbogen ganz abweichende Methode, nach welcher die Sehne des Tonkugelbogens nach dem Gebrauche abgespannt wird. Dies geschieht nicht, wie sonst, durch ein Verlängern der Sehnenschnur durch Nachlassen der Umknotung an einem

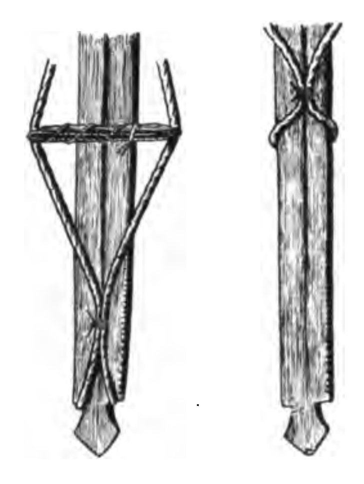


Fig. 75 und 76.
Unteres Ende des Tonkugelbogens.
V. B. 4963.
Fig. 75 gespannt,
Fig. 76 abgespannt.
$^{1}/_{3}$ n. G.

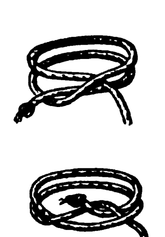


Fig. 77. Verknotung der Doppelsehne am oberen Ende des Tonkugelbogens.
V. B. 4963.

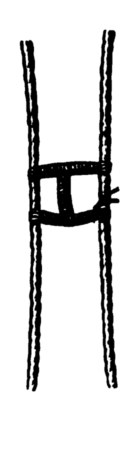


Fig. 78. Widerlager für die Tonkugel beim Tonkugelbogen.
V. B. 4963.
$^{1}/_{2}$ n. G.

Bogenende, sondern einfach dadurch, dass die bei der Spannung, wie Fig. 76 zeigt, in der am Bogenende befindlichen Einkerbung festgehaltene Schlinge über die ganze Breite des Bogenholzes herübergezogen wird.

Die für diesen Bogen bestimmten Tonkugeln (V. B. 4965 mit etwa 2,5 cm Durchmesser) bestehen aus leichtgebranntem Ton.

7. Nahrungsmittel und Speisenzubereitung.

Bestimmend für die wirtschaftlichen Verhältnisse der Guató ist vor allem das Moment, dass die diese Indianer umgebende, an Fauna wie Flora gleich üppige Natur ihnen alles, was sie zum Lebensunterhalt brauchen, gewährt, ohne dass besondere Arbeitsleistungen zu seiner Erlangung nötig wären. Die dichten Wälder sind voller Wild, von welchem

vor allem der grosse Sumpfhirsch, das Kapivara und verschiedene Affenarten als Jagdbeute in Betracht kommen, ebenso kommen verschiedene essbare Vögel leicht zum Schuss. Man trifft häufig ein Senembŭ, jene grosse Eidechse, deren Eier man auch besonders schätzt, oder auch eine Riesenschlange oder eine Schildkröte. Vor allem aber bietet das Hauptelement der Guató, das Wasser, eine reichliche Nahrungsquelle. Krokodile, deren Schwänze vor allem geschätzt werden, finden sich im Ueberfluss, und die Seen und Wasserarme wimmeln von Fischen, unter denen der Piranya und der Pacu die häufigsten sind.

Von vegetabilischer Nahrung kommt hauptsächlich die Banane in Betracht, die gewöhnlich nur in einigen wenigen Exemplaren in der Nähe



Fig. 79 u. 80. Kochtopf aus Ton und Tonschale der Guató.
Berl. Mus. V. B. 4913 u. 4916. 1/8 n. G.

der Wohnhäuser wächst, deren Früchte aber im übrigen von den Bananenpflanzungen hergeholt werden müssen, welche schon von früheren Zeiten her auf den künstlichen Hügeln, den Aterados, wie die Brasilianer sagen, angelegt sind. In der Gegend des Hügels von Caracara sollen mehrere solcher Aterados sein, die zum grossen Teile aus angehäuften Muscheln bestehen, über denen sich eine Humusschicht ausbreitet, die also den übrigen aus Südamerika bekannten Sambaquis im wesentlichen entsprechen dürften. Für die einstigen Erbauer dieser Aterados wurde mir von den Guató der Stammesname Matšubehe angegeben.[1]

Eine weitere vegetabilische Nahrung bilden die mehligen, maisartigen Körner der Wasserpflanze Forno d'agua. Die verschiedensten

[1] Vgl. Koslowsky, S. 13, der angibt, dass noch jetzt die Guató ihre Toten auf diesen Hügeln begraben.

Waldfrüchte, vor allem die Früchte der Akuripalme, sowie die Sibota wachsen in unmittelbarer Nähe der Häuser.

Was die Zubereitung der Speisen anlangt, so ist besonders hervorzuheben, dass nicht die Frau, sondern der Mann die Speisen bereitet. Ich habe dieses stets, an der Gaiba wie an der Uberaba, beobachten können. Ein weiterer Unterschied von andern Indianern Südamerikas ist der, dass das Fleisch von Fischen oder andern Tieren nicht auf einem Bratständer gebraten, sondern in Wasser gekocht wird. Die Brühe gilt als etwas besonders schmackhaftes. Es wurde wohl hin und wieder ein Senembúschwanz oder dergleichen zum Braten in die Asche gesteckt, aber das war die Ausnahme, und niemals sah ich irgendwelche Art Bratständer



Fig. 81. Kochtopf der Guató aus Ton.
Berl. Mus. V. B. 4914. $^{2}/_{9}$ n. G.

über dem Feuer errichtet. Ein besonderes Nationalgericht ist die schmackhaft zubereitete Bananensuppe. Die noch vollständig unreifen Früchte der Banane, die oft von weit hergeholt werden müssen, werden geschält und in kleine Scheiben geschnitten und dann zusammen mit zerkleinerten Stücken Fischfleisch gekocht. Salz oder irgend welches andere Gewürz fehlt natürlich. Eine Suppe von einer grossen, zwar ausgeweideten, aber mit der Haut in kleine Stücke zerschnittenen Riesenschlange war ebenso wie die von zerkleinertem Kapivarafleisch unsäglich fetthaltig, eine Eigenschaft, welche die Guató besonders schätzen.

Der Art dieser mehr oder weniger flüssigen Speisen entspricht die Art des zur Zubereitung und zum Essen erforderlichen Inventars.

Gekocht werden die Speisen in grossen tönernen Kochtöpfen, mik(í)ř, von sehr einfacher Form.

V. B. 4913. Höhe 22,6 cm, oberer Durchm. 35,5 cm (Fig. 79).
V. B. 4914. » 18,2 cm, » » 28,0 cm (Fig. 81).
V. B. 4912. » 15,7 cm, » » 24,0 cm (Fig. 82).

Die Form dieser Kochtöpfe ist eine nach unten so spitz zugehende, dass, wie schon aus den Photographien ersichtlich, nur der eine, der kleinste, ohne Stütze aufrecht stehen kann. Diese Eigenart der Form erklärt sich aus der Art der Verwendung. Die Kochtöpfe werden nicht, wie es z. B. bei den Indianern im Schingú-Quellgebiet der Brauch war, auf zwei oder drei um die Feuerstelle herumgelegte Steine gestellt, sondern mit dem unteren, spitzen Teile zwischen die glimmenden Enden dreier strahlenförmig zusammengelegten dicken Baumäste geklemmt. Zur



Fig. 82. Tontopf der Guató mit Deckelschale.
Berl. Mus. V. B. 4912 u. 4915. 1/4 n. G.

lebhafteren Entfachung des Feuers werden dann noch kleinere Holzscheite der Feuerstelle hinzugefügt. Der obere Rand des Topfes ist entweder schlicht, wie in Fig. 79, oder aber er bildet einen einfachen erhabenen Ring wie in Fig. 81, oder endlich dieser erhabene Ring ist wie in Fig. 82, dem einzigen Exemplar, bei welchem ich eine derartige Ornamentierung vorfand, mit dicht nebeneinander liegenden Eindrücken der Fingernägel versehen.

Als Deckel für diese Kochtöpfe dienen flache Tonschalen, múša (Fig. 82), welche zugleich auch als Essschüsseln benutzt werden.

V. B. 4915. Höhe 6,8 cm, Durchm. 26,0 cm (Fig. 82 oben).
V. B. 4916. » 12,6 cm, » 39,3 cm (Fig. 80).

Das Material der Kochtöpfe wie der Tonschalen ist ein grauschwarzer, sehr roh gebrannter Ton.

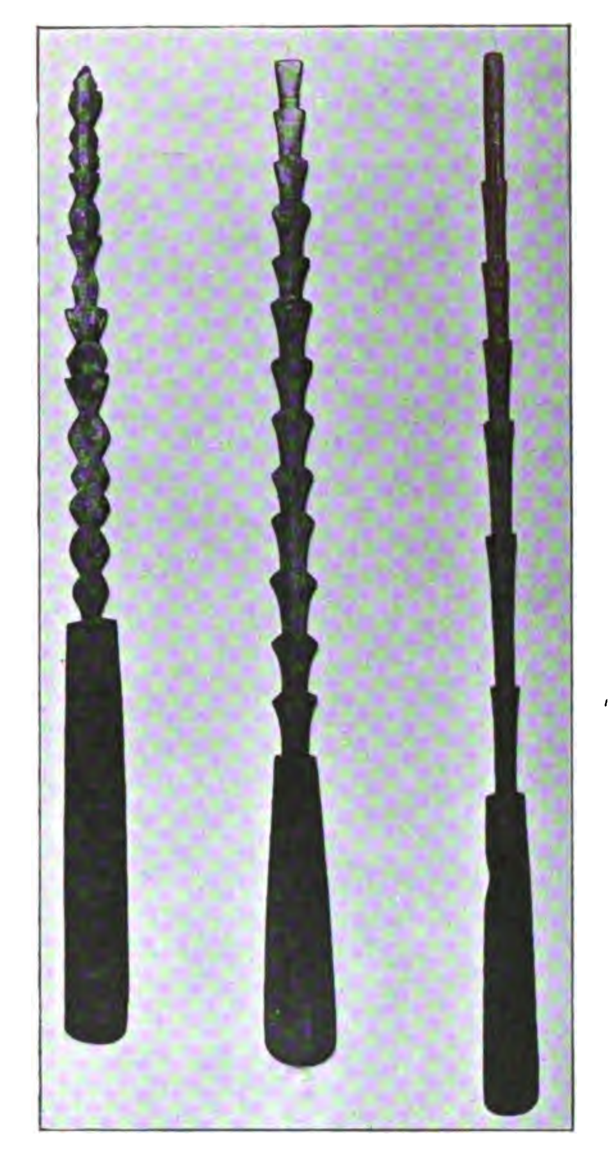


Fig. 83—85. Suppenspatel der Guató.
Berl. Mus. V. B. 1467, 4926 u. 4927.
$^1/_7$ n. G.

Während des Kochens wird das Gericht von Zeit zu Zeit mit einem grossen hölzernen Suppenspatel, mákuada, umgerührt.

V. B. 4926. 95 cm lang. Fig. 84.
V. B. 4927. 100 cm lang. Fig. 85.
V. B. 1467 aus der Samml. Rohde. Fig. 83.

Diese langen Suppenspatel sind neben den grossen Holzlöffeln die einzigen Gebrauchsgegenstände, welche fast regelmässig ein charakteristisches, aus Einkerbungen bestehendes Ornament am Stiel aufweisen.

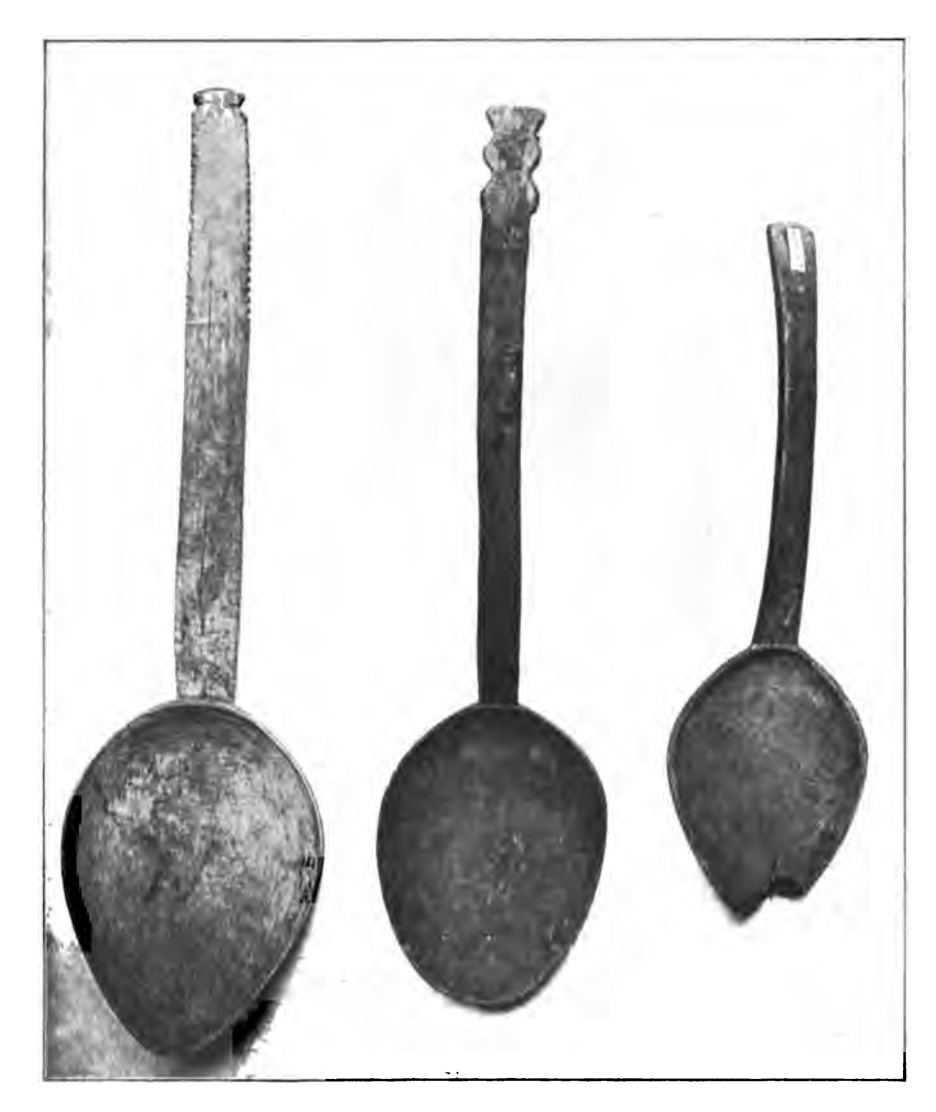


Fig. 86—88. Hölzerne Esslöffel der Guató.
Berl. Mus. V. B. 4920, 4921 u. 4919. $^2/_9$ n. G.

Die Mahlzeit geht in ganz bestimmter Weise vor sich. Die Männer stehen um den grossen Kochtopf herum, aus dem sie von Zeit zu Zeit ihre grossen Holzlöffel füllen. Diese Holzlöffel, mágua(a)dá, welche Teller und Löffel zugleich sind, haben, wie schon erwähnt, am Stiel ein änliches Ornament wie die Suppenspatel.

V. B. 4920 58,0 cm lang. Fig. 86.
V. B. 4921. 53,5 cm lang. Fig. 87.
V. B. 4919. 41,5 cm lang. Fig. 88.
V. B. 4922. 39,0 cm lang.

Die Frauen sitzen während der Mahlzeit um einen andern Topf oder um eine der Tonschalen herum, welche von dem Zubereiter der Speise gefüllt wird. Sie essen nicht wie die Männer mit dem grossen Holzlöffel sondern mit einer Muschelschale, maguá(a).

V. B. 4928. 14 cm lang.



Fig. 89 u. 90. Tonkrüge der Guató.
Berl. Mus. V. B. 4910 u. 4911. 1/7 n. G.

Als Trinkwasserbehälter dienen grosse Tonkrüge, matũ, aus rötlichem porösen Ton, in denen sich das Trinkwasser infolge von Verdunstung sehr erheblich abkühlt.

V. B. 4910. 31,2 cm hoch. Fig. 89.
V. B. 4907.
V. B. 4908. 11,8 cm hoch.
V. B. 4911. Fig. 90.
V. B. 4909. 14,3 cm hoch. Fig. 91.

Nur in einem Falle, Fig. 91, traf ich eine aus vier kleinen Ansätzen bestehende Ornamentierung dieser Tonkrüge an.

Diese Tonkrüge waren meistens mit einer grösseren Kürbisschale (vgl. Fig. 89) zugedeckt. In dem Deckel liegt dann wiederum eine kleinere

Kürbisschale, matuyéko (V. B. 4958), die sich im Gegensatz zur grösseren in die Oeffnung des Tonkruges hineinführen lässt, um als Trinkgefäss zu dienen. Manchmal wurde ein solches Trinkgefäss auch durch eine alte, am oberen Rande zurechtgeschnittene Blechdose ersetzt, und einmal fand ich eine kleine, nach europäischem Muster aus Ton hergestellte Tasse vor. (V. B. 4917, Fig. 93, V. B. 1462, Fig. 92, Samml. Rohde.)

Ueber das eigentliche Nationalgetränk der Guató, den aus dem gegorenen Saft der Akuripalme bestehenden »Tschitscha«, sind oben eingehende Schilderungen gegeben.



Fig. 91. Tonkrug der Guató. Berl. Mus. V. B. 4909. 2/7 n. G.

Der Vollständigkeit halber bleiben an dieser Stelle noch folgende Gerätschaften zu erwähnen:

1. Der Feuerbohrer, mápir. (V. B. 5010a, b. V. B. 5011a, b. = Fig. 95. V. B. 5012a, b. = Fig. 94.)

Schon in einer früheren Abhandlung[1] habe ich bei einer Besprechung der verschiedenen Typen südamerikanischer Feuerbohrer auch der Feuerbohrer der Guató Erwähnung getan und ausgeführt,[2] dass die bei den Guató übliche Form (vgl. Fig. 94) mit einer seitlichen Einkerbung des Quirlloches, wie in Afrika und Nordamerika, so auch in Südamerika als die vorherrschende anzusehen ist. Das Feuer wird bekanntlich mit dem Feuerbohrer dadurch erzielt, dass ein senkrecht gehaltener Stock, die Spindel,[3] in einer Vertiefung eines zweiten, wagerecht liegenden Stockes, des Herdes, mit den Handflächen heftig hin und her gequirlt wird, wobei zugleich ein so starker Druck nach unten ausgeübt werden muss, dass durch die Reibung einerseits eine hinreichende Menge Holzmehl und anderseits eine hinreichende Wärme erzeugt wird, um das Mehl zum Glimmen zu bringen.

Ein wichtiges Erfordernis ist die bei allen südamerikanischen Feuerhölzern in der einen oder andern Weise vorhandene seitliche Oeffnung des

[1] Vgl. meine Abhandlung in der Zeitschrift für Ethnologie. 1903. Heft 1, S. 76 ff.

[2] Siehe ebenda, S. 79.

[3] Die Namen Spindel und Herd für die beiden Hölzer sind nach Hough übernommen, der in zwei Schriften eingehend die verschiedenen Feuerbohrmethoden behandelt hat. Vgl. Walter Hough: »Fire-making apparatus in the U. S. National Museum. Annual Report of the Smithsonian Institution«. Washington 1890, p. 530 ff. Derselbe: »The methods of fire-making. Report of the National Museum«. p. 395—409. Washington 1892.



Fig. 92 u. 93. Tontassen der Guató. V. B. 1462 u. 4917. $^{1}/_{3}$ n. G.

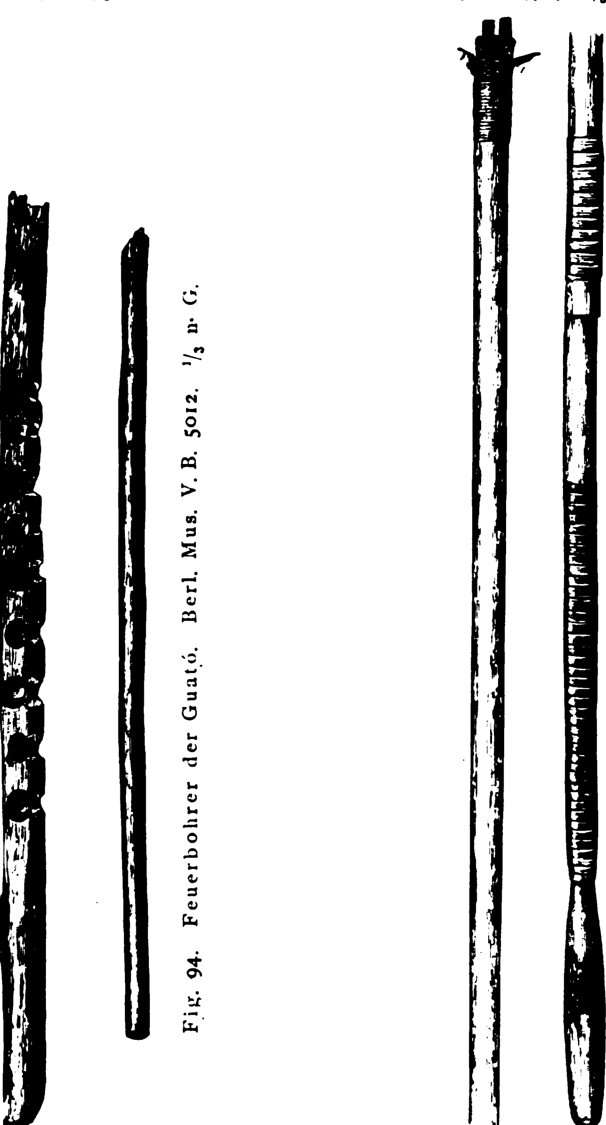


Fig. 94. Feuerbohrer der Guató. Berl. Mus. V. B. 5012. $^{1}/_{3}$ n. G.

Fig. 95. Feuerbohrer in einem alten Pfeilschaft. Guató. V. B. 5011. $^{1}/_{3}$ n. G.

Quirlloches, durch welche zweierlei bewirkt wird. Einmal bleibt infolge derselben das bei der Reibung erzeugte und durch die Oeffnung hervorquellende Holzmehl in einem geschlossenen Haufen zusammen, und sodann steht dieser Haufen Holzmehl direkt mit der durch das Quirlen am meisten erhitzten Stelle, den Reibflächen, in Verbindung. Bei den Guató-Feuerhölzern ist diese seitliche Oeffnung (vgl. Fig. 94) durch eine scharf markierte seitliche Einkerbung des Herdes am Quirlloche erzielt. Sowohl Spindel wie Herd bestehen aus dem gleichen ziemlich weichen Holze.

Die Fig. 95 zeigt, wie die Spindel des Feuerbohrers in den Fällen, wo sie zur bequemen Handhabung zu kurz ist, in einen alten Pfeilschaft eingefügt wird.

2. Klopfstein, mátaha.

(V. B. 4937, Fig. 96.)

Als einziges Steingerät sind bei den Guató Steine zum Zerschlagen der Palmkerne, vor allem der Akuripalmkerne, im Gebrauch. Der Name Gerät passt für diese rohen Steine, von denen einer als Unterlage, ein anderer (Fig. 96) zum Zerschlagen dient, nur in sofern, als die an sich unbearbeiteten Steine durch den Gebrauch eine immer tiefere Aushöhlung an der Schlagfläche bekommen, durch welche das Fortspringen der zu zerschlagenden Palmkerne verhindert wird und somit der Stein sich, je länger er im Gebrauche ist, immer mehr seinem Gebrauchszwecke anpasst. Wichtig ist, dass sich infolge dieses ganz bestimmten Gebrauches sowohl der als Unterlage dienende Stein, wie auch der eigentliche Klopfstein in derselben Weise aushöhlen. Wo der Klopfstein an zwei oder mehreren Seiten geeignete Schlagflächen darbietet, bilden sich naturgemäss an mehreren Seiten die angeführten Höhlungen aus. Bei den Wohnungen sowohl wie an andern Stellen häufigen Verkehrs finden sich gewöhnlich diese mit den durch den Gebrauch entstandenen Aushöhlungen versehenen Steine in grösserer Menge unter den Palmen an.



Fig. 96.
Klopfstein für Palmkerne.
Guató. V. B. 4937. 1/2 n. G.

3. Holzschale, múšaadá.

(V. B. 4918. 31 cm Durchm., 6,6 cm hoch. Fig. 97.)

Diese mit vier Fortsätzen am oberen Rande versehene Schale hat ihren Namen nach den flachen, oben erwähnten Tonschalen (múša) er-

halten (vgl. No. 91 des Vokabulars) und wurde dazu verwendet, das Fleisch der erlegten Fische vor dem Kochen darin abzuwaschen.

4. Keulenstock, maragueu.[1]

Ein etwa 0,50 m langer Keulenstock aus hartem Holz wurde von den Guató stets im Kanu mitgeführt, um die von dem Pfeil durchbohrten



Fig. 97.
Holzschale. Guató V. B. 4918.
$^1/_7$ n. G.



Fig. 98.
Schale aus Krokodilbrustpanzer.
Guató. V. B. 4950. $^1/_7$ n. G.

Fische durch einen Schlag auf den Kopf zu töten, damit sie beim Herunterziehen vom Pfeilschaft durch ihr Zappeln diesen nicht abbrechen.

5. Schalen aus Krokodilbrustpanzer, mibǟko.

(V. B. 4950—4952, ca. 50 cm lang, ca. 33 cm breit. Fig. 98.)

Sie dienen dazu, den zur Topfbereitung verwendeten Ton vom Flussufer herzuholen. Die Schalen der Sammlung lassen noch mehrfach Reste solchen Tons im Innern erkennen.

8. Flechterei und Weberei.

Allgemeines.

Dieselbe Einfachheit und Ursprünglichkeit, wie wir sie bei den übrigen Gebrauchsgegenständen der Guató kennen lernten, kehrt auch an ihren

[1] Französische Schreibweise nach Castelnau.

14*

Geflechten und den noch im ersten Stadium der Entwicklung befindlichen Geweben wieder. Schon in meiner früheren Arbeit: »Ableitung südamerikanischer Geflechtmuster aus der Technik des Flechtens«[1] habe ich mehrfach Gelegenheit genommen, auf die Guatógeflechte einzugehen, deren näheres Studium mir den ersten Antrieb zu jener vorläufigen Arbeit gegeben hat.

Während aber dort nur die für die Entwicklung der Ornamentik vor allem in Betracht kommende Art von Geflechten, jene, die ihren Ursprung aus der Verflechtung des Palmblattes als Ganzem herleitet, und die ich daher einfach als Palmblattflechterei bezeichnen möchte, den Gegenstand der Erörterung bildete, handelt es sich bei der gegenwärtigen Behandlung der Guatógeflechte ebensowohl um die von mir damals als zweite Hauptart südamerikanischer Geflechte aufgeführten Geflechte, bei welchen eine Anzahl von in parallele Lage zueinander gebrachten Binsen, Blattrippen, Gras- und Palmfaserbüscheln oder Baumwollfäden durch Herumschlingen eines doppelten Fadens verknüpft werden. Wir werden später sehen, wie diese Art der Flechterei unmittelbar auf die Weberei hingeführt hat.

I. Geflechte der ersten Hauptart südamerikanischer Geflechte aus Akuripalmblatt.

Unter der ersten Hauptart der südamerikanischen Geflechte habe ich am angegebenen Orte (S. 492) diejenigen Geflechte zusammengefasst, bei welchen das Geflecht dadurch zustande kommt, dass zwei senkrecht zueinander stehende Gruppen von Geflechtsstreifen derartig miteinander verflochten werden, dass die Streifen der einen Gruppe jedesmal eine gewisse Anzahl von Streifen der andern Gruppe überspringen bzw. von ihnen übersprungen werden, und zwar so, dass immer die in gleicher Richtung verlaufenden Geflechtsmaschen stufenförmig nebeneinander bzw. übereinander liegen.

Wie ich ferner klarzulegen gesucht habe (S. 498), führt die Tatsache, dass die hier in Frage stehende Geflechtsart sich aus einer Verflechtung des Palmblattes als Ganzem entwickelt hat, unmittelbar zu einer weiteren durchgreifenden Zweiteilung der Geflechte dieser Hauptart, je nachdem das gefiederte Palmblatt oder das Fächerblatt ihren Ausgangspunkt bilden; eine Zweiteilung, die sich sowohl in der ganzen Anlage des Geflechts, wie auch vor allem in dem Wesen der Musterung und der damit in Verbindung stehenden Flechtornamentik geltend macht.

In dem Guatógebiete kommt die Hauptvertreterin der zu Geflechten verwendeten Fächerpalme, die Buritipalme nicht vor, es werden vielmehr

[1] Zeitschrift für Ethnologie 1904. Heft 3 und 4, S. 490—512.

nur die grossen gefiederten Blätter der Akuripalme zu Geflechten verwendet, so dass wir es hier nur mit der einen Unterart der Palmblattgeflechte, den Fiederblattgeflechten, zu tun haben, die nicht zu den mannigfaltigen Formen der Ornamentik der Fächerblattgeflechte hinführen konnte, bei der vielmehr die einzig mögliche Ornamentik in dem Wechsel der in wagerechter Richtung verlaufenden Streifung des Musters in eine in senkrechter Richtung verlaufende besteht.

Später bei der Behandlung der Ornamentik der Indianer im Schingúquellgebiet werde ich noch näher auf den grossen Einfluss zurückkommen, den dort die aus der Technik der Fächerblattflechterei entstandene Geflechtsornamentik auf die Ornamentik überhaupt, vor allem auch auf die Malerei ausgeübt hat. Hier kommt es mir nur darauf an, dieser dort auf der Fächerblattflechterei beruhenden Mannigfaltigkeit der Ornamentik das Fehlen einer ähnlich ausgebildeten Ornamentik bei den Guató mit ihrer Fiederblattflechterei gegenüberzustellen.

Je nach der Art des Gebrauchszweckes wird das grosse Fiederblatt der Akuripalme verschieden verarbeitet, aber immer in der Art, dass der betreffende Gegenstand aus einem Blattstück als Ganzem hergestellt wird, indem die miteinander verflochtenen Fiedern noch an der Blattrippe festsitzen und diese Blattrippe häufig ganz besondere Funktionen zu erfüllen hat.[1]

Wie das grosse Blatt der Akuripalme auch im unbearbeiteten Zustande einmal bei der Herstellung des Nachtlagers, ferner zum Anfachen des Feuers und drittens als Unterlage oder Umhüllung für verschiedene Gebrauchsgegenstände Verwendung findet, so wird es in einer diesen seinen Bestimmungen entsprechenden Weise dreifach verarbeitet, erstens zur Schlafmatte, zweitens zum Feuerfächer und drittens zum Korbe.

Wie wir am besten an der Abbildung des Feuerfächers in Fig. 106 sehen können, gehen die Fiedern des Akuripalmblattes nicht in gleichmässigen Abständen von der Blattrippe aus; es folgt vielmehr auf je zwei, manchmal auch drei zusammenstehende Ansatzstellen von Blattfiedern ein Zwischenraum, der an Grösse ungefähr demselben Raum entspricht, den je eine Gruppe dieser Ansatzstellen einnimmt. Wir können somit durch Verflechtung der Fiedern nur eines Blattes niemals ein lückenloses, gleichmässiges Geflecht erhalten, wie auch die aus nur einem Blatte geflochtene dreieckige Korbform, wohl das primitivste Erzeugnis dieser Art Flechtkunst, welches wir überhaupt haben, zeigt.

[1] Die einzige Ausnahme von dieser Regel bildet der kleine, in Fig. 114 abgebildete Korb, der einen ganz aus der Reihe fallenden Ausgangspunkt der Flechtung hat und aufs engste mit der Flechtart der sicherlich unter fremden Einflüssen entstandenen Strohhüte (vgl. Fig. 113) in Verbindung steht.

Um diesem Uebelstande abzuhelfen und ein dichtes Geflecht zu erzielen, sehen wir daher überall zu den vollkommeneren Flechtwerken zwei oder mehr Blattstücke verwendet, die derartig hintereinander gelegt sind, dass ihre Lücken nach Möglichkeit ausgeglichen werden.

Das Wesen der Fiederblattflechtung, wie der Palmblattflechtung überhaupt beruht darin, dass man zwei in den einfacheren Geflechten schon durch die beiden Blattseiten gegebene, numerisch gleiche Gruppen von Blattfiedern in senkrechter Lage zueinander derartig verflicht, dass die Fiedern der einen Gruppe immer eine gleich grosse Anzahl von Fiedern der andern Gruppe überspringen.

So kommt z. B. das Geflecht der grossen Schlafmatte in Fig. 105 dadurch zustande, dass zunächst an der Rippe entlang die (in der Figur) auf der Rückseite der Blattrippe entspringenden Blattfiedern in der Richtung von oben rechts nach unten links jedesmal über drei Fiedern der auf der oberen Seite der Rippe entspringenden, in der Richtung von oben links nach unten rechts verlaufenden Fiederreihe hinübergelegt werden und dann in der zweiten Maschenreihe umgekehrt jede Fieder der auf der Vorderseite entspringenden Fiedergruppe über je drei Fiedern der andern Gruppe hinwegläuft.

Wie im späteren näher ausgeführt werden wird, können als Zahlen der jedesmal übersprungenen Maschen auch 2 und 1 auftreten. Aber schon ein Blick auf die verschiedenen Geflechte zeigt, dass die an und für sich am nächsten liegende Art der Flechtung (Fig. 99), wo immer nur eine Fieder der einen Gruppe von den Fiedern der andern Gruppe übersprungen wird, niemals zu einem so festen, lückenlosen Geflecht führen kann wie bei zwei- und dreimaschiger Flechtung, so dass sich schon aus rein praktischen Gründen die zwei- und dreimaschige Flechtweise bei den Palmblattgeflechten als die vorherrschende herausbilden musste.

Schon im vorhergehenden haben wir hervorgehoben, dass bei der Fiederblattflechtung zunächst eine Reihe von in derselben Richtung verlaufenden Geflechtsmaschen an der Blattrippe entlang läuft (vgl. Fig. 105), auf welche dann eine Reihe von Geflechtsmaschen, die in einer zu den vorigen senkrecht stehenden Richtung verlaufen, folgt und so fort. Es entsteht also hierdurch, da die in verschiedenen Richtungen verlaufenden Maschen das Licht verschieden reflektieren, ohne weiteres eine durch die reihenweise in verschiedener Richtung verlaufenden Maschen hervor gerufene Streifung im Muster, welche für die Ornamentik der Palmblattflechterei wie für den grössten Teil der südamerikanischen Ornamentik überhaupt von so bestimmendem Einfluss ist.

Auch die Stufenform, in welcher sich wie bei einem geflochtenen Zopf jedesmal die beiden Reihen der jeweilig in gleicher Richtung verlaufenden Maschen gegeneinander abgrenzen, geht notgedrungen aus der Fiederblattflechtung als solcher hervor; denn bei der im Obigen näher geschilderten Verflechtung der einzelnen Blattfiedern der Reihe nach an der Blattrippe entlang muss notgedrungen bei einer dreimaschigen Flechtweise (wie z. B. auf Fig. 105) ein Geflecht entstehen, bei dem

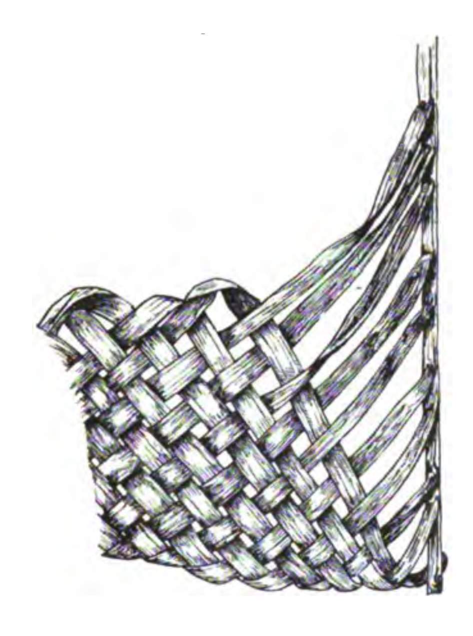


Fig. 99.
Einmaschiges Geflecht eines Guató-Korbes.

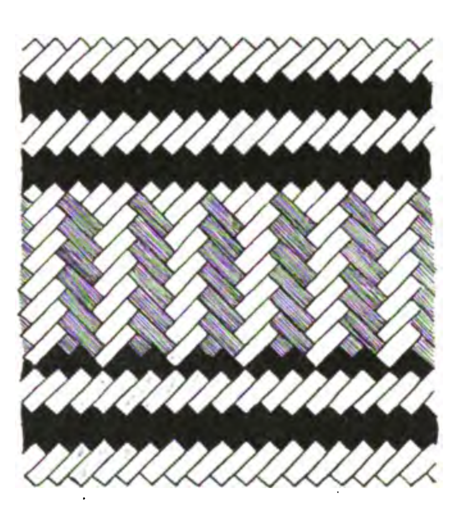


Fig. 100.
Uebergang der horizontalen Musterstreifung in die vertikale und umgekehrt bei den Fiederblattgeflechten.

bei fortlaufender Nummerierung der Blattfiedern die Fieder 1a die Fiedern 1b 2b, 3b, die Fieder 2a die Fiedern 2b, 3b, 4b, die Fieder 3a die Fiedern 3b, 4b, 5b und so fort überspringt, wodurch die Stufenform entsteht.

Für die Ornamentik ist es wichtig, hervorzuheben, dass die durch die reihenweise in gleicher Richtung verlaufenden Geflechtsmaschen hervorgerufene Streifung, welche das Geflechtsmuster bei den Palmblattgeflechten ausmacht, nicht in der Richtung der einzelnen Geflechtsstreifen verläuft, sondern in einem Winkel von 45° zu der-

selben, bei dem auf Fig. 105 gegebenen Beispiel, bei welchem die Geflechtsstreifen diagonal verlaufen, also in horizontaler oder vertikaler Richtung.

Nach dem vorigen ist es gegeben, dass diese Streifung des Musters zunächst parallel zur Blattrippe verläuft. Dies ist denn auch der Regel nach bei allen Akuripalmblattgeflechten der Guató der Fall. Nur bei der

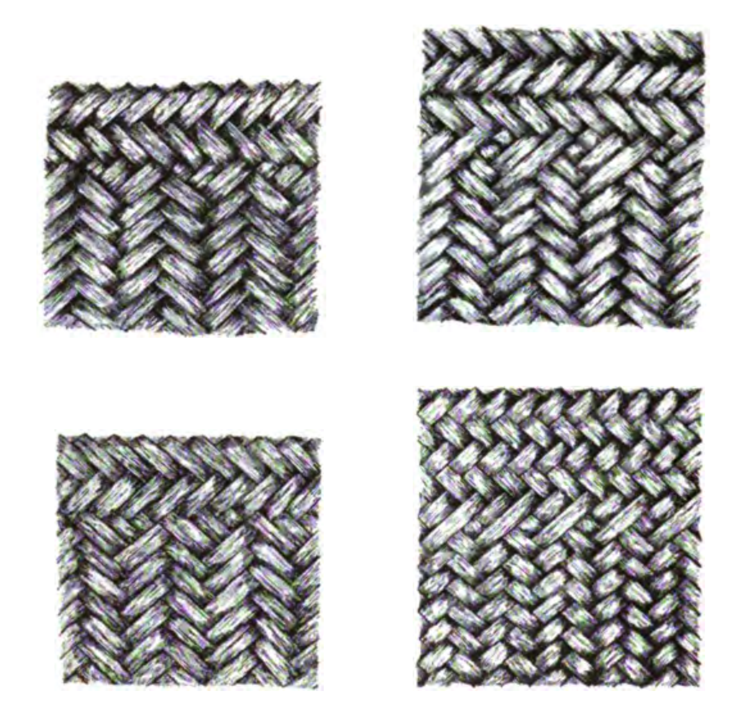


Fig. 101—104. Unregelmässigkeit im Geflecht beim Uebergang der horizontalen Musterstreifung in die vertikale. Fig. 101—103 dreimaschig, 104 zweimaschig.

Korbform mit der Blattrippe am oberen Rande (vgl. S. 224 f.) kommen auch solche Exemplare vor, bei denen das Geflecht gleich mit einer zur Rippe senkrecht stehenden Streifung beginnt (vgl. Fig. 111). Mit Rücksicht auf die hässliche Unregelmässigkeit des Geflechts, welche sich infolge dieser Flechtweise an der an der Rippe entlang befindlichen Ausgangsstelle einstellt, müssen wir sie aber als eine blosse Anomalie von dem eigentlichen Geflechtstypus ansehen.

Wie bei der Beschreibung der einzelnen Geflechtsformen im einzelnen näher ausgeführt werden wird, bleibt entweder diese Streifung des Musters

parallel der Rippe bestehen bis zum Ausgangspunkt des Geflechts, oder aber es finden, wie bei der Schlafmatte in Fig. 105, Uebergänge von der der Blattrippe parallel verlaufenden Streifung in eine zu dieser Richtung senkrechte Streifung statt und umgekehrt (vgl. Fig. 100). Vermittelt wird ein solcher Uebergang der Streifung durch eine Unregelmässigkeit im Geflecht, bei welcher z. B. bei dem dreimaschigen Geflecht als Zahlen der jeweilig übersprungenen Geflechtsstreifen die Zahlen 1, 2 und 5 neben der regelmässigen 3 auftreten (vgl. Fig. 101—104). Aber schon hier bei den Fiederblattgeflechten ist zu ersehen, dass dieser Uebergang im Muster ebenso wie bei den Fächerblattgeflechten nicht durch Abzählen und Verändern der einzelnen Maschen willkürlich hervorgerufen ist, sondern aus der Flechtweise heraus entsteht. Wie man bei Beginn der Matte in Fig. 105 gleichmässig an der Rippe entlang die Streifen 3 auf, 3 nieder miteinander verflocht, so lässt man im weiteren Verlauf, um rechts und links einen geraden Geflechtsrand zu bekommen, das Geflecht vom Seitenrande aus gleichmässig fortgehen. Dadurch, dass wir, wie vorher von der Rippe aus, so jetzt vom Rande aus immer mit 3 auf resp. 3 nieder beginnen, entsteht der Uebergang aus der wagerechten Streifung des Musters in die hierzu senkrechte Streifung, entsteht an der Uebergangsstelle das Auftreten der Zahlen 1, 2 und 5 als Zahlen der übersprungenen Geflechtsstreifen. Um dann am unteren Rande der Matte einen Abschluss von derselben Gleichmässigkeit zu erhalten, wie sie sich am Ausgangspunkt an der Blattrippe findet, muss das Geflechtmuster vor dem unteren Rande wieder in die wagerecht verlaufende Richtung des die Matte unten abschliessenden Zopfgeflechts übergehen. Der Uebergang geschieht in derselben Weise wie vorher.

Ganz dem vorigen entsprechend, haben wir bei dem Feuerfächer in Fig. 106 bei dem bei der Flechtung zunächst entstandenen Geflechtsteile die der Blattrippe parallel verlaufende wagerechte Streifung, während die sekundär aus den freien Fiederenden an diesen ersten Geflechtsteil angeflochtenen Seitenteile des Fächers eine dem Seitenrande parallele Streifung aufweisen. Ueber das gleiche Prinzip bei den Fächerblattgeflechten, bei denen ebenfalls die Streifung des Musters in der Regel durch die Richtung des Geflechtsrandes bedingt ist, siehe unten.

Bei den Akuriblattgeflechten findet sich ausser der eben geschilderten Art der Verflechtung der Fiedern miteinander noch eine weitere, die zur Befestigung der freibleibenden Fiederenden dient. Diese werden nämlich, zu drei Bündeln vereinigt, nach Art eines Zopfes miteinander verflochten. Alle typischen Akuriblattgeflechte der Guató, Schlafmatten, Feuerfächer wie Körbe, laufen in derartige, am Ende durch einen Knoten gefestigte Zöpfe aus. Bei den Henkelkörben ist eine Anzahl der Blattfiedern von vornherein zu einem

solchen Zopfe vereinigt, um so den Henkel herzustellen. (Vgl. Fig. 110 u. 112.)

1. Schlafmatten aus Akuripalmblatt (Fig. 105), mádaakútši.

Katalog No. V. B. 4889. Grösse 1,75 m × 0,74 m,
» V. B. 4890. » ca. 1,76 m × 0,62 m,
» V. B. 4891. » 1,38 m × 0,60 m.
(V. B. 1448, 1449.)

Es wurde bereits erwähnt, dass zum Herstellen der grossen Schlafmatten aus Akuripalmblatt wegen der ungleichmässig verteilten Ansatzstellen der Blattfiedern zwei Blattstücke zum Geflecht verwendet werden.

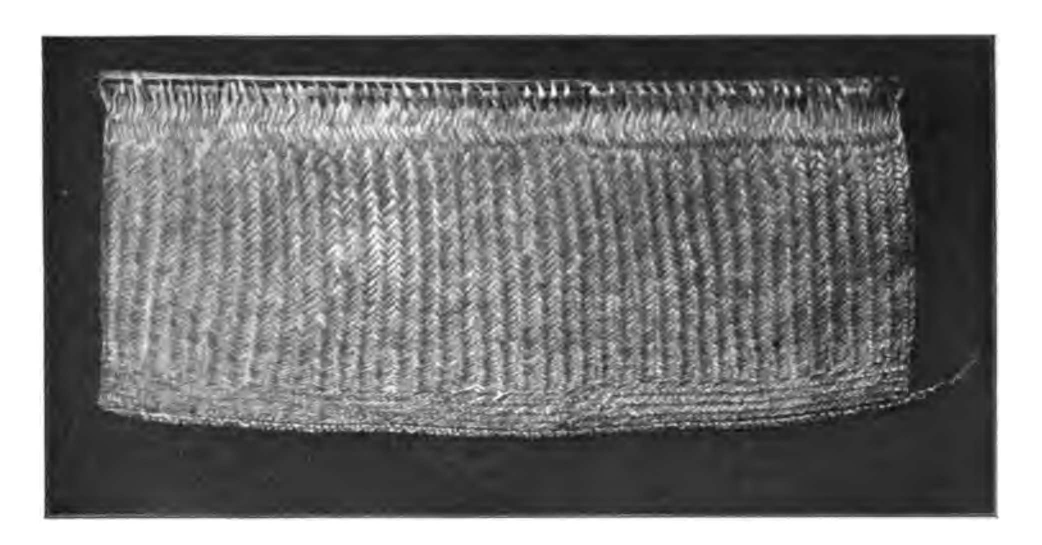


Fig. 105. Schlafmatte der Guató. Berl. Mus. V. B. 4891. $^1/_{13}$ n. G.

Die beiden Gruppen der beim Geflecht mehr oder weniger senkrecht zueinander stehenden Blattfiedern sind so gewählt, dass die in der Figur an den Vorderseiten der beiden Blattrippen entspringenden Fiedern, die eine Gruppe bilden und im Geflecht von oben links nach unten rechts verlaufen, während die auf der Hinterseite der Blattrippen entspringenden Blattfiedern die andere Gruppe bilden und demnach von oben rechts nach unten links verlaufen.

Die ganze Matte hat ungefähr die Form eines Rechtecks. Der eine Rand der beiden Längsseiten wird durch die beiden Blattrippen gebildet, der andere durch den aus den freien Fiederenden geflochtenen Zopf, der hier nur nach der einen Seite hin verläuft und in einen kleinen, über das Geflecht hinausragenden, am Ende mit einem Knoten versehenen Zipfel ausläuft.

Die Ränder der beiden kürzeren Seiten kommen dadurch zustande, dass die hier auslaufenden Fiedern um einen rechten Winkel gebogen werden, so dass sie sich von jetzt ab den Fiedern der andern Gruppe anschliessen.

Das Geflecht ist derartig, dass von jeder Fieder der einen Gruppe immer drei Blattfiedern der andern Gruppe überschlagen werden, was wir oben kurz mit dreimaschig bezeichneten.

Während bei den Matten (V. B. 4889, 4890) das Geflechtmuster durchgehend ein in der Längsrichtung verlaufendes ist, geht in der in Fig. 105 abgebildeten Matte das zunächst in der Längsrichtung verlaufende



Fig. 106. Feuerfächer der Guató. Berl. Mus. V. B. 5014. 1/4 n. G.

Geflechtmuster erst in ein in der Querrichtung verlaufendes und zum Schluss dieses letztere wieder in ein in der Längsrichtung verlaufendes über. (Vgl. oben S. 217.)

2. Feuerfächer aus Akuripalmblatt (Fig. 106), tiakanatá.

Katalog No. V. B. 5013. Grösse 52 cm × 35,5 cm,
» V. B. 5014. » 42 » × 27,5 »
» V. B. 5015 (unfertig), Fig. 107. Grösse 41 cm × 25,5 cm.

Im Prinzip ähnlich, aber in Form und Ausführung verschieden von den oben geschilderten Schlafmatten, sind die zahlreichen Feuerfächer, welche dazu dienen, das glimmende Holzfeuer zum Flammen anzufachen.

Wiederum sind es zwei Blattstücke, die zum Geflecht verwendet werden. Die Fig. 106 zeigt, dass auch hier die auf den Vorderseiten der

beiden Blattrippen entspringenden Fiedern die eine, die auf der Hinterseite entspringenden Fiedern die andere Fiedergruppe des Geflechts bilden. Der Verlauf des Geflechts im einzelnen lässt sich an den beiden Figuren, besonders an dem noch unvollendet gebliebenen Feuerfächer (Fig. 107) hinlänglich erkennen. Bei dem Feuerfächer in Fig. 106 ist das Geflecht zunächst, wie bei den Schlafmatten, derart, dass jede Fieder der einen Gruppe immer drei Fiedern der andern Gruppe überschlägt; gegen die Mitte zu aber geht diese Geflechtsform in die zweimaschige über. Bei dem unvollendet gebliebenen Feuerfächer findet sich von Anfang an nur die letztere Geflechtsform.

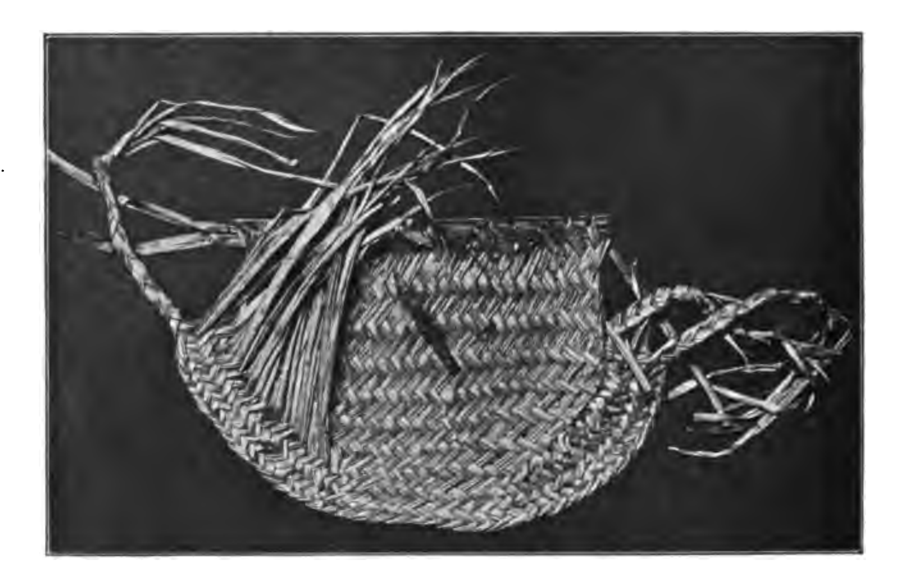


Fig. 107. Unvollendeter Feuerfächer der Guató. V. B. 5015. 1/6 n. G.

Nur ein kurzes Stück der beiden Querseiten des Feuerfächers ist so gearbeitet wie bei den Schlafmatten, indem die hier auslaufenden Fiedern umgebogen werden und in die Gruppe der zu ihnen in senkrechter Richtung verlaufenden Fiedern übergehen. Im weiteren Verlauf werden die freibleibenden Enden der Fiedern zu jenen beiden, von den Fiedern je einer Gruppe gebildeten Ansätzen des Geflechts verwendet, welche wieder zur Befestigung in je zwei Zopfgeflechte auslaufen. Die vier an den Enden mit Knoten versehenen Geflechtszöpfe werden zur Befestigung einige Male durch das Geflecht hindurchgezogen.

Die in der Mitte der Fig. 107 hervorragende Blattfieder zeigt, dass je nach Bedarf Reservefiedern in das Geflecht eingeschoben werden.

3. Körbe aus Akuripalmblatt, mu(n)dá.

Unter den aus Akuripalmblatt geflochtenen Körben lassen sich zwei Haupttypen unterscheiden, je nach der Art, in welcher die Blattrippen, von denen die einzelnen zum Geflecht benutzten Fiedern ausgehen, verwendet sind.

Bei den Körben des ersten Typus befinden sich die Blattrippen an der einen Seite des Korbes und von hier aus nimmt das ganze Geflecht seinen Ausgangspunkt. Eine Anzahl der oberen Fiedern ist zu einem Zopfe verflochten, dessen Ende mit dem aus den Fiederenden des Geflechts gebildeten Zopfe verknotet ist und so einen geeigneten Korbhenkel bildet. Je nach der Art der Flechtung können wir innerhalb dieser Gruppe wieder zwei verschiedene Typen unterscheiden, eine primitivere, mehr dreieckige Form und eine entwickeltere viereckige Form.



Fig. 108. Dreieckiger Korb mit der Blattrippe an der Seite. Guató. V. B. 4942. $^1/_5$ n. G.

Bei den Körben des zweiten Haupttypus bilden die Blattrippen den oberen Rand des Korbes und das Geflecht nimmt infolgedessen hier am oberen Rande seinen Ausgangspunkt. Die Fiederenden werden, wie wir weiter unten ausführen werden, am Boden des Korbes zu zwei nach beiden Seiten verlaufenden Zöpfen verflochten.

a) Dreieckiger Korb mit der Blattrippe an der Seite. (Fig. 108).

Katalog-No.	V. B. 4939.	Blattrippe	37	cm	lang.
		Boden	42	cm	»
»	V. B. 4940.	Blattrippe	44	cm	
		Boden	40	cm	
»	V. B. 4941.	Blattrippe	43	cm	
		Boden	48	cm	
»	V. B. 4942.	Blattrippe	33	cm	»
		Boden	28	cm	

Es sind diese Guatókörbe wohl als die denkbar einfachste Art des Henkelkorbes überhaupt anzusehen. Im Gegensatz zu allen übrigen Akuriblattgeflechten kommt bei diesem Typus immer nur eine Blattrippe zur Anwendung.

Das Geflecht beginnt mit den beiden untersten einander gegenüberstehenden Fiedern. Von diesen beiden wird die auf der Rückseite der Blattrippe entspringendeFieder mit der auf der Vorderseite der Blattrippe entspringenden Fiederreihe und die andere mit der auf der Rückseite der Blattrippe entspringenden Fiederreihe verflochten. Es folgen dann ebenso die beiden zweituntersten Fiedern und so fort.



Fig. 109. Viereckiger Korb mit der Blattrippe an der Seite. V. B. 4943. $^1/_7$ n. G.

Die den oberen Rand des Korbes erreichenden Fiederenden werden im rechten Winkel umgebogen und schliessen sich von da ab der entgegengesetzt verlaufenden Fiedergruppe an.

Die freien Fiederenden, sowohl die der Rückseite wie die der Vorderseite, werden dann zum Schluss zu einem Zopfe miteinander verflochten, wodurch die der Rippe entgegengesetzte Korbseite, die bisher noch offen war, geschlossen wird. Das Ende des Zopfes wird dann in oben erwähnter Weise mit dem aus den obersten Blattfiedern geflochtenen Henkel verknotet.

Die Art des Geflechts ist bei diesen Körben so, dass jede Fieder der einen Gruppe nur eine Fieder der andern Gruppe überschlägt, also einmaschig.

b) Viereckiger Korb mit der Blattrippe seitlich.

Katalog-No.	V. B. 4943.	Blattrippe	46,0 cm	lang.
		Boden	43,0 cm	»
»	V. B. 4944.	Blattrippe	18,0 cm	»
		Boden	8,5 cm	»
»	V. B. 4945.	Blattrippe	45,0 cm	»
		Boden	37,0 cm	»

Der in Figur 109 abgebildete Korb stellt schon eine viel entwickeltere Form dar, als die Körbe der vorigen Gruppe. Im Gegensatz zu letzteren sind hier unbedingt zwei Blattrippen, die hintereinandergelegt werden, zum Flechtwerk nötig, da je zwei Fiedergruppen für Vorder- und Rückwand des Korbes, also im ganzen vier Fiedergruppen erforderlich sind.

Die zur Vorderwand des Korbes erforderlichen beiden Fiedergruppen werden durch die auf je einer der Vorderseiten der beiden Blattrippen entspringenden Blattfiedern, die Rückwand dementsprechend durch die auf der Rückseite der beiden Blattrippen entspringenden Fiedern gebildet. Die den unteren Rand des Korbes erreichenden freien Fiederenden der Vorderwand werden umgebogen und gehen nach Art des Geflechts bei den dreieckigen Körben in das Geflecht der Rückwand des Korbes über, und umgekehrt. Die den oberen Rand des Korbes erreichenden Fiedern werden ebenfalls wie bei der dreieckigen Korbform im rechten Winkel umgebogen und schliessen sich von da ab der entgegengesetzten Fiedergruppe derselben Korbwand an.

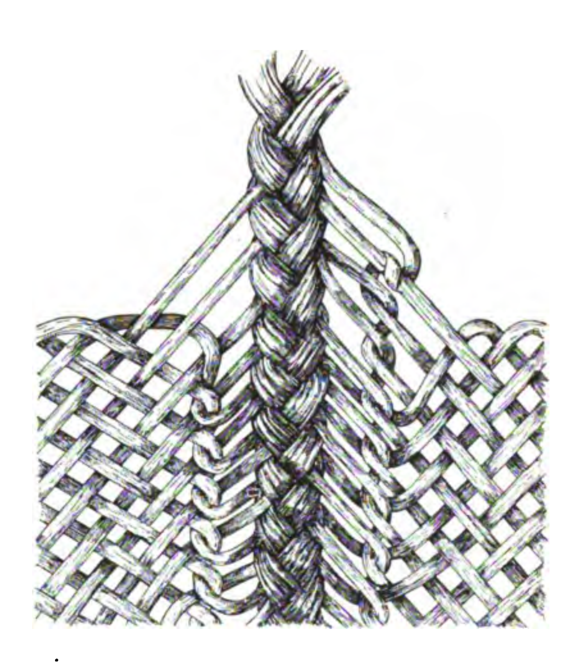


Fig. 110. Schematische Zeichnung der Befestigung der freien Fiederenden an der Seite des Korbes V. B. 4943.

Beim Geflecht werden von jeder Fieder der einen Gruppe immer zwei Fiedern der andern Gruppe überschlagen.

Die Befestigung der die der Blattrippe entgegengesetzte Seite des Korbes erreichenden Fiederenden, ist bei den beiden grossen Körben dieser Gruppe, welche die Sammlung aufweist, verschieden. Bei dem in Fig. 109 abgebildeten Korbe werden sämtliche dieser Fiedern zu einem nach oben verlaufenden Zopfgeflechte vereinigt, und zwar werden die Fiedern der einen Gruppe direkt in das Zopfgeflecht aufgenommen, die der andern Gruppe erst nach gegenseitiger Verschlingung mit den sich nach oben oder nach unten zunächst anschliessenden Fiederenden.

Die schematische Zeichnung (Fig. 110) soll im einzelnen veranschaulichen, wie dieses die Seitenwand schliessende Zopfgeflecht zustande

kommt. Wir sehen das Geflecht von der den Blattrippen gegenüberliegenden Seite aus. Auf der linken Seite der Abbildung haben wir infolgedessen einen Teil des Geflechts der Rückwand und auf der rechten Seite einen Teil des Geflechts der Vorderwand vor uns. Das Geflecht ist in so ausgezogener Form dargestellt, um den Verlauf der einzelnen Fiedern deutlicher hervortreten zu lassen.

Bei dem andern Korbe sind die Fiederenden zu zwei nach entgegengesetzter Richtung verlaufenden Zöpfen verflochten, ganz in der Weise, wie wir es noch bei der Befestigung der Körbe der nächsten Gruppe im einzelnen darstellen werden. Das nach unten verlaufende Zopfgeflecht

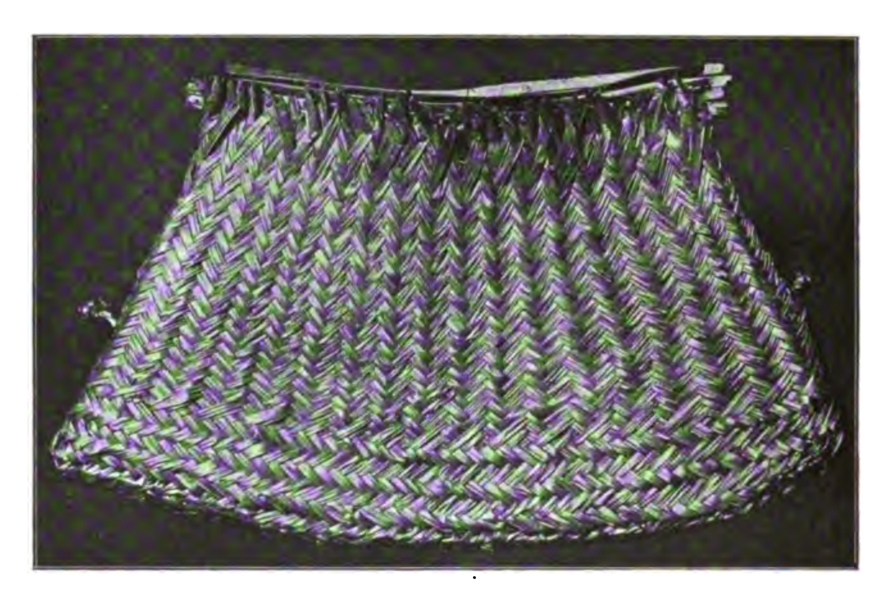


Fig. 111. Korb der Guató mit der Blattrippe am oberen Rande. V. B. 4948. 1/6 n. G.

endigt in einem am Ende verknoteten Zipfel, das nach oben verlaufende wird mit dem Henkel verknotet.

c) Körbe mit der Blattrippe am oberen Rande.

Katalog No.		Oberer Rand		unterer Rand		Höhe	
Katalog No.	V. B. 4946.	Oberer Rand	19 cm,	unterer Rand	23 cm,	Höhe	18 cm,
»	V. B. 4947.	» »	38 »	» »	59,5 »	»	33 »
»	V. B. 4948.	» »	42 »	» »	63 »	»	35 »
»	V. B. 4949.	» »	29 »	» »	44 »	»	29 »

Wie schon oben erwähnt wurde, finden wir einen weiteren Korbtypus vor, bei dem die Blattrippen im Gegensatz zu den vorher geschilderten Formen den oberen Rand des Korbes bilden. Ein weiterer Gegensatz zu den vorhergehenden Flechtwerken liegt darin, dass die Blätter

hier nicht in ihrer ursprünglichen Form, wo die Blattfiedern von zwei Seiten der Blattrippe ausgehen, Verwendung finden, sondern in zwei Hälften mit je einer Fiederreihe zerlegt werden. In der Fig. 111 bilden am oberen Rande des Korbes acht solcher halben Blattrippen, vier auf der Rückseite und vier auf der Vorderseite des Korbes, den Ausgangspunkt für das ringförmig nach unten verlaufende Geflecht. Bei einigen der Körbe besteht der obere Rand nicht aus lauter einzelnen Stücken von halben Blattrippen, sondern eine oder mehrere der letzteren werden an den Seiten umgebogen und zu einem einfachen Ringe zusammengelegt, von dem dann das Geflecht ausgeht.

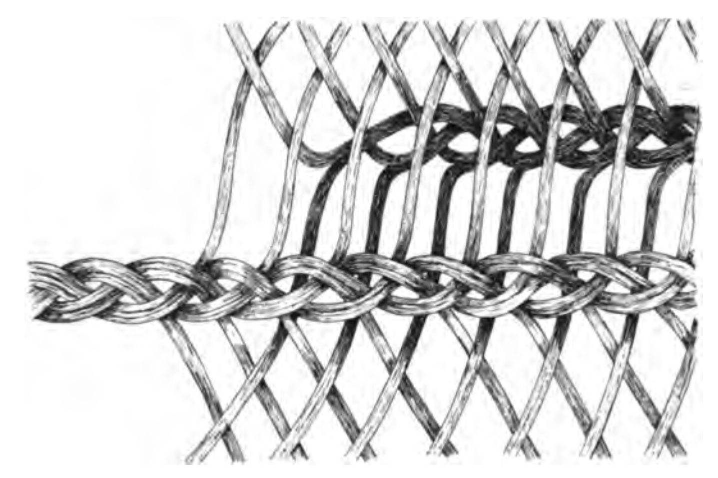


Fig. 112. Schematische Zeichnung der Befestigung der freien Fiederenden am Boden des Korbes V. B. 4948.

Die Zerlegung der Fiedern in die beiden zum Geflechte erforderlichen Fiedergruppen ergibt sich aus der Zahl der halbierten Blattrippen von selbst.

Das Geflecht kann so beschaffen sein, dass wie bei dem vorhergehenden Korbtypus immer nur zwei Fiedern überschlagen werden, bei den meisten der Körbe aber wie in Fig. 111 überschlägt jede Fieder immer drei Fiedern der andern Gruppe. Ueber das Geflechtmuster dieser Korbart siehe oben S. 216.

Dem auf solche Weise hergestellten zylindrischen Mantel des Korbes wird nun dadurch ein Boden verschafft, dass wiederum die freibleibenden Fiederenden miteinander verflochten werden, und zwar, wie das Schema in Fig. 112 zeigt, in zwei nach entgegengesetzten Seiten verlaufenden Zöpfen. Wie also bei den vorhergehenden Korbtypen die noch offene Seitenwand, so wird hier die noch offene Unterseite durch das Zopfgeflecht geschlossen.

In der Fig. 112 haben wir in schematisch auseinandergezogener Form einen Teil des von unten gesehenen Korbes vor uns. Das dunkel gezeichnete Zopfgeflecht ist der Klarheit der Darstellung wegen nach oben verschoben. In Wirklichkeit liegt es direkt hinter dem heller gezeichneten Zopfe, bildet also die Innenseite des Korbbodens, während das hell gezeichnete Zopfgeflecht an der Aussenseite desselben liegt. Die Darstellung zeigt, dass immer die von derselben Richtung herkommenden Fiedern, sowohl die der Rückseite, als die der Vorderseite des Korbes, miteinander zu Zöpfen verflochten werden. Und zwar wird das an der Aussenseite



Fig. 113. Hut der Guató-Männer. V. B. 4905.
1/5 n. G.

des Korbes befindliche Zopfgeflecht (in Fig. 112 das heller gezeichnete) durch die in der Richtung von oben rechts nach unten links verlaufenden Fiedern gebildet, während das in der Innenseite des Korbes befindliche (in Fig. 112 dunkel gezeichnete) Zopfgeflecht sich aus den von oben links nach unten rechts verlaufenden Fiedern zusammensetzt. Beide Zopfgeflechte laufen in einen am Ende verknoteten Zipfel aus, der durch zweimaliges Durchstecken durch das Geflecht an dem letzteren befestigt wird.

Da das Geflecht selbst bei dieser letzteren Korbform keine Gelegenheit zur Herstellung eines Henkels gibt, so wird dieser im Bedürfnisfalle (wie in No. V. B. 4947) durch einen Baststreifen, der an den oberen Rand angeknotet wird, hinzugefügt.

4. Sonstige Geflechte aus Akuripalmblatt.

Strohhut, máhokuir.

Katalog-No. V. B. 4905. Durchmesser des Randes 38 cm, Höhe 14,5 cm (Fig. 113).
(V. B. 1468, 1469, 1517.)

Fein geflochtener Korb.

Katalog-No. V. B. 1458 (Fig. 114).

Zum Schluss möchte ich hier noch zwei Formen der Flechterei anführen, die insofern aus dem Rahmen der vorhergehenden Betrachtungen herausfallen, als sie einer viel entwickelteren Stufe der Flechterei angehören. Ich gebe diese Formen deshalb in so losem Anschluss an das

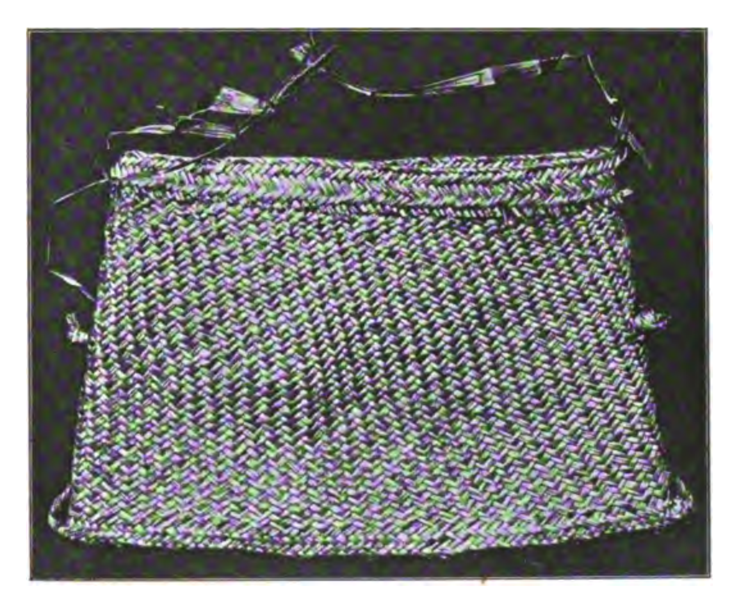


Fig. 114. Korb der Guató. V. B. 1458. $^1/_3$ n. G.

Vorhergehende, ohne sie zum Gegenstande unserer allgemeinen Betrachtung der Flechterei zu machen, weil die Fähigkeit, sie herzustellen, nach den Erfahrungen, die ich machen konnte, offenbar nicht Allgemeingut der Guató-Indianer ist. In Uberaba wurde mir ausdrücklich erklärt, dass nur eine bestimmte Frau in der ganzen Gegend imstande sei, die von den erwachsenen Männern getragenen, in ihrer Art typischen Strohhüte zu verfertigen. Ueber die Herkunft dieser Fähigkeit lässt sich natürlich nichts Positives sagen, nur soviel steht fest, dass für die hier in Betracht kommende Besprechung des Kulturzustandes der Guató in bezug auf Flechterei und Weberei die Herstellungsweise des Strohhutes ebenso belanglos ist, wie die jener bei den Guató ganz vereinzelt dastehenden, in

Fig. 114 abgebildeten Korbform, die aus der Rhodeschen Sammlung stammt und von der ich kein Exemplar aufgefunden habe.

II.

Den zweiten Ausgangspunkt der Flechterei und zugleich auch den der Weberei bilden jene grossen Binsenmatten, bei welchen eine lange Reihe von Binsen durch Querfäden mit einander verbunden wird. Bei den Moskitowedeln und den grossen Moskitonetzen treten an die Stelle der Binsen lose zusammengedrehte Faserbündel der Tucumpalme oder Grasbündel. Diese Flechtmethode, welche über ganz Amerika — Nord wie Süd — verbreitet ist, beruht, wie das Schema in Fig. 115 zeigt, einfach darin, dass zwei Fäden um sich selbst geschlungen werden und gleichzeitig bei jeder halben Drehung um sich selbst eine der parallel zueinanderverlaufenden Binsen oder Faserbündel umschlingen.

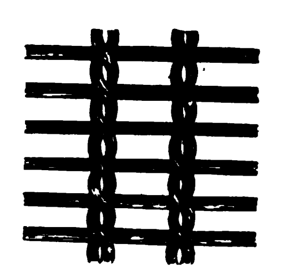


Fig. 115. Schema des Doppelfadengeflechts.

Schon dann, wenn der Doppelfaden einmal alle diese Längsfäden der Reihe nach umschlungen hat, sind diese in die zum weiteren Geflecht erforderliche Lage gebracht, in der sie genau der beim Gewebe mit »Kette« bezeichneten Gesamtheit von Fäden entsprechen. Da auch der Doppelfaden in seinem weiteren Verlauf wie der Durchschlagsfaden beim Gewebe abwechselnd die Längsfäden von rechts nach links durchläuft, so möchte ich im folgenden wenigstens für die Längsfäden den Ausdruck »Kette« von der Weberei her übernehmen. Der Querfaden lässt sich dann, um ihn von dem in unterschiedlicher Weise verlaufenden Durchschlagsfaden zu unterscheiden, passenderweise einfach als »Doppelfaden« bezeichnen.

Wir werden später bei der Darstellung der Gewebe bei den Guató noch ausführlicher darauf zurückkommen, wie auch dort die Fäden der Kette nach oben geschilderter Art durch den Doppelfaden in die zum Gewebe erforderliche Lage gebracht werden, so dass wir in den einfachen, mit der Hand ausgeführten Geweben der Guató deutlich den Uebergang von der Flechterei zur Weberei erkennen können. Ohne Begleitschaft dieses der Flechterei angehörenden Doppelfadens kommt die Weberei bei den Guató nicht vor.

Auch das Zopfgeflecht, wie wir es allgemein bei den aus Akuripalmblatt geflochtenen Gegenständen vorfanden, kehrt bei der hier in Frage stehenden Geflechtsart ganz allgemein wieder, und zwar bei den Binsenmatten, den Moskitonetzen und den aus Palmfaser geflochtenen Moskitowedeln zur grösseren Festigung des Seitenrandes, bei den aus

Baumwolle gewebten Moskitowedeln zu den Stricken, die das Gewebe am Stiel befestigen.

Der Faden der Guató, sowohl der Baumwollfaden wie der Faden aus Tucumpalmfaser, ist stets zweisträhnig nach rechts gedreht, während die dicken, zu Bogensehnen verwendeten Palmfaserschnüre dreisträhnig

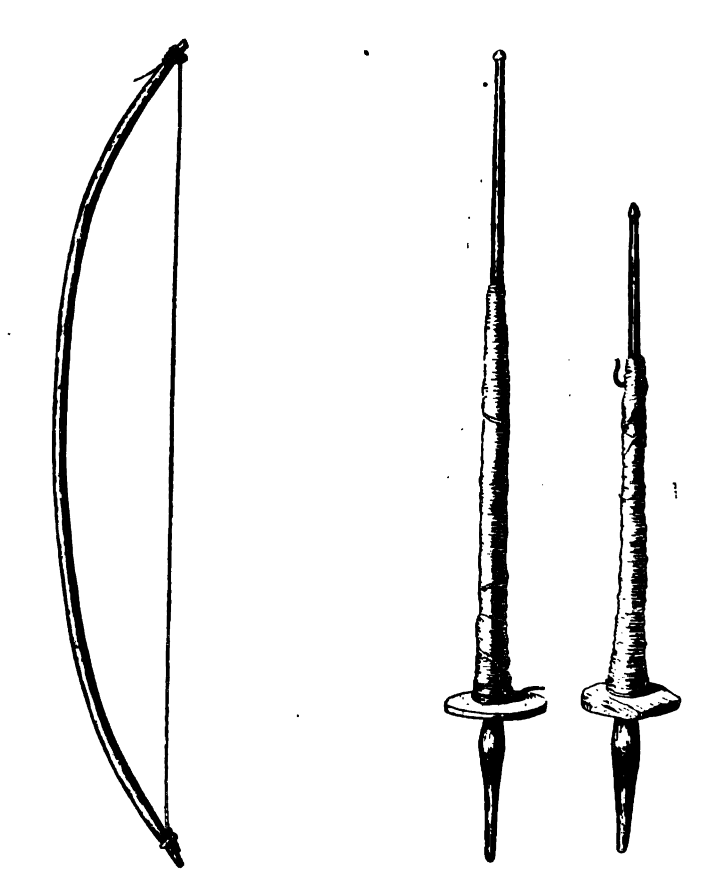


Fig. 116. Bogen zum Zupfen der Rohbaumwolle. Guató. V. B. 4999. 1/6 n. G.

Fig. 117 u. 118. Spindeln der Guató. V. B. 5004 u. 5002. 1/3 n. G.

nach links gedreht sind. Dieser durchgreifende Unterschied in der Drehung hängt offenbar in irgend welcher Weise damit zusammen, dass die Fäden mit Hilfe der Spindel, die dickeren Schnüre ohne ein solches Instrument hergestellt werden. Bei den beiden oben erwähnten Tonkugelbogen ist die Sehne des einen, welche aus Baumwolle besteht, nach rechts gedreht, die andere, aus Tucumpalmfaser, dagegen nach links gedreht.

Als Material des Fadens kommen sowohl Baumwolle, als auch Palmfaser in Betracht. Bei seiner Herstellung finden die in den beiden folgenden Nummern aufgeführten Instrumente Verwendung.

5. Bogen zum Zupfen der Rohbaumwolle, magayidă (vgl. No. 145 des Vokabulars).

Katalog-No. V. B. 4999, 68 cm lang.

Zum Zerfasern des Gewölles der Baumwollfrucht dient ein kleiner, nur roh gearbeiteter Bogen mit einer Sehne aus Palmfaser (Fig. 116).

Ich sah den Bogen von einer Guatófrau in der Weise benutzen, dass sie ihn andauernd durch einen Haufen des Rohmaterials hindurchzog,

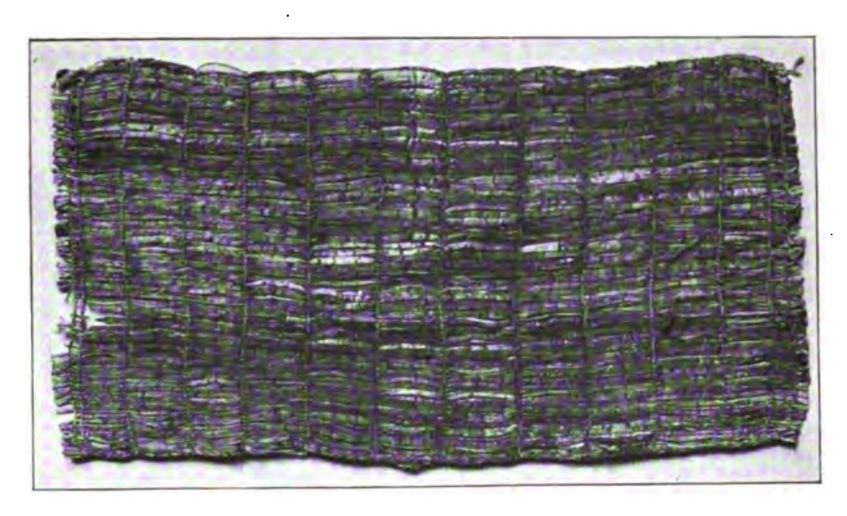


Fig. 119. Schlafmatte aus Binsen für ein Kind. V. B. 5036. 1/6 n. G.

dabei unaufhörlich an der Sehne zupfend, wodurch das Gewölle sich zusehends auflockerte.

Da diese von andern Weltteilen her bekannte Verwendung des Bogens bisher in Südamerika von andern, soweit ich erfahren konnte, nicht beobachtet worden ist, so möchte ich die Entscheidung darüber, ob wir hier ein einheimisches Kulturerzeugnis vor uns haben oder auf einen späteren Einfluss von aussen her schliessen müssen, bis auf weiteres noch der Zukunft überlassen.

6. Spindel, madáhuitši. Wirtel = emũ(ng).

(Vgl. Vokabular No. 140.)

Katalog-No.	V. B. 5000.	Länge	39 cm,	Wirteldurchmesser	4,5 cm,
»	V. B. 5002.	»	26,5 »	»	4,2 »
»	V. B. 5003.	»	25,5 »	»	4 »
»	V. B. 5004.	»	6,6 »	»	4 »
»	V. B. 5001.	Einzelner Wirtel.		Durchmesser	3,7 »

Als weiteres Instrument zur Herstellung des Baumwollfadens haben die Guató die Spindel im Gebrauch. Der Wirtel derselben ist bald aus Holz, bald aus Schildkrötenknochen gefertigt. Das hintere Ende der Spindel läuft in einen kleinen Knopf aus.

7. Binsenmatte, miró.

Katalog-No. V. B. 4892. Grösse 129 cm × 104 cm,
» V. B. 4893.
» V. B. 5036. Grösse 29 cm × 56 cm.
» (V. B. 1453, 1519.)

Das Interessante bei den Geflechten mit dem Doppelfaden ist vor allem die einfache Art der Befestigung der Fäden und ihre Verknotung. Gleich der Anfang der in Figur 120 schematisch dargestellten Binsenmatte ist ein möglichst einfacher. Ein Einzelfaden aus Palmfaser umschlingt das am oberen Rande die Kette der Binsen abschliessende Zopfgeflecht. Die

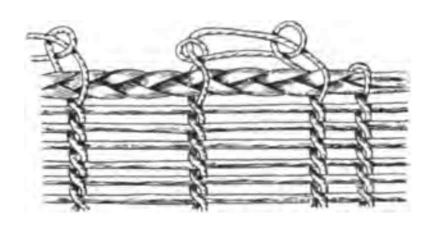


Fig. 120. Schematisch gezeichnetes Geflecht der Binsenmatte. V. B. 5036.

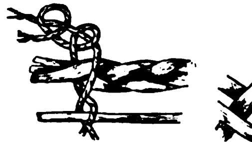


Fig. 121. Ausgang des Geflechts der Binsenmatte V. B. 5036. Schematisch gezeichnet.

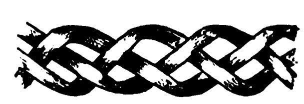


Fig. 122. Zopfgeflecht am Rande der Binsenmatte V. B. 5036. Schematisch gezeichnet.

beiden Enden dieses Fadens umschlingen dann im weiteren Verlaufe als Doppelfaden, wie schon oben geschildert wurde, bei jeder halben Drehung umeinander jedesmal eine Binse. Kommt der Doppelfaden an der andern Seite der Matte an, so verknotet er sich um den Rand der Kette herum. Dann laufen die beiden Fäden gemeinsam ein Stück neben dem Rande der Matte her, bis sie sich abermals um den Rand herum verknoten und jetzt in entgegengesetzter Richtung wie vorher die Binsenkette durchlaufen. Kommt der Doppelfaden auf diese Weise am andern Ende der Binsenkette an, so wird er zum Schluss noch (vgl. Fig. 121) durch einen doppelten Knoten abgeschlossen. Wie bereits erwähnt, wird dadurch den Rändern an den Längsseiten der Matte grössere Festigkeit verliehen, dass hier drei Binsen miteinander durch Zopfgeflecht vereinigt werden.

Der einfacheren Darstellung halber habe ich für die beistehende Photographie eine ganz kleine Matte, von der man mir sagte, dass sie

einem Kinde gehöre, ausgewählt. Die Schlafmatten aus Binsen für die Erwachsenen nehmen, wie die oben angeführten Masse zeigen, ziemlich grosse Dimensionen an.

8. Moskitowedel aus Tucumpalmfaser, mapara.

Katalog-No. V. B. 1514. Stiel 42 cm lang, Geflecht 30 cm breit.
» V. B. 5035. » 18 cm » » 12 cm »

Die aus Tucumpalmfaser hergestellten Moskitowedel, von denen die Berliner Sammlung zwei besitzt, sind gegenwärtig im Vergleich zu den



Fig. 123 Moskitowedel aus Tucumpalmfaser. Guató. V. B. 1514. $^{1}/_{6}$ n. G. Samml. Rhode.

weiter unten zu behandelnden Moskitowedeln aus Baumwollgewebe nur noch wenig im Gebrauch. Ich selbst traf nur ein kleines Exemplar, das einem Kinde gehörte, an.

Das Geflecht dieser Moskitowedel entspricht im Prinzip vollständig dem Geflecht der oben geschilderten Binsenmatten, nur dass an Stelle der Binsen Büschel von lose zusammengedrehten Tucumpalmfasern treten. Der Doppelfaden verläuft hier in ganz genau derselben Weise. Bei dem in der Photographie dargestellten Moskitowedel sind auch die beiden Ränder der Längsseiten in gleicher Weise wie bei den Binsenmatten durch ein Zopfgeflecht gefestigt. An den beiden Querseiten ragen die losen Palmfaserenden fransenartig aus dem Geflecht heraus.

Die Benutzung der Moskitowedel ist derart, dass das Geflecht um den an ihm befestigten Stiel herumgeschwenkt wird. Interessant ist die Art, wie das Geflecht des in Fig. 125 schematisch dargestellten Moskitowedels am Stiel befestigt ist. Wir können hier noch deutlich das auf allen unentwickelteren Kulturstufen hervortretende Prinzip erkennen, alles möglichst aus einem Stück ohne unnötige Zusammensetzungen zu arbeiten, worin gerade die Solidität der alten einheimischen Arbeit besteht. Die



Fig. 124.
Moskitowedel aus Tucumpalmfaser für ein Kind.
Guató. V. B. 5035. $^1/_2$ n. G.

schematische Darstellung in Fig. 125 lässt deutlich erkennen, wie der Doppelfaden, nachdem er die ganze Kette aus den Tucumfaserbündeln durchlaufen hat und zum Schluss durch einen doppelten Knoten befestigt worden ist, zugleich ohne Unterbrechung zu dem Strick verwendet wird, welcher das Geflecht mit dem Stiel verbindet. Dieser praktischen, vielseitigen Ausnutzung ein und desselben Fadens werden wir sogleich in noch auffälligerer Weise bei der Herstellung der grossen Moskitonetze begegnen. Der durch mehrfaches Hin- und Herlaufen des Doppelfadens gebildete Strick wird durch Umwicklung mit einem kleinen Sonderfaden am Stiel befestigt.

9. Moskitonetz, mageetó.

Katalog-No. V. B. 4896. Oberer Rand 189 cm lang,
unterer » 211 cm »
Höhe » 97 cm.

Die höchste Entwicklung hat die mit Hilfe des Doppelfadens hergestellte Flechterei bei den Guató in jenen grossen Moskitonetzen gefunden, die in Form eines umgekehrten Sackes über dem Lager des Schlafenden ausgespannt werden. Bei den von mir besuchten Guató bei Uberaba und Gaiba waren diese Geflechte schon eine grosse Seltenheit geworden, so dass es mir nur mit grosser Mühe gelang, noch ein Exemplar zu erhalten. Man wies beim Verkauf desselben besonders daraut hin, welche grosse Mühe das umfangreiche Geflecht dem Hersteller bereite, und diese Mühseligkeit der Herstellung ist offenbar auch der Grund dafür, dass zurzeit fast durchweg Moskitonetze aus leichtem, eingeführten Stoff an seine Stelle getreten sind.

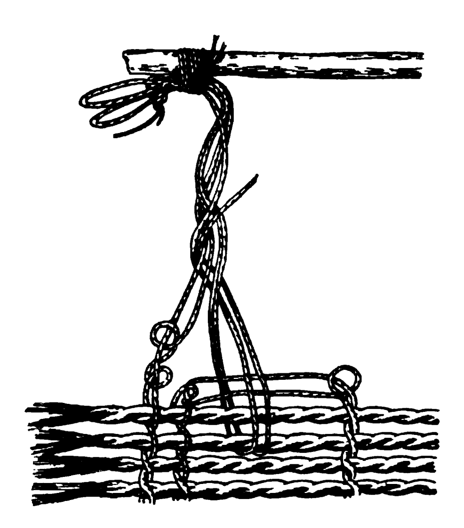


Fig. 125. Schematische Zeichnung des Geflechts des Moskitowedels V. B. 5035.

Das Hauptprinzip auch bei der Herstellung dieser Moskitonetze ist, alles aus möglichst einem Stück zu arbeiten. Das Schema in Fig. 127 stellt im einzelnen die Herstellungsweise dar. Die Kette wird durch Bündel von lose zusammengedrehten Fasern der Tucumpalme oder bei einigen aus der Rhodeschen Sammlung stammenden Stücken aus lose zusammengedrehten Grashalmen gebildet. Diese Faserbündel werden zunächst in ihrer Mitte durch drei im Zopfe miteinander verflochtene Fäden aus Tucumpalmfaser miteinander verbunden und dann beide Hälften nach unten gebogen, so dass das Zopfgeflecht des Fadens den oberen Rand des Moskitonetzes bildet. Nachdem das Zopfgeflecht alle Faserbündel einmal durchlaufen hat, verlässt der eine Faden nach einer Befestigung die beiden andern Fäden und bildet in der aus der Darstellung (Fig. 127) hervorgehenden Weise das Anhängsel des Moskitonetzes. Die beiden übrigen Fäden durchlaufen jetzt als Doppelfäden in einer Spirale die Faserbündel in der Art, dass sie zunächst in der Richtung von rechts nach links alle nach vorn liegenden (in der Fig. 127 hell gezeichneten) Hälften der Faserbündel umschlingen, dann in der Richtung von links

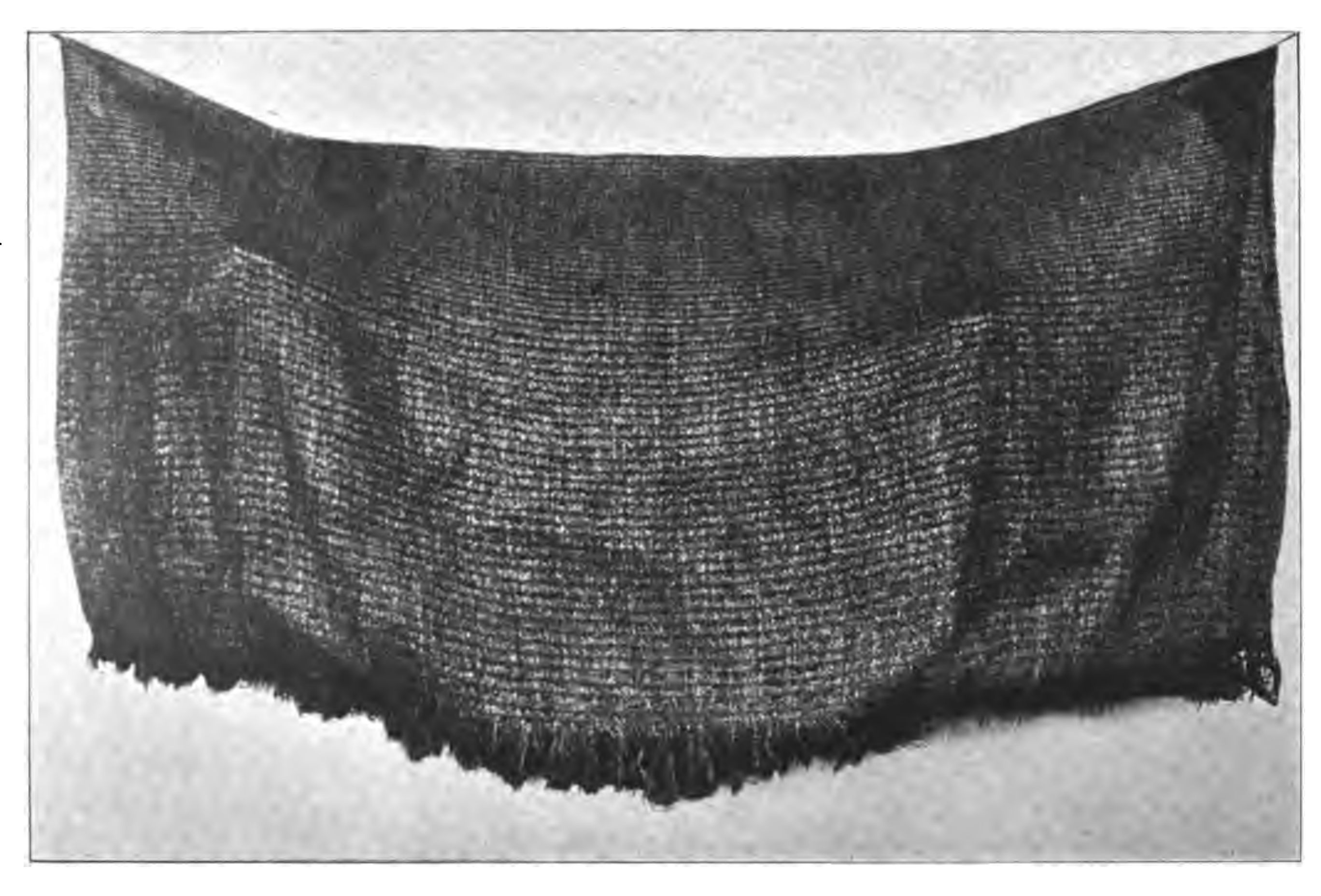


Fig. 126. Moskitonetz aus Tucumpalmfaser. Guató. $^1/_{11}$ n. G.

nach rechts die hinteren und so fort bis zum unteren Rand des auf diese Weise die Form eines umgekehrten Sackes erhaltenden Moskitonetzes, bei welchem nur ein kleines Stück freier Faserenden als Fransen freibleibt.

10. Aus Baumwolle gewebte Moskitowedel, mapara.

Katalog-No. V. B. 5020. Stiel 54,0 cm lang, Gewebe 38,0 × 34,0 cm.
» V. B. 5021. » 52,5 cm » » 39,5 × 30,5 cm.
» V. B. 5022. » 40,0 cm » » 25,0 × 18,0 cm.
(V. B. 1450—1452, 1513.)

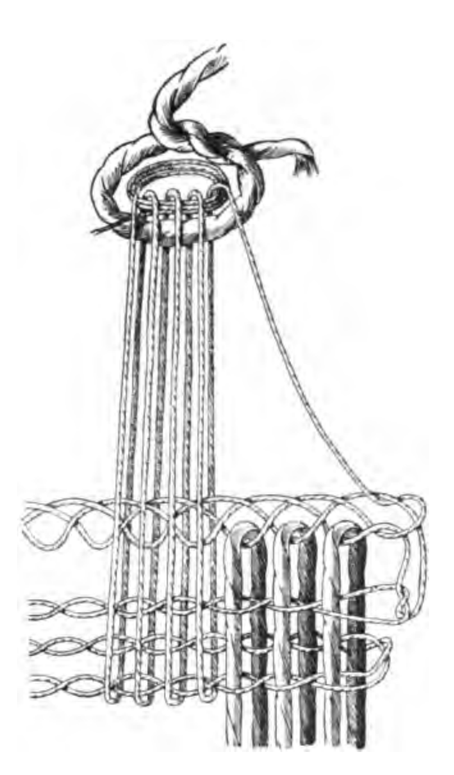


Fig. 127. Schematische Zeichnung des Geflechts der Moskitonetze.

Wir haben schon oben hervorgehoben, dass bei den Guató reines Gewebe ohne Verbindung mit der Flechterei nicht vorkommt. Bei den baumwollenen Moskitowedeln wie bei den baumwollenen Armbinden, die der Jäger beim Schiessen zum Schutz gegen den Anprall der Bogensehne über dem linken Handgelenk trägt, wird die Kette dadurch hergestellt, dass die Kettenfäden durch ein zweifaches Doppelfaden-Geflecht in die gehörige Lage gebracht werden. Wie die beiden schematischen Darstellungen (Fig. 128 u. 129) zeigen, treten bei diesem Geflechte an Stelle der einzelnen Doppelfäden Fadenbündel von je vier Einzelfäden. Das eine dieser Fadenbündelpaare ist nach rechts gedreht, das andere nach links, so dass die zwei nebeneinander liegenden Maschen der beiden Fadenbündelpaare nicht parallel zueinander, sondern einander entgegen verlaufen. Damit die beiden Fadenbündelpaare eng miteinander verknüpft werden, wechseln sie in bestimmten Zwischenräumen einige Fäden (wie in Fig. 128) oder auch (wie in Fig. 129) ihre ganzen Fadenbündel miteinander aus. Bei jeder halben Drehung der Fadenbündelpaare werden mehrere der Kettenfäden umschlungen. Nachdem so die Kette hergestellt ist, wird nach dem gewöhnlichen Schema des Gewebes (vgl. Fig. 130) der Durchschlagsfaden abwechselnd von rechts nach links und von links nach rechts hindurchgeschlagen.

Das in verschiedenen Variationen gestreifte Muster des Gewebes kommt in einfachster Weise durch eine zweifache Färbung der Kettenfäden zu stande. (Vgl. Fig. 131 u. 132.)

Bei den ursprünglicheren Formen der Moskitowedel wird der gedrehte oder zopfartig geflochtene Strick, welcher das Gewebe mit dem Stiele verbindet, ganz entsprechend den besprochenen Moskitowedeln aus Palmfaser, zum Teil durch dieselben Fäden gebildet, welche das seitliche Doppelfadengeflecht herstellen, wodurch die Befestigung eine sehr dauer-

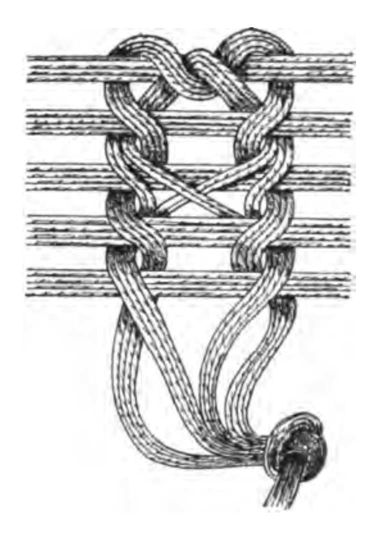


Fig. 128. Doppelfadengeflecht am Rande der gewebten Moskitowedel. Schematisch gezeichnet.

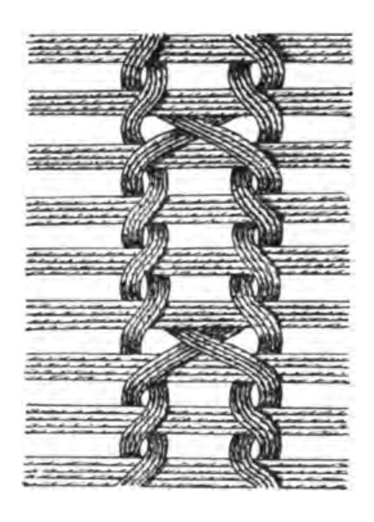


Fig. 129. Doppelfadengeflecht am Rande der gewebten Moskitowedel. Schematisch gezeichnet.

hafte wird. (Vgl. Fig. 134.) Bei andern Moskitowedeln dagegen ist der Strick einfach auf das Gewebe aufgenäht.

11. Webemesser, matéadaápara.

Katalog-No. V. B. 5005. Grösse 49 cm × 4,5 cm,
» V. B. 5006. » 51 » × 5 »

Um bei der Herstellung der Moskitowedel den Durchschlagsfaden durch die Kette hindurchzubringen und ihn ausserdem an das Gewebe fest anzudrücken, ist bei den Guató ein flaches hölzernes Webemesser im Gebrauch. (Fig. 135 u. 136.)

Nirgends habe ich bei den Guató ein weiteres, bei der Herstellung der Gewebe benutztes Instrument auffinden können, weshalb ich der Meinung bin, dass diese primitiven Gewebe der Guató ohne Zuhilfenahme

eines Webstuhles einfach durch Hindurchflechten des Webemessers durch die einzelnen Fäden der Kette hergestellt worden sind. Weiterhin wird des näheren ausgeführt werden, wie diese Ansicht auch noch durch sprachliche Momente erhärtet wird.

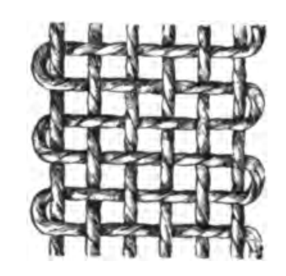


Fig. 130. Schema des Gewebes.

12. Handgelenkbinden, maværuta.

Katalog-No. V. B. 4900. Grösse 86 cm × 4 cm,
» V. B. 4901. » 123 » × 3,5 »
» V. B. 4902. » 103 » × 3,4 »
» V. B. 4903. » 107 » × 2,5 »
(V. B. 1474, 1475, 1558.)

Wir haben schon oben hervorgehoben, dass den höchsten Entwicklungsgrad der Flechterei und Weberei jene Baumwollbinden repräsentieren, welche der Guató zum Schutz gegen den Anprall der Bogensehne oberhalb des linken Handgelenkes trägt.

Wie sich an dem fertigen Gewebe (vgl. Fig. 137—139) leicht erkennen lässt, wird bei diesen Handgelenkbinden, im Gegensatz zu den besprochenen Moskitowedeln, die Kette durch einen oder zwei verschiedenfarbige, in der Längsrichtung hin- und herlaufende Fäden gebildet. Offenbar kommt die Kette in dieser Form dadurch zustande, dass der Faden um zwei in be-

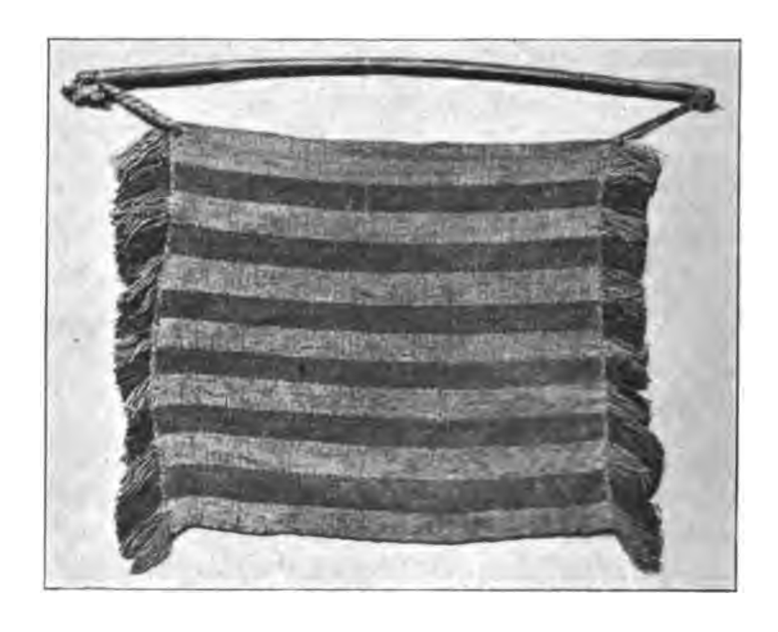


Fig. 131. Aus Baumwolle gewebter Moskitowedel. Guató. Berl. Mus. V. B. 5020. 1/6 n. G.

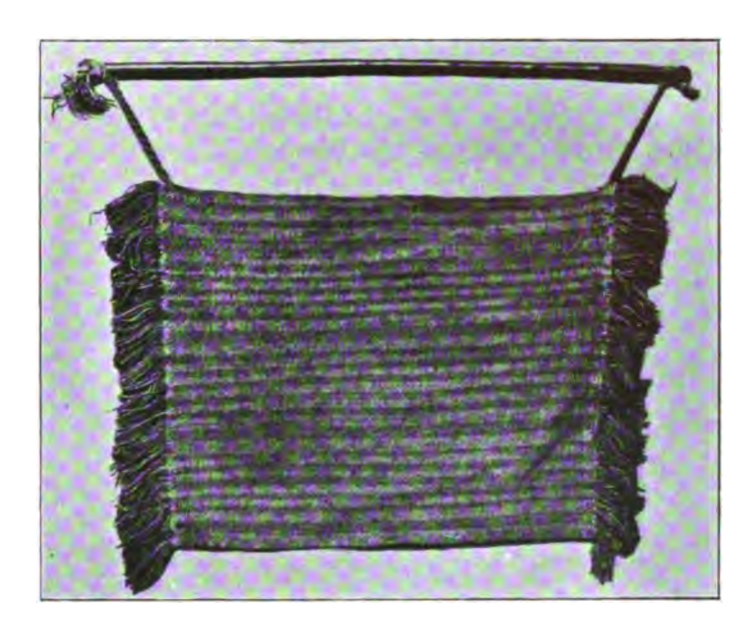


Fig. 132. Aus Baumwolle gewebter Moskitowedel. Guató.
Berl. Mus. V. B. 5021. $^{1}/_{6}$ n. G.

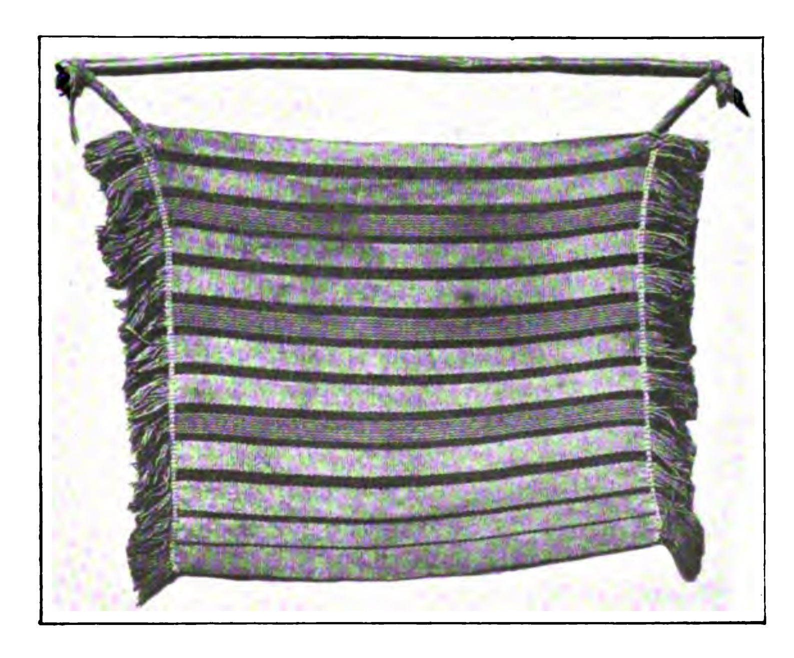


Fig. 133. Aus Baumwolle gewebter Moskitowedel. Guató.
Berl. Mus. V. B. 1450. Samml. Rhode. $^{1}/_{6}$ n. G.

stimmtem Abstande befindliche Gegenstände herumgewickelt wird. Schon die Art, in welcher der zweifache Faden, welcher zum Zusammenschnüren der Enden der Armbinde dient, am Ende der Kette (vgl. Fig. 140) befestigt ist, lässt hierauf schliessen.

Ein Teil der Kettenfäden bleibt an beiden Enden frei, da erst ein Stück vom Ende entfernt die Fadenreihe durch das ebenso wie bei den Moskitowedeln verlaufende Doppelfadengeflecht in die zum Gewebe erforderliche Lage gebracht wird. Interessant ist an diesem

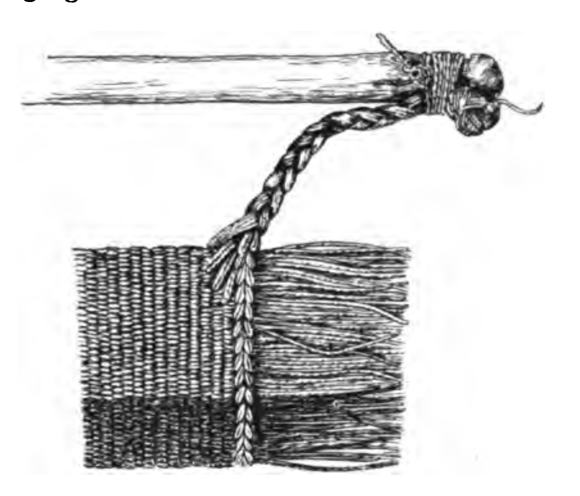


Fig. 134.
Obere rechte Ecke des Moskitowedels V. B. 5020.

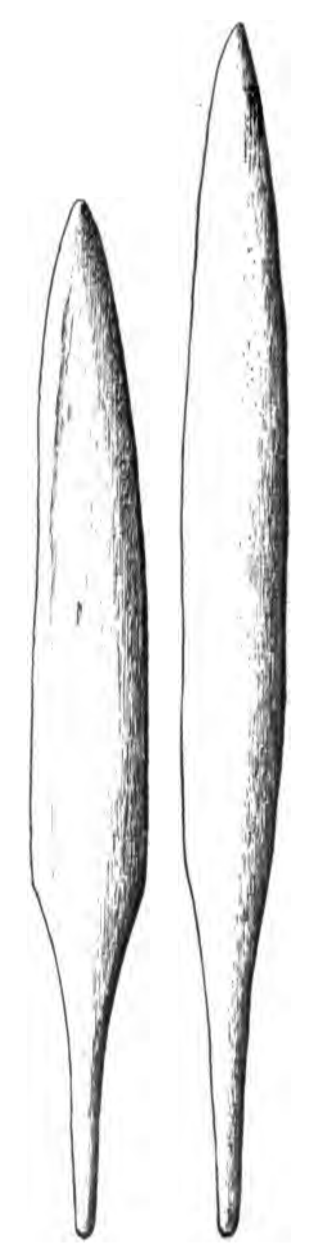


Fig. 135 u. 136.
Webemesser der Guató.
Berl. Mus. V. B. 5006 u. 5005.
$^1/_2$ n. G.

zweifachen Doppelfadengeflecht die einfache, aus Fig. 128 ersichtliche Art, wie es an seinem Anfange befestigt ist. Dahinter setzt dann gleich der Durchschlagsfaden in der gewöhnlichen Weise ein, indem immer ein Längsfaden überschlagen wird.

Was die Handgelenkbinden vor den Moskitowedeln auszeichnet, sind die schon weit entwickelteren Muster, welche die Gewebe der meisten aufweisen.

Bei den Moskitowedeln haben wir nur einfache Längsstreifen im Gewebe, die, wie schon hervorgehoben wurde, einfach dadurch ent-

stehen, dass in der Kette eine Anzahl von dunkeln Fäden mit einer Anzahl von hellen Fäden abwechselt. Bei den Handgelenkbinden haben wir ausser diesen auf dieselbe Weise entstandenen Längsstreifen noch eine mehrfach variierende Querstreifung, zu deren Erzeugung vom Hersteller des Gewebes ein ganz neuer Gesichtspunkt herangezogen werden musste.



Fig. 137—139. Handgelenkbinden der Guató.
Berl. Mus. V. B. 1475, 1558 (Samml. Rhode) und V. B. 4903. $^{3}/_{5}$ n. G.

Es liegt in der Art eines normalen[1]) Gewebes, dass die Kettenfäden beim Weben so fest zusammengezogen werden, dass der Durchschlags-

[1]) Anders zum Beispiel bei einem grossen Teile alt-peruanischer Gewebe, bei denen die Kettenfäden von den Durchschlagsfäden überdeckt werden, so dass die letzteren allein an der Herstellung der Gewebemuster beteiligt sind. Liegen die Kettenfäden im Verhältnis zu den Durchschlagsfäden eng zusammen, so bilden sie allein das Muster, indem sie den Durchschlagsfaden verdecken; liegen sie weiter auseinander, so werden sie umgekehrt von dem letzteren verdeckt.

faden zwischen den einzelnen Maschen nicht zu sehen ist. Ueberall da, wo der Durchschlagsfaden über einen der Kettenfäden hinwegläuft, drängen sich die beiden benachbarten Kettenfäden, die natürlich über ihn hinweglaufen, so über ihm zusammen, dass er ganz unter ihnen verschwindet. So bilden die sämtlichen, über einen Querfaden hinweglaufenden Kettenfäden eine geschlossene Maschenreihe. Wie der auf den Fig. 141—144 schematisch mit genauer Wiedergabe einer jeden Masche dargestellte Verlauf des Gewebes erkennen lässt, wechseln, wenn man die Kettenfäden fortlaufend numeriert, immer die durch die geraden Zahlen der Kettenfäden gebildeten Maschenreihen mit den durch die ungeraden Zahlen derselben gebildeten ab. Auf die einfachste Art lässt sich somit

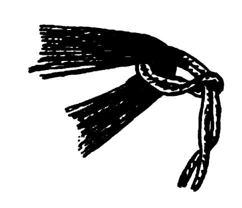


Fig. 140. Zusammenschnürung am Ende der Armbinden.

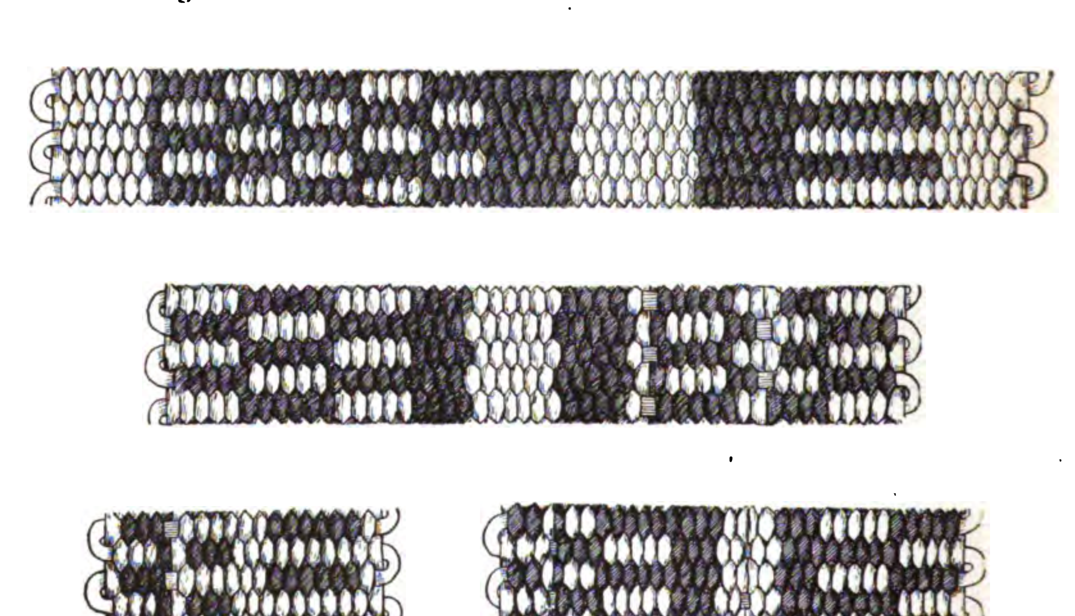


Fig. 141—144.
Schematische Darstellung der Gewebemaschen bei den Handgelenkbinden.
V. B. 1475, 1558, 4902 u. 4903.

die quergestreifte Musterung dadurch erzielen, dass die Fäden mit ungeraden Zahlen eine andere Farbe haben als die Fäden mit geraden Zahlen.

Die vier abgebildeten Geflechtsmuster zeigen die verschiedenartigen Variationen, welche durch einfache Kombination des quergestreiften Musters mit dem längsgestreiften Muster möglich sind. Zu einer weiteren Ausbildung der Muster, die nur durch Variationen in der Zahl der vom Durchschlagsfaden überschlagenen Maschen möglich ist, hat es die Weberei bei den Guató in ihrer Entwicklung nicht gebracht.

KAPITEL IX.

Guató. Sprachliches.

I. Allgemeines.

Das vorliegende sprachliche Material von den Guató ist das Ergebnis meines dreiwöchentlichen Aufenthalts unter diesen Indianern in den Gebieten der Seen von Gaiba und Uberaba im Oktober—November des Jahres 1901.[1]

Der grösste Teil der Worte wurde an der Hand der betreffenden Gegenstände resp. der betreffenden Tätigkeiten und Eigenschaften selbst festgelegt und dann nachträglich mit Hilfe der meine kleine Expedition begleitenden Guató-Indianerin Rosa unter Heranziehung der portugiesischen Sprache kontrolliert.

Die Sätze 2—34 stammen ebenfalls von der Guató-Indianerin Rosa, und wurden in der Weise aufgenommen, dass ich die Indianerin aufforderte, sich mit mir langsam zu unterhalten, wie wenn ich als ein Fremder, der ihrer Sprache mächtig wäre, zum Besuch gekommen wäre. Erst nachträglich liess ich mir die so aufgezeichneten Sätze von ihr ins Portugiesische übersetzen. Auf diese Weise wurde vermieden, blosse Uebersetzungen portugiesischer, den Indianern an sich mehr oder weniger fremder Ausdrucksweisen zu erhalten, die sonst vielfach die Unterlage der Sprachforschung bilden.

Es liegt auf der Hand, dass der ganze Denkprozess ein anderer ist, je nachdem sich der einer europäischen Sprache mächtige Indianer in dieser letzteren oder in seiner Muttersprache ausdrückt. Mehr oder weniger ausgeprägt ist der zeitweise mit der europäisierten Kultur in Berührung getretene Indianer Träger zweier verschiedener Ideenkreise, einmal des einheimischen und sodann des von aussen an ihn herantretenden. Er lernt die fremde Sprache nicht als die Uebersetzung seiner eigenen, son-

[1] Vergleiche meinen Vortrag in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft. Sitzung v. 15. Februar 1902. S. (77) ff.

dern übernimmt sie schrittweise, Hand in Hand mit den in der neuen Umgebung neu an ihn herantretenden Begriffen.

Bei den Guató-Indianern ist es Brauch, die Söhne nach Eintritt der Mannbarkeit auf einige Zeit in die Dienste der brasilianischen Ansiedler eintreten zu lassen. Hier kommen die jungen Leute in ganz neue Verhältnisse und lernen zugleich mit diesen Verhältnissen die neue Sprache kennen. Gelingt es ihnen später, sich aus der Schuld ihres Brotherrn zu befreien, so kehren sie nach einer Reihe von Jahren wieder in den Wald zu ihrer alten Umgebung, zu ihrem alten Ideenkreise — zu ihrer alten Sprache zurück. Natürlich werden die alten einheimischen Verhältnisse, wird diese alte Ideenwelt durch das Hinzukommen der mit den fremden Verhältnissen vertraut gewordenen Individuen beträchtlich beeinflusst, aber diese Beeinflussung ist bei den Guató-Indianern noch lange nicht in dem Masse erfolgt, dass nicht eine scharfe Zweiteilung zwischen dem Guató unter seinen Stammesgenossen und dem Guató unter Brasilianern bestände. Und gerade diese Zweiteilung kann für den ethnologischen Forscher so überaus verhängnisvoll werden, denn wenn er sich nicht vollständig unter den Indianern in deren Gebräuche einlebt, tritt der Eingeborene ihm, als dem Europäer resp. dem Brasilianer, nicht in seiner Eigenschaft als Indianer, sondern in seiner zweiten, erst erworbenen Eigenschaft als Brasilianer entgegen. Er erklärt auf Befragen seine eigenen Verhältnisse vom europäisierten Standpunkt aus und gibt auf Befragen seine eigene Sprache in der Form einer Uebersetzung der brasilianischen Sprache wieder. Ein Eindringen in das Wesen der Eingeborenen-Sprache ist aber nur möglich an der Hand von Sprachaufnahmen, die ein Abbild davon geben, wie wirklich von den Eingeborenen untereinander gesprochen wird.

Um ein Abbild von der Art der Unterhaltung und damit eine Probe des Ideenkreises der Guató-Indianer zu geben, führe ich an dieser Stelle die weiter unten in sprachlicher Hinsicht nach Möglichkeit genau analysierten Sätze zunächst im Zusammenhange in ihrer deutschen Uebersetzung an:

»Wie verhält es sich, als du reistest, was sahst du vom Fluss? Ist es gangbar, wo du gingst? Sind die Leute dort jetzt gut? Wie viele Leute sahst du? War weit der Fluss, als du reistest? Wohin gehst du jetzt? Wann kommst du wieder hierher? Wann kommst du wieder, um uns hier einige Sachen zu bringen? Niemals kommst du jetzt wieder. Wohin du gehst, ist sehr weit. Wenn du dort in deinem Hause ankommst, kommst du nicht wieder hierher. Selbst wenn du wiederkommen wolltest, kommst du sobald nicht wieder hierher.

Wie verhält es sich dort an deinem Ufer? Ist es dort hübsch? Hat dein Ufer viele Leute? Hat es viele Häuser? Hier am Ufer bist

du sehr weit. Wir wussten nicht, dass du herkommen würdest. Wer wusste, dass du hierherkommen wolltest. Jetzt gehst du schon fort. Du kommst hierher so weit. Diese Leute hier wollen nicht nach deinem Ufer gehen, sie reisen nicht so weit. Die Leute von hier gehen nicht weit. Deshalb sahen sie nichts, nichts sahen die Leute. Wenn einer dahin will, kommt er nicht an. Es ist weit, woher du kommst, deshalb wollen sie nicht dahingehen. Es gibt keinen, der reiste wie du, der du weit reistest. Hier diese Leute gehen nicht weit, und deshalb wissen die Leute nicht, wie es anderswo beschaffen ist.

Wo du herkommst ist weit. An deinem Ufer gibt es da viel Vieh? Wenn du zurückkommst, weint deine Mutter, sie fragt dich, wohin du gereist bist, und ob es dort gangbar war. Sie fragt, was sahst du da? Wo du gingst, war es weit oder nahe? Ist es wie hier oder ist es verschieden? Ist es dort gangbar? Du erzählst alles, was du hier sahst, von einigen Sachen, die du hier sahst.«

II. Wortbildung.

Was die Guató-Sprache vor allen übrigen bisher näher bekannt gewordenen Sprachen der südamerikanischen Naturvölker kennzeichnet, ist die Einfachheit in den Wort- und Satzbildungen. Ein verhältnismässig grosser Teil des Wortschatzes der Guató-Sprache besteht direkt aus einsilbigen Wortstämmen mit der Vorsetzung des fast allgemein wiederkehrenden Präfixes ma, und von den mehrsilbigen Wörtern lässt sich eine so grosse Anzahl mit einiger Sicherheit auf ihre einsilbigen Begriffsbestandteile zurückführen, dass wir meiner Ansicht nach nicht zu weit gehen, wenn wir überall bei mehrsilbigen Wörtern dieser Sprache eine Zusammensetzung aus einer Anzahl einsilbiger Wurzeln annehmen und somit die Guató-Sprache überhaupt als eine einsilbige Sprache hinstellen.

Die im konkreten Falle zum Satze zusammengefügten Begriffe stellen ein buntes Mosaik aus solchen einsilbigen Wurzeln dar, die je nach den verschiedenen Kombinationen Verbal-, Nominal-, Pronominalfunktionen oder auch die Funktionen von Partikeln irgendwelcher Art haben können. Eine Hauptschwierigkeit bei der Erklärung dieses so beschaffenen Sprachmosaiks liegt aber in den lautlichen Variationen, welche die einzelnen Wurzeln vielfach je nach der Beschaffenheit der benachbarten Wurzeln erleiden in bezug auf ihre Konsonanten sowohl wie auf ihre Vokale.

1. Einsilbige Wortstämme.

Um näher zu zeigen, wie gerade diejenigen Begriffe in der Guató-Sprache durch einsilbige Wortstämme wiedergegeben werden, welche am meisten in die alltäglichen Verhältnisse der Guató eingreifen, gebe ich im folgenden eine Uebersicht derjenigen Wörter meines Vokabulars, die ent-

weder direkt einsilbig sind, wie die betreffenden Verwandtschaftsbezeichnungen oder bei denen doch nach Abstreifung des abstrakten Präfixes »ma« oder des an seiner Stelle stehenden Pronomens (meistens in der dritten Person) ein einsilbiger Wortstamm übrig bleibt. Von den Wörtern, bei denen an Stelle des Vokals a des Präfixes ma ein i, o oder u getreten ist, sind hier nur diejenigen aufgenommen, bei denen diese Vokalveränderung offenbar auf einer einfachen Vokalharmonie beruht, während die vielen Fälle, bei denen diese Vokalveränderung ebensogut auf Kontraktion des ma mit der ersten Silbe des Wortstammes beruhen kann, unberücksichtigt geblieben sind.

Einsilbige Wortstämme.

1. Körperteile.

(ma) tšió Mund
(ma) kuá Zahn
(i) rǽ̮ Auge
(ma) ve Ohr
(ma) to Hals
(ma) ra Hand
(ma) po Arm
(ma) bo Fuss
(i) pe Leber
(ma) deu[1] Fleisch
(ma) fǽ̮ Haut
(ma) kǐr Haar

2. Naturerscheinungen.

(ma) bír̊ Stern
(ma) vǽ̮ Regen
(ma) fi Nacht
(ma) gũ(ng) Wasser
(ma) tá Feuer
(mo) kué Feuerholz
(ma) kú Stein.

3. Ethnographica.

(má) nĩ(ng) Boot
(má) kũ(ng) Ruder
(ma) kó Steinbeil
(ma) tũ(ng) Tonkrug
(mi) k(í)r̊ Kochtopf

[1] madeu ist französische Schreibweise und ist von Castelnau aufgenommen. Das eu des Vokabulars von Castelnau entspricht meinem ir.

(ma)	guá(a)	Muschelschale, mit welcher gegessen wird
(ma)	há	Schneckenschale, mit der getrunken wird
(má)	pir	Feuerbohrer
(ma)	bó	Tabak
(i)	tšá	Saite der Viola
(i)	tšió	Loch der Viola
(ma)	džúrr	Lanze
(e)	mũ(ng)	Wirtel der Spindel
(ma)	fẽ̯	Hemd
(ma)	chie[1]	Pfeil.

4. Verwandtschaft.

bé	Sohn
io	Tochter
pá	Bruder des Vaters
mé	Bruder der Mutter
kuir	Schwester des Vaters und Schwester der Mutter
nga	Enkel und Enkelin
(ma) dẽ̯	Ehemann.

5. Tiere.

(má)	ku	Affe
(ma)	po	Schwein
(mi)	t(í)r	Sumpfhirsch
(ma)	h(í)r	Tapir
(mi)	pi	Gürteltier
(ma)	k(í)r	Kapivara
(mắ)	hi	Jakutinga
(ma)	dží(r)	Anhuma
(ma)	tũ(ng)	Ema
(ma)	bő	Taube
(ma)	hí(r)	Tujujustorch
(ma)	tšő	Yoko
(mắ)	to	Karão
(má)	kẽ	Biguatinga
(mắ)	d(i)r	Cascudo (Fisch)
(ma)	pír	Pintado
(ma)	tší	Fisch, ähnlich dem Pintado

[1] Französische Schreibweise, nach Castelnau. Das chie des Vokabulars von Castelnau entspricht meinem tši.

(mă) pí — Rubaſo (Fisch)
(ma) ié — Fliege
(ma) ka — Moskito
(mu) kuir — Carregador (Ameise).

6. Pflanzen.

(ma) dár — Baum, Holz
(ma) má — Mandioka
(mŭ́) ku — Jatobábaum
(ma) tší — Sibotafrucht
(ma) dŏ́ — Taruma.

7. Verben.

(mắ) ho — singen
(gua) va — (du) gehst
(mắ) tšia — niesen
(gua) tšír — du siehst.

Die vorstehende Uebersicht ergibt, dass von den 390 Substantiven des Vokabulars 69, also etwa der sechste Teil einen einsilbigen Stamm aufweisen, während bei den 47 Verben des Vokabulars sich bei vier der einsilbige Stamm nachweisen lässt.

Schon bei diesen Wörtern mit einsilbigem Wortstamme fällt es auf, dass verhältnismässig sehr häufig ein und dieselbe Stammsilbe zur Ausdrucksweise mehrerer, oft ganz verschiedener Begriffe Anwendung findet. Dass der Stamm tšió sowohl unser »Mund« wie auch das »Loch der Viola« bedeuten kann, beruht natürlich einfach darauf, dass die Guatósprache diese beiden in unserer Sprache getrennten Begriffe unter ein und demselben Begriffe fasst. Der Mund ist eben das am meisten in die Augen tretende Loch des menschlichen Körpers, aus ihm treten die Laute hervor, wie die Klänge aus dem runden Loche der Viola.

Es ist auch für unser eigenes Sprachgefühl leicht verständlich, beide Begriffe unter einem Gesamtbegriffe zu erfassen. Wie aber das Verhältnis dieses Gesamtbegriffes zu den einzelnen Begriffen sich des näheren verhält, wird sich rein sprachwissenschaftlich oder rein deduktiv niemals mit voller Sicherheit festlegen lassen. Es lässt sich von vornherein nicht sagen, ob der dem menschlichen Körperteile »Mund« entsprechende Begriff das Primäre ist und dieser Begriff dann auf den dem Munde des menschlichen Körpers entsprechenden Begriff »Loch« (der Viola) übertragen worden ist, oder ob umgekehrt der allgemeinere Begriff »Loch« erst sekundär auch zur Bezeichnung des betreffenden menschlichen Körperteiles herangezogen wurde, oder endlich, ob die dritte Möglichkeit stattfindet, dass beide Begriffe in ihrem speziellen Sinne aus einem ihnen übergeordneten, mehr abstrakten Begriffe entstanden sind.

Aehnlich wie mit dem Begriffe tšió = »Mund«, »Loch«, steht es mit den Begriffen (ma)fæ̃ = »Haut« und »Hemd«, sowie (ma)dár = »Baum« und »Holz«. Auch in diesen beiden Fällen entsprechen offenbar die gleichartigen Begriffe den durch dieselben Laute gebildeten Wortstämmen. Es ist klar, dass (ma)fæ̃ erst sekundär mit dem Bekanntwerden der europäischen Kleidung die Bedeutung Hemd erhalten haben kann, wenn diese Umbildung auch schon, wenn man das frühe Eindringen der Europäer in die Gegenden der Wohnsitze der Guató in Betracht zieht, vor Jahrhunderten vor sich gegangen sein kann.

Nicht so einfach liegt die Erklärung der buchstäblichen Uebereinstimmung, die sich bei einer grösseren Anzahl von einsilbigen Wortstämmen in der Art findet, dass der einem bestimmten Begriff, sei dieser ein menschlicher Körperteil oder irgend ein Gebrauchsgegenstand oder auch ein Verwandtschaftsgrad, entsprechende Laut zugleich auch der Wortstamm zur Bezeichnung irgend eines bestimmten Tieres oder einer bestimmten Pflanze ist.

So bei folgenden Wortstämmen:

(ma) tó Hals, (má) to Karão (Vogel),
(ma) ve Ohr, (ma) vaě Hund,
(ma) kú Stein, (má) ku Affe,
(má) pir Feuerbohrer, (ma) pír Pintado (Fisch),
(ma) chie[1] Pfeil, (ma) tší Fisch, ähnlich dem Pintado,
(ma) tũ(ng) Tonkrug, (ma) tũ(ng) Ema,
(ma) pó Arm, Bauch, (ma) po Schwein,
(ma) bó Fuss, (ma) bŏ Taube (spez.),
(ma) deu Fleisch,[1] (má) d(i)r Cascudo (Fisch),
(ma) kír Haar, (ma) k(í)r Kapivara,
(mi) k(í)ř Kochtopf, (mi) k(i)r Papagei,
kuir Schwester, (mu) kuir Karregador,
(ma) kú Stein, (mŭ) ku Jatobábaum,
(ma) chie[1] Pfeil, (ma) tši Sibotafrucht.

In den vorstehenden 14 Fällen der buchstäblichen Uebereinstimmung zweier sich auf ganz verschiedene Gegenstände beziehenden Wortstämme lassen sich jedenfalls nicht wie vorher die entsprechenden, ganz verschiedenartigen Gegenstände ohne weiteres einem gemeinsamen übergeordneten Begriffe mit voller Sicherheit unterordnen, jedenfalls nicht in allen Fällen.

Dass der Karão, der Ibis mit seinem langen Halse dem Begriffe, nach welchem das Wort für Hals gebildet ist, entspricht, wäre eventuell erklärlich, ebenso, dass das Wort für Hund dem Worte für das besonders stark bei diesem ausgeprägte Sinnesorgan entspricht. Auch würden die

[1] Französische Schreibweise. Vgl. S. 247 und 248 Anmerkg.

in einer Reihe verlaufenden runden Bohrlöcher des einen Holzes des Feuerbohrers sehr wohl den in je einer Linie an den beiden Seiten des Pintadofisches verlaufenden runden Flecken entsprechen können, wie dieser Fisch auch in der portugiesischen Sprache seinen Namen diesen seinen auffälligen Flecken verdankt. Damit ist aber jedenfalls die Reihe der einigermassen auf der Hand liegenden Erklärungsversuche für die hier in Betracht kommenden einsilbigen Wortstämme erschöpft, wenn auch, wie wir weiter unten sehen werden, die charakteristischen Merkmale eines Tieres in vielen sonstigen Fällen für die Benennung der betreffenden Tierspezies massgebend gewesen sind.

Ob beispielsweise irgend ein begrifflicher Zusammenhang zwischen dem grossen zum Aufbewahren und Abkühlen des Wassers dienenden Tonkruge und dem Ema, dem südamerikanischen Strausse, besteht oder jemals bestanden hat, lässt sich jedenfalls an dem vorliegenden sprachlichen und ethnologischen Material nicht nachweisen; ebensowenig, was der tönerne Kochtopf mit dem Papagei, dem Haar und dem Kapivara zu tun hat. Es können hier in einzelnen Fällen sehr gut die im weiteren Verlaufe näher zu behandelnden Lautveränderungen bestimmend auf die Uebereinstimmung der Wortstämme gewirkt haben oder vielleicht ganz andere Momente. So hat offenbar das Wort (má) ku für eine besondere Affenspezies, das sehr wohl mit dem für bestimmte Affensorten der südamerikanischen Wälder charakteristischen Ruflaute in Verbindung zu bringen ist, mit dem Begriffe, der im Worte ma kú = Stein liegt, gar nichts zu tun.

Von den lautlichen Uebereinstimmungen der eine Pflanze bezeichnenden Wortstämme mit andern Wortstämmen ist der Fall interessant, dass (mŭ́) ku, das Wort für den durch sein steinhartes Holz so ausgezeichneten Jatobábaum, derselbe Wortstamm ist wie derjenige, der den Begriff »Stein« wiedergibt.

Jedenfalls steht es fest, dass die Guatósprache die gleichlautenden Wortstämme in ihrer verschiedenen Bedeutung sehr wohl zu trennen weiss. Einmal bedient sie sich hierzu des Akzentes, der bei einer grösseren Anzahl der in Betracht kommenden Wortstämme, je nach der Bedeutung, bald auf der Stammsilbe und bald auf der Vorsilbe ruht. Als zweites Moment bei der Unterscheidung dieser gleichlautenden Wortstämme kommt jedenfalls der Umstand hinzu, dass die Worte für die Gebrauchsgegenstände oder Körperteile im Zusammenhange des Satzes meistens die durch den konkreten Fall bedingte pronominale Beziehung an Stelle des hier nur selten vorkommenden abstrahierenden Präfixes »ma« aufweisen, welches letztere dagegen bei den Wörtern für die Tierspezies jedenfalls meistens, vielleicht ausschliesslich auftritt. Ueberdies wird sich in jedem einzelnen Falle aus dem Zusammenhang leicht ergeben, welche der beiden so ganz

verschiedenen Bedeutungen der Sprecher dem betreffenden Worte zu Grunde legen will.

Eine ebenso auffällige Erscheinung wie die lautliche Gleichheit der zur Bezeichnung verschiedener Gegenstände auftretenden Wortstämme, ist die mehrfach auch schon bei diesen einsilbigen Stämmen vorkommende Lautverwandtschaft unter solchen Wortstämmen, welche zugleich verwandte Begriffe bezeichnen, so dass hier die Frage auftritt, in wie weit diese lautliche Verwandtschaft auf der begrifflichen Verwandtschaft beruht.

(ma)gũ(ng) bedeutet »Wasser«, (ma)kũ(ng) ist das Wort für den mit dem Begriff Wasser in engster Beziehung stehenden Begriff »Ruder«. Die beiden Wörter (ma)džeékũ(ng) = Fluss und moreekũ(ng) = Bucht geben durch ihre Vermittluug eine leichte Erklärung für diese auffällige Aehnlichkeit der beiden den verwandten Begriffen entsprechenden Wortstämme. Es liegt auf der Hand, dass der Unterschied in dem gũ(ng) = Wasser und dem in den Wörtern madžeékũ(ng) und moreekũ(ng) enthaltenen kũ(ng) zunächst jedenfalls nur auf einer Lautveränderung, bei der entweder das g zu k oder das k zu g geworden ist, beruht, da doch offenbar das kũ(ng) in diesen beiden Wörtern dem gũ(ng) = Wasser begrifflich genau entspricht. Somit haben die Laute gũ(ng) und kũ(ng) ursprünglich voraussichtlich zur Bezeichnung desselben Begriffs gedient, und es ist leicht erklärlich, dass die Sprache zur Bezeichnung des gerade mit dem »Wasser des Flusses und seiner Buchten« in Beziehung stehenden Geräts, des »Ruders«, die Form dieses Lautes gũ(ng) resp. kũ(ng) gewählt hat, wie sie sich in den Wortzusammensetzungen für Fluss und Bucht findet.

Aehnlich liegt die Beziehung der lautlichen Verwandtschaft zu der begrifflichen bei den Worten:

(ma)bíŕ   Stern   (má)pir   Feuerbohrer,
(ma)guá(a)   Muschelschale   (ma)kuá   Zahn,
(mit der gegessen wird)

vielleicht auch bei:

(ma)fḛ̃   Haut   (ma)ve   Ohr,
(ma)po   Bauch, Arm   (ma)bo   Fuss.

Auch in diesen vier Wortpaaren liegt der Unterschied der den betreffenden Begriffen entsprechenden Laute jedesmal darin, dass der die Stammsilbe beginnende Konsonant das eine Mal hart, das andere Mal weich gesprochen wird. Nur lässt sich hier die begriffliche Verwandtschaft der jedesmaligen, in der geschilderten Weise lautlich miteinander verwandten Wörter nicht klar genug erkennen, um hierauf sichere Schlüsse bauen zu können. Immerhin liesse sich der begriffliche Zusammenhang zwischen Stern und Feuerbohrer sehr wohl verstehen, wenn wir vergleichsweise auch das Wort na(a)piŕ = heiss heranziehen. Bei den Wörtern

(ma)guá(a) = Muschelschale und (ma)kuá = Zahn lässt sich sehr leicht eine der lautlichen Verwandtschaft entsprechende begriffliche Verwandtschaft aus der auffälligen Gleichartigkeit des Materials beider Gegen stände, nach dem Aussehen sowohl wie nach der Beschaffenheit, ableiten.

Auffällig ist auch die dem vorigen entsprechende lautliche Verwandtschaft zwischen (ma)da(r) = Holz, Baum und (ma)tá = Feuer, wenn man bedenkt, dass in jenen Gegenden das Holz der Bäume, oder was sonst begrifflich mit diesem in Beziehung steht, der einzige wesentlich bei der Unterhaltung des Feuers in Betracht kommende Stoff ist.

Zu erwähnen bleibt hier ebenfalls noch die einer begrifflichen Verwandtschaft vielleicht entsprechende lautliche Aehnlichkeit bei den Wortstämmen (ma)kú = Stein, makó = Steinbeil und (ma)kuá = Zahn; indes sind diese Fälle zu unsicher, um Schlüsse aus ihnen zu ziehen, sie können nur dazu dienen, zu weiteren Sprachuntersuchungen nach dieser Richtung hin anzuregen.

2. Ableitung mehrsilbiger Wortstämme aus einsilbigen Wurzeln.

Den ersten festen Anhaltspunkt für die Festlegung der einsilbigen Wurzeln in zusammengesetzten Wörtern bilden die im vorigen näher behandelten einsilbigen Wortstämme, bei denen sich Wurzel und Wortstamm decken, so dass sich aus der Bedeutung des betreffenden Wortstammes unmittelbar der der betreffenden Wurzel entsprechende Begriff herleiten lässt. Wo wir nun diese ihrer Bedeutung nach bestimmten Wurzeln in solchen mehrsilbigen Wortstämmen wiederfinden, deren Bedeutung klar ergibt dass auch begrifflich ein innerer Zusammenhang zwischen dem mehrsilbigen Wort und der einen Teil desselben ausmachenden einsilbigen Wurzel besteht, können wir auf eine dem begrifflichen Zusammenhang entsprechende Zusammensetzung der betreffenden einsilbigen Wurzeln schliessen.

Wir haben z. B. folgende drei Wörter:

1. (ma)guá(a) = Muschelschale, mit welcher die Frauen die Suppe essen.
2. (ma)gua(a)dá = Holzlöffel, mit welchem die Männer die Suppe essen.
3. (ma)dá(r) = Holz.

Die beiden unter 1 und 2 aufgeführten Geräte dienen beide genau demselben Zweck, auch entsprechen sich ungefähr die Form und Grösse beider, bis auf den Stiel, welcher den Holzlöffel von der Muschelschale der Form nach unterscheidet. Der wesentliche Unterschied besteht in dem Material, und mit Rücksicht hierauf ist dann die offenbar spätere

Wortbildung (ma)gua(a)dá aus dem (ma)guá(a) durch Anhängung der Wurzel da(r) = Holz gebildet worden.

So finden wir, wie im einzelnen aus dem Vokabular selbst hervorgeht, in einer grossen Anzahl von mehrsilbigen Wortstämmen die uns aus den einsilbigen Wortstämmen her bekannten Wurzellaute wieder, und diese Tatsache führt uns leicht weiter auf dem Wege, den wir zur Auffindung der einzelnen Bestandteile der zusammengesetzten Wortstämme einzuschlagen haben. Wir haben schon im vorigen Abschnitt gesehen, wie vielfach einer Begriffsverwandtschaft zweier Begriffe auch eine lautliche Verwandtschaft entspricht. Bei den mehrsilbigen Wortstämmen können wir nun verfolgen, wie die begriffliche Verwandtschaft lautlich durch ein Uebereinstimmen gewisser Silben gekennzeichnet ist, von denen ein Teil, aber nicht alle, wie im obigen Beispiel auch für sich allein einen Wortstamm mit einer ganz bestimmten Bedeutung bilden. Wir gehen jetzt im Gegensatz zum vorherigen noch einen Schritt weiter und nehmen auch da, wo bei den Wortstämmen für zwei in gewisser Beziehung miteinander verwandten, im übrigen aber verschiedenen Begriffe gewisse Silben in auffälliger Weise wiederkehren, an, dass auch diesen Silben analog dem vorhergehenden ein selbständiger begrifflicher Wert beizulegen ist, auch wenn sie nachweislich für sich allein nicht als selbstständige Wortstämme vorkommen.

ma				ra					Hand.
ma					bo				Fuss.
ma		tša			bo				Fusssohle.
ma		tša	da		bo				Zehe.
ma		tša	da	ra					Finger.
ma	te	ya		ra					Fingernagel.
ma	te	ža			bo				Zehennagel.
ma							da(r)		Holz.
ma						gua(a)	da		Holzlöffel.
ma						gue		vai	Metalllöffel.
ma		tša	da			gue		vai	Gabel aus Metall.

In dem obigen Schema ist eine Anzahl von Wörtern zusammengestellt, welche die begriffliche Bedeutung der einzelnen Wortsilben am besten wiedergeben.

Von den acht[1] Silben, welche durch die Rubriken getrennt sind, sind uns vier schon von den einsilbigen Wortstämmen her bekannt, ra = Hand,

[1] Das »da« in Rubrik 3 halte ich getrennt von dem da(r) in Rubrik 7, da sich kein begrifflicher Zusammenhang bei diesen gleichlautenden Silben erkennen lässt.

bo = Fuss, da(r) = Holz und gua(a) = Essmuschel. Mit ihnen können wir also als mit gegebenen Grössen rechnen und dadurch, dass wir sie von den betreffenden ganzen Wörtern, in welchen sie sich finden, abziehen, auf die Bedeutung der nachbleibenden Silbe resp. Silben Schlüsse ziehen.

So gibt tša da zusammen mit ra = Hand den Begriff »Finger«, mit gue vai = Löffel den Beriff »Gabel«. Es muss also jedenfalls begrifflich etwas den Fingern der Hand sowohl, als auch den Zinken der Gabel entsprechendes durch die beiden Silben tša da zum Ausdruck gebracht werden.

Von diesen beiden Silben sehen wir das tša ohne das darauffolgende da in dem Wortstamme tša(a) bó = Fusssohle. Leider fehlt meinem Vokabular das Wort für innere Handfläche. Dem obigen Schema zufolge können wir aber mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass dieser Begriff = mu tša(a) ra sein wird.

Wie sich durch die ganze Guatósprache hin diese Zerlegbarkeit der mehrsilbigen Wortstämme in einsilbige begrifflich bewertete Wurzellaute hindurchzieht, lässt sich im einzelnen an den hinter jedem Worte meines Vokabulars zum Vergleich herangezogenen, lautlich wie begrifflich verwandten Wörtern ersehen. (Vgl. im besonderen No. 1, 39, 68, 101, 119, 364 und 365 des Vokabulars.)

Besonders klar tritt die Zusammensetzung aus einzelnen einsilbigen Wurzellauten auch bei den Verwandtschaftsnamen (No. 191—216 des Vokabulars) zutage, bei denen sich auch die Besonderheit findet, dass durch Verdoppelung eines einem bestimmten Begriffe entsprechenden Lautes neue Begriffe entstehen.

So heisst: mé — Bruder der Mutter,
me mĕ́ — Mutter,
bá pa — Vater,
pá — Bruder des Vaters,
(ma) dǽ̯ — Ehemann,
dĕ́(e) tĕ́ — Vater des Ehemanns.

Vergleiche hierzu: (mu) guā(a) kuắ »Pakú« (Fisch), in welchem Worte offenbar zweimal die für den durch seine scharfen Zähne ausgezeichneten Fisch so charakteristische Wurzel kuắ »Zahn« enthalten ist.

3. Laute und Lautveränderungen.

Als die Bestandteile einer typischen Silbe in der Guatósprache können wir einen einfachen Konsonanten mit darauffolgendem einfachen Vokal oder Doppelvokal ansehen, wie z. B. bei den beiden Silben in ma ra = Hand, ma kuá = Zahn. Auch die Zahl dieser einfachen Konsonanten ist insofern eine beschränkte, als die Konsonanten l, s und z überhaupt nicht vorkommen. Es bleiben also nur folgende einfachen

Konsonanten als Bestandteile des Alphabets übrig: b, d, f, g, h, k, m, n, p, r, t, v, š, ž, y.

Als einzige Doppelkonsonanten finden sich als Ausnahme von dieser allgemeinen Regel nur tš, dž und dy, die alle drei, wie sich weiter unten zeigen wird, in engster Beziehung zueinander stehen. Den mehrfach vorkommenden Laut gn können wir wegen seines vokalischen Klanges nicht als Doppelkonsonant ansehen.

Als einzige Konsonanten im Auslaute der Silben kommen vor n, seltener m und häufig r. (Vgl. z. B. mun do kuir = Kopf.) Doch scheint es, dass auch diese Ausnahme von der Regel erst sekundär durch Lautveränderung, Metathesis oder Assimilation, bei Silben, die ursprünglich der allgemeinen Regel entsprachen, entstanden sind.

An Vokalen kommen neben den einfachen Vokalen a, ǣ̮, e, i, o und u die folgenden Doppelvokale vor:

aa, ai,
ea, ee, eu,
ia, ie, iu,
oa,
ua, ue, ui.

Ausserdem kommen i und u nasaliert als ĩ und ũ vor.

Schon bei den vorhergehenden Betrachtungen hatte ich mehrfach der Lautveränderungen Erwähnung zu tun. Ihren häufig unberechenbaren Erscheinungsformen ist es vor allem zuzuschreiben, dass wir nur an einer Anzahl von Wörtern die Zusammensetzung aus ganz bestimmten Wurzellauten klar ableiten können, während sich bei andern Wörtern diese Zusammensetzung aus solchen Wurzellauten mehr und mehr verwischt hat.

Die Lautveränderung, welche die einzelnen einsilbigen Wurzellaute bei ihren Zusammensetzungen zu mehrsilbigen Wortstämmen erfahren, können sich naturgemäss einmal auf die Konsonanten und sodann auf die Vokale beziehen.

Von den Lautveränderungen der ersteren Art ist in der Guatósprache vor allem eine häufige Erweichung ursprünglich harter Konsonanten, wie z. B. f zu v, nachweisbar, wobei in einzelnen Fällen auch Veränderung zu verwandten Konsonanten zu dieser Erweichung hinzutreten kann. Zum Beispiel wenn f bei der Erweichung zu einem b, tš bei der Erweichung zu einem y wird.

So haben wir das Wort ma fǣ̮ in der Bedeutung Haut sowie Hemd. Die Worte ma fae dyépago = Jaguarfell (mé pago = Jaguar) und ma fǣ̮ t(i)r = Hirschfell (mi tir = Hirsch) zeigen, wie dieselbe Wurzel auch zu Zusammensetzungen verwendet wird, um die Haut, das Fell eines bestimmten Tieres zu bezeichnen. Wenn nun mi bǣ̮ ko der als Schale

benutzte Brustpanzer des Krokodils (mi ko = Krokodil) ist, so können wir wohl mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass dieses Wort ganz dem vorigen entsprechend gebildet ist und die mit der begrifflichen Verwandtschaft Hand in Hand gehende lautliche Verwandtschaft des bæ̮ mit dem fæ̮ keine zufällige ist. Das f in fæ̮ hat offenbar vor dem harten Laute k der nächsten Silbe eine Erweichung erfahren, wobei das weiche v leicht zu dem ihm auch in andern Sprachen so nahe stehenden b werden konnte. Für eine andere Krokodilschale, die bedeutend kleiner war als die mit mi bǽ̮ ko bezeichneten, wurde mir die Bezeichnung mi pæ̮ yo ré ko gegeben. Da hier die beiden Silben yo re zwischen das bæ̮ und das ko traten, so war der Grund für die Erweichung fortgefallen, das bæ̮ konnte sich wieder erhärten, wurde aber nun nicht wieder zu dem ihm ursprünglich entsprechenden fæ̮, sondern zu dem ihm näher liegenden pæ̮.

Eine ganz ähnliche Erweichung hat das f der Wurzel fæ̮ in dem Worte ma vǽ̮ ta = Hose erfahren, wo das harte t offenbar dieselbe Kraft auf den Anfangsbuchstaben der vorhergehenden Silbe auszuüben vermocht hat wie vorher das harte k. Dasselbe væ̮ findet sich dann auch in ma væ̮ ru ta = Handgelenkbinde wieder.

Auf ähnliche Weise entsprechen sich die weichen und harten Konsonanten in folgenden Worten:

tša da bó — Zehe
ma te ya bo — Zehennagel
mu tša da ra — Finger
ma te ya ra — Fingernagel
ma tši i ko — Rasselkürbis
ma ton yi ko — Kürbisgefäss.

In diesen drei Wortpaaren scheint das harte t die Erweichung des darauffolgenden tš zu ž oder y herbeigeführt zu haben, wie denn überhaupt dieser Erweichung die Tendenz zu Grunde zu liegen scheint, zwei direkt aufeinander folgende Silben niemals mit harten Konsonanten beginnen zu lassen. Im Einklang hiermit kommen in dem ganzen Vokabular und in den Sätzen niemals zwei aufeinander folgende Silben vor, die beide mit k, p oder f oder mit je einem dieser Konsonanten beginnen. Auch das t und das tš weisen mehrfach, wie wir auch an den obigen Beispielen gesehen haben, diese Tendenz auf, jedoch ist die Regel hier keineswegs durchgehend, vor allem nicht in den Fällen, wo die erste der beiden in Betracht kommenden Silben einen Doppelvokal enthält; vergl. z. B. ma fæ̮ t(í)r = Hirschfell, und dagegen ma vǽ̮ ta = Hose.

Ausser diesen Fällen, in denen sich die Erweichung der Anfangskonsonanten der Wurzellaute auf bestimmte Gründe zurückführen lässt, kommen andere Fälle vor, in denen dies nicht möglich ist. So haben

wir schon im vorigen das nahe Verhältnis der Laute gŭ und kŭ zu einander kennen gelernt in:

ma gŭ Wasser
ma kŭ Ruder
ma džeé kŭ Fluss
mo rec kŭ Bucht.

Aehnlich haben wir das Verhältnis der entsprechenden Silben in:

man ḏaua tší Taquarapfeil
ṯaua ṯši Vogelpfeil
ma bi ḏzi Kinderpfeil.

Vergleichsweise lassen sich hier auch heranziehen:

na(a) pír = heiss und má pir = Feuerbohrer einerseits und
ma bíf = Stern andererseits, sowie
ma kuá = Zahn einerseits und
ma guá(a) = Muschelschale (als Esslöffel gebraucht) andererseits.

Von der zweiten Art, der Lautveränderung, die in einer Veränderung der Vokale besteht, kommen als wichtige Faktoren bei der Zusammensetzung der Wortstämme aus den einzelnen Wurzelsilben die Metathesis und die Assimilation resp. Kontraktion in der Guatósprache vor. Gerade diese beiden Spracherscheinungen machen durch ihr Zusammenwirken ein überaus wichtiges Moment bei der ganzen Entwicklung einer Sprache, wie es die der Guató ist, aus, indem durch sie den einzelnen Wortstämmen, denen infolge einer immerfort wirksamen Spezialisierung der einzelnen Begriffe an sich eine Tendenz zu einer immer weitergehenden Vielsilbigkeit innewohnen würde, die dieser Kraft entgegenwirkende Tendenz einer Silbeneinschränkung gegeben ist, welche ihrerseits der neben der Spezialisierung der einzelnen Begriffe herlaufenden Generalisierung derselben entspricht.

Ein eingehendes Studium der Guatósprache lässt deutlich erkennen, wie die ganze Sprache in allen ihren Elementen von den in Frage stehenden Lautveränderungen durchsetzt ist, und selbst von den einfachsten einsilbigen Wurzeln wird sich niemals mit Bestimmtheit sagen lassen, ob sie nicht vielleicht schon in ihrem, der allmählichen Herausbildung der einzelnen Begriffe entsprechenden Werdegange eine mannigfaltige Wandlung durchgemacht haben.

Natürlich ist es auch bei den erwähnten Arten der Lautveränderung schwer, dieselben an einzelnen Beispielen festzulegen, und wir werden mit ihnen nur dort als feststehenden Tatsachen rechnen können, wo im gegebenen Falle die Verwandtschaft der in Betracht kommenden Wortstämme auch begrifflich gewährleistet ist.

So können wir wohl der begrifflichen Verwandtschaft beider Wörter wegen auch einen lautlichen Zusammenhang annehmen bei den beiden Wörtern mă̊ ta ri = Donner und mo kviå tar = Blitz, denen sich als laut-

lich aufs engste verwandt das Wort mu kia tair = Wolke anschliesst. Es lässt sich von vornherein annehmen, dass die Uebereinstimmung der drei Buchstaben tar in dem Worte für Blitz und demjenigen für Donner nicht auf einem reinen Zufall beruhen kann, da doch beide Wörter begrifflich im engsten Zusammenhang miteinander stehen. Nehmen wir nun an, dass das am Ende des Wortstammes tari stehende i, welches in dem das Wort für Blitz abschliessenden tar fehlt, durch Umstellung in die vorhergehende Silbe kva (= der uns schon bekannten Wurzel kua in Zahn) eingeschoben ist, dass also in diesem Falle eine regressive Metathesis stattgefunden hat, so würde das Wort für Blitz seine allereinfachste Erklärung finden: »kua« ist die Wurzel für Zahn und bezieht sich überhaupt auf das »Gezackte«, wie z. B. der grosse Suppenspatel aus Holz, der bei den Guató ausschliesslich mit zahnähnlichen Zacken am Stiel besetzt ist, ma kua da (= das gezähnte resp. gezackte Holz) heisst. Der Begriff Blitz liesse sich tatsächlich durch nichts besser analysieren, als durch die Zerlegung in den Begriff kua, »das Gezähnte resp. das Gezackte«, zusammen mit dem zugleich den Stamm für Donner ausmachenden tari, in welchem offenbar wieder der Stamm ta = Feuer enthalten ist. Ein Bindeglied für die in dem Worte mo kvia tar statthabende Lautveränderung haben wir in dem Worte mu kia táir = Wolke, bei welchem das durch Metathesis vor das r gerückte i nur als ganz kurzer Laut vor dem r erhalten, ausserdem aber auch in der vorhergehenden Silbe kia hörbar ist. Gerade dieser letztere Fall, dass der Vokal i in der einen Silbe seinen Klang bis zu einem Minimum verliert und dafür zugleich in der vorhergehenden Silbe hörbar wird, scheint in der Guatósprache verhältnismässig häufig vorzukommen. Vgl. mī t(í)r = Hirsch, wo die Silbe mī aus dem Präfix ma + i durch Assimilation des a entstanden ist. Ebenso mi k(í)f = Kochtopf, und ähnlich mi po r(i)tše vaii = Messer.

Ein weiterer deutlicher Fall der regressiven Metathesis hat stattgefunden bei der Bildung des Wortes ma šio̱ vir = Zeugpuppe aus dem Worte ma šir vu̱ir = Leute.

Analog dem vorhergehenden, ist jedenfalls auch auf Metathesis, verbunden mit Assimilation, die lautliche Verwandtschaft zurückzuführen in den Wörtern:

(i) kŭ ri — Wimper,
(ma) kĭ́r — Haar,
(ma) gu kúr — Augenbraue

und der Wurzel kuir in den Wörtern für Kopf, Hut und andern begrifflich verwandten Wörtern.

Ebenso in:

mar fo — Erde
und ma fo ra ta — Asche = Feuererde (ta = Feuer).

17*

Schon im vorhergehenden haben wir die Assimilation des Vokals a im Präfix ma bei dem Vokal i kennen gelernt, z. B. in mī t(i)r = Hirsch. Aehnliche Assimilationen, im Zusammenhang mit dem Präfix ma, sind auch bei den Wörtern me pa go = Jaguar, mu tší = Baumwolle und mo vír = Haus anzunehmen, wie sich aus Zusammensetzungen mit diesen Wörtern schliessen lässt.

So ist má fæ dyépago = Jaguarfell, ma to yĕpago = Pferd; me pago ist also offenbar aus ma dyepago resp. ma yepago entstanden; ma da huitši bedeutet Spindel (d. h. Holz für die Baumwolle), mutši ist also offenbar aus ma huitši entstanden; e hio vir ist »sein Haus«, gua hio vir ist »dein Haus«, movír ist also offenbar aus ma hio vir entstanden.

Wohl überall, wo bei dem abstrahierenden Präfix ma ein anderer Vokal an die Stelle des a getreten ist, werden wir an eine Assimilation ähnlicher Art zu denken haben, sofern nicht etwa vielleicht, wie z. B. in dem Wort mu ku = Jatobábaum, der Fall einer blossen Vokalharmonie vorläge, die allerdings wieder, wie wir oben an den Wörtern mi k(í)r̂ und mi t(i)r gesehen haben, aufs engste mit der Assimilation, in Verbindung mit einer angehenden Metathesis, verwandt sein kann.

III. Vokabular.

A. Zur Orientierung.

1. Das unter B. gegebene Vokabular ist sachlich geordnet, und zwar nach folgender Einteilung:

1. Körperteile (No. 1—47).
2. Natur (No. 48—77).
3. Ethnographika (No. 78—190).
4. Verwandtschaft und ähnliches (No. 191—225).
5. Tiere (No. 226—363).
6. Pflanzen (No. 364—390).
7. Adjektiva (No. 391—419).
8. Zahlwörter (No. 420—442).
9. Partikeln und sonstiges (No. 443—459).
10. Verben (No. 460—507).

Unter C. ist ein alphabetisches Verzeichnis der im Vokabular vorkommenden Wörter gegeben. Die hinter den in alphabetischer Reihenfolge angeordneten deutschen Wörtern stehenden Zahlen beziehen sich auf die Nummern der einzelnen Wörter des unter B. gegebenen, sachlich geordneten Vokabulars.

2. Dem von mir aufgenommenen Vokabular sind die von Castelnau[1] aufgenommenen Wörter vergleichsweise eingefügt worden und durch den vorgesetzten Buchstaben C. gekennzeichnet.

Den einzelnen Wörtern sind diejenigen Wörter, bei denen sich im Sinne der im vorhergehenden gegebenen Ausführungen dieselben oder

[1] Vgl. Castelnau, Bd. V, S. 283.

verwandte Wurzellaute vorfinden, vergleichsweise mit Angabe der betreffenden Nummer hinzugefügt.

Mit »Satz . . .« ist auf die dem Vokabular unter IV folgenden Sätze der Guató-Sprache verwiesen.

3. Das Präfix ma und die Pronomina. Fast alle Substantiva des Vokabulars und ein kleiner Teil der Verba beginnen mit der Silbe »ma«, die häufig entweder durch Assimilation resp. Kontraktion mit der ersten Silbe des Wortstammes, eventuell auch durch Vokalharmonie,[1] zu me, mi, mo oder mu geworden ist. Nur bei den Verwandtschaftsbezeichnungen (mit Ausnahme von madǣ Ehemann) fehlt stets die Silbe ma oder das an seine Stelle getretene Aequivalent.

In den Verbindungen der einzelnen Begriffe zum Satze, ebenso bei Hinzufügung eines Pronomens zum Substantivum fällt diese Silbe ma fort.

Vgl. mată: Feuer; ogapoégŏta: zünde Feuer an; movir (aus ma hiovir): Haus; guahiovir: dein Haus.

Die Silbe ma hat hiernach offenbar die Bedeutung, das Fehlen jedweder konkreten Beziehung des betreffenden Substantivs anzugeben, in ähnlicher Weise, wie es z. B. in der Guaná-Sprache[2] das Suffix ti zu tun pflegt; wir können es in Uebereinstimmung damit am besten als ein abstrahierendes Präfix bezeichnen.

In den Fällen, in denen die Substantiva des Vokabulars nicht mit dem abstrahierenden Präfix ma beginnen, weisen dieselben vielfach am Anfange den Vokal i (resp. e) auf. Namentlich ist dies der Fall bei den Bezeichnungen der Körperteile. Wir haben in diesen Fällen offenbar das Substantivum nicht in seiner beziehungslosen Form, sondern in Verbindung mit seinem Pronomen, und zwar dem der dritten Person, vor uns. (Vgl. über die Pronomen Satz 2, 3 und 21 und No. 78, 191, 465, 471, 473, 482 und 503 des Vokabulars.)

4. Bemerkungen über die Schreibweise der von mir aufgenommenen Wörter:

ā = langes a;
ă = kurzes a;
á = betontes a;
ũ = nasaliertes u;
ǣ = langes deutsches ä;
š = französisches ch;
v = deutsches w;
y = konsonantisches i, englisch y in youth.
ŕ = stark reduzierter r-Laut;
ž = französisches j.

[1] Vgl. Seite 259.
[2] Vgl. meine Abhandlung: »Guaná«, in der Zeitschrift für Ethnologie 1903, Heft 2 u. 3, S. 590ff.

B. Vokabular. In sachlicher Anordnung.

I. Körperteile.

1. **Kopf,** mundokuír,
C. do-keu.
Zu kuir vgl. No. 154 máhokuir, Hut, No. 186 ĕtagĭkuir, Kerbe beim Knochenpfeil, No. 44 igíkuir, Kamm des Hahnes, No. 308 mŏrōbik'u ̣ir, Kardinal, No. 349 mukuír, Carregador (Ameise), No. 40 makír, Haar.

2. Gehirn, C. toori.

3. Stirn, C. toori.

4. Zunge, C. chagi.

5. **Mund,** matši ŏ,
C. djio.
Vgl. No. 127 itšío, Loch der Viola.

6. Lippe, C. iguai-o.

7. **Zahn,** makuá,
C. maqua.
Vgl. No. 366 makuadár. Blatt, No. 76 măkú, Stein, No. 97 mákuada, Suppenspatel.

8. **Nase,** itáaga,
C. taga.
Vgl. No. 45 itáaga, Schnabel beim Vogel, No. 280 mirátaaga, Löffler (Vogel), zu ga No. 86 copígagá, Spitze des Bootes.

9. **Auge,** irǣ
C. marei

10. **Ohr,** máve,
C. mavi.

11. **Hals,** máto.

12. Kehle, C. yotorito.

13. Kinn, C. ebo.

14. **Hand,** mará,
C. ida.
Vgl. No. 18 mutšadára, Finger, No. 19 mutogúra, Daumen, No. 25 máteyára, Fingernagel. No. 424—429 tóhera, fünf — kinyuira, zehn. No. 280 mirátaaga, Löffler (Vogel).

15. **Schulter,** yúkuyahu,
C. chawapo.

16. **Arm,** mapó,
C. mapo.

17. **Ellenbogen,** marópa.
Zu ro vgl. No. 22 marŏga, Knie.

18. **Finger,** mutšadára,
C. tijaque.
Zu ra vgl. No. 14 mará, Hand. zu tšada vgl. No. 24 tšadabó, Zehe, No. 103 matšadaguevái, Gabel, zu tša vgl. No. 23 matšaabó, Fusssohle. No. 46 mašâga, Flügel. Vgl. No. 252 C. madjahé, Vogel, No. 125 itšá, Saite der Viola, No. 162 matšaagátir, Bogensehne No. 25 máteyára, Fingernägel,[1] No. 26 matežabó, Zehennagel.[1]

19. **Daumen,** mutogúra.
Zu ra vgl. No. 14 mará, Hand.

20. **Fuss,** mabó,
C. apoo.
Vgl. No. 23 matšaabó, Fusssohle, No. 24 tšadabó, Zehe, No. 26 matežabó, Zehennagel, No. 430—439 tšenehebó, elf — kinguimbó, zwanzig.

21. **Bein,** mŭ̊vi,
C. uvi (Oberschenkel),
C. mucupana (Unterschenkel).

[1] Vgl. Seite 257.

22. **Knie,** marŏ́ga.
Zu ro vgl. No. 17 marópa, Ellenbogen.

23. **Fusssohle,** matšaabó.
Zu bo vgl. No. 20 mabó, Fuss,
zu tša No. 18 mutšadára, Finger.

24. **Zehe,** tšadabó.
Zu bo vgl. No. 20 mabó, Fuss,
zu tšada vgl. No. 18 mutšadára, Finger.

25. **Fingernagel,** máteyára.
Zu ra vgl. No. 14 mará, Hand,
zu te vgl. No. 26 matežabó,
zu ya für tša vgl. No. 18 mutšadára Finger und Saite.

26. **Zehennagel,** matežabó.
Zu bo vgl. No. 20 mabó, Fuss,
zu te vgl. No. 25 máteyára, Fingernagel,
zu ža für tša vgl. No. 18 mutšadára, Finger und Saite.

27. **Brustwarze,** iŭ́fa.

28. Brust, C. daapé.

29. **Kreuzgegend,** ióku.

30. **Nabel,** itóono.

31. **Penis,** ióob(i)r.
Zu b(i)r vgl. No. 32 iféeb(i)r, Hinterteil.

32. **Hinterteil,** iféeb(i)r.
Zu b(i)r vgl. No. 31 ióob(i)r, Penis.

33. **Leber,** ipĕ́.

34. Bauch, C. ipo.

35. Herz, C. acogo.

36. **Blut,** múnguaha,
C. mougua-a.

37. Speck, C. magunpo.

38. Fleisch, C. madeu.

39. **Haut,** mafæ̮,
C. ifai.
Vgl. No. 112 mibǽ̮ko, Schale aus Krokodilbrustpanzer.[1]
No. 150 máfǽ̮dyépago, Jaguarfell
No. 151 mafæ̮t(í)r, Hirschfell.
No. 155 mafǽ̮, Hemd.
No. 156 mavǽ̮ta, Hose.
No. 157 mavæ̮rúta, Handgelenkbinde.
No. 402 tŏŏ́fǽ̮, gross.
No. 113 mipæ̮yoréko, kleine Schale aus Krokodilbrustpanzer.[2]

40. **Haar,** makĭr,
C. ma-eu.
Zu kir vgl. kuir in No. 1 mundokuír, Kopf,
kuri in No. 41 ĭkŭri, Wimper,[3]
kur in No. 42 magúkúr, Augenbraue,[3]
vgl. ausserdem No. 74 C. madjo-ougeu, Grasland.
No. 368 ik(i)ryabó, Zweig.
No. 160 madšahuag(i)r, Halskette aus Grassamen.
No. 104 matiŏ́k(i)r, Rohrstab zum Trinken des Tšitša.

41. **Wimper,** ĭkŭri.
Vgl. No. 40 makĭr, Haar.

42. **Augenbraue,** magúkúr,
C. mokou-oudi.
Zu kur vgl. No. 40 makĭr, Haar.

43. **Sporn beim Hahn,** yobumbŏ́.
Vgl. No. 173 yubŭ, Knochenspitze des Pfeils.
Zu bo No. 20 mabó, Fuss.

44. **Kamm beim Hahn,** igĭkuir.
Zu kuir vgl. No. 1 mundokuír, Kopf.

45. **Schnabel,** itáaga.
Vgl. No. 8 itáaga, Nase.

46. **Flügel,** mašắga.
Zu ša vgl. No. 252 C. madjahé, Vogel.
No. 18 mutšadára, Finger.

47. **Schwanz,** ipána,
C. ipana.

---

[1] Vgl. Seite 257.
[2] Vgl. Seite 257.
[3] Vgl. Seite 259.

48. **Sonne,** nuvǣ,
C. nouveai.
Vgl. No. 58 **ĕfagndanŭvæ̯**, Abendrot.

49. **Mond,** múpina.
C. upina.
Vgl. No. 396 **úpive**, gelb.

50. **Stern,** mabíŕ,
C. mabeu.
Vgl. No. 406 **na(a)pír, heiss.**
No. 115 **mápir**, Feuerbohrer.

51. **Himmel,** muntšá.

52. **Erde,** marfó,
C. mafo.
Vgl. No. 71 **maforáta**, Asche.[1]

53. **Wolke,** mukiatáir.[2]
Zu **táir** vgl. No. 56 **mătari**, Donner,
No. 57 **mokviătar**, Blitz.

54. **Regen,** mavǣ,
C. mavei.

55. **Regenbogen,** mipá.

56. **Donner,** mătari,[2]
C. matariaa.
Vgl. No. 53 **mukiatáir**, Wolke.

57. **Blitz,** mokviătar,[2]
C. ito.
Vgl. No. 53 **mukiatáir**, Wolke.

58. **Abendrot,** ĕfăgndănŭvae̯.
Zu **nūvae̯** vgl. No. 48 **nuvǣ**, Sonne.

59. Tag, C. machuo.

60. Nacht, C. mafi.

[1] Vgl. Seite 259.
[2] Vgl. Seite 258f.

61. **Wasser,** mágũ,[1]
C. magneu.
Vgl. No. 84 **mákũ** Ruder.
No. 62 **madžeékũ** Fluss.
No. 63 **moreekũ**, Bucht.

62. **Fluss,** madžeékũ,[1]
C. matogiquen,
C. moudieque (kleiner Fluss).
Zu **kũ** vgl. No. 61 **mágũ**, Wasser.
Vgl. Satz 2 **gudžéikũ**, Fluss.

63. **Bucht** (Port.: bahia) moreekũ.
Zu **kũ** vgl. No. 61, **mágũ**, Wasser.

64. **See,** magáho.

65. **Flussarm,** ioiáki.

66. Wasserfall, C. apowakou.

67. **Insel,** guatoiéki.
Zu **oiéki** vgl. **oiáki** in No. 65.

68. **Feuer,** mată,
C. mata.
Vgl. No. 116 **tiakanatá**, Feuerfächer.
Vgl. Satz 37 **ogapoégota, zünde Feuer an.**
Vgl. No. 71 **maforáta**, Asche.
No. 56 **mătari**, Donner.
No. 57 **mokviătar**, Blitz.

69. **Feuerholz,** mokué.

70. **Rauch,** mugí,
Vgl. No. 119 **matáhegi**, Zigarre.
No. 463 **guahegi**, rauchen.

71. **Asche,** maforáta (=Feuererde)[2]
Vgl. No. 52 **marfó**, Erde.
No. 68 **matá**, Feuer.

72. **Berg,** marápo,
C. marapo.

[1] Vgl. Seite 258.
[2] Vgl. Seite 259.

73. Wald, C. modj-ao.

74. Grasland, C. madjo-ougeu.
Vgl. No. 160 madšahuag(í)r., Halskette aus Grassamen.
No. 40 makír, Haar.

75. Weg, C. maouvi.

76. **Stein,** măkú,
C. macou.
Vgl. No. 7 makuá, Zahn.
No. 88 makó, Beil.
No. 382 mŭku, Jatobá-Baum.
No. 118 vaígukuárigakú, Steinbruch?

77. **Silber,** maráhe.

III. Ethnographica.

78. **Haus,** movír,
C. moucu.
ahiovír (10) unser Haus.
ehiovir, sein Haus.
guahiovir, dein Haus.
Vgl. Satz 15.

79. Ansiedlung, C. thajou.

80. **Dach,** akuégn.

81. **Tür,** apeoiá.

82. **Festhaus,** mafeeríto.

83. **Boot,** mání,
C. moutomouu, grosses Boot.
C. moudinouu, kleines Boot.
Zu to in C. moutomouu vgl. No. 402, töölẹ́, gross.

84. **Ruder,** mákũ.
Vgl. No. 61 mágũ, Wasser.

85. **Stange zum Fortstossen des Kanus** (Port.: singa) madyuădā.
Zu da vgl. 365 madár, Holz.

86. **Spitze des Bootes,** eopígagá.
Zu ga vgl. No. 8 itáaga, Nase.

87. **Hinterteil d. Bootes,** hihé(e)ir.

88. **Beil,** makó.
Vgl. No. 76 makú, Stein,
No. 89 maandáko, Beilstiel.

89. **Beilstiel,** maandáko.
Vgl. No. 88 makó, Beil,
No. 365 madár, Holz.

90. **Tonteller,** múša.
No. 91 múšaadá, Holzteller.

91. **Holzteller,** múšaadá.
Vgl. 90 múšá Tonteller,
No. 365 madár, Holz.

92. **Tonkrug,** matũ.
Vgl. No. 206 matũ, Ema (Vogel).

93. **Kochtopf,** mik(í)ř.
No. 254 mikí(ř), Papagei,
No. 152 mikírbádá, Sitzbank aus Holz.

94. **Becher,** matšúugiírgn.
Vgl. No. 460 gogíign, trinken.

95. **Löffel,** maguivái.
Vgl. No. 96 mágua(a)dá, grosser Holzlöffel,
No. 103 matšadaguevái, Gabel,
No. 101 matšéevai, Buschmesser.

96. **Gross. Holzlöffel,** mágua(a)dá
Vgl. No. 98 maguáa, Muschelschale zum Essen der Suppe,
No. 365 madár, Holz,
No. 95 maguivái, Löffel.

97. **Suppenspatel,** mákuada.
Zu kua vgl. No. 7 makuá, Zahn,
zu da No. 365 madár, Holz.

98. **Muschelschale zum Essen der Suppe,** maguá(a).
Vgl. No. 96 mágua(a)dá, grosser Holzlöffel.

99. **Schneckenschale zum Trinken,** mahá.

100. **Bananensuppe,** mähődžinő.

101. **Buschmesser,** matšéevai.
C. nickeevai (Französ.: sabre),
vgl. No. 467 mageho(u)etševai, schleifen
No. 102 mipor(i)tševáii,
zu vai vgl. No. 118 vaígukuarigakú, Steinbruch?
No. 95 maguivái, Löffel,
No. 103 matšadaguevái, Gabel.

102. **Messer,** mipor(i)tševáii,
C. motepougouai.
Vgl. No. 101 matšéevai, Buschmesser.

103. **Gabel,** matšadaguevái.
Zu guevái vgl. No. 95 maguivái, Löffel,
zu tšada No. 18 mutšadára, Finger.

104. **Rohrstab zum Trinken des »tšitša«,** mätiók(i)r.
Zu k i r vgl. No. 368 ik(i ryabó, Zweig,
vgl. No. 40 makír, Haar,
vgl. No. 105.

105. **Bombilha** (Stab zum Mate-Trinken), mätiók(i)r.
Vgl. No. 104.

106. **Kürbisgefäss zum Trinken des Mate,** matőnyíko.
Zu yíko vgl. No. 109 matšíiko, Rasselkürbis,
No. 108 matuyéko, Kürbisschale.

107. **Kleine Kürbisschale,** matuyéko.
Vgl. No. 106 und 108.

108. **Kürbisgefáss,** mišeyekn.
Vgl. No. 107 und 109.

109. **Rasselkürbis,** matšíiko.
Zu tšíiko vgl. No. 106 matőnyíko, Kürbisgefäss.

110. **Gegorener Akurípalmsaft,** tšitša.
(Uebernommenes Wort.)

111. **Zuckerbranntwein,** pokí,
C. mapoqueue.

112. **Schale aus Krokodilbrustpanzer** (grosse) mibǽko.
Zu ko vgl. 320 miko, Krokodil.
zu bǽ vgl. No. No. 39, mafǽ, Haut
No. 113.

113. **Schale aus Krokodilbrustpanzer** (kleine), mipeyoréko.
Vgl. No. 112 mibǽko.

114. **Kasten,** mešedšíka, matšiávia.

115. **Feuerbohrer,** mápir.
Vgl. No. 406 na(a)pir, heiss,
No. 50 mabíř, Stern.

116. **Feuerfächer,** tiakanatá.
Vgl. No. 68 matá, Feuer,
zu tia vgl. No. 139 matěadaápara, Webemesser,
No. 144 madátiadaápana, Webstuhl.

117. **Klopfstein für Kerne,** mátaha.

118. **Steinbruch,** vaígukuárigakú.
Vgl. No. 76 makú, Stein,
No. 474 hárĭkä, holen,
zu vai vgl. No. 101 matšeévai, Buschmesser,
No. 467 mageho(u)etševai, schleifen.

119. **Zigarre,** matáhegi.
Vgl. No. 70 mugí, Rauch,
No. 463 guɔhegi, rauchen.

120. **Tabak,** mabó,
C. maboo.

121. **Mandiokamehlsieb,** ugoágoma.
Vgl. No. 373 mamá, Mandioka,
No. 122.

122. **Mandiokareibe,** mateúkuma.
Zu ma vgl. No. 373 mamá, Mandioka.
zu teu vgl. tea in No. 139 matěadaápara, Webemesser.

123. **Korb** (aus Akurípalmblatt geflochten), mu(n)dá.
Vgl. No. 365 madár, Holz.

124. **Viola** (Saiteninstrument), magáhu.
Zu hu vgl. No. 493 maho, singen, zu ga vgl. No. 494 vágaåtša, tanzen.

125. **Saite der Viola,** itšá.
Vgl. No. 494 vágaåtša, tanzen,
No. 162 matšaagátir, Bogensehne,
zu tša vgl. No. 18 mutšadára, Finger.

126. **Wirbel der Viola,** itšáagi.
Vgl. No. 125 itšá, Saite.

127. **Rundes Loch der Viola,** itšío.
Vgl. No. 5 matšió, Mund.

128. **Die drei Querfäden am oberen Ende der Viola,** ékuagíto.

129. **Caracacha** (Musikinstrument aus einem gerifften Stück Bambusrohr), magaragatša.
Vgl. No. 494 vágaåtša, tanzen.

130. **Horn zum Rufen,** mūpŏ.

131. **Klapper aus Tierhufen,** mátšurubó.
Vgl. No. 20 mabó, Fuss.

132. **Ohrfederbüschel,** máraavi.
Vgl. No. 10 máve, Ohr.

133. **Diadem,** mutšaari.
Zu tša vgl. No. 46 mašåga, Flügel.

134. **Rochenstachel** (Instrument gegen Zahnschmerz) mošibáku.
Vgl. No. 7 makuá, Zahn.

135. **Zeugpuppe,** mašíovir.
Vgl. No. 217 maširvuir, Leute.
Vgl. Satz 4.

136. Keule C. maragueu.

137. **Lanze,** madžúrr.

138. **Gewehr,** gátu,
C. makeu.
Vgl. Satz 36.

139. **Webemesser** zum Anfertigen der Moskitowedel, matĕadaápara.
Vgl. No. 144 madátiadaápana, Webstuhl für Hängematten.
No. 158 mapára, Moskitowedel.
No. 365 madár, Holz,
zu tea vgl. No. 116 tiakanatá. Feuerfächer.

140. **Spindel,** madáhuitši.[1]
Vgl. No. 142 mutší, Baumwolle.
No. 143 mutší, Faden.
No. 365 madár, Holz.

141. **Wirtel der Spindel,** emũ(ng)

142. **Baumwolle,** mutší,[1]
C. moutchai.
Vgl. No. 143.
No. 140 madáhuitši, Spindel.
No. 378 máguaaguetší, Tucumpalme.

143. **Faden,** mutší.
Vgl. No. 142.

144. **Webstuhl** für Hängematten, madátiadaápana.
Vgl. No. 139 mateadaápara, Webemesser für Moskitowedel.
No. 146 mápana, Hängematte aus Baumwolle.
No. 365 madár, Holz.
No. 116 tiakanatá, Feuerfächer.

145. **Bogen zum Glätten der Rohbaumwolle,** magayidå.
Vgl. No. 161 magadidá, Bogen.

146. **Hängematte aus Baumwolle,** mápana.
Vgl. No. 144 madátiadaápana.
No. 147.

147. **Hängematte aus Tucumpalmfaser,** matšedebá.
Vgl. No. 146.

148. **Schlafmatte aus Binsen,** miró.

[1] Vgl. Seite 260.

149. **Schlafmatte aus Akurípalmblatt,** mádaakútši.
Vgl. No. 380 mûküadä, Akurípalme.

150. **Jaguarfell** (Schlafmatte), máfæ̃dyépago.
Vgl. No. 240 mépago, Jaguar.
No. 39 mafæ̃, Haut.

151. **Hirschfell,** mafæ̃t(í)r.
Vgl. No. 237 mit(í)r, Hirsch.
No. 39 mafæ̃, Haut.

152. **Sitzbank,** mīkĭrbădá.
Vgl. No. 365 madár, Holz.
No. 93 mik(í)f, Kochtopf.

153. Bekleidung, C. maré.

154. **Hut,** máhokuir.
Vgl. No. 1 mundokuír, Kopf.

155. **Hemd,** mafæ̃.
Vgl. No. 39 mafæ̃, Haut.
Vgl. No. 156, 157.

156. **Hose,** mavæ̃ta.
Vgl. No. 155, 157.

157. **Handgelenkbinde,** mavæ̃rúta.
Vgl. No. 155, 156.

158. **Moskitowedel,** mapára.
Vgl. No. 139 matéadaápara, Webemesser.

159. **Moskitonetz,** mageetó.

160. **Halsband aus Grassamen,** madšahuag(í)r.
Vgl. No. 74 C. madjo-ougeu, Grasland.

161. **Bogen,** magadidá magátia, C. magatea.
Vgl. No. 145 magayidá, Bogen zum Glätten der Rohbaumwolle.

162. **Bogensehne,** matšaagátir.
Vgl. No. 161,
zu tša vgl. No. 18, mutšadára, Finger.

163. **Bogen zum Tonkugelschiessen,** madŏgŏpiinu.
Vgl. 164.
Vgl. No. 165 măpiino, Ton.

164. **Tonkugel zum Schiessen,** madŏgăpino.
Vgl. No. 163.
No. 165.

165. **Ton,** măpiino.
Vgl. No. 163, 164.

166. **Pfeil,** C. machie.
Zu chie (= tši in meiner Schreibweise) vgl. No. 167, No. 169, No. 170.

167. **Pfeil mit Taquarárohrspitze,** mandauatší.
Vgl. No. 169 tauatší, Vogelpfeil.
No. 166 C. machie, Pfeil,
No. 170 mabidží, Kinderpfeil.

168. **Pfeil mit Knochenspitze,** madápi.
Vgl. No. 175 Rohrschaft des Pfeiles.

169. **Vogelpfeil mit verdickter Holzspitze,** tauatší.
Vgl. No. 167 mandauatši.

170. **Kinderpfeil,** mabidží.
Zu dži vgl. tši in No. 167 mandauatší, Pfeil mit Taquarárohrspitze.

171. **Harpunenpfeil,** matšáabaga.

172. **Taquaráspitze des Pfeils,** míta.

173. **Knochenspitze des Pfeils und des Harpunenpfeils,** yubũ.
Vgl. No. 43 yobumbŏ, Sporn beim Hahn.

174. **Holzspitze beim Vogelpfeil,** iĕtoga.

175. **Rohrschaft der Pfeile,** madápi.
Vgl. No. 168 madápi, Pfeil mit Knochenspitze.

176. **Rohrschaft der Harpune,** eida.

177. **Umwicklung der Pfeile,** mambáve.

178. **Umwicklung der Federn des Kinderpfeils,** mundáda.

179. **Baumwollumwicklung des Pfeils,** mutší.
Vgl. No. 142 mutší, Baumwolle.

180. **Baumwollumwicklung bei einer Harpune,** ivegnkuir.
Zu kuir vgl. No. 1 mundokuír, Kopf.

181. **Holzzwischenstück des Taquarápfeiles,** măkūgubŏ.

182. **Holzzwischenstück eines Knochenpfeiles und gezacktes Holzstück einer Harpune,** yúpi.

183. **Schaftfeder bei einem Taquarápfeil,** makidyaye.

184. **Schaftfeder bei einem Vogelpfeil,** madšeyéya.

185. **Kerbe beim Taquarápfeil,** mátaguígitšé.
Vgl. No. 186.

186. **Kerbe beim Knochenpfeil und beim Harpunenpfeil,** ĕtagíkuir.
Zu kuir vgl No. 1 mundokuír, Kopf, vgl. No. 185.

187. **Kerbe beim Vogelpfeil,** ĕtayekuĭr.
Zu kuir vgl. No. 186, No. 1.

188. **Kerbe beim Kinderpfeil,** madehedže.

189. **Strick der Harpune,** eitšáegeri.

190. **Fischleim zum Einsetzen der Knochenspitze,** madóko.

IV. Verwandtschaft.

191. **Mutter,** memĕ.
guagi, deine Mutter; vgl. Satz 31.
Vgl. No. 199 mé, Bruder der Mutter.

192. **Vater,** bápa.
Vgl. No. 198 pá, Bruder des Vaters.

193. **Sohn,** bé,
C. alora.

194. **Tochter,** ió,
C. moudiohaja,
C. jio (meine Tochter).

195. **Bruder, älterer,** tšína.
Zu tši vgl. No. 197 tšívæ̰, Schwester, vgl. No. 208 tšína, Vetter, älterer.

196. **Bruder, jüngerer,** didáhir.
Vgl. No. 209 didáhir, Vetter, jüngerer.

197. **Schwester,** tšívæ̰.
Zu tši vgl. No. 195, tšina, älterer Bruder.

198. **Bruder des Vaters,** pá.
Vgl. No. 192 bápa, Vater.

199. **Bruder der Mutter,** mé.
Vgl. No. 191 memĕ, Mutter.

200. **Schwester des Vaters,** kuir.
Vgl. No. 201.

201. **Schwester der Mutter,** kuir.
Vgl. No. 200.

202. **Vater des Vaters,** tovæ̰iu.
Zu væ̰iu vgl. No. 203 kũ(ng) væ̰iu, Mutter des Vaters.

203. **Mutter des Vaters**, kũ(ng)-væ̯iu.
Zu væ̯iu vgl. No. 202 tovæ̯iu, Vater des Vaters,
Zu kũ(ng) vgl. No. 205 kũ(ng)vuír, Mutter der Mutter.

204. **Vater der Mutter**, tšavuír.
Zu vuír vgl. No. 205.

205. **Mutter der Mutter**, kũ(ng)vuír.
Zu vuir vgl. No. 204 tšavuír, Vater der Mutter,
zu kũ(ng) vgl. No. 203 kũ(ng)væ̯iu, Mutter des Vaters.

206. **Enkel**, nga.

207. **Enkelin**, nga.

208. **Vetter, älterer**, tšína.
Vgl. No. 195 tšína, Bruder, älterer.

209. **Vetter, jüngerer**, didáhir.
Vgl. No. 196 didáhir, Bruder, jüngerer.

210. **Ehemann**, madæ̃,
C. matai.

211. **Ehefrau**, muhádši,
C. mouhaja.
Zu ha vgl. No. 214 giǒha, Mutter des Ehemanns oder der Ehefrau,
No. 216 tšíěha, Schwager.

212. **Vater des Ehemanns**, děětě.
Vgl. No. 213.

213. **Vater der Ehefrau**, děětě.
Vgl. No. 212.

214. **Mutter des Ehemanns**, giǒha.
Zu gi vgl. No. 191 guagi, deine Mutter, vgl. No. 215,
zu ha vgl. No. 211 muhádši, Ehefrau.

215. **Mutter der Ehefrau**, giǒha.
Vgl. No. 214.

216. **Schwager**, tšíěha.
Zu ha vgl. No. 211 muhádši, Ehefrau.

217. **Leute**, maširvuir.
Vgl. Satz 4,
vgl. No. 135 mašióvir, Zeugpuppe.

218. **Knabe**, šiágantši.
Vgl. Satz 35.

219. Greis, Greisin, C. meou.

220. Neger, C. mibaia-chou.

221. Weisser, C. akua-chou.
Vgl. No. 391 mákuó, weiss.

222. Indianer, C. magueu-chou.

223. Mulatte, C. noupirego-chou.

224. Gott, C. ochewekin.

225. Teufel, C. moukelengui.

V. Tiere.

226. **Affe** (Tupi: macaco), (Simia macacus spec.), máku.

227. Affe, C. macpo.

228. **Affe** (kleine spec.), mašǎari.

229. **Boca d'agua** (Affe, Macacus boca d'agua), maguáahu.

230 **Bugio** (Tupi), (Mycetes barbatus), múkuě.

231. **Fledermaus** (spec.), mutšíiga,
C. mapo.

232. **Nasenbär** (Tupi: coati), (Nasua socialis), mǎhǎǎdyǎho,
C. maajaho.

233. **Ochse**, mavaká (vom Bras. vacca, Kuh),
C waca.

234. **Pferd,** matŏyĕpago,
C. tojepago.
Vgl. No. 240 mĕpago, Jaguar,
No. 402 tŏŏf(æ̯), gross.

235. **Schwein,** mapo,
C. mapo.

236. **Hund,** mavæ̯,
C mavii.

237. **Hirsch, kleiner** (Tupi: suasú), (Cervus rufus od. campestris), médšiavi,
C. mejiavi.

238. **Sumpfhirsch** (Tupi: suasú-pucu), (Cervus paludosus; Bras: veado galheiro), mit(í)r.
Vgl. No. 151 mafæ̯t(í)r, Hirschfell.

239. **Tapir** (Tupi: tapira), (Tapirus americanus), mah(í)r.

240. **Jaguar** (Tupi: yaguára), (Felis onca), mĕpago,
C. apaco.
Vgl. No. 234 matŏyépago, Pferd.
No. 150 máfedyépago, Jaguarfell.

241. **Jaguatirika** (Tupi: Yaguatirika), (Felis mitis [pardalis]), măroódža.

242. Wolf, C. mougouteu.

243. **Gürteltier** (Tupi: tatú), (Dasypus), mīpĭ,
C. mipi.

244. **Beuteltier** (Didelphys spec.), mišegažiguăfĭr.

245. **Fischotter** (Lutra brasiliensis), mæ̯vĕ.

246. **Paca** (Coelogenys paca), mīšiăvižitŏ.

247. **Eichhorn** (Sciurus aestuans), măréiyi.

248. **Ratte** (spec.), mitšōăki.

249. **Meerschwein** (Cavia aperea), mĕki.

250. **Agutí** (Dasyprocta aguti), mitŏ.

251. **Capivara** (Hydrochoerus capyvara), mak(í)r,
C. maqueueu.

252. Vogel, C. madjahé.
Vgl. No. 46 mašaga, Flügel.

253. **Vogelnest,** măgunyitšŏ.

254. **Papagei** (spec.), mikí(ř).
Vgl. No. 93 mik(í)ř, Kochtopf.

255. **Arara** (spec. blau), măta ha.

256. **Arara** (spec. rot), mătŏga.

257. **Arara** (spec. rot), măšăga,
C. machada.

258. **Sittig** (Bras.: perequito; spec.), mípe.

259. **Sittig** (Bras.: perequito; spec.), mitáda. C. mitada.

260. **Hahn,** magare(d)žoié.
C. magari-jahé.
Vgl. No. 129 magaragatša, Caracacha.

261. **Mutum** (Crax), makăna.

262. **Jakutinga** (Tupi: yaku-tinga), (Penelope pipile), măhi.

263. **Rebhuhn** (Perdix spec.), mūtĭrīō.

264. **Arakuan** (Tupi), (Ortalida canicollis), mikăna.

265. **Anhuma**(Tupi), (Palamedea cornuta), madži(r).

266. **Ema** (Tupi), (Rhea americana), matŭ, C. maatou.
Vgl. No. 92 matŭ, Tonkrug.

267. **Taube** (spec.), mabŏ.
No. 20 mabó, Fuss.

268. **Taube** (spec.), mikîrh(a).

269. **Taube** (spec.), míkī(n).

270. **Tucan** (Tupi), (Rhamphastos discolorus), matōō(g)ōiǽ, C. matogouiai.

271. **Cancão** (Tupi), (Erismatura dominica), tōmătšóuiu.

272. **Pescador** (bras. Name für einen Vogel), mīrátša.

273. **Cabeça secca** (bras. Name für einen Vogel), mikŏ.

274. **Tujujustorch** (Tupi: tuyuyu), (Mycteria americana oder Ciconia mycteria), mahí(r).

275. Jabiru, C. nicko.

276. **Soco**(Tupi), (Ardea brasiliensis), mikvo.

277. **Yoko** (bras. Name für einen Vogel), matšŏ.

278. **Reiher, grauer** (Ardea spec.), māguáha.

279. **Karão** (Tupi), (Ardea scolopacea, sive Ibis infuscata), măto.
Vgl. No. 11 máto, Hals.

280. **Löffler**(Bras.: colhereiro), (Platalea rosea), mīrătāăgă.
Vgl. No. 45 itáaga, Schnabel, No. 14 mará, Hand.

281. **Möwe** (Bras.: gaivota, spec.), măngăăna.

282. **Ente**, mibŏ.

283. **Mareka** (Entenart), magvébo.

284. **Schwalbe** (Bras.: andorinha; spec.), mutšăabe.
Vgl. No. 285.

285. **Schwalbe** (Bras.: andorinha; spec.), toyotšăabe.
Vgl. No. 284.

286. **Gralha** (Blaurabe, Cyanocorax coeruleus), tomatĕ.

287. **Töpfervogel**(Bras.: massabarro), (Furnarius spec.), mipába.
Vgl. No. 288.

288. **Töpfervogel**(Bras.: massabarro), (Furnarius spec.), măguanipaaba.
Vgl. No. 887.

289. **Kurikaka** (Tupi), (Ibis spec.), matodikăna.

290. **Kurikaka** (Tupi), (Ibis spec.), măkódă.

291. **Yao** (Tupi), (Crypturus noctivagus, sive Zabele bras.), mŭfatšăho.

292. **Wasserhuhn** (Bras.: frango d'agua), (Fulica spec.), maguăato.
Vgl. den Stammesnamen guató.

293. **Bigua-tinga** (Tupi), (Plotus anhinga), máhĕ.

294. **Bigua** (Tupi), (Carbo brasilianus), mitŭyé.

295. **Sariema** (Tupi), (Dicholophus cristatus), mutšīga.

296. **Cafezinho** (Bras.), (kleiner brauner Sumpfvogel), mitší.

297. **Specht** (Bras.: picapao), (Picus spec.), mitumbávi.

298. **Baguari** (Tupi), (Ciconia spec.), muga.

299. **Baguari** (Tupi), (Ciconia spec.), măguóōgá.

300. **Escravo de Juan pinto** (Bras.), makūŭhe.

301. **Kabure** (Tupi), (Schleiereule, Strix spec.), mubŏ́.

302. **Urubu** (Tupi), (Geier, Catharista spec.), mōgú.

303. **Urubu** (Tupi), (Geier, Catharista spec.), matšiga.

304. **Falke** (Bras.: gavião, spec.), mẽ́džăha.

305. **Falke** (Bras.: gavião, spec.), mărόdžīkăna.

306. **Falke** (Bras.: gavião, spec.), maguikīngua.

307. **Falke** (Bras.: gavião, spec.), mŭtăkoraăpĕ.

308. **Cardinal** (Cardinalis cucullatus), mŏrōbik(u)ir.
Vgl. No. 1 mundokuír, Kopf.
No. 154 máhokuir, Hut.

309. **Frosch resp. Kröte** (spec.), mītŏhu.

310. **Frosch resp. Kröte** (spec.), ōpīgadžĕ́nye.

311. **Frosch resp. Kröte** (spec.), măguárēté.

312. **Frosch resp. Kröte** (spec.), mătrogua.

313. **Frosch resp. Kröte** (spec.), mădóvi.

314. **Senembu** (Tupi), (grosse Echsenspecies), mĭkuahu.

315. **Papavento** (Bras. grosse Echsenspecies), mītămūhă.

316. **Orisso** (bras. Eidechsenspecies), maroyăve.

317. **Eidechse** (Lagartixa spec.), mipĕ́eri.

318. **Eidechse** (Lagartixa spec.), mihă.

319. **Eidechse** (Lagartixa spec.), mībĭrĕ́kn.

320. **Krokodil** (Crocodilus sclerops), miko.
Vgl. No. 112 mibĕko, Krokodilschale.

321. **Sukuriuh** (Tupi), (Boa spec., Riesenschlange), mikúari.
C. miquari.

322. Klapperschlange, C. mijii.

323. Schlange, C. mojijipao.

324. **Sumpfschildkröte** (Bras.: kagado), (Platemis spec.), mútaab(i)r.

325. Fisch, C. megenti.

326. **Piranha** (Tupi), (Serasalmo piraya), mŭ́t(i)r.

327. **Kurimbata** (Tupi), Fisch spec.), mivó.

328. **Cascudo** (Fisch spec.), mắd(i)r.

329. **Kará** (Tupi), (Fisch spec.), mīboŏtší.

330. **Pakú** (Tupi), (Fisch spec.), muguāakuǎ.
Vgl. No. 7, makuá, Zahn.

331. **Pakupeba** (Tupi), (Fisch spec.), múpǎ.

332. **Pintado** (Fisch spec.), mapír.

333. **Fisch, ähnlich dem Pintado,** matšǐ.

334. **Yaú** (Tupi) (Fisch spec.), mīpěžěgntí.

335. **Rubafo** (Fisch spec.), măpí.

336. **Schmetterling** (spec.), muboóta.

337. **Schmetterling** (spec.), mandagúnta.

338. **Fliege** (Bras.: mosca, spec.), maié.

339. **Fliege** (Bras.: mosca, spec.), mádžīhī.

340. **Fliege, grosse** (Bras.: mutuca, spec.), nivóoto.

341. **Fliege, kleine** (Bras.: moscinha, spec.), mǎrōrě.

342. **Mandori** (Tupi), (Biene spec.), manópīnŏ.

343. **Marimbondo** (Tupi), (Wespe spec.), maguáha.

344. **Honig,** mápagua.
Vgl. No. 345.

345. **Kopflaus,** mápagua.
Vgl. No. 344.

346. **Moskito,** maká.

347. **Ameise** (spec.), mărómō.

348. **Ameise** (spec.), mufǎra.

349. **Ameise** (Bras.: carregador, spec.), mukuǐr.
Zu kuir vgl. No. 1 mundokuír, Kopf.

350. **Tocanguira - Ameise** (spec.), mīšǐēb(i)r.

351. **Tocanguira - Ameise** (spec.), magũ(ng)děrǎhū.

352. **Grille** (spec.), tomoiéēié.

353. **Grille** (spec.), mašiōót(i)r.

354. **Grille** (spec.), movíriri.

355. **Grille** (spec.), măkóŏdyě.

356. **Grille** (spec.), maiyéhe.

357. **Blutegel** (spec.), mătšŏ(ng)tă.

358. **Krebs** (spec.), mútă.

359. **Schnecke** (spec.), mapagopé.

360. **Muschel** (spec.), māguāžīpí.

361. **Muschel** (spec.), maguóě.

362. **Muschel** (spec.), miúri.

363. **Muschel** (spec.), mutídăguā.

VI. Pflanzen.

364. **Baum,** madár,
C. mador.
Vgl. No. 365 madár, Holz,
No. 366 makuadár, Blatt,
No. 384 matoadár, Blume,
No. 374 maguidá, Zuckerrohr,
No. 396 múkuadá, Akurípalme.

365. **Holz,** madár.
Vgl. No. 364 madár, Baum,
No. 85 madyuádā, Stange zum Fortstossen des Kanus,
No. 89 maandáko, Beilstiel,
No. 91 múšaadá, Holzteller,
No. 96 máguaadá, grosser Holzlöffel,

Holz, madár. (Forts.)

No. 97 mákuada, Suppenspatel,
No. 123 mu(n)dá, Korb,
No. 139 matĕadaápara, Webemesser,
No. 140 madáhuitši, Spindel,
No. 144 madátiadaápana, Webstuhl,
No. 145 magadidă, Bogen zum Glätten der Rohbaumwolle,
No. 149 mádaakútši, Schlafmatte aus Akurípalmblatt,
No. 152 mĭkĭrbădă, Sitzbank,
No. 168 madápi, Pfeil mit Knochenspitze,
No. 175 madápi, Rohrschaft der Pfeile,
No. 176 eida, Rohrschaft der Harpune.
No. 178 mundada, Umwicklung der Federn des Kinderpfeiles.

366. **Blatt**, makuadár.
Vgl. No. 364, 365 madár, Baum, Holz, vgl. No. 7 makuá, Zahn.

367. **Wurzel**, matána.

368. **Zweig**, ik(i)ryabó.
Vgl. No. 40 makĭr, Haar.

369. **Blume**, matoadár.
Vgl. No. 364 madár Baum,
No. 409 nitoavi, gut, hübsch.

370. **Mais**, madžéro,
C. majei.

371. **Bohne**, moparóha,
C. moupariroca.

372. Batate, C. mouka.

373. **Mandioka**, mamá.
Vgl. No. 121 ugoágoma, Mandiokasieb.
No. 122 mateúkuma, Mandiokareibe.

374. **Zuckerrohr**, maguidá.
No. 462 arogueda, Zuckerrohr lutschen.

375. **Banane**, măguăădžă,
C. maquajaha.

376. **Feigenbaum**, mūkă.

377. **Mangave**, mararita.

378. **Tucumpalme**, máguaaguetšĭ.
Vgl. No. 379.
No. 142 mutšĭ, Baumwolle.

379. **Frucht der Tucumpalme**, matakúuvetšĭ.
Vgl. No. 378.

380. **Akurípalme**, mŭkŭadă,
C. midjii.
Vgl. No. 366 makuadár, Blatt.

381. **Carandapalme**, mŭf(i)r.

382. **Jatobá-Baum**, mŭku.
Vgl. No. 76 makú, Stein.

383. **Inga** (Baum), mirádža.

383a. Embauva, mamăadă.

384. **Sibotá-Frucht**, matšĭ.

385. **Onha de gato** (Strauch mit Dornen), mákugubó.

386. **Paudaio**, mīpŏŏgadā.

387. **Runcador**, mŏguăadŏ.

388. **Taruma**, madŏ.

389. **Forno d'agua**, mīguátă.

390. **Guaápe** (Wasserpflanze), mudăda.

VII. Adjektiva.

391. **weiss**, mákuó.
Vgl. No 221 C. akua-chou, Weisser.

392. **schwarz**, ipĕ.

393. **blau**, rápoukuadá.
Vgl. No. 394 marápou, grün.

394. **grün**, marápou.
Vgl. No. 393 rápoukuadá, blau.

395. **rot**, marátšo.

396. **gelb**, úpive.
Vgl. No. 49 múpina, Mond.

18*

397. **dunkel**, aguári.

398. **hell**, matŭŭdza.

399. **rein**, níšia.

400. **gangbar**, năbí.
Vgl. Satz 3.

401. **schmutzig**, mirori.

402. **gross**, tŏŏfæ̰.
Zu tŏó vgl. No. 443 toopũ'ng), viele,
No. 404 toguétša, hoch,
(No. 413 notŏ, hart),
No. 83 C. moutomouu grosses Boot,
zu fæ̰ vgl. No. 39 mafæ̰, Haut.

403. **klein**, dzaví.

404. **hoch**, toguétša.
Zu to vgl. No. 443 toopũ'ng', viele.
No. 402 tŏŏfæ̀, gross.
(No. 413 notŏ, hart).

405. **niedrig**, diópada.

406. **heiss**, na(a)pír,
C. apeu, Hitze.
Vgl. No. 50 mabíř, Stern,
No. 115 mápir, Feuerbohrer.

407. **kalt**, nakarákuaiu.
C. maraquai, Kälte.

408. **weit entfernt**, okuóheya.
Vgl. Satz 6,
pahe in Satz 21 ivia pahe: »sie gehen nicht weit«.

409. **gut, hübsch**, nitoavi,
C. itoa (gut).
Vgl. Satz 4.

410. **hübsch**, C. nitou.

411. **schlecht**, nikiiro,
C. mifau.

412. hässlich, C. mifau.

413. **hart**, notŏ.

414. schwer, C. itavo.

415. leicht, C. nitaan.

416. **wild**, nakédza.

417. **zahm**, nanīndĕ.

418. faul, C. eiguaoraea.

419. **verschieden, anders**, iogř.
Vgl. Satz 28 und 33.

VIII. Zahlwörter.

420. **Eins**, tšénehe,
C. tchenai.
Vgl. No. 425 tšenekaéhera, sechs,
No. 430 tšenehebó, elf,
No. 438 C. tchenai-ai-quachoibo, sechzehn,
No. 440 C. tchenai-jiga, einundzwanzig,

421. **zwei**, dúni,
C. dou-ouni.
Vgl. No. 426 dunikaéhera, sieben,
No. 431 duniimbó, zwölf,
No. 436 C. douounai-ai-quachoibo, siebenzehn.

422. **drei**, tšúmo,
C. tchoum.
Vgl. No. 427 tšumokaéhera, acht,
No. 432 tšumoimbó, dreizehn,
No. 437 C. tchoum-ai-quachoibo. achtzehn.

423. **vier**, deéka(i)r,
C. dekai.
Vgl. No. 428 deka(i)r kaékaira. neun.
No. 433 deekaírkaírkairbó, vierzehn,
No. 438 C. dekai-ai-quachoibo, neunzehn.

424. **fünf**, tóhera,
C. toera.
Vgl. No. 14 mará, Hand,
zu ra vgl. No. 425 — No. 429, sechs — zehn.

425. **sechs**, tšenekaéhera,
C. tchenai-caicaira.
Vgl. No. 420 tšéneche, eins,
zu hera No. 424 tóhera, fünf,
No. 14 mará, Hand.

426. **sieben**, dunikaéhera,
C. dououini-caicaira.
Vgl. No. 421 dúni, zwei,
zu hera No. 424 tóhera, fünf,
No. 14 mará, Hand.

427. **acht**, tšumokaéhera,
C. tchoum-caicaira.
Vgl. No. 422 tšúmo, drei,
zu hera No. 424 tóhera, fünf,
No. 14 mará, Hand.

428. **neun**, deka(i)rkaékaira,
C. dekai-caicaira.
Vgl. No. 423 deéka(i)r, vier,
zu hera No. 424 tóhera, fünf,
No. 14 mará, Hand.

429. **zehn**, kínyuira,
C. quinoida.
Zu ra vgl. No. 14 mará, Hand.

430. **elf**, tšenehebó,
C. tchenai-ai-caibo.
Vgl. No. 420 tšéneche, eins,
No. 20 mabó, Fuss.

431. **zwölf**, duniimbó.
C. douounai-ai-caibo.
Vgl. No. 421 dúni, zwei,
No. 20 mabó, Fuss.

432. **dreizehn**, tšumoimbó,
C. tchoum-ai-caibo.
Vgl. No. 422 tšúmo, drei,
No. 20 mabó, Fuss.

433. **vierzehn**, deekaírkaírkairbó,
C. dekai-al-caibo.
Vgl. No. 423 deéka(i)r, vier,
No. 20 mabó, Fuss.

434. fünfzehn,. C. quinoibo.
Vgl. No. 10 C. quinoida.
No. 20 mabó, Fuss.

435. sechzehn, C. tchenai-ai-quachoibo.
Vgl. No. 420 tšénehe, eins,
No. 20 mabó, Fuss.

436. siebenzehn, C. douounai-ai-quachoibo.
Vgl. No. 421 dúni, zwei, No. 20 mabó, Fuss.

437. achtzehn, tchoum-ai-quachoibo.
Vgl. No. 422 tšúmo, drei,
No. 20 mabó, Fuss.

438. neunzehn, C. dekai-ai-quachoibo.
Vgl. No. 423 deéka(i)r, vier,
No. 20 mabó, Fuss.

439. zwanzig, C. quinoui-quachoibo
Vgl. No. 20 mabó, Fuss.

440. einundzwanzig, C. tchenai-jiga.
Vgl. No. 420 tšénehe, eins.

441. sechsundzwanzig, C. dechagiga.

442. dreissig, C. tchenai-jiga-caicaira.

IX. Partikeln und sonstiges.

443. **viele**, toopũ.
Vgl. Satz 15,
Vgl. No. 446 deepũ, wie viele,
zu to vgl. No. 402 töőfẽ, gross,
No. 404 toguétša, hoch.

444. **Einiges, einige Sachen**, era.
Vgl. Satz 9.

445. **Wie verhält es sich?** diruadé.
Vgl. Satz 2.

446. **Wie viele?** deepũ.
Vgl. Satz 5.
Vgl. No. 443 toopũ, viele.

447. **wann?** navaéekigi.
Vgl. Satz 8.

448. **dort, hier** (Partikel die auf den Ort der Handlung hinweist), hani.
Vgl. Satz 4.

449. **dorthin,** he (auch hi), weist auf den Ort hin, wohin die Handlung gerichtet ist.
Vgl. Satz 7.

450. **hier, dieser hier,** gine.
Vgl. Satz 4.
Vgl. No. 453 digń (digine), jetzt.

451. **zurück,** tša.
Vgl. Satz 7.

452. **wieder, wiederum,** namara.
Vgl. Satz 12 u. 10.

453. **jetzt,** digń.
Zu gń vgl. No. 450 gine, hier.

454. **niemals wieder,** nianinšo virmara.
Vgl. Satz 10,
zu mara vgl. No. 452 namara, wieder.

455. **deshalb,** iruadeye eraaye.
Vgl. Satz 25,
zu iruadeye vgl. No. 445, diruadé, wie verhält es sich.

456. Negation **nein,** égu.
Vgl. ego Satz 23.
C. mau.
Negation beim Verbum den Vokal i enthaltend Vgl. Satz 12.

457. ja C. ii.

458. **Begrüssungsform,** oihebí.
Vgl. Satz 1.

459. **vorwärts!** (Bras.: vamos!), kíra.
Vgl. Satz 39 kíra gúteradya, lasst uns fortgehen! (Bras.: vamos embora.)

X. Verben.

460. **trinken,** gogíign.
Vgl. No. 94 matšúugiírgn, Becher.

461. **essen,** guárogń (offenbar zweite Person = du isst),
C. aroeuguen.
Vgl. 462 arogueda, Zuckerrohr lutschen.

462. **Zuckerrohr lutschen,** arogueda.
Vgl. No. 374 maguidá, Zuckerrohr.
No. 461 guárogń, essen.

463. **rauchen,** guahegi (offenbar zweite Person = du rauchst).
Vgl. No. 70 mugí, Rauch,
No. 119 matáhegi, Zigarre.

464. **machen, tun,** ŏnō(ho)nă.

465. **Feuer anzünden,** ogapoégota, zünde Feuer an,
igapoégota, ich zünde Feuer an.
Vgl. Satz 37.

466. festmachen, C. ooutchai (Französisch: attacher).

467. **schleifen,** mageho(u)etševai.
Vgl. No. 101 matšeévai, Buschmesser.
No. 102 mipor(i)tševáii, Messer.
zu vai vgl. No. 118 vaigukuárigakú, Steinbruch.

468. **liegen,** okúgua.

469. **schlafen,** adákuani,
C. kouni.

470. **sitzen,** āgăhăgĭ,
C. naguagueu.

471. **gehen,** nakáni,
okani, ich gehe,
eguava, du gehst.
Vgl. Satz 3 guava, du gehst,
vgl. Satz 3 ivia, sie gehen nicht,
ahodyíka, wir gehen,
dekia tšamohióvoro, ich gehe nach Hause. Vgl. Satz 38.

472. laufen, C. niguouai.

473. **reisen,** kĭraugōhĕgn.
guakérehi, als du reistest; vgl. Satz 2,
vgl. góhegń in Satz 21,
vgl. Satz 11 kaioguak(í)rgi, wohin du gehst.

474. **holen,** hărĭka.
Vgl. No. 118 vaígukuárigakú, Steinbruch?

475. **bringen,** hŏdókiă.
Vgl. Satz 9 ōdókiderahani, um uns hier einige Sachen zu bringen.

476. **geben,** adomahi (ich gebe).
Vgl. Satz 35.

477. **mit dem Pfeil schiessen,**
ukuĕnikŭni.

478. jagen, C. yavarou.

479. **töten,** kērăgăgū(ng),
C. wadoubegou.

480. **schlagen,** nekéera,
C. negoun.

481. **streiten,** áhedžažín(g).

482. **rudern,** oióga.
naiogaío, ich rudere,
naióga, er rudert,
naiogahi, wir rudern,
guatšiaióga, ihr rudert.

483. **waschen,** kuafú,
C. waafé.

484. **reinigen,** ōguăhadya.

485. **schneiden,** măkĭmbŏ.

486. **werfen,** guáyă(hă).

487. beissen, C. eta.

488. sprechen, C. mouteu.

489. **rufen,** ōkăaye.

490. **fragen,** déhogńma, sie fragt.
Vgl. Satz 31.

491. **schwimmen,** naafúrnigúgn,
C. afeaeuni.

492. untertauchen, C. afeugua.

493. **singen,** măho, C. maho.
Vgl. No. 124 magáhu, Viola.

494. **tanzen,** văgaătša,
C. agacha.
Vgl. No. 129 magaragatša, Caracacha.

495. **lachen,** guăkuăhu.

496. vergnügt sein, C. atarijou.

497. **weinen,** mahóne, sie weint,
C. aouni.
Vgl. Satz 31.

498. **niesen,** mătšia,
C. atchian.

499. **kacken,** kēragōkú.

500. **pissen,** ípinar.

501. **pforzen,** dítšīdōíšī.

502. **sterben,** vătšōgă.

503. **sehen, wissen,** guatšír, du siehst.
Vgl. Satz 2.
kíbetšír (vgl. Satz 23) und akeheibetšir (28), sie wissen nicht.

504. ermüden, C. acoura.

505. **krank sein,** năkŭvĕ.
C. akouai, krank.

506. Fieber, C. apouja.

507. **Furcht haben,** montaguagagátu, er hat Furcht vor dem Gewehr.
Vgl. No. 138 gatu, Gewehr,
vgl. Satz 36.

C. Alphabetisches Verzeichnis der Wörter des Vokabulars.

* Siehe oben S. 260.

IV. Sätze der Guató-Sprache.

1. oihebí
bom dia
Guten Tag (Begrüssungsform).

2. diruadé — guakérehi
como é — *quando vosse està viajando*
Wie verhält es sich, — als du reistet,

nagua — guatšír — gudžéekũ (ng).
o que — *vosse viu* — *o rio?*
was — sahst du — vom Fluss?

diruadé (auch iruadé. Vgl. Satz 23 und 34), findet sich mehrfach, gewissermassen als allgemeine Fragepartikel, sowohl in der direkten Frage (vgl. 3, 14, 33) wie in der indirekten Frage (vgl. 23 iruadé kibǽ tšir, »sie sahen nicht wie es sich verhielt.« 28, 31, 34) und wurde auf mein Befragen von Rosa mit »como é«, etwa unser deutsches »wie verhält es sich«, übersetzt. Mit Anhängung der Silbe ye »eruadeye« gibt es das portugiesische »por isso« »deshalb« gleich dem eráaye in 23 wieder.

guakérehi; quando vosse esta viajando, als du reistest. Vgl. kiraugohegn No. 473 des Vokabulars sowie Satz 6.

Aus dem vorliegenden Material ergibt sich mit Sicherheit, dass »gua« das Pronomen der zweiten Person ist. Vgl. guatšír, du siehst oder sahst, guavá, du gingst. So auch mit Substantiven: guagi, deine Mutter (31), guahiovir, dein Haus (78) und in dem Ausdruck iókaguak(ı̀)rgi, »dort an deinem Ufer«, »wo du her kommst«.

na scheint ebenso wie diruadé, mit dem zusammen es auch im folgenden Satze auftritt, ein Frageartikel zu sein. Im Satz 8 ist es in dem Worte navéekigide, dem Frageworte der Zeit »wann?« enthalten.

guatšír; nach vorigem zweite Person des Verbums, das »sehen« bedeutet. Vgl. 5 u. 34. Ausserdem kíbe tšír in 23 und akéhei be tšir, das mit elles não sabem, »sie wissen nicht«, übersetzt wurde, in 28.

gudžéekũ(ng); o rio, »den Fluss«. Vgl. 6 und madžéékũ(ng) des Vokabulars (No. 62).

3. năbi guavá
esta hinpo *aonde andaste*
Ist es gangbar, wo du gingst,

diruadé?
como é?
wie verhält es sich?

năbi; über na bei der Frage vgl. 2.

guavá, du gehst, du gingst, vgl. 32, hēgvouvádi (7), »wohin gehst du jetzt?«

mara guavá (10), »du kommst zurück (ebenso 12)«.

neta guaavátšãna (13), »selbst, wenn du zurückkommen willst«.

deguavátša (8), »kommst du zurück?«

iviá (21, 27), »sie gehen nicht«.

goširvuir viá (22), »die Leute gehen nicht«.

Vgl. ive (21, 25).

diruadé, vgl. 2.

4. goširvuir di-toa-gñ
gente *agora (estam) bons*
(Sind) die Leute jetzt gut

hani?
là?
dort?

goširvuir; Stamm: širvuir. Mit abstrahierendem Präfix maširvuir, die Leute.

Vgl. 5, 15, 21, 23, 28.

ginac goširvuir (22, 27), diese Leute.

Vgl. im Vokabular No. 135 mašiórvir, Zeugpuppe.

di-toa-gñ; toa ist der Stamm des Adjektivs nitoavi, »gut, hübsch«.

Vgl. 14 und 31 und No. 409 des Vokabulars.

digñ. Zeitpartikel »jetzt« (Portugiesisch: agora).

Vgl. hegvouvádigñ (7), »wohin gehst du jetzt«, ebenso 12, 13, 19.

hani (auch abgekürzt zu han). Partikel des Ortes, weist auf den Ort der Handlung hin, »dort« resp. »hier«.

Vgl. ŏdŏkideráhani (9), »um zu bringen einige Sachen hier.«

gōširvuir iog(í)rhan (28), »andere Leute dort.«

toopũ(ng) koiéehani (30), »sind dort viele Haustiere?« Ebenso 32, 33 und 34.

5. deepũ(ng) gōahír guatšír?
quanto gente vosse viu?
Wie viele Leute sahst du?

deepũ(ng) = »wie viele«; Fragewort, die Quantität betreffend.

Vgl. toopũ(ng) (15, 30), »viele«. Die Silbe de findet sich ausser in deepũ(ng) bei der Frage auch in andern Verbindungen.

Vgl. diruadé (2), »wie verhält es sich?« navǽkigide (8), »wann?« deekuóheya (6), »ist weit?«

Auch in dem Zeitwort déhogn̊ma (31, 32), »sie fragt«, ist die Silbe de enthalten.

goahír, hier gleichbedeutend mit goširvuir (vgl. 4).

guatšír, (vgl. 2).

6. deekuóheya odžéekũ(ng)
esta longe o rio
War weit der Fluss

guakérehi?
quando vosse esta viajando?
als du reistest?

deekuóheya; über die Silbe de bei der Frage siehe 5.

okuóheya = »weit entfernt, sehr weit entfernt«.

Vgl. 11, 16, 29, 32.

odžéekũ(ng), vgl. 2.

guakérehi, vgl. 2.

7. hēgvouvá dign̊?
aondo vai agora?
Wohin gehst du jetzt?

dĕkiatšáhio?
ja vou embora?
gehst du (schon) fort?

he (auch hi) ist wie hani (vgl. 4) Partikel des Ortes, weist aber auf den Ort hin, wohin die Handlung gerichtet ist.

Vgl. dehogn̊ma heguava (31), »sie fragt, wohin du kamst.«

guakérehi (2, 6), »als du reistest.«

kiraugohégn̊, »reisen«, No. 473 des Vokabulars.

Vgl. 7, 9, 10, 17 usw.

va, vgl. 3, gua-va, du gehst.

dign̊, vgl. 4.

dekiatšahio, vgl. 9, 19, 38. Die Silbe tša findet sich auch in andern Verbindungen mit ähnlicher Bedeutung und scheint dem deutschen »zurück« (örtlich) zu entsprechen.

guavatša 8; deteheyetšárehi 31, 33.

8. nav$\underset{\smile}{\ddot{e}}$ekigi deguavatšagine?
quando *vosse vem outra vez?*
Wann kommst du wieder hierher?

nav$\underset{\smile}{\ddot{e}}$ekigi = »wann?« vgl. 9.

Ueber na bei der Frage vgl. 2,
de bei der Frage vgl. 5,
guava, »du kommst« vgl. 3,
tša, vgl. 7,
gine, »hier«, auch gńe; ebenso in 33 (tínee ní) gíne giog(í)r, »ist es wie hier oder anders«, (iog(i)r = anders), gine gošírvuir (21, 22), »die Leute hier«, »diese Leute«.

9. nav$\underset{\smile}{\ddot{e}}$eki tšâheri
quando *vosse vem outra vez*
Wann kommst du wieder,

ōdŏki dera hani?
trazer *algumas causas* *para nos?*
um zu bringen einige Sachen (uns) hier?

nav$\underset{\smile}{\ddot{e}}$ki, vgl. 8,
tšâheri; tša, vgl. 7; heri, vgl. 7,
ōdŏki, »bringen«, vgl. hŏdŏkia des Vokabulars No. 475,
era, »einige Sachen«, vgl. eráaye, »deshalb« in 23, und erahani in 32 und 34,
hani, vgl. 4.

10. nianin$\underset{\smile}{\ddot{e}}$šovirmara guavánihi.
nunca mais *(agora) vosse vem.*
Niemals wieder kommst du (jetzt).

In der gewöhnlichen Verneinung beim Verbum ist stets der Vokal i vorhanden, so auch hier in dem n-i-a-mara, »nicht wieder«.

Vgl. inamarâtehĕyegñheedigñ (13): sobald kommst du nicht wieder; ihegñdígñ (12): du gehst nicht mehr weit; iviapahe (27): sie gehen nicht weit.

Vgl. ausserdem 21, 22, 24, 25, 23, 28.

In derselben Bedeutung findet sich namara in 12 und 13.

guavá, »du kommst«, vgl. 3.
hi, vgl. 7.

11. kaio kuóheya guak(í)rgi.
aonde *vosse vem é muito* *longe.*
Wohin du gehst, ist sehr weit.

kuóheya, »weit entfernt, sehr weit entfernt«, vgl. 6.
kaio-gua k(í)rgi oder auch ioka-gua k(í)rgi, »wohin du gehst«, »dort an deinem Ufer« (Portugiesisch: aonde vosse vem oder lá na sua banda). Vgl. 25, 29, 30; gua ist Pronomen der zweiten Person. Vgl. auch das gleichbedeutende iokaguahe in 14 und 21.

12. enamara | guavá
quando chega | *là (na sua casa)*
Wieder dort (in dein Haus) kommst du,

i | hēgṅ dígṅ
vosse | *não vai mais longe.*
nicht | hierher jetzt.

namára, »wieder«, vgl. 10.

guavá, »du kommst«, »du gehst«, bezieht sich sowohl auf die vorhergehenden wie auf die folgenden Worte. Vgl. 3.

i Negation, vgl. 10.

hēgṅ, wohl = he gṅe, »hierher«.

he, vgl. 7, 20; g'ṅe, vgl. 8; vgl. kiraugohegṅ, »reisen« No. 473 des Vokabulars.

dígṅ, vgl. 4.

13. netaguaavátšána,
nem quando quer vosse não vem mais,
Selbst wenn du wieder kommen wolltest,

inamarấtēhēyĕgṅheedigṅ.
tão cedo vosse não vem mais.
kommst du sobald nicht wieder hierher.

guava, »du kommst« vgl. 3.

tša, »zurück« vgl. 7.

Negation, vgl. 10.

hĕgṅ, »hierher«, vgl. 12.

dígṅ, »jetzt«, vgl. 4.

14. diruadé | iókaguahe,
como é | *la na sua banda,*
Wie verhält es sich, dort an deinem Ufer,

nitoavi?
(esta) bonito?
(ist es) hübsch?

diruadé, »wie verhält es sich?« Vgl. 2,

iókaguahe, »dort an deinem Ufer«, vgl. kaio-gua k(í)rgi in 11,

he, vgl. 7,

nitoavi, »hübsch«, vgl. 4.

15. toopũguariaširvuir?
sua banda tem bastante gente?
Dein Ufer hat viele Leute?

tōfiákígovír?
tem bastante casas?
hat viele Häuser?

toopũ, »viele«, vgl. 30.

Vgl. auch 5 deepũ(ng), »wie viele«.

gua Pronomen der zweiten Person; vgl. 2,

maširvuir, »Leute«, vgl. 4,

movuir, »Haus«, vgl. No. 78 des Vokabulars.

16. okoiadigokuagīhadēhee gínedi.
aqui na banda vosse esta longe.
Hier am Ufer bist du sehr weit.

gíne, »hier«, vgl. 8.

17. nagoh(i)rdí ídagatši nitéerehi.
nos não sabia, que vosse vem parecér por a qui.
Wir wussten nicht, dass du erscheinen würdest hier.

rehi, vgl. 7, 18.

18. dšötšéagaġn dåteérehi.
quem é, quem sabia que vosse quer parecér por aqui.
Wer wusste, dass du hier erscheinen wolltest.

rehi, vgl. 7, 18.

19. tšadign da dékiatšáġnhi.
agora vosse jà vai embora.
Jetzt gehst du schon fort.

tša, »zurück«, vgl. 7,

dīġn, »jetzt«, vgl. 4,

hi. vgl. 7.

20. óhé déhēġn heġnë.
vosse pareceu aqui so longe.
Du erschienst hier so weit!

hēġn, hēġne, »hierher«, vgl. 12.

21. g(í)ne haeruadé iveteheh(i)n
estes gentes d'aqui não passeiam,
Diese Leute hier wollen nicht

diokáguah(i)n ivee kéoširvuir
aqui não tem gente
nach deinem Ufer gehen,

iviápahĕ itinĕheniō mæhe góheegn.
que passeiam so longe.
sie reisen nicht so weit.

Die portugiesische Uebersetzung dieses Satzes ist sehr wenig wörtlich. Jedenfalls ist in dem »iokáguah(i)n« das Ziel, wohin die Leute nicht reisen, angegeben, nämlich »nach deinem Ufer«. Vgl. 14 u. 11.

g'í͵ne, »hier«, »diese«, vgl. 8,

širvuir, »Leute«, vgl. 4,

haeruadé; vgl. diruadé in 2,

ivetcheh(i)n, »sie (die Leute) wollen nicht dahingehen«; vgl. iteheh(i)n in 24 »er will dahin« und kíiveétehi in 25 »sie wollen nicht dahin gehen«,

ve, jedenfalls vom Stamme für unser »gehen«, vgl. 3; he, vgl. 7,

iviapahĕ, »sie gehen nicht weit«, vgl. 22 und 27,

ivia, »sie gehen nicht«, vgl. 3; i̱ Negation, vgl. 10,

góhegṅ; dieselben Silben finden sich in kirau góhegṅ, »reisen«. Siehe No. 473 des Vokabulars. Ueber hegṅ vgl. 12.

22. gine goširvuir viápaadšin.
estes gentes d'aqui não vão longe.
Die Leute von hier gehen nicht weit.

gine, »diese«, vgl. 8,

goširvuir, »Leute«, vgl. 4,

viapaa, vgl. 21 und 27; i̱ Negation, vgl. 10.

23. eráaye iruadéki baetšir
por isso não viu
Deshalb sahen sie nichts,

égo baetšír oširvuir.
não viu nada gente.
nichts sahen die Leute.

eráa, vgl. 9,

ye, vgl. 25, wo das ye dem iruadé angehängt ist = por isso,

iruadé, vgl. dīruadé, »wie verhält es sich«, in 2,

baetšír, »sie sehen«, »sie sahen«, vgl. 2, 28,

égo, starke Negation, vgl. No. 456 des Vokabulars.

24. tonanĕ tóananĕ tagviiva
quando algum quer ir, não
Wenn einer dahin will,

íteheh(í)n.
chega là.
kommt er nicht an.

īiva, »sie kommen nicht dahin«, vgl. 3,

iteheh(i)n, »er will dahin«, vgl. iveteheh(i)n 21 und kiiveétehi 25; he, vgl. 7.

25. kaiokuóheya guak(í)rgi
acham longe adonde vosse vem
Es ist weit woher du kommst,

iruadeye kiiveétehi.
por isso não querem ir là.
deshalb wollen sie nicht dahin gehen.

kaiokuóheya guak(í)rgi siehe 11,
iruadeye, »deshalb«, portugiesisch: »por isso«; vgl. eraaye 23; iruadé vgl. 2.
(k)iveétehi, »sie wollen nicht dorthin gehen«,
i Negation; vgl. 10,
iveétehi, vgl. 21; hi, vgl. 7.

26. ineruadé gnomehe
não é como vosse quem passeiu,
Es gibt keinen, der reiste wie
kapahešíurehi.
como vosse que vou longe passear.
du, der du weit reistest.

i Negation; vgl. 10.
eruadé, vgl. 2,
apahe, vgl. 27; iviapahe, »sie gehen nicht weit«, und viapaa in 22,
rehi, vgl. 7.

27. gine goširvuir
aqui estes gentes
Hier diese Leute
iviápahe.
não vão longe.
gehen nicht weit.

gine, »diese hier«; vgl. 8,
goširvuir, »Leute«; vgl. 4.
ivia, »sie gehen nicht«; vgl. 3,
iviápahe, vgl. 21.

28. akéheibaetšir diruadéha
e por isso não sabem como é,
Und deshalb wissen die
goširvuir
gente
Leute nicht, wie
iogrhan.
uma outra cidade.
es anderswo beschaffen.

ibaetšir, »sie wissen nicht«, vgl. 23; i Negation, vgl. 10,
diruadé, vgl. 2,
goširvuir, vgl. 4,
iogrhan; han, vgl. 4.
iog'r; vgl. 33, »verschieden, anders«, also hier mit der Ortspartikel han = »anderswo«.

29. iókaguak(f)rgi okuoheyaye.
adonde vosse veiu é longe
Wo du herkamst ist weit.

iokaguak(í)rgi, vgl. kaioguak(í)rgi in 11,
okuoheya, vgl. 11.

30. iokaguak(f)rgi toopũ(ng)koiĕehani?
la na sua banda tem bastante criação?
An deinem Ufer gibt es da viel Vieh?

iokaguak(í)rgi, vgl. 29 u. 11,
toopũ(ng), »viele«, vgl. 15,
koiĕe, »Vieh«; portugiesisch: »criação«,
hani, vgl. 4.

31. díteheyetšárehi mahóne
quando vosse chega la chora
Wenn du zurückkommst, weint

guagi déhoǵnmahéguavá
sua mai, ella pergunta aonde
deine Mutter, sie fragt dich, wohin du

diruadeguava nítoavi.
vosse andou e si o caminho esta limpo.
gereist bist und ob es dort gangbar war.

diteheyetšárehi, »wenn du zurückkommst«,
tša, vgl. 7,
hi, vgl. 7,
mahóne, »sie weint«,
guagi, »deine Mutter«; gua, Pronomen der zweiten Person, vgl. 2,
vgl. »Mutter« im Vokabular, No. 191 mĕmĕ,
déhog'ma, »sie fragt«; vgl. medébehog'ñma in 32,
he, vgl. 7,
guava, vgl. 3,
diruadĕ, vgl. 2,
nítoavi, »hübsch«; vgl. 4.

32. medébehogńma heráhan?
o que vosse viu para là?
Sie fragt: »was sahst du da?

okuóheyáyedí guaváhan?
onde vosse andou é longe ou é perto?
Wo du gingst, war es weit oder nahe?

19*

medébehogńma, vgl. dehogńma, »sie fragt«, in 31,
herá (erá), vgl. 9, »einige Sachen«,
han (hani), vgl. 4,
okuóheya, vgl. 11,
guava, vgl. 3.

Zu dem okuóheyá-yedí = »weit oder nahe«, vgl. 33: gine-giogr = »gleich oder verschieden«.

33. guatširdióka diruadéha?
o que vosse viu para là o que é?
Was sahst du dort, wie ist es?

tínee ní gínegiogr?
é como aqui ou é differente?
Ist es wie hier oder ist es verschieden?

bieyih(í)ngenigiǒka?
é là limpo?
Ist es dort gangbar? (?)

ditehéyetšárehi medea gōhěgnhi.
quando cheyou para là assentou é contou tudo.
Wenn du zurückkommst, setzt du dich und erzählst alles.

guatšír, »du sahst«, vgl. 2.
dióka, vgl. 11 (ioka-gua k(í)rgi, »wohin du gehst«),
diruadé, »wie verhält es sich«, vgl. 2,
gine, »hier«, vgl. 8,
giogr, »verschieden«, vgl. 28,
ditehéyetšarehi, vgl. 31.

34. medégoat(i)r		aiũ(ng)
vosse	*conta*	*tudo*
Du	erzählst	alles,

guatšírhani	erahani
o que viu por aqui,	*algamas causas*
was du hier sahst,	einige Sachen,
guatšírhani	eruadéhani.
que viu por aqui,	*como é por aqui.*
die du hier sahst,	wie es sich hier verhält.

guatšir, vgl. 2,
hani, vgl. 4,
era, vgl. 9.

35. adomahi šiágantši
Ich gebe dem Knaben
mút(i)r.
einen Piranha.

mút(i)r, vgl. No. 326 des Vokabulars.

36. montaguagagátu.
Er hat Furcht vor dem Gewehr.

gátu, vgl. 138 des Vokabulars.

37. ogapoégota = zünde Feuer an.
igapoégota = ich zünde Feuer an.

mată = Feuer, vgl. No. 68 des Vokabulars.

38. dekiatšamohiovoro.
Ich gehe nach Hause.

dekiatša, vgl. 7,
mohiovoro, vgl. No. 78 des Vokabulars; ahiovírio, »unser Haus«.

39. kira gúteradya!
vamos embora!
Last uns fortgehen!

KAPITEL X.

Guató. Anthropologisches.[1]

Eine auffallende Erscheinung bei sämtlichen männlichen Individuen der Guató, welche ich zu Gesicht bekam, ist die verhältnismässig schwache Entwicklung der unteren Extremitäten, während der Oberkörper und vor allem auch die Arme durchschnittlich eine überaus kräftige Knochen- und Muskel-Bildung aufweisen. Leider war es mir auch in dieser Beziehung in Ermangelung jedweden Instrumentares nicht möglich, diese Tatsache zahlenmässig durch diesbezügliche Messungen festzulegen. Wir müssen uns also mit dem allgemeinen Ueberblick begnügen, den die von mir aufgenommenen Photographien geben.

Schon bei dem etwa elfjährigen Guató-Jungen Meki (vgl. Tafel VIII), der im übrigen schöne Körperformen aufzuweisen hat, ist die schwache Entwicklung der Beine bemerkbar. Die fünf Guató-Indianer in Fig. 145, ein Vater mit seinen vier Söhnen, haben ebenfalls bis auf die zu schwachen unteren Extremitäten einen kräftigen Körperwuchs. Auch bei den beiden älteren bärtigen Indianern auf Tafel IX, bei denen sich neben der starken Muskulatur eine beträchtliche Masse Fett am Oberkörper gebildet hat, fällt die Schwäche der Entwicklung der Beine besonders in die Augen.

Es frägt sich nun zunächst, inwieweit wir dieses ganz allgemein bei der männlichen Bevölkerung der Guató auftretende Symptom der schwachen Entwicklung der unteren Extremitäten auf bestimmte Faktoren in der Lebensweise dieser Indianer zurückführen können, d. h. inwieweit es sich aus äusseren Ursachen direkt erklären lässt.

Es war schon im vorigen eingehend die Rede von der Beschaffenheit des Territoriums, welches den Guató zur Beschaffung der zur Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse nötigen Gegenstände zur Verfügung steht, von ihrer »geographischen Provinz«. Das ganze Gebiet ist von Lagunen

[1] Vgl. meinen Vortrag: Die Guató. Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft. Februar 1902. S. (83) ff.

und Wasserarmen durchzogen, die zur Zeit des hohen Wasserstandes des Paraguayflusses meilenweite Strecken vollständig überschwemmen. Zwischen diesen Wasserflächen erheben sich dicht bewaldete Hügel und Berge, aus ihnen heraus erheben sich die künstlich von früher vorhanden gewesenen Indianerstämmen aufgebauten Muschelhügel mit den Bananenpflanzungen. Die Natur des Gebietes ist überall derart, dass alle für die wirtschaft-

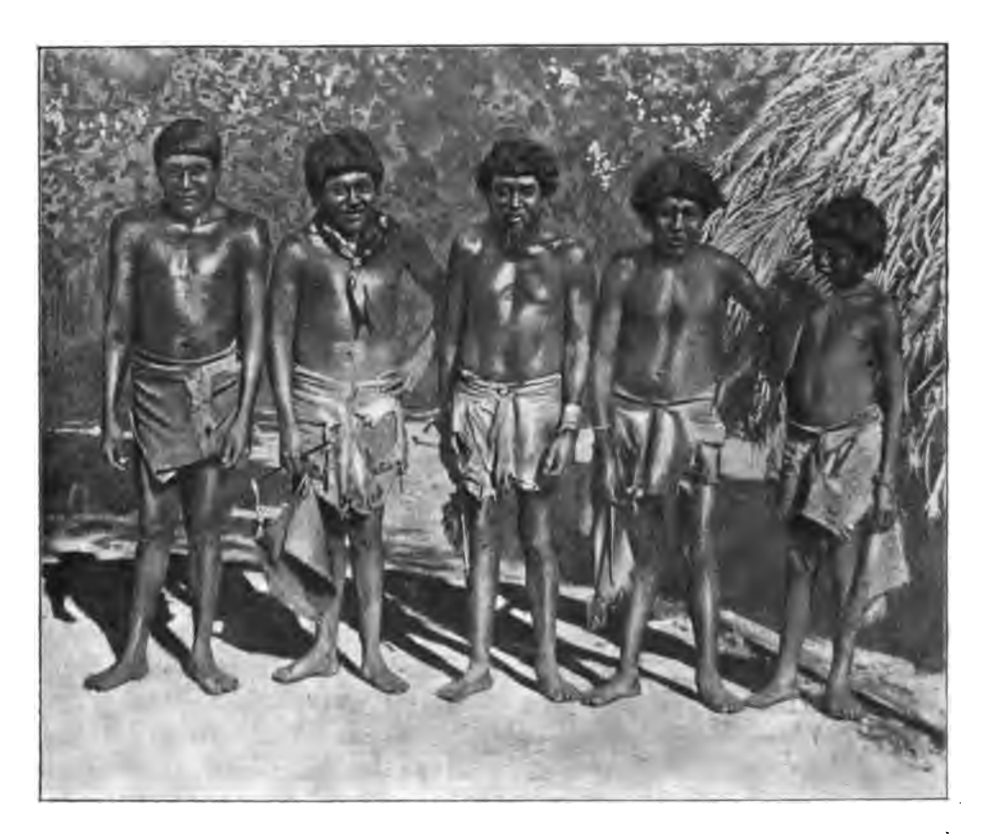


Fig. 145. Guató von Caracará. Vater mit vier Söhnen.

lichen Verhältnisse des Guató wichtigen Punkte durch Wasserwege miteinander in Verbindung stehen. Die Verbindungen zu Lande zwischen diesen verschiedenen Punkten sind dagegen infolge der Berge, des dichten Gestrüpps, sowie def weiten Sümpfe die denkbar ungünstigsten, meistens ganz unmöglich. Somit ist für den Guató das einzige Verkehrsmittel das Kanu geworden, ja es ist es wohl immer gewesen. Nur während der Zeit des niedrigen Wasserstandes bewohnen die einzelnen, für sich zerstreut lebenden Familien ihre aufs primitivste errichteten Hütten, um sich dem Genuss ihres Lieblingsgetränkes, des gegorenen Palmsaftes,

den ihnen ein in der Nähe der Wohnungen befindlicher Akuri-Palmbestand liefert, hinzugeben. Steigt das Wasser und werden infolgedessen weitere Gebiete für ihre Kanufahrten zugänglich, so verlassen sie mit ihren Familien ihre Wohnsitze, um auf längere Zeit grosse Jagdzüge mit ihren Kanus zu unternehmen, wo sie dann Monate lang fast die ganzen Tage über im engen Kanu zubringen.

Nach alledem ist der Guató ein Wasserbewohner katexochen, mehr als irgend ein anderer der bekannten Stämme des südamerikanischen Kontinentes, und somit kann es nicht wundernehmen, dass diese nach einer bestimmten Richtung hin so einseitig ausgeprägte Lebensweise sich auch in einer besonderen Beschaffenheit seiner Körperformen, speziell in der verhältnismässig schwächlichen Entwicklung der unteren Extremitäten kund tut. Vorausgesetzt natürlich, dass man überhaupt anerkennt, dass eine besondere Lebensweise typische anthropologische Merkmale bei einer bestimmten Bevölkerungseinheit hervorrufen kann.

Ebenso wie sich die verhältnismässig schwache Entwicklung der unteren Extremitäten bei den Guató-Männern aus der Lebensweise erklären lässt, finden wir in der letzteren auch die Erklärung für die auffallend häufige Erscheinung von X-Beinen und damit verbundener Plattfussbildung. Am auffälligsten tritt dieselbe bei den sämtlichen Mitgliedern der in Fig. 145 wiedergegebenen Familie hervor. Deutlich ausgeprägte X-Beine hat auch der auf Tafel XII in dem Eingang der Hütte stehende Indianer.

Ein typisches Bild von dem Leben der Guató-Familie im engen Kanu gibt die Tafel XI. Die Frau sitzt hinten und steuert, die Kinder sitzen in der Mitte und der Mann steht vorn und bewegt in stehender Haltung mit dem langen Ruder oder der langen Singa (Stange zum Stossen) das Boot vorwärts. Nach obigem bringt der Guató-Mann einen grossen Teil seines Lebens in dieser Stellung zu. Die unteren Extremitäten, deren Funktionen als Gehwerkzeuge ganz in den Hintergrund treten, kommen somit für den Guató hauptsächlich nur als Stütze der Körperlast in Betracht, und als solche werden bei der Art, wie der Guató rudert oder das Boot mit der Stange vorwärts stösst, ganz besondere Anforderungen an sie gestellt. Man muss bedenken, dass die Unterlage, auf welcher der Guató beim Rudern steht, der runde Boden des Einbaums ist, und dass man im schwankenden Kanu, um das Gleichgewicht zu behalten, die Füsse ziemlich weit seitlich auseinander stellen muss. Dadurch, dass die Füsse gegen die runde Seitenwand gestemmt werden, wird naturgemäss ein starker, seitlich medial wirkender Gegendruck auf das aufgestützte Bein ausgeübt, und da diese medial wirkende Kraft dauernd auf die nach vorigem an sich schon in der Entwicklung zurückgebliebenen Beine wirkt, so sind hiermit die besten Vorbedingungen zur Ausbildung von X-Beinen gegeben.

Auf die mit den X-Beinen auch sonst gewöhnlich gemeinsam vorkommende Plattfussbildung muss der im obigen geschilderte Stand des Fusses auf der runden Kanufläche notwendig stark fördernd einwirken, da der Hauptgegendruck auf die laterale Fussseite ausgeübt wird.

Auch abgesehen von dieser starken Hinneigung zur Ausbildung von X-Beinen, deren ausgeprägteste Formen sicherlich als etwas pathologisches angesehen werden müssen, war ein verhältnismässig grosser Prozentsatz der etwa 46 Individuen, welche ich im Seengebiete von Gaiba und Uberaba antraf, mit Gebrechen behaftet. Zwei Leute, ein Mann und eine Frau, waren vollständig erblindet. Ein Kind, schon etwa drei Jahre alt, konnte nicht laufen und war vollständig blödsinnig. Ein Mann war blödsinnig und eine Frau und ein Mann krankhaft stumpfsinnig. Das sind also, abgesehen von den X-Beinen, immerhin sechs mit Gebrechen behaftete auf etwa 40 Gesunde, also 15 pCt. Der reichliche Alkoholgenuss wird wohl seinen Anteil an diesem ungünstigen Gesundheitszustand haben.[1]

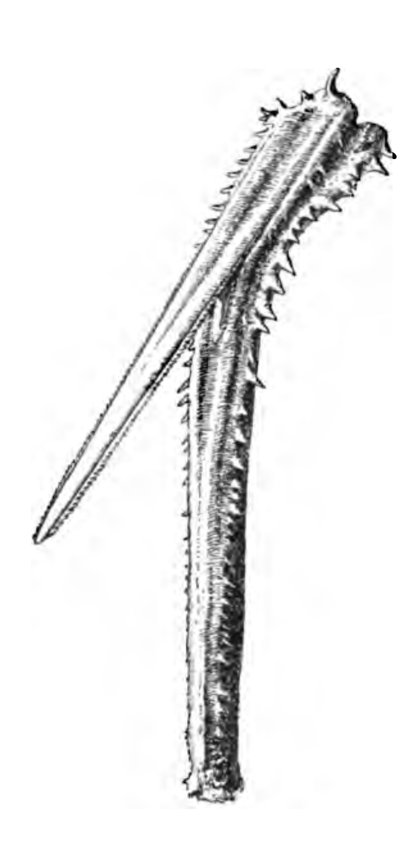


Fig. 146. Rochenstachel, bei Zahnschmerz verwendet. Berl. Mus. V. B. 5018. 1/1 n. G.

Dass der Zahnschmerz auch unter den Guató bekannt ist, beweist das in Fig. 146 wiedergegebene Instrument. Es besteht in einem Rochenstachel, mit welchem das Zahnfleisch aufgeritzt wird.

Auffällig ist bei mehreren Individuen die schräge Augenstellung, derart, dass der äussere Augenwinkel höher liegt als der innere. (Vergl. Tafel VIII.)

Die Körperfarbe der Guató ist ein nicht allzu dunkles Braun, das an den vor der Sonne geschützten Körperstellen bedeutend heller ist.

---

[1] Die Behauptung Rohdes (Originalmitteilungen l. c. 1885, S. 15 f.), dass die Weiber der Guató meistens schwächlich seien und dass ihr elender Zustand jedenfalls daher käme, dass sie schon als Kinder Unzucht trieben, kann ich wenigstens in dieser Allgemeinheit nicht gelten lassen. Von Unzucht mit Mädchen im Kindesalter habe ich während meines Aufenthaltes unter den Guató nichts beobachten können. Auch stimmt nicht die Rohdesche Behauptung, dass die Frauen meist unfruchtbar seien. Fast bei allen Familien, die ich sah, waren Kinder vorhanden, und abgesehen von dem einen oben erwähnten blödsinnigen Kinde machten die Kinder der Guató im allgemeinen einen kräftigen, gut gewachsenen Eindruck. (Vgl. Tafel VIII.)

Die Männer tragen einen oft sehr langen, aber dabei ziemlich dünnen Vollbart, der auf den ersten Blick den ganzen Indianer-Typus des Guató verwischt. (Vgl. Tafel IX und Fig. 145.) Die Haare der Männer sind bald ziemlich wellig, bald schlicht. Sie sind derart geschnitten, dass alle Haare, welche nach vorn liegen, etwa die Mitte der Stirn erreichen. Die nach hinten liegenden Haare reichen, soweit sie innerhalb der durch Verlängerung des vorderen Haarrandes gebildeten Peripherie liegen, alle bis zu dieser letzteren herab; was unterhalb dieser Peripherie wächst, wird kurz geschnitten.

Das Haar der Frauen hängt teilweise ziemlich lang nach hinten herab. Nur bei wenigen war es (wie bei der Frau in der Mitte der Tafel X) auf dem Kopfe zu einem Knoten verflochten.

Von irgendwelcher Körperbemalung oder Tätowierung oder Verstümmelung habe ich nichts gesehen. Nur waren, wie schon oben erwähnt, die Ohren einer Frau und die eines Kindes durchbohrt, um ein kleines, an einem Faden befestigtes Federbüschel aufzunehmen, eine Sitte, die früher sicherlich allgemeiner verbreitet gewesen ist, und zwar auch bei den Männern. (Vgl. oben S. 182, Anm. 1.)

KAPITEL XI.

Guató. Individualpsychologisches.

Bei der folgenden Darstellung des geistigen Charakters der Guató bin ich mir sehr wohl der Gefahr bewusst, in den so häufig in Bezug auf dieses Thema begangenen Fehler zu grosser Verallgemeinerung zu verfallen. Es ist klar, dass ich mir selbst im Verkehr mit diesen Indianern, wo ich längere Zeit unter ihnen lebte, gemeinsam mit ihnen arbeitete, gemeinsam mit ihnen die Mahlzeiten einnahm und manche vergnügte Stunde unter ihnen verlebte, eine bestimmte allgemeine Meinung über die Hauptzüge der Charaktere der einzelnen Individuen bilden konnte. Für einen dritten sind meiner Ansicht nach aber nur diejenigen meiner Schlussfolgerungen von Wert, von denen ich auch die Prämissen vollständig angeben kann, ist nur die Angabe derjenigen Charakterzüge von Wert, zu denen ich das Rohmaterial, die einzelnen von mir beobachteten Handlungen der betreffenden Individuen, als Erscheinungsformen dieser Charakterzüge beifügen kann.

So lässt sich zunächst schon aus der geringen Sorgfalt, mit welcher die Häuser hergestellt werden, aus dem fast gänzlichen Fehlen der Ornamente an den Gebrauchsgegenständen auf einen gewissen Grad von geistiger Indolenz schliessen, der, vielleicht erhöht durch den übermässigen Alkoholgenuss, sich schon auf den Gesichtern, namentlich älterer Personen, ausgeprägt hat. Mir wurde diese geistige Gleichgültigkeit namentlich auffällig durch die Art, wie die Guató meine Wissbegierde nach ihrer Sprache aufnahmen. Bildete doch bei meinem Verkehr mit den Indianern im Schingú-Quellgebiete gerade dieser Austausch der Benennungen der einzelnen Tiere und Gegenstände in der verschiedenen Sprache einen Hauptteil der Unterhaltung mit jenen Leuten. Immer wieder fragten sie, wie der Karaibe dieses oder jenes Tier benenne, und die Verschiedenheit der Sprache machte ihnen immer wieder neues Vergnügen. Sie hatten grosses Interesse für das Vorsingen deutscher Lieder. Immer wieder liessen sie

sich z. B. das Lied »Margareta, Mädchen ohne gleichen« oder derartiges mehr vorsingen, bis einzelne Personen zuletzt das Lied in Melodie und Worten einigermassen erkennbar wiederzugeben wussten. Wie war das alles so ganz anders bei den Guató! Mit vieler Mühe gelang es mir, einige, vielleicht zwei bis drei Worte aus einer Person herauszupressen, worauf dieselbe dann, schon geistig ermüdet, unwillig von mir abrückte und deutlich genug zu verstehen gab, dass sie nicht mehr mit so etwas behelligt sein wollte.

Auf die verschiedenste Weise versuchte ich mir Erzählungen diktieren zu lassen, unter den grössten Versprechungen, aber immer wieder wurde mir kurz geantwortet »não tem mais«, »es gibt solche Erzählungen nicht mehr«. Das Vorsingen deutscher Lieder machte auf sie fast gar keinen Eindruck. Sie gaben sich nicht die Mühe, eine neue, ihrem Ohre ungewohnte Melodie zu fassen. Sie sahen sich dadurch höchstens in dem eintönigen, nicht eben viel geistige Anspannung erfordernden Cururugesang gestört, der mit grosser Ausdauer, unter Begleitung einer von ihnen selbst geschickt, aber einfach verfertigten Viola (vgl. oben Fig. 26) und dem rhythmischen Schrapen auf der Caracachá (vgl. oben Fig. 27), geübt wird.

Dass dieser mangelnde Sinn für geistige Betätigung und geistige Abwechslung mehr die Folge einer geistigen Trägheit als Mangel an Fähigkeiten ist, geht aus verschiedenen Tatsachen hervor. Zunächst daraus, dass der grösste Teil der erwachsenen Bevölkerung bei den Gelegenheiten, bei welchen er mit den Brasilianern zusammengekommen ist, die portugiesische Sprache ziemlich gut gelernt hat, obgleich die Guató unter sich ausschliesslich in ihrer eigenen Sprache reden.

Als ich an einem Regentage, wo sich nichts weiter anfangen liess, mit meinen Leuten Schreibversuche anstellte, war der etwa elfjährige Guató-Junge Meki, den ich auf der Reise mit mir führte, den andern Leuten meiner Begleitschaft an Auffassungsvermögen weit überlegen, auch meinem Begleiter Reginaldo, einem sonst sehr aufgeweckten Mulatten. Nach kurzen Versuchen konnte er drei Zahlen und das »i« aus freier Hand herstellen, wozu meine erwachsenen brasilianischen Begleiter, trotzdem sie die gleiche Mühe darauf verwandten, noch nicht imstande waren. Derselbe Junge sang beim Cururutanz einige vorgesungene portugiesische Verse mit, ohne die geringste Kenntnis von dieser Sprache zu haben. Auch war er äusserst fähig, meine Aufträge zu verstehen, die ich ihm irgendwie verständlich zu machen suchte.

Niemals fand ich an irgend einem Gegenstand bei den Guató eine Bemalung vor, und nur einmal an der Gaiba an zwei Bäumen einige Tierzeichnungen mit Holzkohle. Die Fig. 147 und 148 geben diese Zeichnungen in der Form wieder, wie ich sie an Ort und Stelle genau abge-

zeichnet habe. Auf dem einen Baum waren die fünf in Fig. 147 wiedergegebenen Figuren angebracht. Die erste Figur stellt, wie leicht ersichtlich und wie mir auch von den Guató bestätigt wurde, einen Reiter zu Pferde dar, in der für Indianerzeichnungen überhaupt so charakteristischen Form, dass beide Beine der reitenden Person vorn vor dem Pferde nebeneinander sichtbar sind.[1] Der Zügel ist durch eine von der rechten Hand des Reiters aus zum Pferdekopf verlaufende Linie gekennzeichnet. Von den vier andern Tieren sollte das erste, dasjenige ohne Beine, durchaus ein Schwein vorstellen. Wodurch die Figur gerade als ein solches gekennzeichnet ist, lässt sich schwer ersehen. Die drei andern

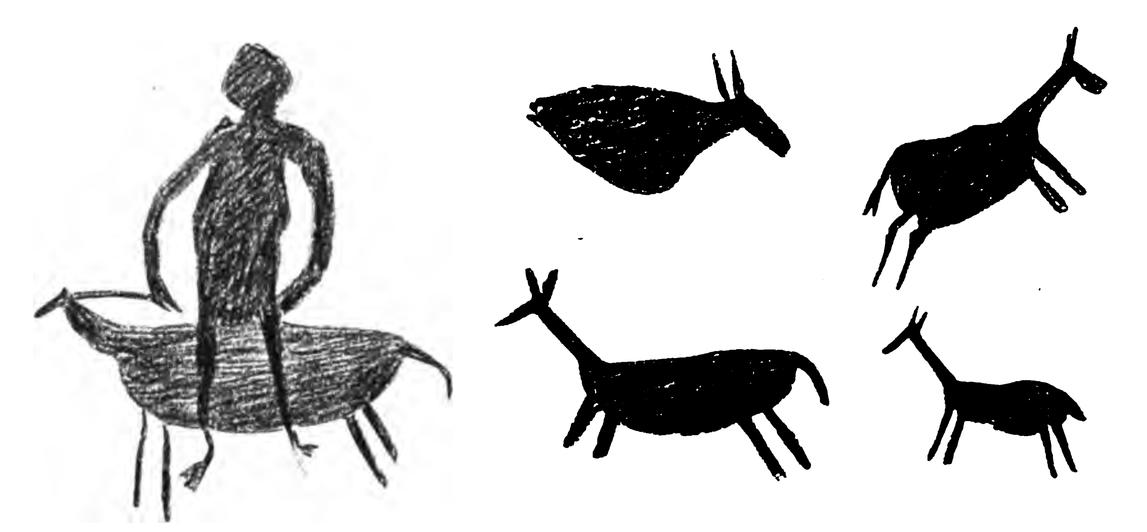


Fig. 147. Guatózeichnungen. Mit Holzkohle an einem Baumstamm ausgeführt.

Tiere sollen Pferde sein, was sich sehr gut verstehen lässt. Sehr gut ist die auf Fig. 148 abgebildete Kuh charakterisiert, welche auf einem andern, direkt neben dem ersteren stehenden Baume angebracht war.

Alle diese Figuren beziehen sich auf Tiere, die der Guató in seiner Umgebung nicht hat, so dass der Schluss nahe liegt, dass der betreffende Künstler diese Darstellungen nicht gemacht hat der Ausübung seiner Kunst wegen, sondern vielmehr nur, um das in der Fremde Gesehene den Seinen zu beschreiben.

Nach dem wenigen, was ich an Zeichnungen vorfand, zu urteilen, ist das Zeichnen bei den Guató jedenfalls eine grosse Seltenheit. Und doch waren diese Zeichnungen mit nicht weniger Geschick ausgeführt, als andere mir bekannt gewordene Zeichnungen südamerikanischer Indianer.

[1] Vgl. unten und K. v. d. Steinen: »Unter den Nat.« Taf. XVII.

Wieder ein Zeichen dafür, dass der Mangel des Zeichnens bei den Guató nicht Folge der geistigen Unfähigkeit hierzu, sondern vielmehr Folge einer geistigen Trägheit ist.[1]

Der Geist des Guató ist zu träge, um sich eingehender mit der Zukunft zu beschäftigen. Dies machte sich mir am deutlichsten beim Abschluss meiner Handelsgeschäfte mit ihnen bemerkbar. Nur wenige Gegenstände, wie Jaguarfelle, Pfeile und Bogen, haben gewissermassen einen absoluten Wert angenommen. Der Guató hat einen Vorrat von diesen Gegenständen, und der Verlust eines Teils derselben macht sich nicht unmittelbar, sondern erst nach einer gewissen Zeit fühlbar. Gegen einen Gegenstand, der ihm für den Augenblick dient, vor allem gegen Branntwein, gegen Tabak oder Angelhaken, gibt der Guató diese Sachen für einen verhältnismässig geringen Preis her. Dagegen macht es grosse



Fig. 148. Guatózeichnung, eine Kuh darstellend. Mit Holzkohle an einem Baumstamm ausgeführt.

Schwierigkeiten, einen Gegenstand des alltäglichen Gebrauchs zu erwerben, wie z. B. die Moskitowedel, von denen jedes Individuum gewöhnlich nur einen hat, die Armbinden der Männer, und vor allem die Sagaia, die grosse Jaguarlanze. Dass sich diese Gegenstände durch verhältnismässig geringe Arbeit bald wieder ersetzen lassen, bei einem verhältnismässig grossen Verdienst durch diese Arbeit, berechnet der Guató nicht. Er weiss, dass der Verlust dieser Gegenstände baldige Arbeit erforderlich macht, und zu dieser Arbeit hat er, zumal in der Zeit des Tšitša-Trinkens, zu der ich ihn besuchte, keine Lust.

[1] Ueber die auffällige und bei der langjährigen Berührung der Guató mit der europäischen Kultur leicht erklärliche Verwandtschaft dieser Zeichnungen mit den Zeichnungen der ebenfalls mit europäischer Kultur am Paranatinga in Berührung gekommenen »Schinguános« siehe weiter unten Kapitel XIII.

Was die vielgerühmte Gastlichkeit der Indianer angeht, so beruhte dieselbe da, wo ich sie bei den Guató in Anspruch nehmen musste, nur darin, dass man eben geduldet wurde; — geduldet wurde, weil man Pinga und einige Gebrauchsgegenstände mit sich führte, die sie zu haben begehrten. Angeboten wurde einem nichts, aber man scheute sich, alle Bitten abzuschlagen. In Figueira gewährte mir der Häuptling Timotheus, meine Sachen in seinem Rancho unterzubringen. In einer Ansiedlung an der Gaiba wurde mir dieses trotz des strömenden Regens rundweg abgeschlagen. Der Fremde schläft nicht im Hause seines Wirtes, sondern vor demselben, und hat der Regel nach selbst für Lebensmittel zu sorgen. Ist er dreist genug, ohne Aufforderung bei der allgemeinen Mahlzeit mit zuzulangen, so wird ihm dieses nicht verwehrt. So nahm ich selbst gewöhnlich an den gemeinsamen Mahlzeiten teil, um die verschiedenen Gerichte kennen zu lernen. Zum Tšitša-Trinken gingen die Guató, abgesehen von meinem alten Freunde Timotheus in Figueira, stets, ohne mich aufzufordern, daran teilzunehmen. Kam ich von selbst nach, um die Trinkenden in dem von den Häusern entfernten Tšitša-Bestand zu besuchen, so wurde mir und meinen Begleitern mehrfach gesagt, dass kein Tšitša mehr im Baumloch vorhanden sei. Erklomm ich dann trotzdem den betreffenden Baum, so fand ich dies niemals bestätigt. Der Guató hatte es nur gesagt, um den häufig noch in ziemlicher Menge vorhandenen Tšitša allein zu trinken. Allerdings liess er mich jetzt ruhig gewähren, wenn ich sein Trinkrohr ergriff und auch ohne Aufforderung mit von seinem Tšitša trank.

Was den Verkehr mit den Guató im Vergleich zu den Indianern des Schingú-Quellgebietes sehr erleichterte, war vor allem der Umstand, dass sie selbst nach unsern Begriffen vollständig ehrlich waren. Niemals ist mir irgend etwas von meinen Sachen unter ihnen fortgekommen. Vor meiner Weiterreise von Figueira zu den übrigen Guatówohnsitzen hatte ich meine ganze bisher angelegte ethnographische Sammlung dem alten Guató Timotheus zur Aufbewahrung gegeben. Als ich nach einigen Wochen zurückkam, fehlte kein Stück. Auch konnte ich immer ganz sicher sein, dass sich der kleine Guatóknabe, der mich zeitweise begleitete, niemals heimlich an meine Sachen herangemacht hatte.

Auch sonst machten die Guató einen viel charakterfesteren Eindruck als die übrigen Indianer, mit denen ich zusammentraf. Wie oben erwähnt, geschieht der Kampf gegen einen Jaguar in der Weise, dass der Jäger als einzelner ihn mit dem Pfeil anschiesst und dann den Sprung des hierdurch in Wut geratenen Tieres mit der grossen Lanze, die früher nur eine Knochenspitze anstelle der jetzt gebräuchlichen eisernen Spitze trug, abfängt. Es gehört zu dieser Art Jagd sicherlich ebensoviel Kraft wie Mut, und von uns Europäern würden sicherlich nicht viele an dieser

Jagdmethode grosses Vergnügen finden. Jederzeit muss der Guató einer Begegnung mit den in seiner Gegend so häufigen Jaguaren gewärtig sein. Nicht einmal zu den in der Nähe der Ansiedlungen gelegenen Tšitša-beständen kann er seine Frauen und Kinder gehen lassen, ohne sie mit der grossen Lanze auf der Schulter zu begleiten. Dass nicht alle Indianer Südamerikas mit solcher Entschlossenheit als einzelne dem Jaguar entgegentreten, bezeugt z. B. die mir von meinem Begleiter José erzählte Tatsache, dass die Bakairí am Kulisehu deshalb frühere Wohnsitze an diesem Flusse aufgegeben hätten, weil die betreffende Gegend zu häufig von Jaguaren heimgesucht wurde.

Der kraftvolle Charakter der Guató spiegelt sich auch in den für südamerikanische Verhältnisse ungewöhnlichen Dimensionen wieder, welche seine Waffen wie sonstigen Gebrauchsgegenstände einnehmen. Man vergleiche z. B. die Grösse der Ruder, der Bogen und Pfeile, der Tongefässe und auch der nach unsern Begriffen riesenhaften Esslöffel der Männer. Wir werden im folgenden Kapitel sehen, wie diesem kraftvollen Charakter des Guató seine Hinneigung zu einem ausgeprägten Individualismus entspricht. Ob der eine oder der andere dieser beiden Faktoren das Primäre ist, wird sich nicht entscheiden lassen, sicherlich aber haben im Laufe der Entwicklung beide fördernd aufeinander eingewirkt.

Während wütende Eifersuchtsszenen selbst unter nahen Verwandten bei den Guató eine häufige Erscheinung sind,[1] werden auf der andern Seite solche Angehörige, welche durch Gebrechen an sich in hilfloser Lage wären, aufs aufopferndste versorgt. Es wurde oben erwähnt, dass eine Mutter ihr schon etwa drei Jahre altes Kind, das blödsinnig lallend auf der Erde herumspattelte, mühsam besorgte und ihm mit Hilfe eines kleinen Löffels behutsam Nahrung einflösste. Zweimal traf ich bei den Wohnsitzen am See von Uberaba vollständig erblindete Personen an, das eine Mal einen Mann, das andere Mal eine Frau. In beiden Fällen wurde aufs sorgfältigste für die Hilflosen gesorgt. Der erblindete Mann wurde sogar mit in den Kreis der Cururutänzer geführt. Dadurch, dass ihm während des Tanzens von seinem Vordermanne ein Moskitowedel hingereicht wurde, konnte er alle Bewegungen unbehindert mitmachen. Als ich in der einen Ansiedlung mit dem Hausherrn irgend ein Tauschgeschäft eingehen wollte, trat plötzlich ein anderer Guató als Vermittler dazwischen. Nachher merkte ich, dass der betreffende Guató, mit dem ich das Geschäft hatte abschliessen wollen, geistig nicht zurechnungsfähig war. Man hatte also gleich dafür gesorgt, diesen vor einer Uebervorteilung von meiner Seite zu schützen. Bei alledem darf man nicht vergessen, welche unsägliche Mühe es machen muss, in jener Gegend einen solchen mit Ge-

[1] Vgl. oben S. 145. Vgl. auch Koslowky: Tres Semanas entre los Indios Guatós, S. 18 (Revista del Museo de La Plata 1895).

brechen Behafteten wirklich dauernd vor Unbill zu schützen. Während der Zeit des Tšitšatrinkens, wo die Guató sesshaft sind, geht es noch an. Aber welche Mühe müssen die Leute erst aufwenden, um auf den Monate lang dauernden Wasserfahrten im Kanu ihre Pfleglinge kunstgerecht zu versorgen!

Eine grosse Vorliebe zeigt der Guató für Kinder; nicht nur für seine eigenen, die er stets um sich hat, sondern auch für andere überhaupt. Wie am Kulisehu, so konnte ich mich auch hier bei den Guató durch nichts mehr bei der Bevölkerung beliebt machen, als indem ich die Kinder beschenkte oder sie sonst durch allerlei kleine Kunststückchen, die ich ihnen zeigte, erheiterte. So war es denn auch ein Zeichen von grossem Vertrauen des alten Häuptlings Timotheus zu mir, dass er mir seinen kleinen Sohn Meki als Begleiter für die Weiterreise mitgab, und ich glaube, dass ich dieses Vertrauen vor allem der grossen Anhänglichkeit zu danken hatte, die der Junge schon vor meiner Weiterreise zu mir gefasst hatte.

Auch unter den Kindern selbst sorgten die grösseren aufs sorgsamste für die kleineren und gaben sich viel mit ihnen ab. Meki würde sich niemals ans Essen herangemacht haben, wenn der kleine fünfjährige João, der Sohn unserer Begleiterin Rosa, noch nichts gehabt hätte.

Ueberall spielte die Jugend laut lärmend miteinander herum, woran auch vielfach noch die schon erwachsenen Jünglinge Anteil nahmen. Mehrfach sah ich, dass die Knaben, um die grösseren mit in ihr Spiel hineinzuziehen, diese einfach auf den Hintern spuckten. Die auf diese etwas unsanfte Weise Angegriffenen liefen hinter dem betreffenden Täter her, um sich an ihm zu rächen, wodurch dann eine allgemeine vergnügte Hetzjagd in Szene gesetzt wurde.

KAPITEL XII.

Lebensverhältnisse der Guató in bezug auf Sozialismus und Individualismus.

Es lässt sich nicht mehr feststellen, ob früher die Guató ein festeres soziales Band zu gemeinsamen Operationen verknüpft hat. Zurzeit ist der Zusammenhang der Guató untereinander sowohl, wie mit den ihrem Gebiete benachbarten Gesellschaftssphären ein sehr lockerer und infolgedessen ein sehr ungeregelter.

Ich traf nichts an, was auf irgend einen intimeren Verkehr mit irgend einem der benachbarten Indianerstämme schliessen liesse. Während z. B. bei den Stämmen am Kulisehu ein grosser Teil der Habe von den Nachbarstämmen erworben war, fand ich bei den Guató kein Stück indianischer Industrie vor, das nicht von den Guató selbst fabriziert war. Gerade dieser Mangel an Austausch der Produkte mit andern Stämmen, der an andern Orten jedenfalls überaus fördernd auf die Entwicklung einheimischer Industrie gewirkt hat, lässt die Industrie der Guató als eine so unentwickelte, so eintönige erscheinen.

Was die Stellung der Guató zu dem gesellschaftlichen Gebilde der brasilianischen Bevölkerung und damit unmittelbar zu der von europäischer Kultur beeinflussten, im gegenseitigen Wechselverkehr stehenden Bevölkerungseinheit betrifft, so haben wir zu unterscheiden einmal den Teil der Guató-Bevölkerung, der als abgeschlossene Gesamtheit für sich auf dem dieser Gesamtheit zukommenden Territorium lebt, und anderseits den Teil, den diese Gesamtheit von Zeit zu Zeit abstösst und in der Mischbevölkerung der brasilianischen Bevölkerungseinheit aufgehen lässt. Verschiedene Frauen leben ausserhalb des eigentlichen Guató-Gebietes zusammen mit brasilianischen Männern. So traf ich in Bracinho drei Guató-Frauen an, in Amolar eine und eine in St. José. Guató-Kinder wurden in brasilianischen Häusern grossgezogen, so ein kleines Mädchen in Corumbá. Und

endlich bleibt mancher von den der Sitte gemäss in gewissem Alter in brasilianische Dienste tretenden Jünglinge infolge von Verschuldung dauernd an der Rückkehr in den Wald verhindert, oder tritt hin und wieder in Lebensverhältnisse ein, die er dem Leben unter seinen Stammesgenossen vorzieht, so z. B. ein Sohn des alten Timotheus. Dieser Assimilationsprozess nagt unaufhaltsam an der Wurzel des Guató-Stammes und wird nach nicht allzu langer Zeit Hand in Hand mit andern Vernichtungsfaktoren sicherlich den Einheitsbegriff einer Guató-Bevölkerung in die Vergangenheit verdrängen, mag der kleine Rest dieser Bevölkerung auch noch so versteckte Schlupfwinkel in den Lagunengebieten des Paraguay aufsuchen.

Ueber die Art und Weise, in welcher die für sich lebende Bevölkerungseinheit der Guató während der langen Zeit, seitdem zuerst Europäer in jene Gegenden eindrangen, mit dem brasilianischen Gesellschaftskreise in Berührung gekommen ist, lassen sich aus den wenigen vorliegenden geschichtlichen Daten (vgl. oben S. 171 ff.) keine Einzelheiten entnehmen. Es lassen sich nur noch gewisse Kräfte konstatieren, die teils abstossend, teils anziehend auf den Anschluss der Guató an diesen brasilianischen Gesellschaftskreis gewirkt haben.

Eine überaus abstossende Kraft hat in dieser Hinsicht sicherlich das Wüten der Pockenkrankheit unter den Guató zu verschiedenen Zeiten ausgeübt. So haben die Guató vor einigen Jahren nach dem Auftreten einer solchen Epidemie, wie man mir mehrfach erzählte, lange nichts mehr von sich hören lassen. Noch im letzten Jahre hat die grosse Sterblichkeit infolge dieser Krankheit mehrere Leute von Caracará bewogen, ihre dortigen Wohnsitze zu verlassen.

Abstossend auf den Anschluss an die Brasilianische Bevölkerungseinheit wirken ferner zwei Faktoren, welche den in Matto Grosso herrschenden Zuständen zuzuschreiben sind. Zunächst der Umstand, dass in Matto Grosso der Arbeiter, welcher seinem Arbeitgeber, dem Patron, schuldet, diesem für die Schuld mit seiner Person haftbar ist. Der Guató, welcher ein solches Arbeitsverhältnis eingeht, ist an stetige Arbeit nicht gewöhnt, die Zeit des Tšitša-Trinkens oder der grossen Jagdzüge zieht ihn zu seinen Stammesgenossen zurück. Er verlässt seinen Patron, der den Flüchtling zu verfolgen sucht und ihn dadurch zwingt, sich versteckt zu halten. So wurde mir ein Fall von einem Bewohner am See von Uberaba bekannt. Der Bewohner eines dortigen Ranchos hatte schon ein grosses Stück Land gerodet, um zu pflanzen, hatte aber Haus und Pflanzung aus Furcht vor den Leuten von Acurisal verlassen müssen, da er dem Eigentümer dieser Fazenda schuldete und sich darauf gefasst machen musste, wegen dieser Schuld mit Gewalt aus seinem Heim entführt zu werden.

Die schädliche Wirkung dieser Verhältnisse wird noch dadurch erhöht, dass Acurisal an der Fahrstrasse liegt, welche den Verkehr zwischen dem Guató-Gebiet und den Brasilianern ermöglicht, mithin z. B. schon die erwähnte Familie von jedem Verkehr mit Brasilianern abgeschnitten blieb. Die Leute von Acurisal treiben es so weit, dass jedes Guató-Boot, welches passiert, angerufen wird und Rechenschaft über das Ziel seiner Reise abzugeben hat.

Der zweite für die Beziehungen zwischen Guató und Brasilianern in Betracht kommende Faktor machte sich gerade während der Zeit meines Aufenthaltes unter den Guató sehr fühlbar. Es war die Zeit der Revolution, wo brasilianische Bandenführer Jagd auf die Bewohner des Landes machten und diese mit Gewalt unter ihre Waffen zwangen. Infolgedessen hätte sich während dieser Zeit kein Guató bewegen lassen, aus seinen Verstecken herauszukommen. Ich hörte aus verhältnismässig sicherer Quelle, dass man tatsächlich Jagd auf einige der am oberen Paraguay wohnenden Guató gemacht habe, die sich in einem Kanu auf dem Flusse befanden. Nur dadurch, dass sie ins Wasser gesprungen und ans Land geschwommen waren, hatten sie sich retten können. Dass derartige Zustände den Indianern grosses Misstrauen einflössen und den Verkehr mit ihnen überaus erschweren können, liegt auf der Hand.

Zwei Faktoren sind es anderseits, die den Guató mit der ihn umgebenden Aussenwelt in Beziehung treten lassen. Einmal die Gewohnheit, seine Söhne, wenn sie erwachsen sind, in ein Dienstverhältnis bei einem Brasilianer treten zu lassen, und sodann, sich durch Austausch gewisse Genussmittel und Gebrauchsgegenstände zu verschaffen.

Gerade der erstere dieser beiden Faktoren ist von grosser Wichtigkeit insofern, als der Guató hierdurch in seiner Jugend mit der brasilianischen Sprache und den brasilianischen Tänzen und Gesängen, sowie den Sitten und Gebräuchen vertraut wird. Es wurde schon oben erwähnt, dass die Männer der Guató, mit denen ich zusammentraf, ohne Ausnahme ziemlich gut der brasilianischen Sprache mächtig waren. Der Guató lernt bei dieser Gelegenheit den Ackerbau kennen, er lernt mit Pferd, Rind und andern nutzbaren Haustieren umgehen, aber, was hier das Interessante ist, bei seiner späteren Rückkehr in den Wald verwertet er fast nichts von diesen Kenntnissen. Pferd, Rind und Schwein bleiben in seiner Erinnerung, wie die oben (Fig. 147 u. 148) wiedergegebenen Zeichnungen an Baumstämmen beweisen, aber wozu hat er es denn auch nötig diese Kenntnisse zu verwerten, wenn ihm die Natur alles nötige ohne weitere Arbeit darbietet.

Die Hauptgenussmittel und Gebrauchsgegenstände, welche der Guató sich vom Brasilianer verschafft, sind oben erwähnt worden. Es sind vor allem Zuckerbranntwein und Tabak, sodann Hemden, Hosen, Kleiderstoffe,

Moskitonetzstoff, Messer und Sagaiaspitzen. Er kauft diese Gegenstände für das Geld, welches er durch Verkauf der von ihm seinerseits mitgebrachten Gegenstände, wie Jaguarfelle, Binsenmatten, Wassertöpfe usw., erwirbt. Um in den Besitz der gewünschten Gegenstände zu kommen, besuchen die Guató von Zeit zu Zeit die ihrem Gebiete benachbarten Ansiedlungen mit Frauen und Kindern. So waren den Bewohnern von



Fig. 149.
Signalhorn der Guató. Berl. Mus. V. B. 5009.
1/8 n. G.

Amolar die meisten Personen, welche ich in Figueira, Gaiba und Uberaba antraf, von solchen Besuchen her bekannt. Das Resultat des im vorigen angeführten ist in abstrakter Fassung folgendes: Der Guató nimmt einen gewissen Anteil an der allgemeinen Arbeitsteilung und dem allgemeinen Güteraustausche des grossen, von europäischer Kultur beeinflussten Gesellschaftskreises, aber er hat nur den allerkleinsten Teil seiner Lebensbedingungen hiervon abhängig gemacht.



Fig. 150 u. 151.
Musikinstrument und Zeugpuppe der Guató-Kinder.
Berl. Mus. V. B. 5046 und V. B. 5038. 1/4 n. G.

Schon aus dem Umstande, dass die einzelnen Familien der Guató so zerstreut wohnen, geht hervor, dass eine weitgehende Vergesellschaftung unter den einzelnen Individuen hier nicht stattfindet. Das vor allem sozialisierende Moment in den Lebensverhältnissen der südamerikanischen Indianer, der Ackerbau, fehlt hier gänzlich. Irgendwelche gemeinsame Handlungen, welche den ganzen Stamm angehen, werden nicht mehr unternommen.

Nur selten noch kommen die Bewohner des Gebietes eines der drei von der brasilianischen Regierung bestätigten Häuptlinge zu einem gemeinsamen Feste zusammen, und nichts konnte ich erfahren, das darauf hindeutete, dass diese Feste irgendwie zugleich Gelegenheit für allgemeine Beratungen sind.

Das Vorhandensein irgendwelcher Arbeitsteilung unter den einzelnen Familien ist absolut nicht aufzuweisen. Am krassesten zeigt sich der Individualismus in diesem Punkte da, wo, wie in Gaiba, zwei Familien beieinander wohnen und jede Familie ihren Akuribestand zur Erzeugung des Tschitscha getrennt für sich herrichtet.

Der Verkehr unter den einzelnen von einander getrennt wohnenden Familien ist ein überaus reger. Fast in jeder Guatóniederlassung traf ich irgendwelche Personen an, die auf längere Zeit oder vorübergehend zu Besuch waren. Durch ein Signalhorn (vgl. Fig. 149) künden die in ihren Booten heranfahrenden Besucher schon von weit her ihren Besuch bei der betreffenden Niederlassung an. Einen Austausch von Gütern habe ich bei Gelegenheit dieser Besuche nicht feststellen können, und somit scheinen diese Besuche mehr psychologische Gründe zu haben, als dass sie irgendwie von weitgehender wirtschaftlicher Bedeutung wären. Die Familie des Guató ist eben mit Ausnahme der wenigen Gegenstände, die sie vom Brasilianer erhandelt, auf sich selbst angewiesen; die Mitglieder einer jeden Familie verstehen alle zur Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse nötigen Gegenstände selbst herzustellen.

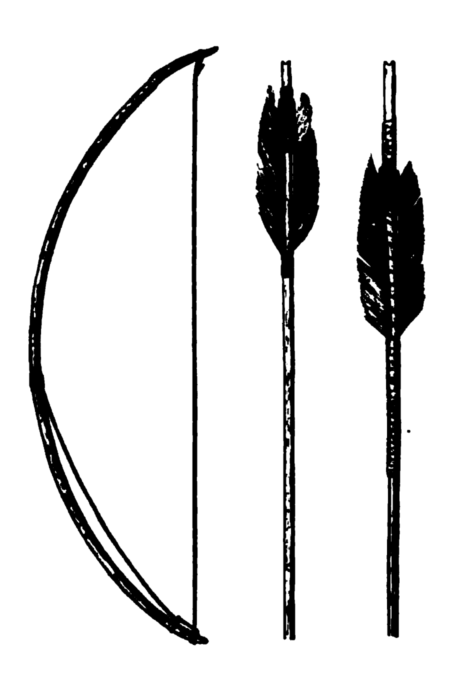


Fig. 152. Bogen der Guató-Kinder. Berl. Mus. V. B. 5025. 1/9 n. G.
Fig. 153 u. 154. Pfeile der Guató-Kinder. Berl. Mus. V. B. 5028 u. 5031. 1/3 n. G.

Aber innerhalb dieser Familie findet eine geregelte Arbeitsteilung statt, derart, dass die Beschaffung oder Herstellung einiger Gegenstände stets Sache des Mannes, die anderer Gegenstände stets Sache der Frau ist, und die Kinder werden, je nach Beschaffenheit ihres Geschlechts, aufs weitgehendste zu den Diensten ihrer Eltern herangezogen. Die Herstellung der zur Jagd und zum Fischfang nötigen Geräte ist Sache des Mannes, wie Jagd und Fischfang selber. Wie schon erwähnt, liegt dem Manne auch die Zubereitung der Speisen ob. Hersteller der Kochtöpfe und andern Tonwaren sind ausschliesslich die Frauen, die auch spinnen und weben.

Hiernach steht fest, dass bei weitem der grössere Teil der Arbeiten bei den Guató dem Manne zur Last fällt; und infolgedessen führen die

Frauen, wie ich es auch stets beobachten konnte, ein überaus untätiges Leben. Auf der Reise allerdings helfen sie ihren Männern bei der Fortbewegung des Bootes. Die Frau sitzt, wie schon oben erwähnt, als Steuerer hinten im Kanu. Die Flechtarbeiten werden vom Manne wie von der Frau hergestellt.

Dass die Kinder schon einen regen Anteil an den Arbeiten nehmen, teils zur eigenen Ausbildung, teils, um zu helfen, bezeugen die Gerätschaften, die sich überall in kleinerem Massstabe, für die Kinder bestimmt, vorfinden. Interessant in dieser Hinsicht ist eine überaus kleine Viola



Fig. 155. Kl. Tonschale der Guató. Kinderspielzeug. Berl. Mus. V. B. 5044. 1/3 n. G.



Fig. 156. Kürbisklapper der Guató-Kinder. Berl. Mus. V. B. 5037. 1/3 n. G.

als Kinderspielzeug (vgl. Fig. 150), die der grossen, in Fig. 26 abgebildeten Viola in allen Punkten bis auf den Grössenunterschied gleicht. Ebenso ist interessant die Genauigkeit, mit welcher die Befestigung der Sehne des kleinen, rohen Kinderbogens in Fig. 152 dem grossen Guatóbogen nachgemacht ist. Zu diesen kleinen Bogen gehören die kleinen Pfeile (Fig. 153 und 154), die teils aus einer Buritipalmblattrippe, teils aus einem kleinen Stöckchen hergestellt sind, und deren Schaftfederchen zierlich befestigt sind. Das Resultat der obigen Ausführungen ist, dass bei den Guató die Familie die soziale Einheit bildet, welche für sich allein dem Individuum fast alles zur Befriedigung der Lebensbedingungen Nötige verschafft, und zwar teils durch Arbeitsteilung unter den Familienmitgliedern, teils durch gemeinsame Arbeit der letzteren.

KAPITEL XIII.

Einiges über die rechtlichen Verhältnisse der Guató.

Die wissenschaftliche Behandlung der Erscheinungsformen des Rechts bei den Guató stösst notgedrungen auf die grössten Schwierigkeiten wegen des Mischzustandes, vielleicht Uebergangszustandes, welcher hier statthat. Es wurden im vorhergehenden eingehend die sozialen Einheiten, an denen die Bevölkerungsgesamtheit der Guató teilhat respektive welche sie bildet, behandelt. Wir haben gesehen, wie diese Bevölkerungsgesamtheit der Guató in gewissen Beziehungen Anteil hat an der sozialen Einheit, welche die von europäischer Kultur beeinflusste brasilianische Bevölkerung bildet. Dieser Anteilnahme an der Brasilianischen Bevölkerungseinheit in sozialer Beziehung entspricht auch eine bis zum gewissen Grade vorgeschrittene Anpassung der rechtlichen Verhältnisse der Guató an die brasilianische Rechtsgemeinschaft, sowohl in öffentlich-rechtlicher wie in zivilrechtlicher Hinsicht.

Es fragt sich also überall zunächst, inwieweit wir es bei einer bestimmten Erscheinungsform des Rechts bei den Guató mit übertragenen brasilianischen Rechtssätzen oder mit einheimischem Rechte zu tun haben. Wie vieles von den ursprünglich vorhanden gewesenen einheimischen Rechtssätzen durch das Inverbindungtreten mit der brasilianischen Rechtsgemeinschaft verloren gegangen ist, lässt sich wegen des gänzlichen Mangels an früheren eingehenden Berichten über die Guató natürlich nicht mehr induktiv feststellen.

1. Rechtsgemeinschaft und Häuptlingstum.[1]

Von einem Guató, der von der Guató-Niederlassung beim Hügel von Caracará bei einer Ansiedlung am See von Uberaba zu Besuch war, wurde mir ein genaueres Bild der Staatsform der Bevölkerungs-Einheit der Guató gegeben. Hiernach zerfällt die Gesamtheit der Guató in drei Be-

[1] Vgl. meinen Vortrag: Die Guató, l. c. S. 87, 88.)

völkerungskreise, von denen jeder unter einem Häuptling steht. Der erste Kreis umfasst die Leute von den Ufern des oberen Paraguay-Flusses, der zweite die Bewohner an den Seen von Gaiba und Uberaba und beim Hügel von Caracará, und der dritte die Bewohner am unteren St. Lourenço. Die Häuptlingsämter vom ersten und zweiten Kreis sind zurzeit unbesetzt, da ihre Inhaber der letzten Pockenepidemie erlegen sind.

Die Häuptlinge werden von der brasilianischen Regierung ernannt, und zwar ernennt die Regierung die nach den Anschauungen der Guató hierzu prädestinierten Personen. So wurde mir ausdrücklich berichtet, dass jetzt, wo der Häuptling des ersten Kreises gestorben ist, die Leute dieses Kreises erwarten, dass die Regierung einen seiner drei Söhne als Nachfolger bestätigt, ein deutliches Zeugnis, dass die Regierung in der Auswahl dieser den andern vorgesetzten Personen auf die Rechtsanschauungen der Indianer Rücksicht nimmt. Auf diese Art erreicht sie es am besten, die Guató-Bevölkerung öffentlich-rechtlich zu einem Teile des brasilianischen Staatsganzen zu machen. Zurzeit erkennt der Guató diese Ernennung, die gewissermassen Bestätigung der nach seiner Rechtsanschauung zum Häuptling prädestinierten Person ist, von seiten der brasilianischen Regierung als notwendiges Erfordernis der Häuptlingsqualität an.

Daraus, dass die Guató des die Bewohner am Paraguay-Fluss umschliessenden Kreises als die zum Nachfolger des verstorbenen Häuptlings prädestinierte Person einen seiner drei Söhne ansahen, lässt sich zugleich schliessen, dass die Häuptlingsschaft den Anschauungen der Guató gemäss der Regel nach erblich ist, und zwar in männlicher Nachfolge.

Wie mir berichtet wurde, ist Obliegenheit dieser Häuptlinge, von Zeit zu Zeit sämtliche Bewohner ihres Kreises zu einem grossen gemeinsamen Feste zusammenzuberufen.

Noch vor etwa 20 Jahren soll nach Angabe brasilianischer Ansiedler die Gegend am Hügel von Caracará ein allgemeiner Sammelpunkt gewesen sein, wo von Zeit zu Zeit alle Guató zusammenkamen. Im übrigen ist der Einfluss dieser Häuptlinge ein überaus geringer. Allerdings scheint nach einer Erzählung eines Augenzeugen ihre Macht noch vor etwa 20 Jahren eine grössere gewesen zu sein. Zu jener Zeit war in einem Orte am St. Lourenço, mit Namen Madre velha, ein Häuptling Namens Lobo, der die Macht hatte, einem seiner Guató, mit Namen Dotša, das Weib zu entreissen und es dessen Bruder Joaquím zu geben. Allerdings entführte Dotša bald darauf wieder das Weib dem Bruder Joaquím und tötete denselben einige Zeit hernach bei Gelegenheit eines Tšitša-Festes.

2. Rechtsverwirklichung.

Im vorigen wurde schon hervorgehoben, dass die Guató als ein Teil der brasilianischen Staatseinheit anzusehen sind. Davon aber, dass damit

direkt auch brasilianische Rechtssätze infolge der Garantie des brasilianischen Staates bei ihnen in Geltung ständen, kann natürlich keine Rede sein. Matto Grossenser Verwaltungsbehörden dringen nicht ein in die intimen Verhältnisse der Guató, und den ernannten Häuptlingen fehlt wenigstens in der Gegenwart der Einfluss zu einer Durchführung der Rechtsverwirklichung. Die Kräfte, welche hier in Wirksamkeit treten, so dass von einer Rechtsverwirklichung überhaupt die Rede sein kann, sind an ganz anderer Stelle zu suchen, sind zu suchen zum geringeren Teile aut wirtschaftlichem Gebiete, zum grösseren Teile auf psychologischem Gebiete.

Gerade dieser letzte Punkt hat in der bisherigen, dieses Gebiet der Rechtsphilosophie betreffenden Literatur allzuwenig Beachtung gefunden. Man erkennt das Erfordernis eines zur Durchführung der Rechtssätze wirkenden Kraft an. Unpraktisch und für unsere ethnologisch-philosophische Betrachtungsweise völlig unbrauchbar scheint mir nun aber jene nähere Begrenzung dieser wirkenden Kraft zu sein, dass man zur Voraussetzung macht, diese Kraft müsse eine von aussen her auf das den Rechtssatz übertretende Individuum wirkende sein. Die unpraktische Folge dieser Begriffsbestimmung ist diejenige, dass wir die die Verhältnisse unter einer Gemeinschaft regelnden Sätze, wenn sie so fest begründet sind, dass sie ausnahmslos befolgt werden und somit das Wirksamwerden einer für ihre Uebertretung vorhandenen Kraft ausschliessen, nicht unter den Begriff »Rechtssatz« bringen können. Bis nicht Klarheit auch in diesem Punkte der die allgemeine Grundlage bildenden juristischen Begriffsbestimmung geschaffen wird, wird ein besseres Zusammenarbeiten der Ethnologie mit der ihr in neuerer Zeit immer mehr die Hand entgegenreichenden Jurisprudenz mit grossen Schwierigkeiten verknüpft sein. Ich kann an diesem Orte dieses Verhältnis nur streifen und kurz die meiner Ansicht nach für die ethnologische Behandlung der Jurisprudenz allein brauchbare Definition von »Rechtssatz« und »Rechtsgemeinschaft« anführen. Rechtssätze sind überall dann vorhanden, wenn die Verhältnisse der Mitglieder einer Bevölkerungsgesamtheit zu einander geregelt sind. Die Bevölkerungsgesamtheit wird in diesem Falle zur Rechtsgemeinschaft, die Verhältnisse zu Rechtsverhältnissen und die Regeln dieser Verhältnisse sind die Rechtssätze.[1]

Hiernach ist z. B. bei den Guató derjenige, welcher einen Gegenstand hergestellt hat, schon allein deshalb rechtlich als Eigentümer dieses Gegenstandes anzusehen, weil die Verhältnisse der Guató zu einander eben so geregelt sind, dass ein solcher Hersteller über einen solchen

[1] Vgl. hierzu meine Abhandlung: Ueber das Recht der tropischen Naturvölker Südamerikas; Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaften, Bd. XIII; Stuttgart 1899; S. 282.

Gegenstand frei verfügen kann derart, dass diese Verfügung von den übrigen respektiert wird. Es ist klar, dass das Vorhandensein dieses Rechtssatzes: »Der Hersteller eines Gegenstandes ist Eigentümer desselben« vor allem da in die äussere Erscheinung tritt, wo in das Verfügungsrecht oder Veräusserungsrecht des Eigentümers von seiten einer andern Person rechtswidrig störend eingegriffen wird, da dieser Eingrift eine Reaktion des auf sein Recht fussenden Eigentümers zur Folge haben wird, aber der Rechtssatz als solcher wird nicht erst durch eine solche Rechtsverletzung und die darauf folgende Reaktion geschaffen.

Die zur Rechtsverwirklichung hinwirkende Kraft ist zunächst der psychologische Trieb im Individuum, im wechselseitigen, friedlichen Verkehr mit einem ihn umgebenden Kreise von andern Individuen zu stehen. Ich erlebte den Fall, dass in Figueira der eine Bruder João, als er mit seinem Bruder Timotheus Streit gehabt hatte, in der Nacht dessen Akuripalmbestand absichtlich beschädigte, indem er die grossen, zum Hinaufsteigen herabgebogenen Blätter abhackte. Die Folge war, dass Timotheus wegen dieses Eingriffs in sein Eigentumsrecht sehr ergrimmt auf seinen Bruder war, so dass der letztere vorziehen musste, mit seiner ganzen Familie und mit seiner Mutter Figueira zu verlassen. Es liegt auf der Hand, dass diese Störung des Gleichgewichts innerhalb eines engeren Bevölkerungskreises, in dem die einzelnen Individuen dauernd mit einander zu verkehren gewohnt sind, in dem sie ihr Vergnügen an gemeinsamen Festlichkeiten hatten, das Gefühl des Unbehagens mit sich bringt. Dieses Gefühl des Unbehagens bei den an einer Rechtsverletzung beteiligten Personen ist dann geeignet, in einem künftigen, ähnlichen Falle auf den Trieb zu einer andern Rechtsverletzung eine ihm entgegenwirkende Kraft auszuüben.

Nur ein Schritt weiter ist es dann, wenn der Kreis von Personen, welcher die an der Rechtsverletzung direkt beteiligten Personen umgibt, an der Schlichtung des so entstandenen Rechtsstreites teilnimmt. Ich war Zeuge des Vorfalles in Figueira, dass der schon erwähnte João seinen Bruder Timotheus durch einen Schlag mit einem Stück Holz auf den Kopf zu Boden geworfen hatte. Er hatte sich darauf zunächst entfernt, kam aber bald hernach wieder zurück, mit Pfeilen und Bogen und mit dem Buschmesser bewaffnet, um seinen Bruder vollends zu töten. Die Reaktion der geschehenen Körperverletzung war die, dass Timotheus auch seinerseits nach Rache brüllte. Es liegt auf der Hand, dass ein Brudermord in diesem Falle auch die umgebenden Personen, die alle in naher Verwandtschaft zueinander standen, stark in Mitleidenschaft gezogen hätte. Und so legten sich denn vor allem die Verwandten, und zwar die Frauen, ins Mittel. Die Tochter des João suchte beschwichtigend auf die Wut des Timotheus zu wirken, indem sie diesen darauf hinweis, ihr Vater habe

nur in der Betrunkenheit gehandelt. Die Mutter der beiden Brüder schickte uns heimlich Nachricht, dass João mit Waffen zu uns zurückkehre, um seinen Bruder zu töten, und bat uns, nach Kräften dieses zu verhindern. Infolgedessen wurde der Brudermord dadurch verhindert, dass eine Anzahl Frauen dem Bewaffneten mit Vorstellungen entgegentrat und ihn bewog, von seinem Vorhaben abzustehen und ihnen seine Waffen auszuhändigen.

3. Familienrecht.

Die Guató, welche ich sah, lebten monogamisch. Wenn Castelnau und andere behaupten, bei den Guató habe jedes Familienhaupt mehrere Weiber, so stimmt das mit dem überein, was mir ältere Ansiedler der Gegend von den früheren Zuständen unter den Guató erzählten.

Koslowsky (a. a. O. S. 13—14) hat interessante Erkundigungen darüber einziehen können, dass der Ehemann seine Frau, wenn sie ihm keine Kinder gebären kann, verlässt und an ihrer statt ihre jüngere Schwester heiratet. Ebenso tritt beim Todesfall der Frau deren jüngere Schwester an die Stelle der Verstorbenen. In dem von Koslowsky am angegebenen Ort speziell angeführten Falle hat ein Guató eine Reihe von Schwestern hintereinander zur Frau gehabt, bis die letzte, die jüngste von ihnen, ihm Nachkommen verschaffte und infolgedessen dauernd bei ihm Aufnahme fand.

Bei den die Verwandtschaft bezeichnenden Wörtern lässt sich folgendes anführen:

Der ältere Bruder ist in der Bezeichnung unterschieden von dem jüngeren Bruder.

Das Wort für älteren Vetter ist gleichlautend mit dem für älteren Bruder, das Wort für jüngeren Vetter gleichlautend mit dem für jüngeren Bruder.

Der Bruder des Vaters hat eine vom Bruder der Mutter verschiedene Bezeichnung. Vaterschwester dagegen ist gleich Mutterschwester.

Interessant ist die Beziehung zwischen Vaterbruder und Vater einerseits, Mutterbruder und Mutter anderseits. Beide Male ist das zweite Wort durch Verdoppelung des ersteren Wortes gebildet:

på = Vaterbruder,
bápa = Vater,
mẽ̊ = Mutterbruder,
mẽ̆mẽ̊ = Mutter.

4. Eigentumsrecht.

Was das Eigentumsrecht betrifft, so finden wir bei den Guató fast ausschliesslich Individualeigentum vor. Es wurde schon oben erwähnt, dass, wo, wie in der Ansiedlung bei dem See von Gaiba, zwei Familien-

väter zusammenwohnen, jeder von ihnen seinen Akuripalmbestand für den Tschitscha hat. In Figueira besass der Guató Timotheus einen solchen Palmbestand. Sein zusammen mit der gemeinsamen Mutter etwa fünt Minuten von ihm entfernt wohnender Bruder hatte keinen Anteil daran.

Selbst das Eigentum der Kinder wird als solches anerkannt und von den Eltern respektiert. So wollte mir der erwähnte Timotheus eine seinem etwa zehn- bis elfjährigen Jungen gehörige Schlafmatte ohne Zustimmung des letzteren nicht verkaufen. »Sie gehöre seinem Sohne«, war die Ausrede.

An gewissen Gegenständen, wie z. B. den Tongefässen und den Spinn- und Webegeräten, haben die Frauen das Eigentum, der Mann gibt die Sache nicht fort, ohne sie vorher zu fragen.

Begründet wird Eigentum einmal durch Erwerb herrenloser Dinge, so durch Erlegung des jagdbaren Tieres, durch Fangen der nutzbaren Fische, durch Aufziehen und Zähmen von wilden Tieren und endlich durch Einsammeln der Früchte des Waldes.

Ein weiterer Eigentumserwerbsgrund ist die Herstellung eines Gegenstandes. So wurde schon erwähnt, dass die Frauen durch Herstellung der Tonwaren das Eigentum an diesen erwerben. Der Erbauer eines Kanus ist Eigentümer desselben. Derjenige, welcher einen Bestand von Akuripalmen zur Tschitschabereitung in obenerwähnter Weise herrichtet, ist Eigentümer dieses nutzbaren Baumbestandes usw.

Weiterhin kommt als Eigentumserwerbsgrund in Betracht, die Eigentumsübertragung vom bisherigen Eigentümer auf eine andere Person. Die Eigentumsübertragung kann ihren Grund in einem Tausch- oder Kaufgeschäft oder in einer Schenkung haben.

KAPITEL XIII.

Eindringen europäischer Kultur im Schingú-Quellgebiete.

Eine der Hauptschwierigkeiten, auf die die Ethnologie fortwährend bei dem Studium der Naturvölker stösst, vor allem da, wo es sich um die Erklärung des von aussen her unsern Museen zugeführten Materials handelt, bietet die Frage, inwieweit wir es mit den Ausflüssen resp. Erzeugnissen der einheimischen Kultur des betreffenden Volkes zu tun haben, oder inwieweit anderseits die Kultur, wie wir sie vorfinden, schon von aussen her und vor allem von den Ausläufern unseres europäischen Kulturkreises beeinflusst resp. verdrängt worden ist. Leicht ist natürlich die Frage dann zu entscheiden, wenn die europäischen Einflüsse auf direkter Uebertragung beruhen, wenn z. B. europäische Kattune, Glasperlen oder Eisengeräte oder auch biblische Anschauungen unter den Eingeborenen vorgefunden werden, die diese direkt von europäischen Händlern oder Missionaren übernommen und sich zugeeignet haben. Aber damit ist die Frage keineswegs erschöpft. Auch da, wo z. B. ein Gebrauchsgegenstand irgend eines Naturvolkes nicht das Gepräge eines europäischen Erzeugnisses trägt, auch da, wo sich eine Denkungsweise als nicht europäisch manifestiert, kann dennoch sehr wohl das Wesen dieses betreffenden Gebrauchsgegenstandes oder der betreffenden Denkungsweise erst existent geworden sein infolge der Berührung der als etwas Fremdes an die einheimische Kultur herantretenden europäischen Kultur. Ueberall, wo zwei oder mehrere verschiedene Kulturen aufeinander stossen, wird diese Berührung einen gewissen Einfluss hervorrufen, und je nach der Art der Berührung, vor allem auch je nach der Stärke des Anpralls, wird sich dieser Einfluss als ein verschiedenartiger gestalten. Stösst z. B. eine Kultur wie die europäische zu plötzlich und mit allzu grosser Kraft auf eine anders geartete, welche in ihrem anders gearteten Entwicklungsgange nicht eine gleich hohe Entwicklungsstufe erreicht hat, so wirkt die europäische Kultur als die höher entwickelte notgedrungen mehr oder weniger

vernichtend auf die ihr unterlegene, die Träger der letzteren verlieren ihre Kulturgüter, und es besteht wegen der Verschiedenartigkeit ihrer Anlagen wenig Garantie dafür, dass sie befähigt sind aus dem Nichts heraus auf der Skala der ohne Anpassung an sie herantretenden Kultur denselben Höhengrad zu erreichen, den sie in ihrer eigenen Kultur einnahmen.

Leider ist bisher über diese Frage nach der Art des ersten Eindringens europäischer Kultur in die Gebiete der Naturvölker und dementsprechend nach der Art der Beeinflussung, die diese ausländischen Kulturen durch die erste Berührung mit der europäischen Kultur erlitten haben, wenig systematisch gearbeitet worden, so dass auf diesem Gebiet fast alles historische Material in Dunkel gehüllt bleiben wird.

Welche interessanten Aufschlüsse, die auch für die praktisch so überaus wichtige Frage nach der geeigneten Behandlungsweise der Eingeborenen vonseiten der europäischen Eindringlinge wertvoll gewesen wären, hätte uns eine zielbewusste Forschung auf dem amerikanischen Kontinente zu den Zeiten des ersten Vordringens europäischer Kultur liefern können, wo doch zwei so ganz verschiedenartige Kulturen so unvermittelt wie wohl selten in der Menschheitsgeschichte aufeinanderstiessen.

Zurzeit kann es nur noch unter sehr erschwerten Umständen gelingen, hier und da eine durch besondere Umstände inselartig von dem übrigen schon von europäischer Kultur beeinflussten Bevölkerungskreise abgeschlossene Bevölkerungseinheit aufzufinden, die sich noch voll und ganz von fremden Einflüssen rein erhalten hat und somit noch ein geeignetes Feld für die Beobachtung der Wirkung des ersten Eindringens europäischer Kultur zu liefern vermag.

Eine solche noch völlig von europäischen Einflüssen unberührt gebliebene Bevölkerungsmasse waren die verschiedenen Indianerstämme des Schingú - Quellgebietes, als sie von den Teilnehmern der beiden v. d. Steinenschen Schingú-Expeditionen aufgefunden wurden.

Da sich die weiteren wenigen Berührungspunkte, welche diese Indianer mit der europäischen Kultur bis zur Zeit meiner eigenen Expedition an den Kulisehu zu erleiden hatten, mit ziemlicher Sicherheit alle historisch festlegen lassen, so halte ich es für geboten, im folgenden eine eingehendere Untersuchung über die Wirkungen des ersten Eindringens europäischer Kulturgüter resp. Kulturnachteile bei diesen Indianerstämmen zu geben.

Was zunächst die besonderen Umstände betrifft, die es bewirkten, dass die Indianer des Schingú-Quellgebietes bis zum Jahre 1884, dem Jahre ihrer ersten Auffindung durch die erste v. d. Steinensche Schingú-Expedition, völlig unberührt bleiben konnten von irgendwelchem Einfluss europäischer Kultur, so sind dieselben einmal in der geographischen Lage

des Gebietes dieser Bevölkerungsgruppe und sodann in dem Verhältnis zu gewissen Nachbarstämmen zu suchen.

Die schwere Zugänglichkeit des Schingú-Quellgebietes ist aus der Geschichte der Schingú-Forschung zur Genüge bekannt geworden. Da durch die starken Stromschnellen des oberen Schingú ein Eindringen vom Amazonasgebiet her nicht gut möglich ist, so bleibt als einzige Verbindungsmöglichkeit der Landweg von Cuyabá aus über die Wasserscheide zwischen den nach dem Süden zum La Plata-Becken und nach dem Norden zum Amazonas-Becken abfliessenden Wassern. Dieser Landweg, zu dessen Zurücklegung ich mit meiner Ochsentropa etwa 40 Tage brauchte, bietet soviel Schwierigkeiten, dass bis jetzt noch die Matto Grossenser davor zurückgeschreckt sind, ihre Gummiexplorationen bis in dieses Gebiet hin auszudehnen.

So hat die Natur des Landes dafür gesorgt, dass bis zur Zeit der im folgenden anzuführenden Expeditionen keine Träger europäischer Kultur in das abgeschlossene Gebiet des Schingú-Quellgebietes eindringen konnten.

Aber anderseits hätte diese Natur des Landes es allein keineswegs vermocht, die Einwohner des Schingú-Quellgebietes davon abzuhalten, ihrerseits ihre Streifzüge bis in das Gebiet der europäisierten Bevölkerung auszudehnen und so von sich aus die Berührung mit der ihnen fremden Kultur zu erwirken. Legt doch zurzeit der Indianer des Schingú-Quellgebietes den Weg vom oberen Kulisehu bis zum Paranatinga mit dem nötigen Reisevorrat auf dem Rücken bequem in vier Tagen zurück. Es musste hier also ein anderes Moment hinzukommen, um diese Bewohner in ihrem so eng begrenzten Gesichtskreise zu erhalten, und dieses Moment ist in der Konstellation der diesen Indianern feindlichen Indianerstämme zu suchen.

Jedem, der Gelegenheit hatte, dieses Gebiet zu bereisen, wird der Eindruck tief in der Erinnerung bleiben, den die blossen Namen Kayabí und Suyá auf die Indianer des in Frage stehenden Gebietes machten. Und von diesen beiden Indianerstämmen schliessen die gefürchteten Suyá das Gebiet nach Norden zum Schingú hin ab, während die alten Erbfeinde der Bakairí, die Kayabí, in dem Gebiet zwischen den Schingú-Quellflüssen und dem Paranatinga streifen. Sie boten infolgedessen, da sie in der Zeit bis zur ersten Schingú-Expedition offenbar an Stärke den Bakairí überlegen waren, ein wirksames Hindernis für etwaige Beziehungen der Bakairí im Schingú - Quellgebiet zu ihren europäisierten Stammesbrüdern am Paranatinga.

So lagen die Verhältnisse, als im Jahre 1884 bei Gelegenheit der ersten v. d. Steinenschen Expedition der Bakairí Antonio vom Paranatingadorfe zum erstenmal mit seinen Stammesbrüdern am Schingú-

Quellgebiet in Berührung kam. Antonio benutzte seine auf dieser Expedition gemachten Erfahrungen dazu, um im Jahre 1886 mit dem Dorfhäuptling Felipe zusammen auf eigene Hand eine zweite Reise zu seinen Stammesbrüdern im Schingú-Quellgebiet zu machen, und es gelang, einige von diesen besuchsweise zum Paranatinga zu führen. Die zweite v. d. Steinensche Schingú-Expedition machte dann die Bakairí vom Paranatinga mit ihren Stammesbrüdern am Kulisehu bekannt. Es folgten die beiden Expeditionen von Dr. Hermann Meyer und die leider ganz in jenen Gegenden verschollene Expedition von fünf Amerikanern. Inzwischen hatte Antonio, der Häuptling im Paranatingadorfe geworden war, zusammen mit seinem Stiefsohn José abermals eine Reise zum Schingú-Quellgebiet gemacht, und endlich, im Jahre 1901, unternahm ich meine Expedition an den Kulisehu, dem dritten der Quellflüsse des Schingú von links nach rechts. Alle diese Expeditionen zusammen haben dahin gewirkt, einen dauernden Verkehr zwischen dem Paranatinga und den Indianern des Schingú-Quellgebiets zu schaffen, der nicht zum geringsten Teil dadurch gewährleistet wird, dass Antonio mit seinen Leuten durch den Besitz einiger guter Schusswaffen, die er sich infolge der Teilnahme an den europäischen Expeditionen erworben hat, das Uebergewicht über die feindlichen Kayabí erlangt und so einigermassen die Verbindung mit dem Schingú-Quellgebiet gesichert hat. Gerade darin, dass diese Sicherung der Verbindung zwischen Paranatinga und Kulisehu gegen Ueberfälle der Kayabí zuerst angebahnt wurde durch die erste Schingú-Expedition, liegt vom Standpunkt der in Betracht kommenden Indianerstämme aus die grosse historische Bedeutung der letzteren. Das was den Indianern durch die oben erwähnten Expeditionen an Eindrücken und Erzeugnissen europäischer Kultur direkt gebracht wurde, hat für die Entwicklung einheimischer Kultur sicherlich nicht annähernd die Bedeutung, wie die Anbahnung eines dauernden Verkehrs mit den europäisierten Stammesbrüdern am Paranatinga.

Einen wie tiefen Eindruck auf die Indianer am Kulisehu die erste Berührung mit den Europäern, den sogenannten »Karaiben«, hinterlassen hat, konnte ich am besten an der allgemeinen Aufregung sehen, die noch zu meiner Zeit jedesmal unter den Insassen eines Bootes oder den Bewohnern eines Dorfes entstand, sobald man von meiner Ankunft erfahren hatte. Es war für die in ihrem engen Gesichtskreise lebenden Leute wieder einmal die Zeit gekommen, wo es etwas Neues zu sehen und zu lernen gab, und wo man die Gelegenheit wahrnehmen musste, neue Kostbarkeiten zu erwerben. Freilich waren bei meiner Expedition die Ueberraschungen, die der neue Besuch mit sich brachte, nicht so grosse, wie sie es im Jahre 1887 gewesen waren. Stahlaxt, Hemd und Zündhölzer hatten inzwischen durch ihre Benutzung den ihnen ursprünglich anhaften-

den Nimbus verloren und wurden in ihrer Eigenschaft als hochbewertete Gebrauchsgegenstände mit ihren Namen Machado, Camisa und Phosphoros gefordert. Die Feuerwaffen des weissen Mannes waren wohl noch geeignet, Respekt oder Angst einzuflössen, aber nicht mehr Staunen wie vor etwas Uebernatürlichem, und zum Empfang wurde bei den Bakairí vor dem Eintreten in ein Dorf ein Salutschuss gewünscht. Die mir entgegenkommenden Indianer, vor allem die Indianerinnen, strotzten von dicken Ketten europäischer Glasperlen, die, weil man sie nicht mehr alle am Hals tragen konnte, wie eine Schärpe über der einen oder kreuzweise über beide Schultern getragen wurden, so dass mein kleiner Perlenvorrat diesem Reichtum gegenüber eine sehr empfindliche Kursschwankung gegen frühere Zeiten erfahren hatte. Das einzige, was noch wirkte, ohne dass diese Wirkung an eine feste Wertschätzung gebunden gewesen wäre, war die Musik auf meiner Violine, das war eben noch etwas Neues.

Es ist natürlich, dass derartige Expeditionen, wie die oben erwähnten Schingú-Expeditionen, ihre kleinen Nachspiele in der Geschichte des Schingú-Quellgebiets zu verzeichnen hatten. So hat sich ein sehr gespanntes Verhältnis zwischen den am meisten oberhalb am Kulisehu wohnenden Bakairí und den Stämmen weiter flussabwärts herausgebildet, da die letzteren die Bakairí wegen des Löwenanteils, der ihnen wegen der Führerschaft von den mitgebrachten Kostbarkeiten der Europäer zugefallen war, beneideten. Dieser Neid wegen allzu reichlichen Gewinnanteils scheint auch der Grund gewesen zu sein, weshalb die Bakairí des Dorfes Maigeri ihren Häuptling Tumayaua und den Indianer Luchu, die den deutschen Expeditionen am meisten zur Seite gestanden hatten, kurz vor meiner Ankunft ermordet hatten. Im grossen und ganzen aber waren infolge des friedlichen Verlaufs der genannten deutschen Expeditionen die äusseren Verhältnisse unter den Indianern wenig beeinflusst worden, und auch die Ermordung der fünf Nordamerikaner durch die Suyá hatte keine weiteren Folgen gehabt, da alle fünf ohne Gegenwehr zugleich getötet worden waren und ihnen von dritter Seite her kein Rächer erstanden war. So hatten die Indianer am Kulisehu nach der ersten Berührung mit den Europäern ungestört weiterleben können wie vorher. Die soziale Gliederung, die Rechtsanschauungen, die Wirtschaftsformen, die Sitten und Gebräuche waren zu meiner Zeit noch dieselben, wie sie vorher gewesen waren. Und somit konnten sie im Vollbesitze ihrer alten einheimischen Kulturgüter den bestmöglichen Nutzen ziehen aus der Anwendung der ihnen infolge der Berührung mit den Europäern und infolge des Verkehrs mit den europäisierten Stammesbrüdern vom Paranatinga zugekommenen vollkommeneren Gebrauchsgegenständen und Fähigkeiten.

Das beste Beispiel dafür, wie segensreich eine derartige Benutzung höher entwickelter Kulturgüter unter Beibehaltung des ursprünglichen ein-

heimischen Kulturzustandes sein kann, konnte ich bei den Bakairí des zweiten Kulisehu-Dorfes, in welchem ich mich etwa zwei Wochen aufhielt, beobachten. Bis zur Berührung mit den Europäern hatten diese Indianer die für die Pflanzungen nötigen Waldrodungen ausschliesslich mit ihren kleinen Steinbeilen bewerkstelligen müssen. Nur, wenn man die geschickte Art und Weise kennt, wie die Indianer mit ihren unvollkommenen Instrumenten unter möglichster Ausnutzung der Naturkräfte eine möglichst grosse Arbeitsleistung hervorzubringen wissen, kann man es überhaupt verstehen, wie es möglich ist, mit derartig unvollkommenen Mitteln in regelmässiger Folge so grosse Urwaldstrecken niederzuschlagen, wie es tatsächlich bei den in Frage stehenden Indianern der Fall ist.

Bei der von den Indianern angewendeten Arbeitsmethode braucht nur ein Baum, und zwar ein möglichst kräftiger, wirklich mit der Steinaxt umgeschlagen zu werden. Die übrigen Bäume werden vorher nur nach einer ganz bestimmten Richtung hin angeschlagen, derart, dass der zu fällende Baum die ihm zunächst stehenden im Falle mit sich reisst und diese wieder die nächstfolgenden, so dass auf einmal durch den Fall des einen Baumes ein grosses Stück des Urwaldes niedergerissen wird. Da nun bei den Bakairí dieselbe, durch die Unvollkommenheit der ursprünglichen Mittel bedingte, Methode auch noch zur Zeit, wo die Indianer im Besitze mehrerer guter Stahläxte sind, erhalten geblieben ist, so ist natürlich der Erfolg der Arbeit ein um so grösserer, grösser einmal, als er es bei derselben praktischen Arbeitsmethode, aber ohne die vollkommeneren Hilfsmittel gewesen war, und grösser anderseits, als er es mit den gegenwärtig vorhandenen vollkommenen Mitteln nach Verlust der alten Arbeitsmethode hätte sein können.

Wir kommen jetzt zu dem wichtigsten Teile bei der Beantwortung der Frage nach dem Wesen des Eindringens einer fremden Kultur, nämlich zu dem Eindringen der fremden Anschauungs- und Denkungsweise, und vor allem zu dem Verhältnis, in welchem dasselbe zu dem Eindringen der fremden Sitten und Gebräuche steht. Wiederum möchte ich hier den Ausgangspunkt von den historisch festzulegenden Tatsachen nehmen.

Da von uns Europäern, die das Schingú - Quellgebiet aufgesucht haben, keiner der einheimischen Sprachen mächtig war, so ist natürlich die direkte Uebertragung europäischer Anschauungs- und Denkungsweise von seiten der europäischen Expeditionsmitglieder eine äusserst geringe gewesen. Es kommt hier eigentlich nur der durch die Expeditionen herbeigeführte Verkehr zwischen den europäisierten Indianern am Paranatinga und ihren Stammesgenossen im Schingú-Quellgebiet in Betracht.

Wir haben schon hervorgehoben, dass im Jahre 1886 die ersten Bakairí vom Batový aus zum Paranatinga-Dorfe auf Besuch kamen. Die

Besuche wurden mit der Zeit immer häufiger und eine Anzahl der Leute vom Schingú-Quellgebiet, die sogenannten »Schinguános«, schlugen mehr oder weniger dauernd ihren Wohnsitz unter ihren europäisierten Stammesgenossen auf. Zur Zeit meines Aufenthaltes im Paranatinga-Dorfe zählte ich dort 15 Männer mit etwa ebenso vielen Frauen und einigen Kindern von solchen Schinguános. Die Frauen werden gewöhnlich erst später bei Gelegenheit von den Männern mit in die neue Heimat herübergenommen. Auch der schon erwähnte Stiefsohn des Häuptlings Antonio, José, hatte sich seine Frau vom Kulisehu geholt und war infolgedessen zur Zeit meines Aufenthaltes unter den dortigen Bakairí mit den Bewohnern des zweiten Dorfes wegen der vorliegenden Schwägerschaft eng verbunden. Auch der Schinguáno Chico, der mich vom Paranatinga aus begleitete, benutzte die Gelegenheit seines Aufenthaltes im zweiten Bakairí-Dorfe, seiner alten Heimat, dazu, sich dort zu verheiraten, wenn er auch seine Frau noch nicht gleich zum Paranatinga hin mitnehmen konnte. Er wollte sie bei nächster Gelegenheit nachholen. Mehrere der Schinguános, welche sich am Paranatinga aufhielten, wurden zur Zeit meines Aufenthaltes am Kulisehu als angemeldeter Besuch erwartet. Wie ich oben geschildert habe, wurden bei meiner Ankunft im ersten Bakairí-Dorfe die ersten Honneurs von einem Indianer des Dorfes gemacht, der längere Zeit am Paranatinga gelebt hatte, Hemd und Hose besass, und so von den andern Indianern für die geeignetste Person zum Empfang gehalten wurde.

Nach allen diesen Angaben können wir als Tatsache feststellen, dass der Verkehr zwischen den Bakairí am Paranatinga und denen am Kulisehu ein sehr reger und intimer ist und in mehrfacher Beziehung eine sehr intensive Wirkung auf die Verhältnisse der Kulisehu-Indianer, zunächst auf die dort wohnenden Bakairí und indirekt, durch Vermittlung dieser letzteren, auch auf die benachbarten Stämme, ausübt. Und um so intensiver ist diese Wirkung, weil sie keine einseitige, sondern eine wechselseitige ist.

Die ursprünglich sehr stark europäisierte Kultur der Paranatinga-Indianer hat seit der Berührung mit den Stammesbrüdern am Kulisehu wieder viele der alten indianischen Gebräuche übernommen. So haben wir oben gesehen, wie an dem grossen Hause des José echt indianische Wandfriesmuster angebracht waren (S. 40). Antonio tanzte wieder nach alter Sitte, den Oberkörper bemalt, die indianischen Tänze mit. Auch wollte man wegen der vielen Krankheitsfälle, die am Paranatinga vorgekommen waren, einen Medizinmann aus dem zweiten Kulisehu-Dorfe bewegen, sich mit seiner Kunst, die bekanntlich (vgl. oben S. 110) im Heraussaugen einer Pflanzenwurzel aus dem Bauche des Kranken besteht, am Paranatinga niederzulassen. Natürlich legte die europäisierte Kultur

der Paranatinga-Indianer diesen Gebräuchen, die sie sicherlich nicht mehr ihrem ursprünglichen Wesen nach richtig erkannten, ihren eigenen von europäisierten Anschauungen stark beeinflussten Sinn bei. So suchten mir die alten, im Paranatinga-Dorfe einheimischen Indianer die Gesänge und Tänze der im Paranatinga-Dorfe tanzenden »Schinguános« in ihrer Weise entweder damit zu erklären, dass die Leute ihre »Götter« besängen. In andern Fällen sagten sie, es sei »causa atoa«, d. h. es bedeute gar nichts, ihr Inhalt sei dummes Zeug.

Gerade dadurch, dass die europäisierten Indianer des Paranatinga wieder viele der ursprünglichen indianischen Gebräuche und Anschauungen übernahmen, und zwar in der Form, in welcher ihr europäisiertes Auffassungsvermögen sie ihnen erscheinen lässt, muss natürlich ein grosser Einfluss auch auf die Anschauungsweise der Schingú-Indianer, und zwar auch auf die Anschauungsweise über ihre eigenen Gebräuche, ausgeübt werden. Selbst wenn sie noch so einfache und triviale Erklärungen für manche ihrer Gebräuche, für manche Tänze und Gesänge haben würden, sie werden sich doch sehr bald den »richtigeren« Erklärungen der nach ihrer Auffassung an Klugheit überlegenen Stammesbrüder am Paranatinga anschliessen, zumal, wenn sie darum befragt werden. Und bis einmal die Zeit gekommen sein sollte dass die Indianer vom Kulisehu so weit in der Aufnahme der europäisierten Kultur fortgeschritten sind, dass eine nähere Verständigung mit dem durchreisenden Forscher möglich ist, dass dieser letztere ihre eigene Weltanschauung, das Wesen ihrer Tänze und Gesänge aus ihren eigenen Erklärungen zu erkennen vermag, bis zu der Zeit sind auch diese eigenen Erklärungen schon längst nicht mehr die ursprünglichen. Sie werden dann weder die Ausflüsse rein europäischer Anschauungen, noch diejenigen rein indianischer Anschauungen sein, sondern ein Mischprodukt aus gegenseitigen Missverständnissen der beiden zusammen.

Wie sehr bei der Berührung mehrerer Kulturen gerade die Einwirkung der neuen Anschauung und das neue Auffassungsvermögen der Veränderung der Sprache sowohl wie der übrigen Kulturgüter vorauseilt, zeigen die in Fig. 157 wiedergegebenen Zeichnungen der beiden Indianer Benedito und Augustino, die vom Batovy her zu den Stammesgenossen am Paranatinga gekommen waren und unter den letzteren einige Zeit gelebt hatten. Beide konnten kaum wenige Worte Portugiesisch sprechen und verstehen, besassen zwar Hemd und Hose, aber waren im übrigen im ganzen Benehmen doch noch die echten Schingú-Indianer geblieben.

Von den gezeichneten Figuren stammen die drei ersten, die menschlichen Figuren, von Benedito, die übrigen, die Tiere, von Augustino.

Die mittlere der drei menschlichen Figuren, die aufrecht stehende Indianerin mit Perlenkette über der Brust und mit Uluri (ca. 3/5 vom

Original) hat Benedito mit Bleistift in mein Notizbuch gezeichnet. Die männliche Figur links und die weibliche sitzende Figur rechts waren von Benedito mit Bleistift auf ein Ruder aufgezeichnet, welches er in unserm Einschiffungsplatz für meinen Begleiter André angefertigt hatte.



Fig. 157. Zeichnungen der Schinguanos Benedito und Augustino.

Die Tierfiguren hatte Augustino ebenfalls mit Bleistift auf ein Ruder gezeichnet, das er mir für die Kanufahrt hergestellt hatte. Die Zeichnungen wurden von mir genau in meinem Notizbuch kopiert.

Der interessante Unterschied zwischen diesen Zeichnungen und denjenigen, welche von den nicht am Paranatinga gewesenen Schingú-Indianern herstammen, liegt zunächst schon in der Verschiedenheit der Objekte, die

in der Vorstellung als Vorlage für die Figuren auf den Ruderblättern gedient haben. Es sind nicht mehr die geometrischen Mereschu- oder Uluri-muster und dergleichen, mit welchen die zu ornamentierenden Flächen ausgefüllt werden, sondern rein naturalistische Darstellungen. Die männliche Figur auf dem Ruder des Benedito soll mich selbst vorstellen, und zwar in einer ganz bestimmten Pose. Um zu dem Platze zu gelangen, an welchem meine Rindenkanus von der Rinde eines Jatobábaumes hergestellt wurden, musste man jedesmal einen kleinen Flussarm passieren, in welchem mir das Wasser bis etwa zum Halse reichte. Ein sehr steiler, schlammiger Abhang führte zum Wasserspiegel hinab. Als ich nun an dem Morgen des Tages, an welchem Benedito das Ruder bezeichnete, diesen Fluss passieren wollte, kam ich oben am Abhange, natürlich ohne überflüssige Bekleidung, ins Rutschen und gelangte auf diese Weise zum grossen Vergnügen meiner indianischen Begleiter schneller ins Wasser, als ich beabsichtigt hatte. Diese Situation hatte Benedito, der häufig dumme Streiche im Kopfe hatte, zum Vorbild seiner Kunstbetätigung auserwählt. Die dritte Figur, die sitzende Indianerin, sollte meine in der fernen Heimat zurückgebliebene Frau vorstellen, mit der ich doch nach der Auffassung des Indianers als älterer Mann notwendig versehen sein musste.

Was die Tierfiguren des Augustino anlangt, so sind vier davon Haustiere, die es natürlich im Schingú-Quellgebiet überhaupt nicht gibt. Das erste Tier mit charakteristischem Schwanz und Hörnern ist ein Ochse, das zweite ein Schwein und die beiden ersten Tiere in der untersten Reihe sollen zwei Pferde vorstellen. Besonders charakteristisch ist die Mähne und der Schwanz des zweiten dieser Pferde. Ausserdem ist jedes derselben mit »cabresta« (Kopfzaum) versehen.

Von den übrigen Tieren soll der Vogel einen Tuyuyustorch, »macalla«, das eine der Vierfüssler, das hängende Tier, einen Affen, und das letzte endlich ein Reh vorstellen. Die anfangs zu lang geratenen Hinterbeine des letzteren sind vom Künstler wegen dieses auffälligen Missverhältnisses nachträglich verbessert worden.

Was diese Zeichnungen von der unbeeinflussten Zeichenweise der Schingú-Indianer unterscheidet, ist die viel mehr naturalistische Ausführung. Es wird sogar Seiten- und Vorderansicht unterschieden. Die Muskulatur an den Beinen ist als solche hervorgehoben, die Wade und die Ferse ist gekennzeichnet. Die einzelnen Striche, mit denen die Zeichnung hergestellt ist, dienen nicht mehr, wie bei den unbeeinflussten Zeichnungen, lediglich dazu, die charakteristischen Merkmale des darzustellenden Objekts zu vermerken, sondern sie geben dasselbe so wieder, wie es als Bild wirklich vor Augen tritt.

Die in einem solchen Stadium des Uebergangs befindliche Zeichenweise der Schinguános zeigt eine auffällige Aehnlichkeit mit den oben (S. 301)

abgebildeten Guatózeichnungen, die ebenfalls die unter den europäisierten Ansiedlern gewonnenen Eindrücke zum Vorbild haben. Diese Aehnlichkeit mit den Guatózeichnungen ist viel grösser als die mit den Zeichnungen derjenigen eigenen Stammesgenossen, welche nicht am Paranatinga



Fig. 158. Schwirrholz in Form einer menschlichen Figur. Bakairí. Berl. Mus. V.B. 5230. $^2/_5$ n. G.



Fig. 159. Beijúwender mit Gewehrschützen. Bakairí. Berl. Mus. V. B. 5181. $^2/_5$ n. G.

gewesen waren (vgl. weiter unten). Auch bei den Guató waren es Ochse, Pferd und Schwein, welche dargestellt wurden, und auch hier fand eine ähnlich naturalistische Darstellungsweise statt.

Sollte nicht, so wie hier die ähnliche Art, zu zeichnen, bei zwei voneinander ganz verschiedenen Völkern offenbar auf der Berührung beider

mit derselben europäisierten Kultur beruht, auch in andern Fällen eine auffällige Gleichartigkeit in gewissen Punkten bei an sich verschiedenen Völkern häufiger, als man gewöhnlich annimmt, auf denselben Grund zurückgeführt werden können? Gerade für die vielfach auftretende Uebereinstimmung in den Mythen muss dieser Gesichtspunkt von grosser Tragweite sein, da sich Mythen der Natur der Sache nach doch nur von solchen Individuen aufnehmen lassen, die der europäisierten Kultur so nahe getreten sind, dass eine eingehende Verständigung mit ihnen möglich ist. Ich möchte diese Frage hier nicht beantworten, sondern nur in ihrer Eigenschaft als Frage hervorheben; zu ihrer endgültigen Beantwortung ist noch lange nicht genügendes Material gesammelt worden. Nur soviel steht fest, dass, wo von Indianern z. B. schon Ochsen oder Pferde dargestellt worden sind, oder wo, wie auf den schönen alten Büffelhäuten der nordamerikanischen Prärie-Indianer, schon die Feuerwaffen in der Darstellung eine gewisse Rolle spielen, schon von den Verfertigern nicht mehr, und noch weniger von ihren Nachkommen, die unverfälschten indianischen Erklärungen über die ursprüngliche Bedeutung solcher Zeichnungen gegeben werden können.

Wie schnell der indirekte Einfluss einer fremden Anschauungsweise, einer fremden Auffassungsart wirken kann, zeigen vor allem auch die Veränderungen bei denjenigen Bewohnern des Schingú-Quellgebiets, welche noch nicht selbst am Paranatinga waren, denen aber die neuen Eindrücke von ihren aus der neuen Umgebung zurückgekehrten Stammesgenossen übermittelt worden sind. Mehrfach macht sich diese Veränderung in der Ornamentik geltend. So ungern ich zwei der interessantesten Stücke meiner Sammlung, das Schwirrholz (?) in Form einer männlichen menschlichen Figur, auf welchem ausserdem noch eine zweite solche Figur mit Russfarbe aufgemalt ist (Fig. 158), und den Beijuwender (Fig. 159), auf welchem zwischen dem allbekannten Ulurimuster vier mit dem Gewehr (vielleicht auch mit Pfeil und Bogen?) schiessende menschliche Figuren abgebildet sind, diesem fremden Einfluss zuschreibe, ich bin fest überzeugt, dass Stücke mit ähnlichen naturalistischen Formen als Bemalung zur Zeit der v. d. Steinenschen Schingú-Expeditionen am Kulisehu nicht hätten aufgefunden werden können.

In dem von mir aufgezeichneten Huganotile-Gesang der Bakairí im zweiten Kulisehudorfe (vgl. unten), welcher vor und nach der Arbeit des Waldrodens gesungen wird, ist in dem Text schon das Wort »Cuyabá« (in der Eigenschaft als »Hauptstadt der Weissen«) aufgenommen, um dadurch eine sehr weite Entfernung zu charakterisieren.

KAPITEL XIV.

Geflechte und Geflechtsornamentik im Schingú-Quellgebiet.

Schon an anderer Stelle, in meiner Abhandlung über »Ableitung südamerikanischer Geflechtsmuster aus der Technik des Flechtens«,[1] hatte ich mehrfach Gelegenheit, die Geflechte der Indianer im Schingú-Quellgebiet mit heranzuziehen. Ebenso habe ich schon in einer vorläufigen Veröffentlichung im »Globus«[2] einige Gesichtspunkte, welche sich auf den Zusammenhang der aus der Flechtung hervorgehenden Muster mit der Ornamentik überhaupt beziehen, hervorgehoben.

Bei der eingehenden Behandlung der Guató-Geflechte[3] haben wir nur zwei der von mir aufgestellten drei Hauptgruppen südamerikanischer Geflechte[4] kennen gelernt, und von dieser ersten Hauptgruppe, den Palmblattgeflechten, war hier nur die erste Unterart, die ich als Fiederblattgeflechte bezeichnet habe, vertreten. Im Gegensatz hierzu kommen im Schingú-Quellgebiet alle drei Hauptarten von Geflechten vor, und was die erste Hauptgruppe, die Palmblattgeflechte, anlangt, so haben wir es hier fast ausschliesslich mit der zweiten Unterart, die ich den »Fiederblattgeflechten« als »Fächerblattgeflechte« gegenüberstellen möchte, zu tun. Abgesehen von einigen primitiv gearbeiteten Kopfringen kommen Fiederblattgeflechte nur bei den offenbar erst verhältnismässig spät in jene Gegenden eingewanderten Suyá und Trumaí vor.

Ausser dem von mir mitgebrachten Material ist der folgenden Abhandlung auch das reichhaltige Geflechtsmaterial, welches unser Museum zurzeit aus jenen Gebieten innerhalb der v. d. Steinenschen und der Meyerschen Sammlungen besitzt, zugrunde gelegt worden.

---

[1] In: »Zeitschrift für Ethnologie«, Heft 3 u. 4, 1904, S. 490 ff.

[2] »Globus«, Bd. 86, No. 7, 1904, S. 119 ff.: »Aus den Ergebnissen meiner Expedition in das Schingú-Quellgebiet«.

[3] Oben S. 211 ff.

[4] Abteilung südamerikanischer Geflechtsmuster . . . . S. 492.

I. Hauptgruppe. Palmblattflechterei.

A. Fiederblattgeflechte.

Ich habe schon im vorigen hervorgehoben, dass die Fiederblattflechtung im Schingú-Quellgebiet, abgesehen von einigen primitiv gearbeiteten Kopfringen, nur von den Suyá und den Trumaí her bekannt ist. Von den beiden Exemplaren unserer Berliner Sammlung stammt das erstere (V. B. 1651) von den Suyá her und ist auf der ersten v. d. Steinenschen Schingúreise erworben worden. Nur mit geringem Unterschiede entspricht der Korb, bei welchem die beiden Blattrippen, von denen die Blattfiedern auslaufen, die eine Seite des Korbes bilden, dem gleichen Korbtypus bei den Guató-Indianern.[1] Nur fehlt an dem Suyá-Korbe der durch die im Zopfe verflochtenen Fiedern gebildete Henkel der Guató-Körbe, und das Zopfgeflecht, welches das Geflecht an der der Blattrippe gegenüberliegenden Seite zum Abschlusse bringt, weist einen kleinen Unterschied auf. Die auf dieser Seite auslaufenden Fiedern sind nach dem in Fig. 112, S. 225 gegebenen Schema zu zwei nach entgegengesetzter Richtung verlaufenden Zöpfen verflochten, einem unteren, von oben nach unten verlaufenden Zopfe, und einem darüber liegenden, von unten nach oben verlaufenden Zopfe. Der Unterschied liegt nur darin, dass der von oben nach unten verlaufende Zopf am Ende nicht in einen freien Zipfel ausläuft, wie bei den Körben in Fig. 111 und 114, sondern mit in den von unten nach oben über ihn hinweglaufenden Zopf aufgenommen wird. Ein weiterer Unterschied liegt darin, dass die innere der beiden seitlichen Blattrippen zugleich dazu verwendet wird, den oberen Rand des Korbes zu festigen.

Das Geflecht ist derartig, dass immer zwei Fiedern der einen Gruppe von jeder Fieder der andern Gruppe übersprungen werden, also zweimaschig. Die durch die Reihen der in gleicher Richtung verlaufenden Geflechtsmaschen gebildete Streifung des Musters läuft naturgemäss parallel der Blattrippe von oben nach unten, während die Blattfiedern diagonal verlaufen.

Das zweite Exemplar von Fiederblattflechtung (V. B. 4229) aus der Meyerschen Sammlung stammt von den Trumaí her. Dieser Korb entspricht im grossen und ganzen den auf S. 224 ff. näher beschriebenen Guató-Körben mit der Blattrippe am oberen Rande. Es verlaufen hier zwei Blattrippen übereinander, die den oberen Rand bilden und von denen die Blattfiedern ausgehen. Das Geflecht ist zweimaschig und die Streifung des Musters der Lage der Rippe entsprechend horizontal. Die Befestigung am unteren Rande des Korbes wird durch zwei, wie in dem in Fig. 112, S. 225 wiedergegebenen Schema, nach den beiden entgegengesetzten Richtungen verlaufende Zopfgeflechte gebildet.

[1] Siehe oben S. 222 ff.

B. Fächerblattgeflechte.[1]

Schon an anderm Orte[2] habe ich auf die Wichtigkeit dieser hier in Frage stehenden Flechtweise in bezug auf die südamerikanische Ornamentik hingewiesen, und wir werden noch im folgenden näher zeigen, wie auch speziell bei den Indianern im Schingú-Quellgebiete fast die ganze Ornamentik auf den sich bei diesen Arten von Geflechten entwickelnden Geflechtmustern basiert.

Wir haben schon an den Fiederblattgeflechten der Guató gesehen, wie die Grundlage aller reinen Geflechtmuster in der Streifung besteht, welche durch die Reihen der in gleicher Richtung verlaufenden Geflechtsmaschen gebildet wird. Die einzig mögliche Variation dieser Musterung beruht darauf, dass die Streifung von ihrer ursprünglichen Richtung in die hierzu senkrechte Richtung übergehen kann.

Der Natur der Sache nach muss diese Streifung im Muster immer in einem Winkel von 45° zu der Streifung der beiden Gruppen von Geflechtsstreifen verlaufen, muss mithin bei den Fiederblattgeflechten zu der den Ausgang des Geflechts bildenden Blattrippe, von der die beiden Streifengruppen ihrerseits unter einem Winkel von 45° ausgehen, entweder in paralleler oder senkrechter Richtung stehen.

Da bei den Fächerblattgeflechten die Art der Verflechtung der beiden Fiedergruppen ganz dieselbe ist, wie bei den Fiederblattgeflechten, indem die Fiedern der einen Gruppe immer zwei respektive drei Fiedern der andern Gruppe überspringen, so ist auch hier die einzige Möglichkeit für die Musterung in den Reihen der jeweilig in gleicher Richtung verlaufenden, stufenförmig übereinanderliegenden Geflechtsmaschen gegeben. Ein Unterschied zur Musterung der Fiederblattgeflechte ist nur durch den auf der Verschiedenheit des Materials beruhenden verschiedenartigen Ausgangspunkt des Geflechts und der damit aufs engste zusammenhängenden Geflechtseinheit gegeben.

Der Grundtypus der Fächerblattgeflechte wird durch die einfache Verflechtung zweier grosser Blätter einer Fächerpalme (im Schingú-Quellgebiet der Buritípalme) nach Art der in Fig. 176, S. 349 dargestellten Korbschale der Bakairí oder der Körbe in Fig. 182 u. 183 gebildet, wo die Blattstreifen des einen Fächerblattes die eine Streifengruppe, die des andern Blattes die andere hierauf senkrecht stehende Streifengruppe bilden. Am besten lässt sich an dem einfachen, sich hieraus ergebenden Schema (Fig. 160) zeigen, wie notgedrungen die sich aus der direkten Verflechtung der Blattstreifen zunächst ergebende Geflechtseinheit die Form eines Rechtecks haben muss, und dass alle weiteren Geflechtseinheiten, die sich im

---

[1] Vgl. Ableitung südamerikanischer Geflechtmuster, S. 499 ff.

[2] Ebenda S. 502.

Verlauf der Flechtung an die ursprüngliche ansetzen, ebenfalls nur die Form von Rechtecken haben können.

In dem speziellen, aber häufigen Falle, dass die Anzahl der Geflechtsstreifen beider Streifengruppen die gleiche ist, wird naturgemäss dieses Rechteck zum Quadrate. Schon an anderer Stelle[1] habe ich der Einfachheit halber für diese ursprüngliche Geflechtseinheit den Namen »Geflechtsviereck« angenommen.

Da, wie schon im vorigen näher ausgeführt wurde, der Verlauf der Geflechtsmaschen bei den Fächerblattgeflechten genau derselbe ist wie bei den Fiederblattgeflechten, so muss auch ebenso wie bei diesen eine Streifung im Muster auftreten, die durch die Reihen der in gleicher Richtung verlaufenden Geflechtsmaschen gebildet wird. Das Schema in Fig. 160 zeigt, dass diese Streifung im Gegensatze zu der Streifung bei den Fiederblattgeflechten, die stets zu einer der Seiten der Geflechtseinheit parallel verläuft, nicht parallel zu den Seiten des Geflechtsvierecks, sondern in einem Winkel von 45° zu ihnen verläuft, also für den Fall, dass das Geflechtsviereck ein Quadrat ist, in der Richtung einer der Diagonalen. Die einzig mögliche Variation im Muster ist nun ebenso wie bei den Fiederblattgeflechten dadurch gegeben, dass die Streifung bei den verschiedenen Geflechtsvierecken in zwei verschiedenen, zueinander senkrecht stehenden Richtungen erfolgen kann. Der grosse Unterschied zwischen der Musterung bei den Fiederblattgeflechten und der durch die Kombination der beiden Arten von Geflechtsvierecken entstandenen Musterung bei den Fächerblattgeflechten beruht auf der Verschiedenartigkeit, in welcher die senkrecht zueinander stehende Streifung der beiden aneinander stossenden Geflechtseinheiten resp. Geflechtsvierecke aufeinander stösst. Bei den Fiederblattgeflechten stehen die Musterstreifen der zweiten, durch die Richtung der Streifung unterschiedenen Geflechtseinheit alle senkrecht auf dem letzten Musterstreifen der ersten Geflechtseinheit (vgl. Fig. 100—105). Bei den Fächerblattgeflechten dagegen ist der Verlauf der senkrecht zueinander stehenden Streifung der beiden aneinanderstossenden Geflechtsvierecke ein derartiger, dass die an den beiden Berührungsseiten auslaufenden Musterstreifen sich jeweilig mit ihren Endpunkten zu einem rechten Winkel vereinigen. Die ganze Musterung der Fächerblattgeflechte in ihrer einfachen Mannigfaltigkeit beruht auf nichts anderm, als auf den verschiedenen Kombinationen, die bei dem Aneinanderfügen der beiden verschiedenartigen Geflechtsvierecke möglich resp. gebräuchlich sind. Da das Geflechtsviereck als solches als die Grundlage der Fächerblattgeflechte mit ihrer reich entwickelten, für den grössten Teil der südamerikanischen Ornamentik vorbildlich gewordenen Geflechtsornamentik anzusehen ist, so

[1] Vgl. Ableitung südamerikanischer Geflechtsmuster, S. 502.

werden wir im folgenden zunächst näher auf das Wesen des einzelnen Geflechtsviereckes eingehen, um hieran eine nähere Betrachtung der sich bei der Zusammensetzung der einzelnen Geflechtsvierecke aus dem Wesen der letzteren heraus von selbst ergebenden Erscheinungsformen, vor allem der Symmetrie, anknüpfen zu können. Weiter unten werde ich dann auf die schon an anderm Orte[1] kurz gestreifte Tatsache zurückkommen, dass die tatsächlich aus dem Fächerblatte als Ganzem hergestellten Geflechte für ganze Entwicklungsreihen von Geflechten aus anderm Materiale grundlegend gewesen sind, so dass wir im folgenden auch diese letzteren, mögen sie nun aus losen einzelnen Blattstreifen oder aus Rohrstreifen hergestellt sein, doch ihrem Wesen nach mit unter den Gesamtnamen »Fächerblattgeflechte« einschliessen.

1. Wesen des einzelnen Geflechtsvierecks.

Das Wesen des Geflechtsvierecks beruht darauf, dass zwei zueinander senkrecht verlaufende Gruppen von Geflechtsstreifen derartig miteinander verflochten werden, dass immer je einer dieser Streifen abwechselnd über eine bestimmte Anzahl von Streifen der andern Gruppe hinweg und unter ihr hindurchläuft, und zwar so, dass die oben liegenden Teile je eines Streifens stufenförmig neben dem oben liegenden Teile des Nachbarstreifens liegen, also im Schema in Fig. 161 so, dass, wenn z. B. der Streifen $+b_1$ über $+a_1+a_2+a_3$ und unter $+a_4+a_5+a_6$ hinwegläuft, der Streifen $+b_2$ über $+a_1+a_2$ und unter $+a_3+a_4+a_5$, der Streifen $+b_3$ über $+a_1$ und unter $+a_2+a_3+a_4$ hinwegläuft und so weiter.

Die Anzahl der so übersprungenen Streifen ist, wie bei den südamerikanischen Geflechten dieser Art überhaupt, auch im Schingú-Quellgebiete gewöhnlich 3 (Fig. 160 u. 161), seltener 2 (Fig. 162 u. 163) und nur ganz ausnahmsweise 1. Andere Zahlen kommen überhaupt nicht vor. (Natürlich abgesehen von den Berührungsstellen mehrerer Geflechtsvierecke.)

Ein Vergleich des Schemas ABCD mit A'D'EF zeigt, wie bei der angegebenen Flechtweise sich zwei verschiedene Arten von Geflechtsvierecken daraus ergeben, dass, wenn der Streifen $+a_1$ durch die b-Streifen in der angegebenen Weise hindurchgeflochten ist, sich die übrigen a-Streifen ($+a_2$, a_3, a_4 usw.) in der üblichen Weise entweder nach rechts oder nach links aufeinanderfolgend anschliessen können. Im ersteren Falle (Fig. 161) steigen die Stufenlinien, welche die oben liegenden Teile der beiden Streifengruppen voneinander trennen, von links oben nach rechts unten, im zweiten Falle dagegen (Fig. 160) von rechts oben nach links unten ab. Für die mathematische Festlegung des Wesens der Geflechtsvierecke geben wir diesen Unterschied am geeignetsten dadurch wieder, dass wir diese a-Streifen im ersten Falle, wo sie sich nach rechts hin aneinander

[1] Ableitung südamerikanischer Geflechtsmuster, S. 496.

anschliessen, in der mathematisch üblichen Weise als + a-Streifen (also $+a_1+a_2+a_3$ usw.), und demgegenüber im zweiten Falle, wo sich die Streifen nach links hin aneinander anschliessen, als — a-Streifen (also $-a_1-a_2-a_3$ usw.) bezeichnen. Ganz entsprechend werden wir noch im folgenden auf die Unterscheidung der sich von unten nach oben aufeinander folgenden + b-Streifen und der sich von oben nach unten aufeinander folgenden — b-Streifen zurückkommen.

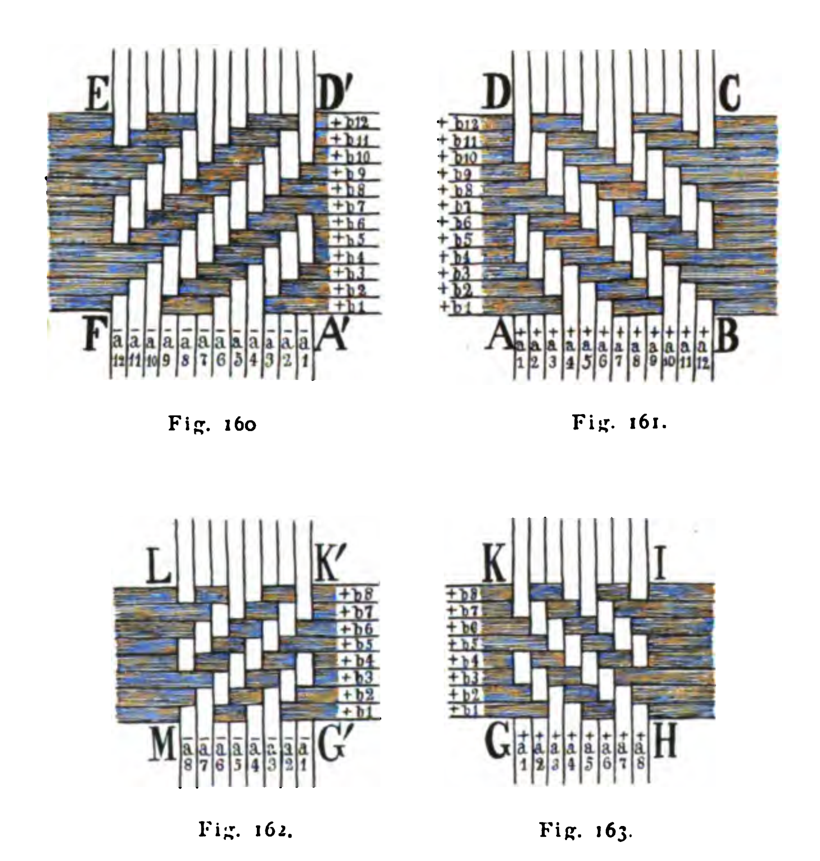


Fig. 160

Fig. 161.

Fig. 162.

Fig. 163.

Um ein Geflechtsviereck im konkreten Falle mathematisch bestimmen zu können, müssen zu den beiden bisher erörterten Bestimmungen darüber, ob das Geflechtsviereck drei- oder zweimaschig ist und ob es seinen Fortgang von links nach rechts oder von rechts nach links (d. h. ob die a-Streifen positiv oder negativ sind) und anderseits von unten nach oben oder von oben nach unten hat (d. h. ob die b-Streifen positiv oder negativ sind) noch zwei weitere Bestimmungen hinzukommen, nämlich einmal die Anzahl der beiden Streifengruppen, der a-Streifen wie der b-Streifen, und sodann der erste Anfang des Geflechts an der Ansatzstelle A.

Das Geflechtsviereck A B C D ist also bestimmt durch:

$AB = + a_1 + a_2 \, . \, . \, . \, . \, . \, . + a_{12}$

$AD = + b_1 + b_2 \, . \, . \, . \, . \, . \, . + b_{12}$

$+ b_1 (+ a_1 + a_2 + a_3)$ ist schwarz.[10]

Das Geflechtsviereck A′ D′ E F ist bestimmt durch:

$A'F = - a_1 - a_2 \, . \, . \, . \, . \, . \, . - a_{12}$

$A'D' = + b_1 + b_2 \, . \, . \, . \, . \, . \, . + b_{12}$

$+ b_1 (- a_1 - a_2 - a_3)$ ist schwarz.

Das Geflechtsviereck G H J K ist bestimmt durch:

$GH = + a_1 + a_2 \, . \, . \, . \, . \, . \, . \, . \, . \, . \, . \, . \, . \, . \, . \, . \, . \, . \, . + a_8$

$GK = + b_1 + b_2 \, . \, . \, . \, . \, . \, . \, . \, . \, . \, . \, . \, . \, . \, . \, . \, . \, . \, . + b_8$

$+ b_1 (+ a_1 + a_2)$ ist schwarz, $+ b_1 (+ a_3 + a_4)$ ist weiss, $(+ b_1)(+ a_5)$ ist schwarz.

In dem so durch die drei einfachen Gleichungen bestimmten Geflechtsviereck lässt sich nun an der Hand der eingeführten mathematischen Bezeichnungen leicht rechnerisch festlegen, ob an irgend einer beliebigen Stelle des Vierecks ein Streifen der einen Gruppe oder einer der andern Gruppe auf der Oberseite des Geflechts liegt, worauf ja die ganze Musterung des Geflechts beruht. Es lässt sich also z. B. leicht ausrechnen, wie bei einer bestimmten Anzahl von Geflechtsstreifen bei einem bestimmten Ausgangspunkte des Geflechts an der einen Ecke. die drei übrigen Ecken beschaffen sein müssen.

Ein Blick auf das Viereck ABCD (in Fig. 161) zeigt, dass $+ b_1 (+ a_1 + a_2 \, . \, . \, . \, . + a_{12})$ ganz ebenso verläuft wie $+ a_1 (+ b_1 + b_2 \, . \, . \, . \, . + b_{12})$. Es muss also z. B. notwendig, wenn das durch $+ a_1 (+ b_{12})$ bezeichnete Quadrat weiss ist, auch das Quadrat $+ b_1 (+ a_{12})$ weiss sein.

Ebenso verläuft $+ a_2 (+ b_1 + b_2 \, . \, . \, . \, . + b_{11})$ genau so wie $+ b_1 (+ a_2 + a_3 \, . \, . \, . \, . + a_{12})$.

Ebenso verläuft in Viereck A′D′EF:

$+ b_1 (- a_1 - a_2 \, . \, . \, . \, . - a_{12})$ ganz ebenso wie $- a_1 (+ b_1 + b_2 \, . \, . \, . \, . + b_{12})$.

Ist also $b_1 (- a_{12})$ weiss, so ist auch $- a (+ b_{12})$ weiss.

Zur Vereinfachung der auf dem so gezeigten Wege möglichen Berechnung müssen wir die Erwägung hinzunehmen, dass beim dreimaschigen Geflechte immer der siebente Streifen ein und desselben Geflechtsvierecks

---

[10] »Ist schwarz« ist, der Fig. 160 entsprechend, abgekürzt gesetzt für »läuft der b-Streifen über die entsprechenden a-Streifen«. In den folgenden Schemata werden der klareren Uebersicht halber immer die b-Streifen durch die schwarze Schraffierung von den weiss gelassenen a-Streifen unterschieden werden. Da im gegebenen speziellen Falle in Fig. 160 $+ b_1 (+ a_1 + a_2 + a_3)$ schwarz sind, so genügt die Angabe der ersten drei a-Streifen, um zugleich die Dreimaschigkeit des Geflechts zu bezeichnen. In andern Fällen ist zu diesem Zwecke auch die Angabe von $+ b_1 (+ a_4 + a_5)$ erforderlich, z. B. $+ b_1 (+ a_1 + a_2)$ ist schwarz, $+ b_1 (+ a_3 + a_4 + a_5)$ ist weiss.

in seinem Verlaufe dem ersten Geflechtsstreifen entsprechen muss, während beim zweimaschigen Geflecht immer der fünfte Streifen wieder dem ersten entspricht.

Ist also in ABCD $+ b_1$ $(+ a_1 + a_2 + a_3)$ schwarz, so muss auch $+ b_1$ $(+ a_7 + a_8 + a_9)$ schwarz sein. Ist $+ a_1$ $(+ b_1 + b_2 + b_3)$ schwarz, so muss auch a_1 $(+ b_7 + b_8 + b_9)$ schwarz sein.

Hieraus folgt, dass ich bei der Bestimmung irgend eines beliebigen Geflechtteiles eines beliebig grossen Geflechtsvierecks immer nur auf den entsprechenden Teil des durch die ersten sechs Streifen beider Streifengruppen gebildeten Teiles des Geflechtsvierecks zurückzugreifen brauche.

Ebenso wie z. B. das Viereck $(+ a_7 + a_8 \ldots . + a_{12})$ $(+ b_7 + b_8 \ldots . + b_{12})$ dem Geflechtsviereck $(+ a_1 + a_2 \ldots . + a_6)$ $(+ b_1 + b_2 \ldots . + b_6)$ gleicht, so muss diesem letzteren auch z. B. das Viereck $(+ a_{37} + a_{38} \ldots . + a_{42})$ $(+ b_{43} + b_{44} \ldots . + b_{48})$ gleichen.

Es muss hiernach also weiter z. B. das Quadrat $+ a_{38}$ $(+ b_{44})$ dem Quadrate $+ a_2$ $(+ b_2)$ entsprechen.

Hiernach ergibt sich die einfache rechnerische Bestimmung irgendeines Teiles eines Geflechtsviereckes wie folgt:

Gegeben: $+ b_1$ $(+ a_1 + a_2 + a_3)$ ist schwarz.

Zu bestimmen: $+ b_{59}$ (a_{74})

$$59 : 6 = 9^5/_6 \qquad 74 : 6 = 12^2/_6$$

$$\text{also } \underline{+ b_{59} (+ a_{74}) = + b_5 (+ a_2)}$$

$$+ b_5 (+ a_2) = + b_1 (+ a_6)$$

$+ b_1$ $(+ a_4 + a_5 + a_6)$ ist weiss, da b_1 $(+ a_1 + a_2 + a_3)$ schwarz ist,

also $+ b_1$ $(+ a_6)$ weiss,

also $+ b_5$ $(+ a_2)$ weiss,

also $+ b_{59}$ (a_{74}) weiss.

Nachdem somit im obigen die hauptsächlichsten mathematischen Eigenschaften des Geflechtsvierecks festgelegt worden sind, gebe ich auf der nebenstehenden Tabelle das allmähliche Anwachsen des dreimaschigen Geflechtsvierecks $(+ a_1 + a_2 + a_3)$ $(+ b_1 + b_2 + b_3)$ durch abwechselndes Hinzufügen je eines a-Streifens und eines b-Streifens, bis es zum Geflechtsviereck $(+ a_1 + a_2 \ldots . + a_6)$ $(+ b_1 + b_2 \ldots . + b_6)$ geworden ist.

Für das zweimaschige Geflechtsviereck wird sich die Tabelle ganz ähnlich machen, nur dass nur vier verschiedene Möglichkeiten in jeder Reihe der Tabelle möglich sind. Ein ganz entsprechendes Bild würde eine ebensolche Entwicklungsreihe des Geflechtsvierecks $(— a_1 — a_2 — a_3)$ $(+ b_1 + b_2 + b_3)$ geben, nur dass die, die schwarzen von den weissen Streifen abgrenzenden Stufenlinien hier von rechts oben nach links unten, anstatt wie auf nebenstehender Tabelle von links oben nach rechts unten verlaufen würden.

Ich habe mich deshalb genötigt gesehen, in nebenstehender Tabelle die möglichen Formen des Geflechtsvierecks in ganzer Ausführlichkeit wiederzugeben, weil ein Blick auf dieses Gesamtbild am besten geeignet ist, um den engen Zusammenhang eines grossen Teiles der südamerikanischen Ornamentik bis in ihre höchsten Entwicklungsformen hinein mit diesen verschiedenen Erscheinungsformen des einfachen Geflechtsvierecks, des Grundelements der Fächerblattflechterei, vor Augen zu führen. Wäh-

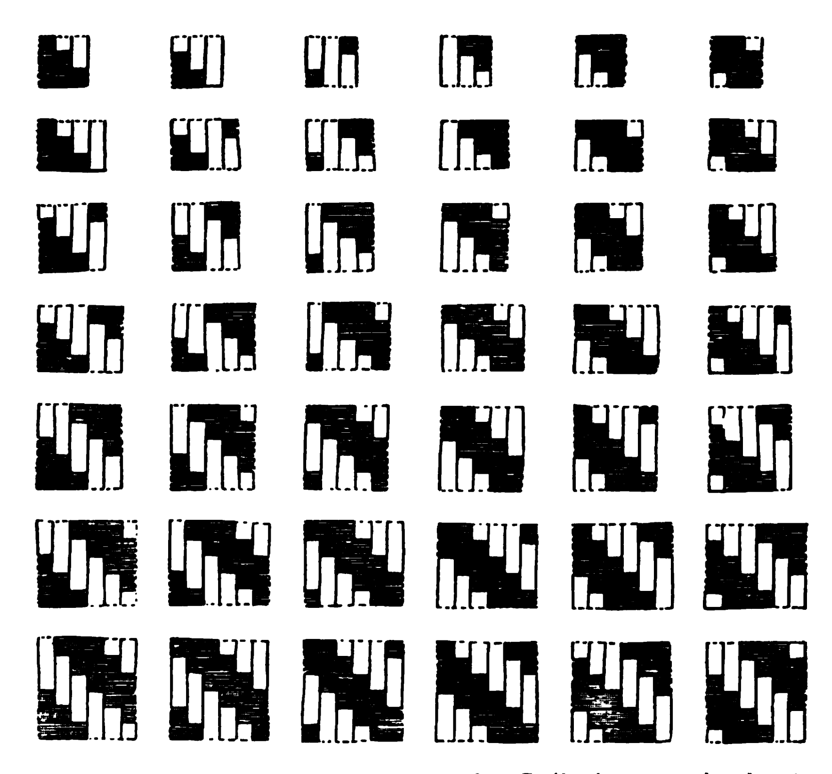


Fig. 164. Allmähliches Anwachsen des Geflechtsvierecks durch abwechselndes Hinzufügen von a-Streifen und b-Streifen.

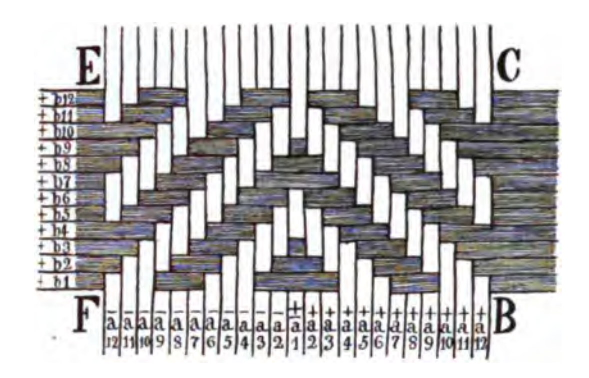
rend bei der mit dem Geflechtsviereck ebenfalls aufs engste verknüpften Ornamentik im Schingú-Quellgebiet nur die sich aus der Zusammensetzung der verschiedenartigen Geflechtsvierecke $(+ b_1 + b_2 \ldots + b_x)$ $(+ a_1 + a_2 \ldots + a_y)$ und $(+ b_1 + b_2 \ldots + b_x)$ $(- a_1 - a_2 \ldots - a_y)$, sowie der Vierecke $(- b_1 - b_2 \ldots - b_x)$ $(+ a_1 + a_2 \ldots + a_y)$ und $(- b_1 - b_2 \ldots - b_x)$ $(- a_1 - a_2 \ldots - a_y)$ ergebenden Muster die Grundlage für eine mannigfaltige Entwicklung der Ornamentik abgegeben haben, hat in andern Gebieten, zumal in einem grossen Teile der peruanischen Ornamentik, auch das Geflechtsviereck als einzelnes, in seinen verschiedenen, auf der Tabelle

wiedergegebenen Erscheinungsformen einen Hauptfaktor für eine reichhaltige geometrische Ornamentik gebildet. Die verschiedenen, das Viereck durchlaufenden Stufen, die Punkte oder die Stufen oder die Kreuzteile in den Ecken des Geflechtsvierecks kehren mit fast mathematischer Uebereinstimmung wieder in den altperuanischen Geweben sowohl, wie auf den altperuanischen Tongefässen. Besonders die erst letzthin vom Berliner Museum erworbene Sammlung Bolivar aus dem Departamento de Ica in Peru legt ein klares Zeugnis davon ab, wie tief die verschiedenen Erscheinungsformen des einfachen Geflechtsvierecks den Verfertigern der Gefässe und Gewebe zum Bewusstsein gekommen sind. Es erregt geradezu Bewunderung, dass die Verfertiger der Gewebe und Gefässe, welche das Muster des Geflechtsvierecks zum Vorbilde ihrer Ornamentik nahmen, sich so strikte an das alte Vorbild gehalten haben, dass die Uebereinstimmung vielfach direkt eine mathematische genannt werden kann, bei der Wiedergabe des Geflechtsvierecks als einzelnem sowohl, wie bei der Wiedergabe seiner Zusammensetzungen.[1]

Die beiden Arten von Geflechtsvierecken in ihren verschiedenen Zusammensetzungen.

Erst aus den Zusammensetzungen der beiden Arten von Geflechtsvierecken, wie wir sie sowohl bei den Fächerblattgeflechten, wie auch vielfach in der übrigen südamerikanischen Ornamentik vorfinden, ergibt sich der praktische Grund für die im vorigen gemachte Unterscheidung der beiden Arten von Geflechtsvierecken. Bei dem Geflechtsviereck ABCD (vgl. Fig. 161), bei welchem die Stufen von unten rechts nach oben links aufsteigen, zählten wir die beiden Streifengruppen von A aus von links nach rechts gehend als + a-Streifen ($+a_1+a_2 \dots +a_x$), von unten nach oben gehend als + b-Streifen ($+b_1+b_2 \dots +b_y$). Bei dem Geflechtsviereck A'D'EF dagegen (vgl. Fig. 160), bei welchem die Stufen von oben rechts nach unten links absteigen, zählten wir die beiden Streifengruppen von A' aus von rechts nach links gehend als — a-Streifen ($-a_1-a_2 \dots -a_x$), von unten nach oben gehend ebenfalls als + b-Streifen. Der Vorteil dieser Bezeichnungsweise liegt darin, dass dieselbe ganz dem eigentlichen Wesen der Zusammensetzung der Geflechtsvierecke entspricht. Im Viereck ABCD nimmt das Geflecht von dem Streifen a_1 aus nach rechts genau denselben Verlauf wie im Viereck A'D'EF vom Streifen $-a_1$ nach links, und, wenn wir beide Vierecke, wie es Fig. 165 zeigt, zu dem Viereck FBCE zusammenfügen in der Art, dass der Streifen a_1 in seiner Eigenschaft als $+a_1$-Streifen den Ausgangspunkt für das Viereck ABCD

[1] Eine ähnliche Abhängigkeit von dem Geflechtsviereck findet sich auch in auffälligster Weise an altmexikanischen Gefässen und in den Darstellungen der alten Bilderschriften.



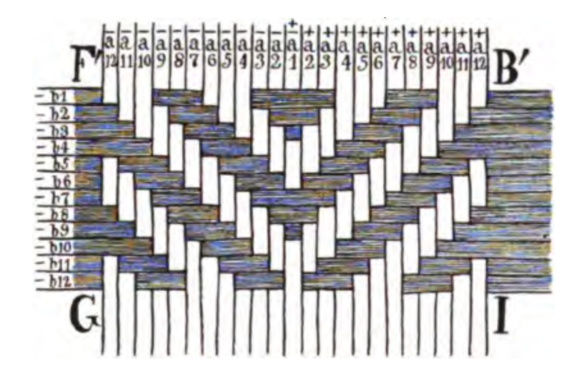


Fig. 165.

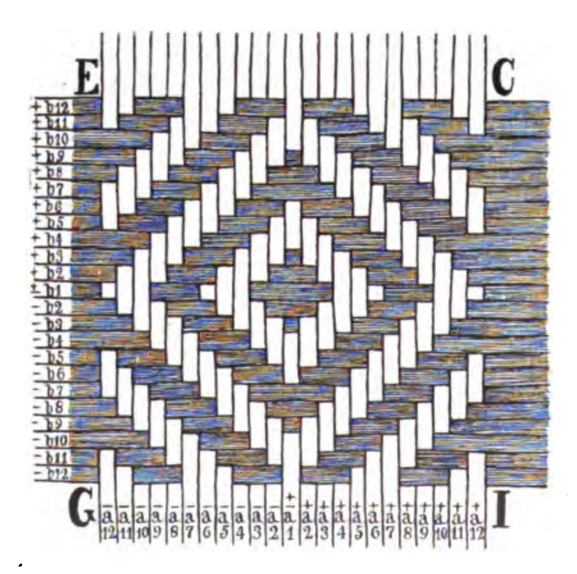


Fig. 166.

und zugleich in seiner Eigenschaft als —a-Streifen den Ausgangspunkt für das Viereck A'D'EF bildet, so entsprechen sich die korrespondierenden Punkte der beiden Geflechtsvierecke genau so, wie die korrespondierenden Punkte des Koordinatensystems. Bei der weiteren Zusammensetzung der Geflechtsvierecke treten dann ferner zu den bisher erörterten Kombinationen der + a-Streifen mit den + b-Streifen und der — a-Streifen mit den + b-Streifen noch die ganz dem vorigen entsprechenden Kombinationen der + a-Streifen mit den — b-Streifen und der — a-Streifen mit den — b-Streifen hinzu. (Vgl. Fig. 165.) Wie vorher der a_1-Streifen in seiner Eigenschaft als $\pm a_1$-Streifen als gemeinsamer Ausgangspunkt der beiden gleichmässig von ihm nach beiden Seiten hin verlaufenden Geflechtsvierecke angesehen wurde, so lässt sich nun anderseits auch der b-Streifen als ± b-Streifen als gemeinsamer Ausgangspunkt des sich nach oben zu durch die weiteren + b-Streifen bildenden Geflechts und des sich ebenso dem vorigen entsprechend nach unten zu durch die weitere Folge der – b-Streifen bildenden Geflechts auffassen.

Wir erhalten somit nach einander, wie Fig. 160, 161, 165 und 166 zeigen, vier kongruente Geflechtsvierecke, deren korrespondierende Ecken einander zugekehrt sind, so dass alle korrespondierenden Punkte derselben

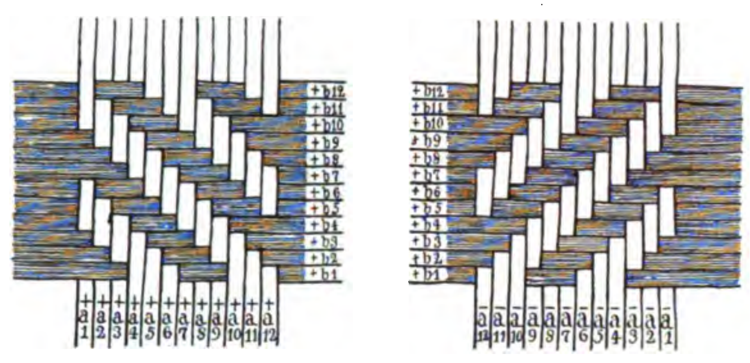


Fig. 167.

genau so gelegen sind, wie die korrespondierenden Punkte des recht winkligen Koordinatensystems. Und in dieser Erscheinung ist die Erklärung enthalten für die Entfaltung der Symmetrie bei der aus den Mustern der Fächerblattgeflechte entstandenen reichhaltigen Ornamentik Südamerikas.

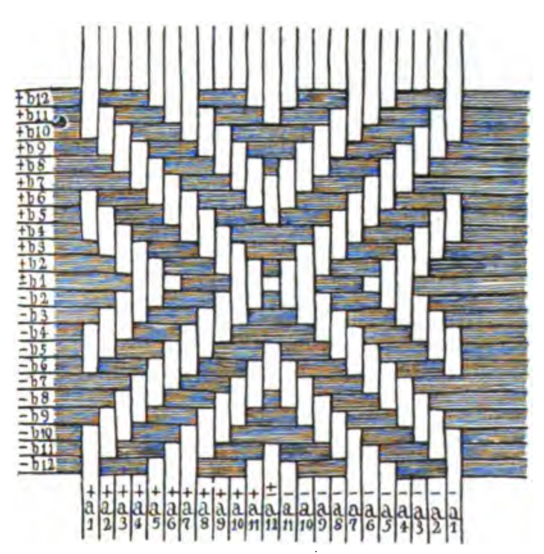


Fig. 168.

Während wir bei der im vorigen geschilderten Zusammensetzung der beiden Arten von Geflechtsvierecken ein aus mehreren konzentrischen Quadraten bestehendes Muster erhielten, entsteht ein ganz anderes kreuzartiges Muster durch die als zweite Möglichkeit in Betracht kommende Zusammensetzung. So wie wir im vorigen den Streifen a_1 als $\pm a_1$ als gemeinsamen Ausgangspunkt der beiden aneinanderliegenden Geflechtsvierecke ansahen so können wir auch die beiden jedesmal als letzten Streifen der Geflechtsvierecke bezeichneten Streifen, also im Beispiel Fig. 167 Streifen $+ a_{12}$ und Streifen $- a_{12}$, als den gemeinsamen Ausgangspunkt ansehen. So

wie vorher von dem Streifen ± a aus die Stufen der Geflechtsvierecke gleichmässig nach beiden Seiten hin abstiegen, so steigen dieselben jetzt in derselben Weise von dem Streifen ± a aus gleichmässig nach beiden Seiten hin an. Das Viereck aus den — a-Streifen liegt jetzt im Gegensatz zum vorigen rechts von dem aus den + a-Streifen bestehenden Vierecke. Ebenso wie vorher können sich dann die entsprechenden beiden, aus den — b-Streifen bestehenden Geflechtsvierecke nach unten hin anschliessen. Die Fig. 168 zeigt, wie wir auf diesem Wege abermals zu einem typischen Muster gelangt sind, dessen korrespondierende Punkte wieder ebenso wie vorher genau den korrespondierenden Punkten des rechtwinkligen Koordinatensystems entsprechen.[1]

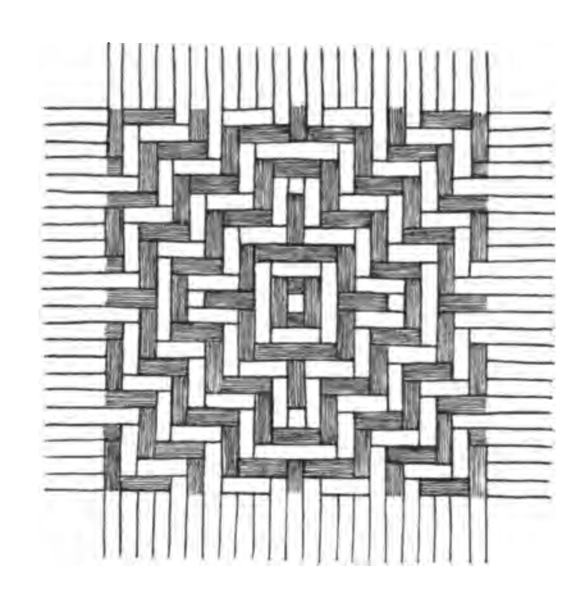


Fig. 169.

Da sich nun die beiden bisher geschilderten Zusammensetzungen der beiden Arten von Geflechtsvierecken beliebig oft miteinander kombinieren lassen, so sehen wir in dem Falle, dass sowohl die a-Streifen wie auch die b-Streifen als + - und — -Streifen am Geflechte beteiligt sind, die aus diesen Zusammensetzungen entstehenden Gruppen konzentrischer Quadrate respektive der eben geschilderten kreuzartigen Muster auf den Geflechten in beliebiger Anzahl nebeneinander auftreten. (Vgl. Fig. 171.) Sind nur + b-Streifen mit + a- und — a-Streifen oder sind nur + a-Streifen mit + b- und — b-Streifen verbunden, so besteht das fortlaufende Muster in einfachen Zickzacklinien.

[12] Auf ganz derselben Kombination der Geflechtsvierecke, wie der eben geschilderten, beruht das Muster in Fig. 169, das durch die schwarze Schraffierung hervorgehoben ist. Die Flechtung der Fig. 169 ist dieselbe, wie die in Fig. 168. Ein Vergleich z. B. der Fig. 176 und 179 zeigt, dass das geübte Auge beide Muster aus demselben Geflecht heraussehen kann, wobei die Beleuchtung des Gegenstandes dem Auge bald mehr die eine Musterung, bald mehr die andere aufdrängt. Da, wo durch Verschiedenheit der Färbung der beiden Streifengruppen das Muster der Fig. 168 besonders hervorgehoben ist, verschwindet auch für das geübte Auge das Muster der Fig. 169 vollständig. Während die Musterung der Fig. 169 in der abgeleiteten Ornamentik im Schingú-Quellgebiet keine Aufnahme gefunden hat, spielt dieselbe eine grosse Rolle in der altperuanischen Ornamentik.

Besonders wichtig für die Ornamentik ist der Mittelpunkt der nach dem vorigen aus der Kombination der beiden verschiedenen Arten von Geflechtsvierecken entstandenen Figuren, und deshalb haben wir auf nebenstehender Tabelle alle verschiedenen möglichen Erscheinungsformen dieser

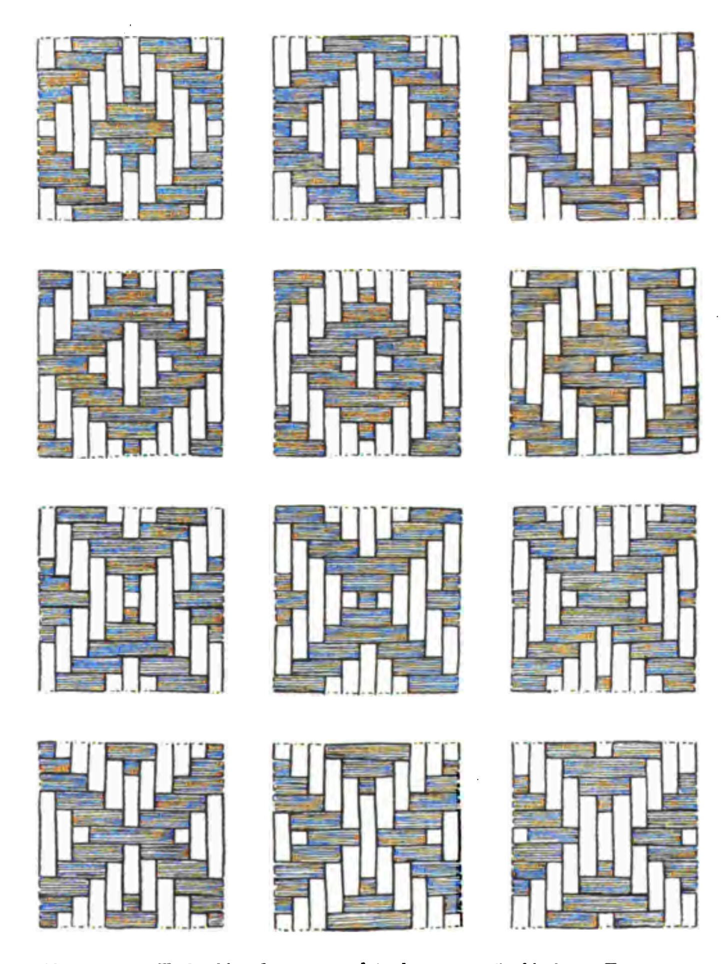


Fig 170. Tabelle der verschiedenen möglichen Figuren an der Berührungsstelle der vier aneinanderliegenden Geflechtsvierecke.

Mitten, d. h. die verschiedenen Figuren, welche an der gemeinsamen Berührungsstelle der vier aneinanderliegenden Geflechtsvierecke, je nach der Beschaffenheit dieser letzteren, entstehen, zusammengestellt.

Wir haben auf S. 338 gesehen, dass je nach dem Ausgangspunkte des Geflechts sich aus einer bestimmten Anzahl von Streifen je sechs verschiedene Geflechtsvierecke von jeder der beiden Arten von Geflechts-

vierecken herstellen lassen. Bestand z. B. das Geflechtsviereck aus (6) $+$ a-Streifen und (6) $+$ b-Streifen, so waren folgende Möglichkeiten für den Ausgangspunkt des Geflechts gegeben:

1. $+b_1$ $(+a_1+a_2+a_3)$ ist schwarz,
2. $+b_1$ $(+a_1+a_2)$ ist schwarz, $+b_1$ $(+a_3)$ ist weiss,
3. $+b_1$ $(+a_1)$ ist schwarz, $+b_1$ $(+a_2+a_3)$ ist weiss,
4. $+b_1$ $(+a_1+a_2+a_3)$ ist weiss,
5. $+b_1$ $(+a_1+a_2)$ ist weiss, $+b_1$ $(+a_3)$ ist schwarz,
6. $+b_1$ $(+a_1)$ ist weiss, $+b_1$ $(+a_2+a_3)$ ist schwarz.

Hieraus folgt unmittelbar, dass auch die Zusammensetzungen der vier Geflechtsvierecke $(+b_1+b_2 \ldots\ldots +b_6)$ $(+a_1+a_2 \ldots\ldots +a_6)$, $(+b_1 +b_2 \ldots\ldots +b_6)$ $(-a_1-a_2 \ldots\ldots -a_6)$, $(-b_1-b_2 \ldots\ldots -b_6)$ $(+a_1+a_2 \ldots\ldots +a_6)$ und $(-b_1-b_2 \ldots\ldots -b_6)$ $(-a_1-a_2 \ldots\ldots -a_6)$ an der Stelle, in welcher sich die vier zugekehrten Ecken berühren, je sechs verschiedene Formen aufweisen müssen. Wir sahen, dass die, vom gemeinsamen Mittelpunkte aus gerechnet, korrespondierenden Teile der Zusammensetzung aus den Geflechtsvierecken immer gleichartig waren. Wenn also im genannten Beispiele $+b_1$ $(+a_1+a_2+a_3)$ schwarz war, so müssen auch $+b_1$ $(-a_1 -a_2-a_3)$ und $-b_1$ $(+a_1+a_2+a_3)$ und $-b_1$ $(-a_1-a_2-a_3)$ schwarz sein. Es bildet in diesem Falle die Mitte des aus den einzelnen vier Geflechtsvierecken zusammengesetzten Vierecks (vgl. Fig. 170 oberste Reihe links) ein kleines Viereck, das durch die schwarzen Maschen der b-Streifen gebildet wird. Ganz auf dieselbe Weise tritt in dem Falle, dass $+b_1$ $(+a_1+a_2)$ schwarz, $+b_1$ $(-a_3)$ weiss ist, ein schwarzes Kreuz in der Mitte des zusammengesetzten Vierecks auf, und in dem Falle, dass $+b_1$ $(+a_1)$ schwarz, $+b_1$ $(+a_2+a_3)$ weiss ist, ein einfacher schwarzer Punkt. Ganz ebenso kommen bei den drei weiteren Möglichkeiten das weisse Viereck, das weisse Kreuz und der weisse Punkt in der Mitte des zusammengesetzten Vierecks zustande, wie die zusammengesetzten Vierecke der zweiten Reihe von oben in Fig. 170 zeigen.

Da bei einem Geflechtsviereck aus einer gewissen Anzahl von Streifen, also z. B. in dem Viereck $(+b_1+b_2 \ldots +b_6)$ $(+a_1+a_2 \ldots +a_6)$, die Beschaffenheit der Geflechtsteile $+b_1$ $(+a_4+a_5+a_6)$ von der Beschaffenheit des Geflechtsteiles $+b_1$ $(+a_1+a_2+a_3)$ abhängig ist, so erklärt sich von selbst, dass auch für die Mitten der andern Zusammensetzungsart der Geflechtsvierecke, wo (Fig. 170 die beiden untersten Reihen) der Streifen $\pm a_6$ den gemeinsamen Ausgangspunkt der beiden nebeneinander liegenden Geflechtsvierecke bildete, sechs Möglichkeiten bestehen müssen. Ebenso wie vorher, sind von diesen sechs verschiedenen Mitten der zusammengesetzten Vierecke je zwei immer nur durch die Richtung der sie bildenden Streifen, also in der Fig. 170 durch die Farbe, voneinander unterschieden.

so dass sich rein ornamental auch hier eigentlich nur drei verschiedene Formen voneinander unterscheiden lassen.

Die vorigen Zusammensetzungen aus den verschiedenen Arten von Geflechtsvierecken waren derart, dass die vier Geflechtsvierecke alle einen gemeinsamen, im Mittelpunkte des zusammengesetzten Vierecks liegenden

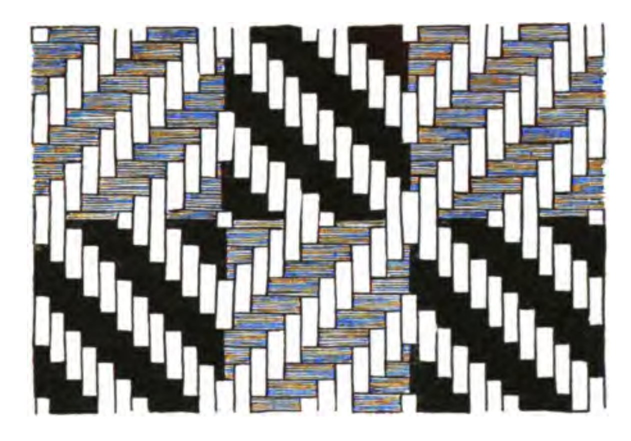


Fig. 171.

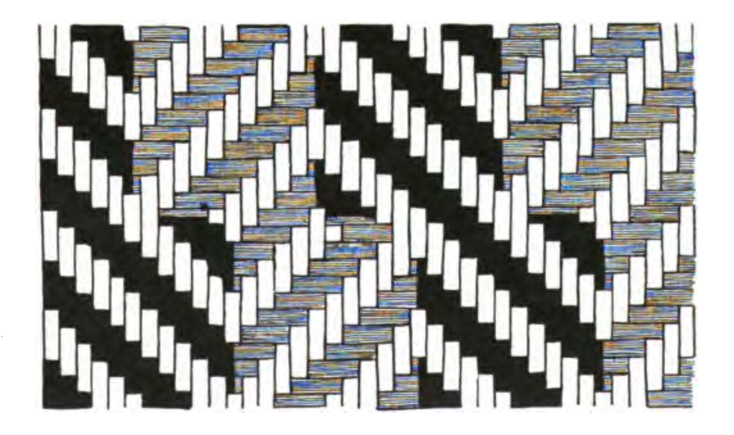


Fig. 172.

Berührungspunkt hatten. Diese Art der Zusammensetzung ist im Schingú-Quellgebiete bei den Geflechten selber sowie bei der von diesen Geflechten abgeleiteten Ornamentik fast ausschliesslich die allein vorherrschende. Die einzige bisher bekannte Ausnahme hiervon bildet der weiter unten abgebildete Tanzärmel der Auetö, bei welchem unter dem einfachen Zickzackmuster an mehreren Stellen hakenartige Gebilde im Muster auftreten.

Diese spezielle Erscheinungsform des Geflechts beruht offenbar auf einer unabsichtlichen Unregelmässigkeit des Geflechts, indem nicht genügend Sorge dafür getragen ist, dass die einzelnen, nebeneinander liegenden Ge flechtsvierecke gleich gross sind, so dass die vier korrespondierenden, einander zugekehrten Ecken nicht in einem Punkte zusammenstossen, sondern jeweilig nur zwei derselben. In meiner früheren Abhandlung habe ich gezeigt, dass, wie bei dem erwähnten Auetö - Aermel die einzelnen Haken, so auch die bei andern südamerikanischen Geflechten und, davon abgeleitet, in der übrigen Ornamentik vielfach vorkommenden mäanderartigen Muster durch nichts anderes als durch eine besondere, von den im vorigen beschriebenen Arten abweichende Art der Zusammensetzung der Geflechtsvierecke gebildet werden. Ein Vergleich der Fig. 171 und 172 zeigt, wie das im vorigen beschriebene Geflechtmuster in Fig. 171 schon allein dadurch zu der Bildung des Mäanders führt, dass die untere Reihe der Geflechtsvierecke gegen die obere um etwas verschoben ist. Also schon durch eine gewollte oder nicht gewollte Unregelmässigkeit im Geflechte musste dem Verfertiger unmittelbar die Hakenfigur des Mäanders in die Augen fallen. Ueberall da, wo die übereinander liegenden Geflechtsvierecke derartig ungleich sind, dass das eine seitlich über das andere hinausragt, muss sich dieselbe Wirkung für die Musterung herausstellen wie bei der Verschiebung der unteren Reihe unseres Schemas gegen die obere (vgl. Fig. 173).



Fig. 173.
Köcher mit mäanderartigem Geflechtmuster.
Bahuana am Rio Branco.
Berl. Mus. 750. $^1/_2$ n. G.

Anwendung der Geflechtsviereckstheorie auf die Fächerblattgeflechte im Schingú-Quellgebiete.

Bevor wir auf die einzelnen Geflechte des Schingú-Quellgebietes eingehen, bleiben noch zwei Fragen zu beantworten, einmal, weshalb bei den Fächerblattgeflechten dieselbe Art der Verflechtung der einzelnen Blattstreifen (drei auf drei nieder oder zwei auf zwei nieder mit der stufenförmigen Anordnung der jeweilig benachbarten, in gleicher Richtung ver-

laufenden Maschen) angewendet wird, wie sie sich bei den Fiederblattgeflechten durch die Ansatzstelle der Blattfiedern an der Blattrippe von selbst ergibt (vgl. S. 215), und sodann, mit welchem Rechte wir diejenigen Geflechte mit unter den Namen Fächerblattgeflechte einbegreifen, bei denen die Geflechtsstreifen nicht aus den Blattstreifen von Fächerpalmen, sondern aus Rohrstreifen bestehen.

Schon im vorigen (S. 332) habe ich als den Grundtypus der Fächerblattgeflechte des Schingú-Quellgebietes die durch einfache Verflechtung zweier Blätter einer Fächerpalme gebildeten Geflechte bezeichnet (vgl. Fig. 176 und 182). Bei dieser Art von Geflechten liegt an sich ein zwingender Grund für die Flechtweise nach Art der Fiederblattgeflechte nicht vor, wenn auch natürlich die enge Verwandtschaft der Palmblattgeflechte als solcher zueinander schon die gleichartige Flechtweise einigermassen erklären würde.



Fig. 174. Korb der Bakairí am Rio Novo. Berl. Mus. V. B. 5068. 1/6 n. G.

Aber auch bei Fächerblattgeflechten kann ein direkter Grund für die angegebene Flechtweise vorhanden sein, nämlich dann, wenn das Geflecht nicht, wie bei den typischen Fällen im Schingú-Quellgebiete, von zwei Fächerpalmblättern ausgeht, sondern von nur einem einzigen. Aus dem Schingú-Quellgebiete selbst liegt eine solche Geflechtsform bisher nicht vor. Wohl aber konnte ich einen solchen Korb von den Bakairí am Rio Novo herbringen, die noch viele charakteristische Eigentümlichkeiten ihrer Stammesbrüder vom Schingú-Quellgebiete bewahrt haben[1] (Fig. 174).

[1] Vgl. oben S. 12.

Dieser Korb ist wohl als das einfachste, ja primitivste Korbgeflecht, wie es sich aus dem Fächerblatte herstellen lässt, anzusehen, und ist für die Fächerblattgeflechte ungefähr dasselbe, was die primitiven dreieckigen Körbe aus Akuripalmblatt (vgl. oben S. 221) für die Fiederblattgeflechte sind. Das Geflecht des Buriti-Palmblattkorbes geht, wie das Schema in Fig. 175 zeigt, von den in der Mitte des Blattes befindlichen Blattstreifen aus, und zwar so, dass sich die Blattstreifen in zwei Gruppen teilen und sich die Streifen der einen Gruppe der Reihe nach immer drei auf drei unter mit den Streifen der andern Gruppe verflechten, wodurch sich ganz ebenso wie bei den Fiederblattgeflechten die für die Palmblattgeflechte typische Flechtweise mit der stufenförmigen Anordnung der Geflechtsmaschen von selbst ergibt.

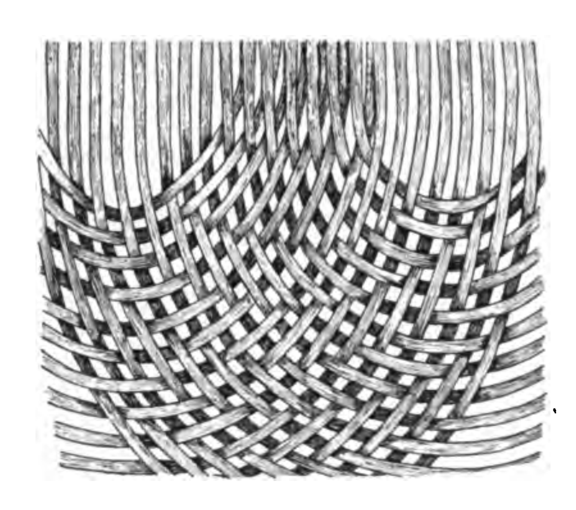


Fig. 175.
Schema des Geflechts des Korbes V. B. 5068 am Ausgangspunkt.

Bei unserm bisherigen Materiale muss es dahingestellt bleiben, ob wirklich die aus zwei Fächerblättern hergestellten Geflechte sich direkt aus den aus nur einem Fächerblatte hergestellten Geflechten entwickelt haben. Jedenfalls aber rechtfertigt die nahe Verwandtschaft zwischen beiden Geflechtsformen zur Genüge, dass die bei der einen Form sich von selbst aus der Technik ergebende Maschenfolge auch bei der andern Form die Regel ist.

Wenn hiernach die Verflechtung des Palmblattes als Ganzem sowohl bei den Fächerblattgeflechten wie bei den Fiederblattgeflechten direkt auf die in Frage stehende Art der Verflechtung der einzelnen Geflechtsstreifen hingeführt hat, so liegt hierin schon ein gewichtiger Grund für die Richtigkeit der Annahme, dass diejenigen Geflechte, welche aus anderm Materiale, so z. B. aus Rohrstreifen, hergestellt sind und dabei die durch die Verflechtung des Palmblattes bedingte Flechtweise aufweisen, als von den Palmblattgeflechten abgeleitet zu denken sind und daher ihrer Flechtweise wegen mit unter den Namen Palmblattgeflechte eingerechnet werden können.

Aber eine weitere Tatsache ist es, welche noch zwingender diese Annahme rechtfertigt, nämlich die deutlich in die Augen fallende Ueber-

einstimmung in den Formen der aus anderm Material in der genannten Flechtweise hergestellten Geflechte mit den sich aus der Verflechtung der Palmblätter von selbst ergebenden Formen der eigentlichen Palmblattgeflechte. Wir werden noch im folgenden bei der Behandlung der einzelnen Korbtypen erkennen, wie sich die verschiedenen Typen der aus Rohrstreifen geflochtenen Körbe aufs engste den einzelnen, aus dem Palmblatte als Ganzem geflochtenen Korbtypen anschliessen.



Fig. 176. Buritíblattkorbschale. Nahukuá. Berl. Mus. V. B. 4437. Samml. Meyer. $^1/_7$ n. G.

Schon an anderer Stelle[1] habe ich darauf hingewiesen, dass auch da, wo die Blattfiedern oder Blattstreifen nicht mehr an der Blattrippe oder am Blattstiele festsitzen, sondern schon von vornherein als lose Streifen untereinander verflochten sind, dennoch bei der ganzen Anlage der Geflechte noch dieselbe Anordnung beibehalten ist, wie sie durch den Zusammenhang mit der Blattrippe resp. dem Blattstiele gegeben ist. Bei diesen Geflechten, bei denen die Palmblätter als Material in Form von losen Blattstreifen verwendet sind, lässt sich am besten der allmähliche Uebergang zu den späteren Entwicklungsformen der nach Art der Palmblattgeflechte hergestellten Rohrstreifengeflechte erblicken.

Bei der Behandlung der einzelnen Erscheinungsformen der Palmblattgeflechte im Schingú-Quellgebiet müssen wir von zwei verschiedenen Grundtypen ausgehen, deren Verschiedenheit auf der Verschiedenheit des Gebrauchszweckes beruht.

Die beiden das Geflecht bildenden Buritípalmblätter können entweder, wie in Fig. 176, zu einer flachen Korbschale oder aber, wie in Fig. 187,

[1] Ableitung südamerikanischer Geflechte S. 496.

zu einer mehr einer Korbtasche ähnelnden Korbform verflochten sein. Von diesen beiden verschiedenen Ausgangspunkten haben sich dann weitere verschiedenartige Korbtypen entwickelt, bei denen sich, wie wir hernach im einzelnen sehen werden, selbst bei oberflächlicher Aehnlichkeit in den entwickelteren Formen, dennoch die ursprüngliche Abstammung erkennen lässt.

1. Buritíblattkorbschale und die aus ihr entstandenen Geflechte.

An der einfachen, aus der Herrmann Meyerschen Sammlung stammenden Korbschale (Fig. 176) sehen wir am deutlichsten und klarsten die

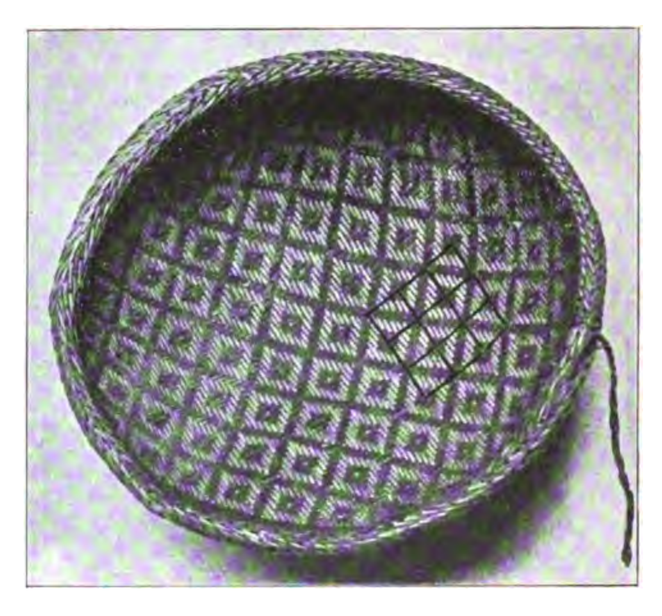


Fig. 177. Korbschale der Bakairí. Berl. Mus. 4320. Samml. Meyer. 1/4 n. G.

im vorigen über die Bildung der Geflechtsvierecke und ihre Zusammensetzung aufgestellte Theorie praktisch verwirklicht.

Die einzelnen Blattstreifen der beiden Buritíblätter sind derartig miteinander verflochten, dass das Geflecht aus sechs einzelnen Geflechtsvierecken von der im vorigen näher geschilderten Art besteht, die offenbar bei der Flechtung nacheinander entstanden sind. Zunächst muss offenbar bei der Flechtung das Viereck ABCD entstanden sein, an welches sich dann entweder zunächst das rechts von BC gelegene Viereck oder das Viereck ABEF angeschlossen hat, und so fort.

Wenden wir auf die beiden auf der Photographie in ihrer ganzen Ausdehnung sichtbaren Geflechtsvierecke ABCD und

ABEF die oben eingeführten Bezeichnungen an, so sind dieselben bestimmt durch:

$$AB = +a_1 + a_2 \ldots\ldots + a_{16}$$
$$AD = +b_1 + b_2 \ldots\ldots + b_{16}.$$

Bei $+b_1 (+a_1)$ liegt b-Streifen oben,

bei $+b_1 (+a_2 + a_3 + a_4)$ liegt a-Streifen oben.

$$AF = -b_1 - b_2 \ldots\ldots - b_{21}.$$

Aus diesen Angaben muss sich dann z. B. rechnerisch unmittelbar ergeben, dass bei dem Punkte E an der Berührungsstelle der hier zusammentreffenden vier Geflechtsvierecke ein durch die b-Streifen gebildetes Kreuz liegen muss.

Hierzu brauchen wir nach obigem (vgl. S. 337) nur zu berechnen, dass der Geflechtsteil $-b_{21} (+a_{14} + a_{15} + a_{16})$ so beschaffen ist, dass bei $-b_{21} (+a_{14})$ der a-Streifen oben, bei $-b_{21} (+a_{15} + a_{16})$ dagegen der b-Streifen oben liegt.

Nun ist aber nach obigem (S. 337)

$$-b_{21} (+a_{14} + a_{15} + a_{16}) = -b_8 (+a_2 + a_3 + a_4) = \pm b_1 (+a_4 + a_5 + a_6).$$

Nun aber liegt bei $+b_1 (+a_2 + a_3 + a_4)$ der a-Streifen oben,

also bei $+b_1 (+a_5 + a_6)$ der b-Streifen oben,

bei $-b_{21} (+a_{14})$ der a-Streifen oben,

bei $-b_{21} (+a_{15} + a_{16})$ der b-Streifen oben.

Der eben beschriebenen Korbschale entspricht, sowohl der ganzen Anlage des Geflechts wie dem Muster nach, die in Fig. 177 abgebildete Korbschale, die nicht aus Palmblatt, sondern aus Rohrstreifen geflochten ist. Wie in der vorigen Figur, so habe ich auch hier der Deutlichkeit halber einige (9) der einzelnen Geflechtsvierecke mit schwarzen Linien umgeben. Die Gleichmässigkeit in der Musterung der Korbschale beruht darauf, dass erstens die einzelnen aneinander gefügten Geflechtsvierecke alle aus einer gleichen Anzahl von Geflechtsstreifen gebildet werden, und dass zweitens die Anzahl dieser Streifen so gewählt ist, dass die beiden gegenüberliegenden Ecken innerhalb der Geflechtsvierecke einander gleichartig sind, dass also, wenn sich, wie im gegebenen Falle, in der einen Ecke des Geflechtsvierecks ein weisser Punkt befindet, sich auch in der gegenüberliegenden Ecke ein solcher befinden muss. (Siehe S. 337.)

Es muss also, wenn wie in Fig. 177 $+b_1 (+a_1)$ weiss, $+b_1 (+a_2 + a_3)$ schwarz ist, die Zahl der Streifen so gewählt werden, dass

$+b_y (+a_x)$ weiss, $+b_y (+a_{x-1} + a_{x-2})$ schwarz werden.

Dies ist aber tatsächlich der Fall, wenn wie in Fig. 177 die Geflechtsvierecke aus je neun a-Streifen und je neun b-Streifen bestehen, denn

$+b_9 (+a_9) = +b_3 (+a_3) = +b_1 (+a_5)$, also weiss,

$+b_9 (+a_8 + a_7) = +b_3 (+a_2 + a_1) = +b_1 (+a_4 + a_3)$, also schwarz.

Interessant ist an der in Fig. 177 abgebildeten Korbschale das im Schingú-Quellgebiete auch sonst übliche einfache Verfahren, durch welches die a-Streifen von den b-Streifen in der Farbe unterschieden worden sind. Die zum Flechten benutzten Rohrstreifen haben von Natur eine glatte Oberseite und eine rauhe Unterseite. Nun hat man in dem Geflechte bei den a-Streifen die rauhe Seite nach oben und bei den b-Streifen die glatte Seite nach oben genommen, wodurch schon an sich das Muster deutlicher hervortrat. Der Umstand nun, dass sich der Korb im Gebrauch mit der Zeit durch Schmutz, vor allem auch durch Rauch, dunkler färbte



Fig. 178. Korb der Bakairí. Berl. Mus. V. B. 5220. $^1/_9$ n. G.

und diese dunklere Färbung auf den rauhen a-Streifen hartnäckiger sitzen blieb als an den glatten b-Streifen, musste den Verfertiger unmittelbar zu der Färbungsmethode führen, wie wir sie in Fig. 177 vor uns haben. Hier ist nämlich der ganze Korb mit schwarzem Russ gefärbt und dann abgewaschen worden, wobei der Russ von den glatten b-Streifen wieder entfernt worden ist und sich nur an den rauhen a-Streifen gehalten hat.

In der ganzen Anlage, und daher auch in den Mustern, entsprechen den vorigen Korbschalen zwei Typen meist ebenfalls ziemlich flacher Körbe, bei denen die Entwicklung zu einer Ausbildung von vier Seitenwänden geführt hat. Durch die Art und Weise, in welcher diese Seitenwände gebildet werden, sind beide Typen voneinander verschieden.

Der einen dieser beiden Typen gehört der von mir von den Bakairí mitgebrachte, in Fig. 178 abgebildete Korb an. Körbe dieser Art sind im Schingú-Quellgebiet allgemein verbreitet und werden innerhalb der Häuser zur Aufbewahrung allerhand verschiedener Gebauchsgegenstände verwendet.

Der Boden des in Fig. 178 abgebildeten Korbes (vgl. Fig. 179) wird durch 6×9 (= 54) Geflechtsvierecke gebildet. Schon ein Blick auf die sechs, der Deutlichkeit halber durch schwarze Linien umrahmten Geflechtsvierecke lässt erkennen, dass diese letzteren ungleich gross sind, indem sie durch



Fig. 179. Boden des Korbes V. B. 5220. 1/8 n. G.

eine verschiedene Anzahl von Geflechtsstreifen gebildet werden. Nur herrscht doch insofern eine gewisse Gleichmässigkeit, dass immer jedes der neun in einer Reihe nebeneinander liegenden Geflechtsvierecke die gleiche Anzahl von b-Streifen, und immer jedes der sechs (in Fig. 179) übereinander liegenden Geflechtsvierecke die gleiche Anzahl von a-Streifen enthält. Durch diese Gleichmässigkeit wird gewährleistet, dass immer vier der Geflechtsvierecke in der im vorigen beschriebenen Art in einem Punkte aneinander stossen, wodurch die in den verschiedenen Gruppen konzentrischer Quadrate bestehende Musterung entsteht. Da aber die Streifenzahl der einzelnen Geflechtsvierecke ungleich ist, so sind nicht

wie in Fig. 177, die an der Berührungsstelle von je vier Geflechtsvierecken liegenden Teile des Geflechts einander gleich, sondern es treten hier alle in Fig. 170 aufgeführten Möglichkeiten bunt durcheinander auf.

Die Fig. 178 zeigt, wie im Innern des Korbes ein Gerüst aus Holzstäben angebracht ist, um dem Ganzen mehr Festigkeit zu geben. Offenbar spielt dieses Gerüst auch schon bei der Flechtung selbst eine gewisse Rolle, indem die an den vier Seiten des Bodens heraustretenden freien Enden der Geflechtsstreifen in ihrer endgültigen Lage um den an dem Stabgerüst befestigten oberen Korbrand, der ebenfalls aus Holzstäben besteht, herumgeschlungen werden, bevor sie von einer ebenfalls aus Rohr-



Fig. 180. Korb der Bakairí. Berl. Mus. V. B. 2408a. Samml. K. v. d. Steinen. 1/3 n. G.

streifen bestehenden Spirale durchflochten werden. Diese Spirale durchläuft die vom Rand des Bodens aus nach oben gebogenen Streifenenden der Reihe nach vom Rande des Korbbodens ausgehend bis zum oberen Korbrande, sich dabei der bisherigen Flechtweise mit seiner Musterbildung anschliessend.

Das fertige Geflecht der Seitenwände weist hiernach dieselben Geflechtsvierecke auf, wie diese in ihrer ersten Entstehung aus der Flechttechnik selber hervorgehen, aber diese Geflechtsvierecke entstehen hier nicht mehr nacheinander, sondern nur durch einen bewussten Anschluss an das vorherige Muster des Bodens.

Bei zwei andern Körben von dem eben geschilderten Typus aus der v. d. Steinenschen Sammlung ist die Musterung der vier Seitenteile da-

durch noch mehr hervorgehoben, dass die die freien Enden der den Bodenteil bildenden Geflechtsstreifen durchlaufende Spirale im Gegensatz zu diesen letzteren schwarz gefärbt ist.

Bei einem ähnlichen Korbe aus der Meyerschen Sammlung werden die vier Seiten durch ein sich seinem Wesen nach der weiter unten behandelten dritten Hauptgruppe südamerikanischer Geflechte anschliessendes Geflecht gebildet.

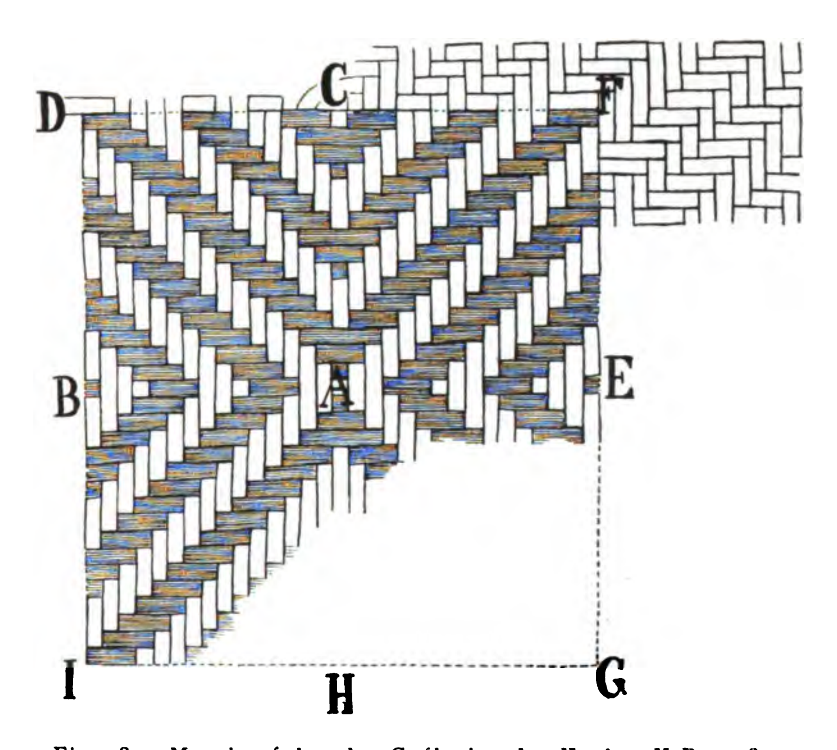


Fig. 181. Maschenfolge des Geflechts des Korbes V. B. 2408a.

Die Fig. 180 zeigt den andern hierher gehörigen Korbtypus, bei welchem die Seitenwände abweichend vom vorherigen gebildet werden. Der Korb stammt von den Bakairí her und gehört der v. d. Steinenschen Sammlung an. Während diese aus Palmblattstreifen hergestellte Art von Körben aus dem übrigen Schingú-Quellgebiete nur in zwei Exemplaren vertreten ist, weist die Sammlung, welche Herrmann Meyer von jenem Ronuro-Stamme mitgebracht hat, dessen Name und Zugehörigkeit bisher noch nicht festgelegt werden konnten, verschiedene Vertreter dieses Korbtypus auf.

Die Fig. 181 gibt genau die Maschenfolge eines Teiles des in Fig. 180 abgebildeten Korbes wieder, und zwar bildet das Viereck BHEC das

23*

Bodengeflecht, während die Dreiecke BCD, EFC, EHG und HJB Teile der vier Seitenwände des Korbes bilden. Der ganze Geflechtsteil JGFD setzt sich aus vier Geflechtsvierecken zusammen, die offenbar in der oben geschilderten Art bei der Flechtung nacheinander entstanden sind. Die zahlenmässige Bestimmung nach der oben eingeführten Bezeichnungsweise für diese vier Geflechtsvierecke ist die folgende:

$AE = -a_{16} - a_{15} \ldots . - a_1$
$AC = +b_1 + b_2 \ldots . + b_{17}$
$AB = +a_{16} + a_{15} \ldots . + a_1$
$AH = -b_1 - b_2 \ldots . - b_{17}$
bei $\pm b_1$ ($\pm a_{16} \pm a_{15} \pm a_{14}$) liegt der b-Streifen oben.



Fig. 182.
Buritíblattkorbtasche der Bakairí.
Berl. Mus. V. B. 5217. 1/8 n. G.

Die sich aus dieser Bestimmung ergebende Maschenfolge des Geflechtsteiles JGFD ist ohne irgend welche Unregelmässigkeit überall durchgeführt, während an dem ausserhalb dieses Teiles liegenden Geflechte der Korbseiten, wie sich aus der Fig. 181 oben rechts deutlich ersehen lässt, grosse Unregelmässigkeit in der Maschenfolge herrscht. Gerade durch diese Unregelmässigkeit, die gleich hinter den Streifen $\pm b_{17}$ und $\pm a_1$ einsetzt, lässt sich mit Gewissheit die Flechtweise des Korbes in der geschilderten Weise bestimmen. Es wird also bei den Körben von diesem Typus zunächst das Geflechtstück JGFD gebildet, das wie in Fig. 180 aus mehreren Geflechtsvierecken zusammengesetzt ist. Von diesem Geflechtsteile werden die Ecken BCD, EFC, EGH und HJB als Seitenteile hochgebogen und dann die Zwischenräume zwischen diesen letzteren durch Verflechtung der freien Streifenenden miteinander ausgefüllt.

Gerade der eben geschilderte, auch im übrigen Südamerika mehrfach auftretende Korbtypus zeigt so recht deutlich die Abhängigkeit der Fächerblattgeflechte von der Bildung der Geflechtsvierecke. Es liegt auf der Hand, dass, wenn bei einem Korbe die vier Seitenwände nur aus den auch den Boden bildenden Streifen gebildet werden sollen, der Boden so-

wie das Viereck HECB in Fig. 181 beschaffen sein muss, derart, dass die Geflechtsstreifen in der Richtung der Diagonale verlaufen. Denn andernfalls, wenn die Streifen nach Art der Streifen des gewöhnlichen Geflechtsvierecks oder seiner Zusammensetzungen parallel den Seiten des Vierecks verliefen, würden an jeder Seite des Bodens zur Bildung der betreffenden Seitenwand immer nur die Enden der einen Streifengruppe zur Verfügung stehen, es wäre also wie bei dem in Fig. 178 abgebildeten Korbtypus nötig, die andere Streifengruppe durch ein neu hinzutretendes Flecht-



Fig. 183. Buritíblattkorbtasche der Bakairí.
Berl. Mus. V. B. 5216. $^1/_6$ n. G.

element zu ersetzen. Nun ist aber nach den Regeln des Fächerblattgeflechts die Bildung eines Vierecks, bei welchem, wie bei den Fiederblattgeflechten, die Geflechtsstreifen in der Richtung der Diagonale verlaufen, nicht ausführbar. Es war also dem Verfertiger nicht möglich, nach der ihm zur Verfügung stehenden Methode den Flechtteil HECB ohne die Teile BCD, EFC, EGH und HJB herzustellen, und so mussten nach mathematischer Notwendigkeit diese Teile der vier Seitenwände gleichzeitig mit dem Boden entstehen.

2. Buritíblattkorbtaschen und die daraus entstandenen Geflechte.

Einen ganz andern Ausgangspunkt, als die im vorigen behandelte Entwicklungsreihe von Korbgeflechten, hat der in den Fig. 182 u. 183 ver-

tretene Korbtypus.[1] Bei den beiden hier abgebildeten Korbtaschen geht das Geflecht ebenfalls, wie bei dem Grundtypus der vorigen Geflechtsart, von der Verflechtung zweier Buritíblätter aus, aber in ganz anderer Weise. Bei den beiden in den Fig. 182 u. 183 abgebildeten Korbtaschen meiner Sammlung besteht insofern ein Unterschied im Geflecht, dass das Geflecht des einen (Fig. 183) einmaschig ist, während das des andern wie gewöhnlich bei den Geflechten des Schingú - Quellgebietes dreimaschig ist.

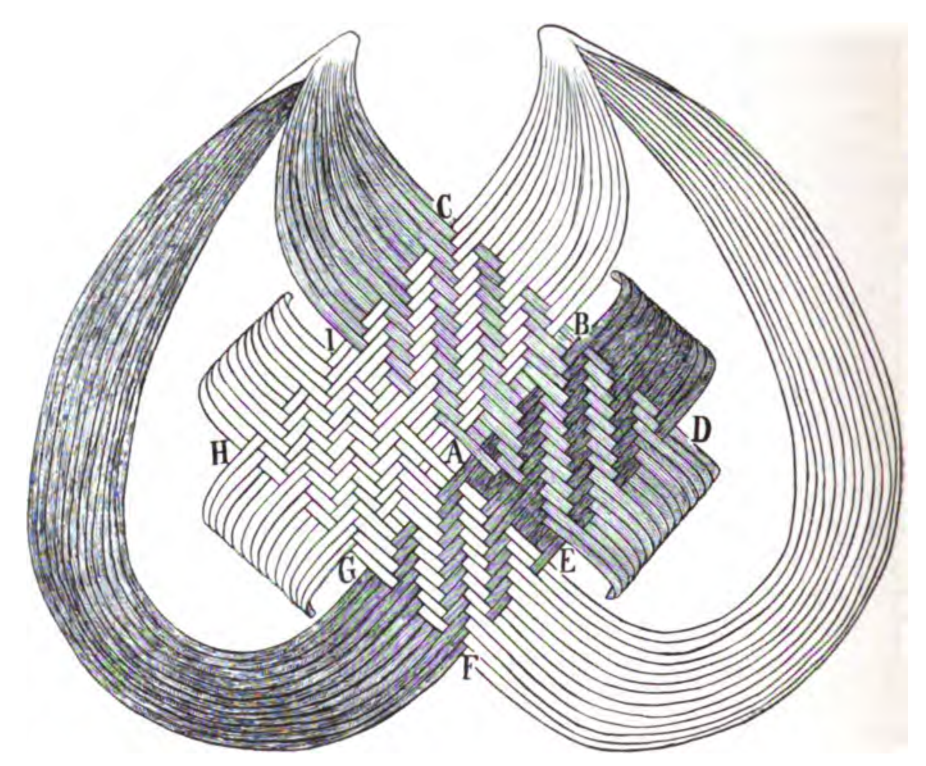


Fig. 184. Schema des Geflechts des Korbes V. B. 5217.

Das Schema in Fig. 184 gibt genau den Verlauf der Flechtung des in Fig. 182 abgebildeten Korbes Masche für Masche wieder. Der grösseren Deutlichkeit halber sind die vier einzelnen Geflechtsvierecke etwas auseinandergezogen dargestellt worden. Das Schema verhält sich zu dem Korbe in der Art, dass das Viereck GEBJ den Boden des Korbes bildet, während das Dreieck JBC die vordere Seitenwand, das Dreieck GEF die hintere Seitenwand und die Dreiecke GJH und EDB die beiden

[1] Vgl. meine Abhandlung: Ableitung südamerikanischer Geflechtsmuster, S. 500, Fig. 13 und 14.

seitlichen Seitenwände des Korbes bilden. Es ist also der Punkt F als hinter Punkt C liegend zu denken, so dass die von EF und GF aus bis zu den Blattstielen der beiden Fächerblätter verlaufenden Blattstreifen in Wirklichkeit nicht länger sind als die von CB und CJ aus zu den Blattstielen verlaufenden Blattstreifen.

Ein Blick auf das Schema zeigt, wie überraschend einfach auch bei dieser Art von Körben die Art der Flechtung ist, und wie sich auch hier wieder ebenso wie bei den übrigen Fächerblattgeflechten das ganze Geflecht aus den einzelnen Geflechtsvierecken zusammensetzt, die bei der Flechtung nacheinander entstehen.

Die vier Geflechtsvierecke ABCJ, ABDE, AEFG und AGHJ entsprechen jedes für sich allein bis auf einige kleine unerhebliche Unregelmässigkeiten im Geflecht genau den Erfordernissen des im vorigen behandelten typischen Geflechtsviereckes. So ist Viereck ABCJ nach der von mir eingeführten Bezeichnungsweise bestimmt durch:

$$AJ = +a_{14} + a_{13} \dots + a_1$$
$$AB = +b_1 + b_2 \dots + b_{15}$$

bei $+b_1$ ($+a_{14} + a_{13} + a_{12}$) liegt der a-Streifen oben.

Aber bei den in Frage stehenden Korbgeflechten fügen sich infolge des besonderen Ausgangspunktes des Geflechts die Geflechtsvierecke nicht der Reihe nach aneinander wie bei den vorigen Geflechten. Bei diesen letzteren nahm das Geflecht in der Art seinen Verlauf, dass sich an das erste Geflechtsviereck seitlich ein weiteres ansetzte und so fort. Bei den Körben nach dem in Fig. 184 gegebenen Schema dagegen müssen notgedrungen die beiden gegenüberliegenden Vierecke ABCJ und AEFG zuerst entstehen, und zwar zunächst ganz unabhängig voneinander. Erst dadurch, dass die freien Streifenenden beider Geflechtsvierecke zu den beiden weiteren Geflechtsvierecken ABDE und AGHJ verflochten werden, wird das Geflecht zu einem zusammenhängenden Ganzen. Ein Vergleich des Vierecks ABCJ mit dem Viereck AEFG zeigt ferner, dass das erstere vom Punkte C aus gerechnet genau so geflochten ist, wie das andere vom Punkte F aus. Es müsste also jedes der Vierecke bei gleicher Streifenzahl ein genaues Spiegelbild von dem andern geben. In dieser durch den Ausgangspunkt des Geflechts bedingten Besonderheit liegt der Grund für die besondere, von den vorigen Geflechten ganz abweichende Art, in welcher bei diesen Geflechten die Berührungsstelle (A in Fig. 184) der vier aneinanderstossenden Geflechtsvierecke gestaltet ist, sowie die ganz abweichende Art, in welcher je zwei nebeneinanderliegende Geflechtsvierecke an ihrer Grenzlinie aufeinanderstossen. Ich habe schon an anderer Stelle[1] auf diese Besonderheit bei einem bestimmten Typus süd-

[1] Ableitung südamerikanischer Geflechtsmuster, S. 495.

amerikanischer Korbgeflechte hingewiesen. Gerade bei den durch die Entwicklung so differenzierter Geflechtsmuster bekannten Guayanakörben zeigt sich diese Besonderheit im Geflecht, die durch den in Fig. 185 abgebildeten und in dem Schema, Fig. 186, näher erklärten Bakaiŕíkorb als Bindeglied ihre Erklärung findet.

Dieser letztere, in Fig. 185 abgebildete Korb meiner Sammlung entspricht seiner ganzen Anlage nach genau den im vorigen behandelten Buritíblattkorbtaschen.

Wie das Schema in Fig. 186 zeigt, ist auch bei diesem Korbe aus Rohrstreifengeflecht ebenfalls die Flechtung des Vierecks ABCJ das ge-



Fig. 185. Korb der Bakaiŕí. Von unten ges. Berl. Mus. V. B. 5218. $^1/_4$ n. G.

naue Spiegelbild von der Flechtung des Vierecks AEFG. Ein äusserlicher Unterschied zum Schema in Fig. 184 liegt nur insofern vor, dass das Viereck ABCJ der Fig. 186 anstatt durch die + a-Streifen durch — a-Streifen gebildet wird, und zwar ist die Bestimmung dieses Vierecks im einzelnen gegeben durch:

$$AJ = -a_1 - a_2 \ldots\ldots - a_{18}$$
$$AB = +b_1 + b_2 \ldots\ldots + b_{18}$$

bei $+b_1$ $(-a_1 - a_2 - a_3)$ liegt der — a-Streifen oben.

Das Viereck AEFG weist im Gegensatz zum vorigen Viereck drei b-Streifen mehr auf, es ist also bestimmt durch:

$$= +a_1 + a_2 \ldots\ldots + a_{18}$$
$$= +b_1 + b_2 \ldots\ldots + b_{21}$$

Ein Hauptunterschied zu den gewöhnlichen Fächerblattgeflechten besteht nun bei dem in Fig. 186 wiedergegebenen Schema darin, dass hier nicht wie vorher der $-a_1$-Streifen mit dem $+a_1$-Streifen und der $-b_1$-

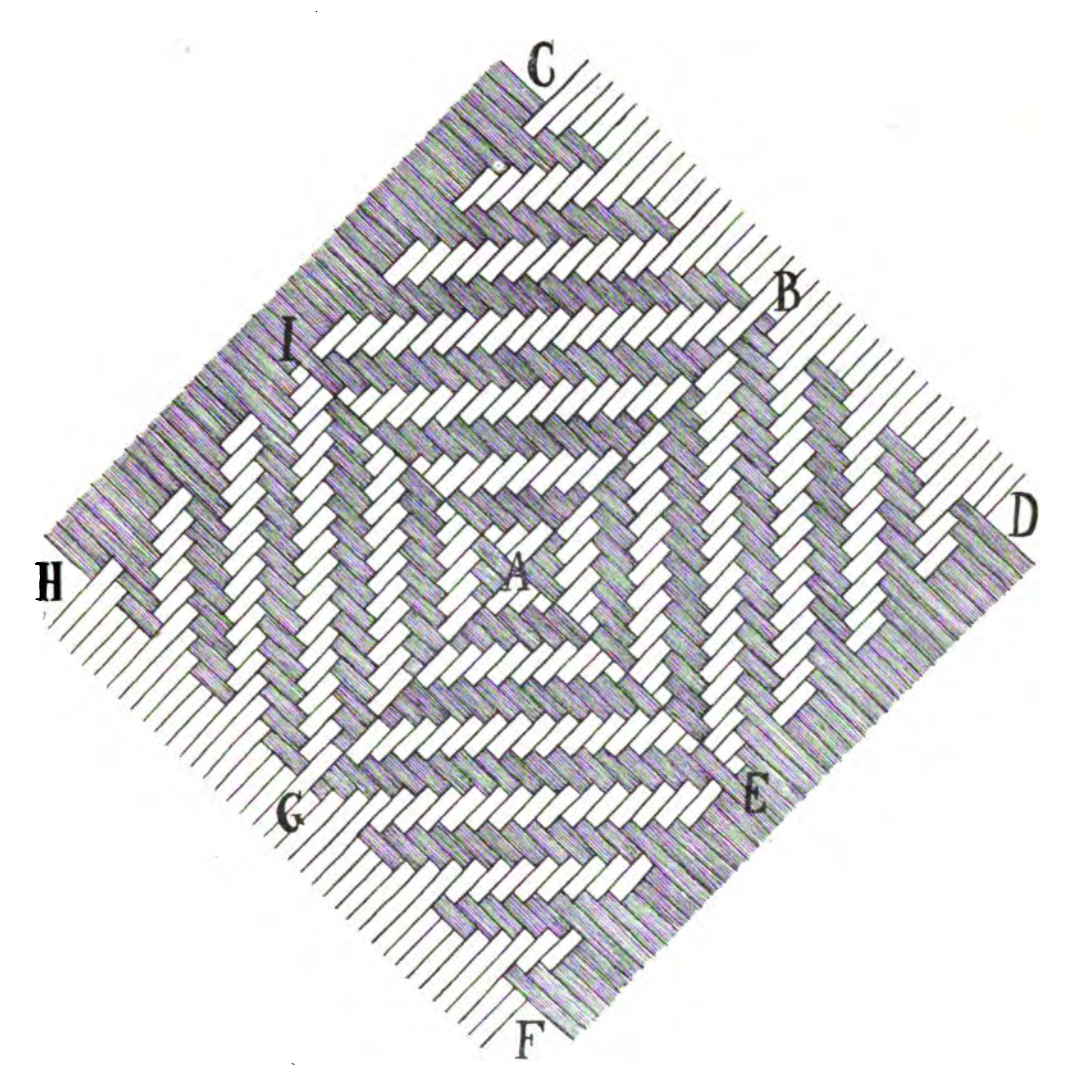


Fig. 186. Schema des Geflechts des Korbes V. B. 5218.

Streifen mit dem $+b_1$-Streifen zusammenfällt. Gerade diese Besonderheit erklärt sich am leichtesten dadurch, dass man, entsprechend der oben geschilderten Flechtweise der in Fig. 182 u. 184 wiedergegebenen Korbtasche, die beiden gegenüberliegenden gleichartigen Geflechtsvierecke ABCJ und

AEFG zunächst unabhängig voneinander als selbständige Geflechtsvierecke entstanden sein lässt, wo dann erst sekundär das Geflecht dadurch zu einem einheitlichen Ganzen vereinigt wird, dass die freien Enden der + b-Streifen des Vierecks ABCJ mit den freien Enden der + a-Streifen des Vierecks AEFG zu dem neuen Viereck AEDB und ebenso die freien Enden der — a-Streifen des Vierecks ABCJ mit den — b-Streifen des Vierecks AEFG zu einem weiteren Viereck verflochten werden.

Nachdem somit der besondere Ausgangspunkt des Geflechts des in Fig. 185 wiedergegebenen Korbes festgelegt ist, erklärt sich der Fortgang des Geflechts ganz nach Analogie des in Fig. 180 dargestellten Korbtypus. Das Viereck GEBJ bildet den Boden des Korbes, die vier

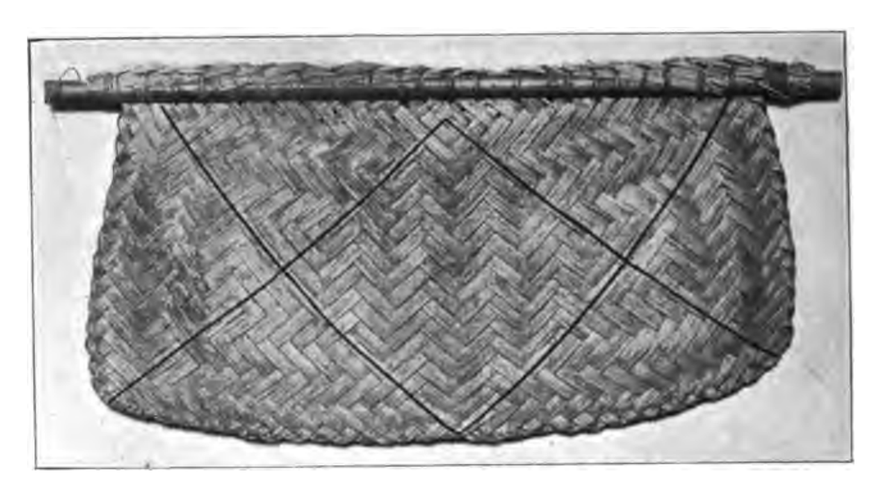


Fig. 187. Feuerfächer der Bakairí. Berl. Mus. V. B 2437a. Samml. K. v. d. Steinen. 1/5 n. G.

Dreiecke BCJ, BDE, EFG und GHJ werden als die Anfänge von je einer der vier Seitenwände des Korbes um 90° umgebogen und das Geflecht der Seitenwände dann ganz in der oben geschilderten Art fortgeführt.

Gerade an dem zuletzt geschilderten Korbtypus zeigt sich so recht deutlich, wie die sich aus der besonderen Art der Verwendung des Palmblatts als Ganzem ergebende Art der Flechtung für die übrigen, von uns aus diesem Grunde mit unter den Namen »Palmblattgeflechte« gefassten Geflechte aus anderm Material massgebend gewesen ist. Dieselben Typen, welche sich bei den wirklichen Palmblattgeflechten aus den verschiedenen Möglichkeiten der Verwendung des Blattes zum Ausgangspunkte des Geflechts ergeben, kehren in ganz derselben Weise bei den aus losen Blattstreifen oder aus Streifen von anderm Material in der hier in Frage

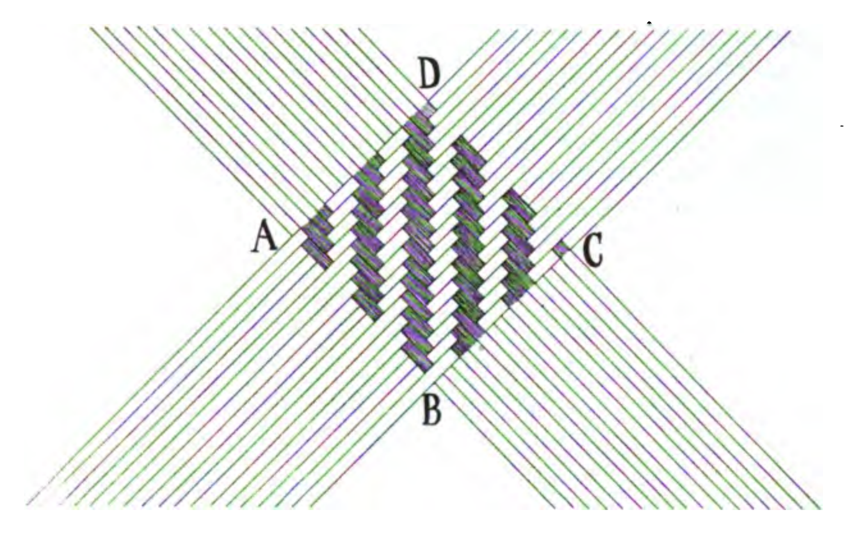


Fig. 188.

stehenden Flechtweise geflochtenen Körben wieder, wodurch die dieser Abhandlung zu Grunde gelegte Auffassung, dass wir den Ausgangspunkt für alle Geflechte dieser Art in dem Palmblatte als Ganzem zu suchen haben, am besten gerechtfertigt ist.

Im Anschluss an die im vorigen behandelten Körbe mit Fächerblattgeflecht, bleiben hier noch der Vollständigkeit wegen die in der nämlichen Geflechtsart hergestellten Feuerfächer des Schingú-Quellgebietes zu erwähnen, über die ich schon ausführlich in meiner Abhandlung über die Ableitung südamerikanischer Geflechtsmuster aus der Technik des Flechtens gehandelt habe, da sich gerade an diesen Flechtungen die Abhängigkeit

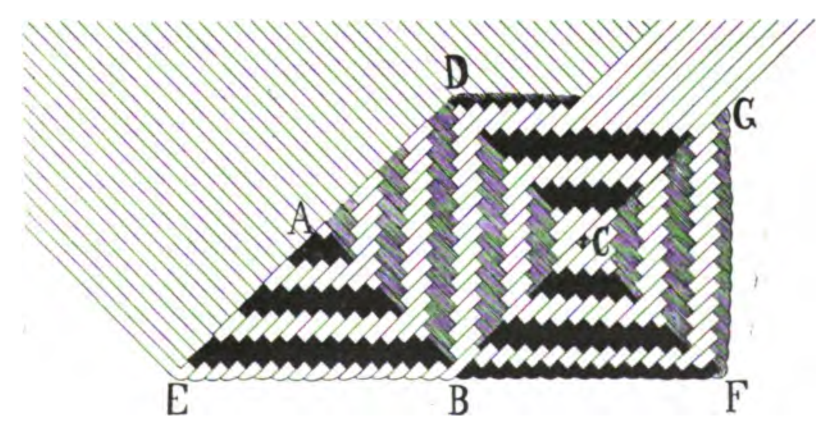


Fig. 189.

des Flechtmusters von der Technik des Flechtens besonders klar nachweisen lässt.[1]

In Fig. 187—189 haben wir den Feuerfächer, V. B. 2437a, der v. d. Steinenschen Sammlung in den verschiedenen Stadien seiner Entwicklung vor uns.

Den Anfang des Geflechts bildet das in Fig. 188 wiedergegebene typische Geflechtsviereck ABCD, dessen Bestimmung nach der von mir eingeführten Bezeichnungsweise die folgende ist:

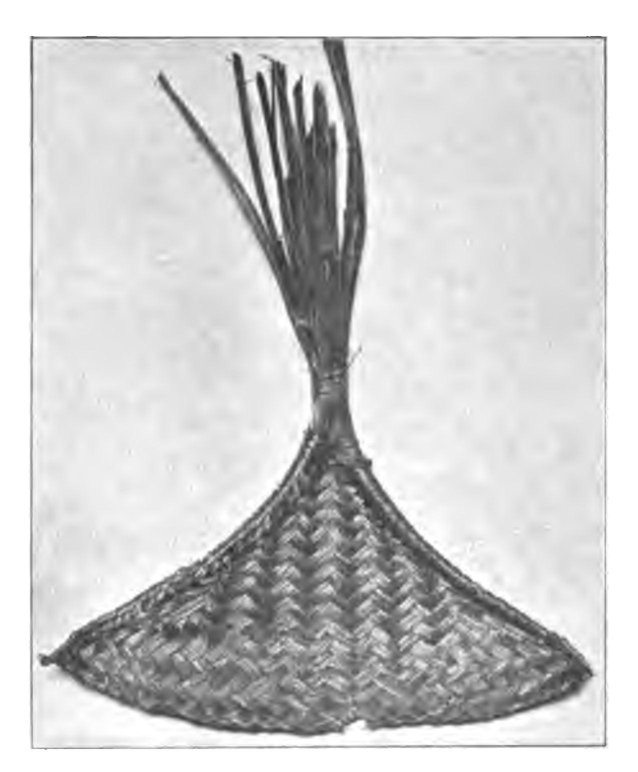


Fig. 190. Feuerfächer der Bakairí. Berl. Mus. V. B. 2438b. Samml. K. v. d. Steinen. 1/5 n. G.

$$AB = + a_1 + a_2 \ldots\ldots + a_{17}$$
$$AD = + b_1 + b_2 \ldots\ldots + b_{16},$$

bei $+ b_1$ $(+ a_1)$ liegt a-Streifen oben,

bei $+ b_1$ $(+ a_2 + a_3 + a_4)$ liegt b-Streifen oben.

Bei der Weiterflechtung des Fächers besteht nun im Vergleich mit den im vorigen behandelten Korbgeflechten ein wesentlicher Unterschied insofern, als die neuen Geflechtsteile nicht wie dort durch neu hinzu-

[1] l. c. S. 505.

kommende Geflechtsstreifen, sondern in einer ganz besonderen Weise nur durch die Streifenenden des ersten Geflechtsviereckes ABCD gebildet werden. Die linke Seite der Fig. 189 zeigt, wie zu dem Viereck ABCD zunächst die beiden Dreiecke ABE und BCF hinzukommen, und zwar in der Art, dass Dreieck ABE nur durch die Enden der a-Streifen des Vierecks ABCD, Dreieck BCF nur durch die b-Streifen des Vierecks



Fig. 191. Feuerfächer der Bakairí. Berl. Mus. V. B. 5219. $^1/_5$ n. G.

ABCD gebildet werden. Die Art, in welcher diese beiden Dreiecke sich an das Viereck anschliessen, lässt sich im einzelnen leicht aus Fig. 189 ersehen. So wird zur Bildung des Dreiecks ABE zunächst der letzte a-Streifen des Vierecks ABCD, also $+a_{17}$, um einen Winkel von 90^0 umgebogen und läuft so in seinem weiteren Verlaufe als $-b_2$-Streifen durch die freien Enden der übrigen $+$a-Streifen hindurch. Ebenso bilden dann der Reihe nach die Streifen $+a_{16}+a_{15}\ldots\ldots+a_2$ in ihrer Eigenschaft als $-b_3-b_4\ldots\ldots-b_{17}$ Streifen das weitere Geflecht des Dreiecks ABC. Das freie Streifenende des $+a_1$-Streifens bei E macht dann weiter damit, dass

es um einen Winkel von 180° umgebogen wird und sich dem bisherigen Geflechte als — a_1-Streifen anschliesst, den Anfang des noch fehlenden Geflechtsteils auf der linken Seite des Feuerfächers, welches dem auf der rechten Seite der Fig. 189 liegenden Geflechtsteile FGD entspricht. Die übrigen nach dem vorigen zu — b-Streifen gewordenen Streifen schliessen sich dann nach einer dem vorigen entsprechenden Umbiegung um 90° diesem — a_2-Streifen als Streifen — a_3 — a_4 .... — a_{17} an.

Es wurde schon an anderm Orte[1] hervorgehoben, dass sich dadurch, dass die Flechtung nach der Umbiegung der Streifen bei EB, bei BF und FG gleichmässig vom Rande aus weitergeht, notwendig bei den

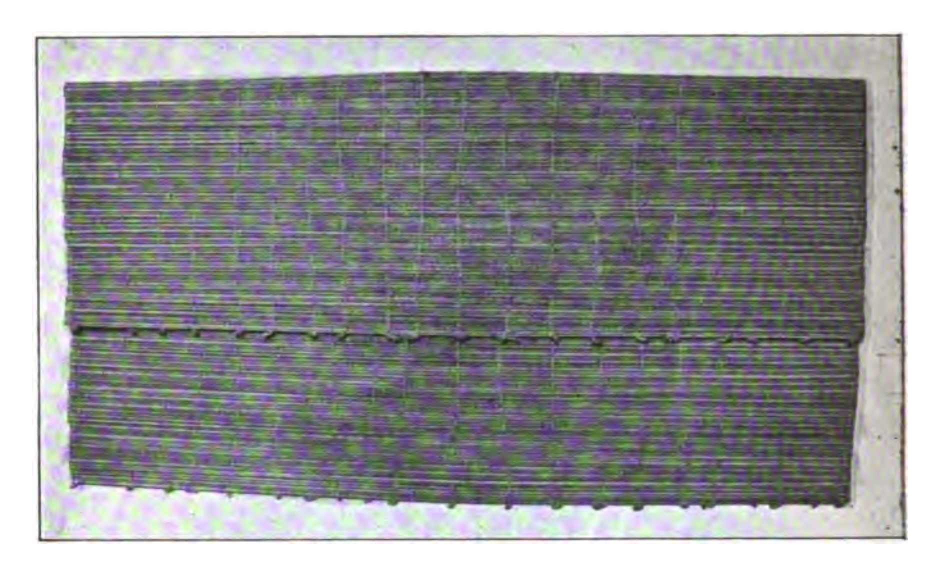


Fig. 192. Siebmatte der Bakairí. Berl. Mus. V. B. 5208. 1/7 n. G.

an dem Rande des Fächers liegenden Geflechtsteilen eine Musterstreifung parallel dem Rande bilden muss, dass also bei dem durch das Viereck ABCD gegebenen Anfange die Musterung des fertigen Fächers bei der angewendeten Flechtmethode notwendig die in Fig. 187 auftretende Musterung geben muss.

Ganz auf derselben Grundlage, wie bei dem eben beschriebenen Feuerfächertypus in Form eines Rechtecks, beruht die Flechtung der beiden in Fig. 190 und 191 abgebildeten Feuerfächer in Dreiecksform. Der Ausgangspunkt dieser Fächer ist genau wie vorher das Geflechtsviereck ABCD. In Fig. 190 besteht dasselbe, ebenso wie in Fig. 187, aus + a-Streifen und + b-Streifen, in dem in Fig. 191 abgebildeten Fächer

[1] Ableitung südamerikanischer Geflechtsmuster, S. 505.

meiner Sammlung dagegen im Gegensatze hierzu aus — a-Streifen und + b-Streifen. Mit andern Worten: Bei dem Fächer Fig. 191 verläuft die Musterstreifung des Geflechtsvierecks in paralleler Richtung zum unteren Rande des Fächers, bei den beiden andern Feuerfächern dagegen in senkrechter Richtung zum unteren Rande.

In ganz derselben Weise wie in Fig. 189 gezeigt ist, schliessen sich dann bei den Fächern auf Fig. 190 und 191 die beiden Dreiecke EBA und



Fig. 193. Hängematte der Auetö aus Buritípalmfaserschnur.
Berl. Mus. V. B. 5278.

BCF an das Geflechtsviereck ABCD an, und hiermit findet das Geflecht bei diesen dreieckigen Fächern seinen Abschluss, ohne dass noch, wie in Fig. 187, die Dreiecke EHD und FGD hinzugefügt werden.

Es wurde schon im vorigen hervorgehoben, dass die Streifung der beiden Dreiecke EAB und BCF notwendig die Musterstreifung parallel dem unteren Rande aufweisen muss. In dem in Fig. 191 abgebildeten Fächer, bei dem schon die Musterstreifung des ersten Geflechtsvierecks

diese Streifung aufweist, muss also die Musterstreifung des ganzen Fächers, im Gegensatze zu Fig. 190, eine einheitliche sein.

II. Hauptgruppe: Doppelfadengeflechte.

Die zweite Hauptart der südamerikanischen Geflechte, die ich als das Doppelfadengeflecht bezeichnet habe, tritt im Schingú-Quellgebiete vor allem bei den Hängematten (vgl. Fig. 193 und 194) und den zum Auspressen der Mandioka verwendeten Siebmatten auf. Aber auch bei andern Gegenständen hat diese Geflechtsart vielfach Anwendung gefunden, so bei den Tanzanzügen,[1] so bei den Fischreusen, bei einer Korbart, und vielfach

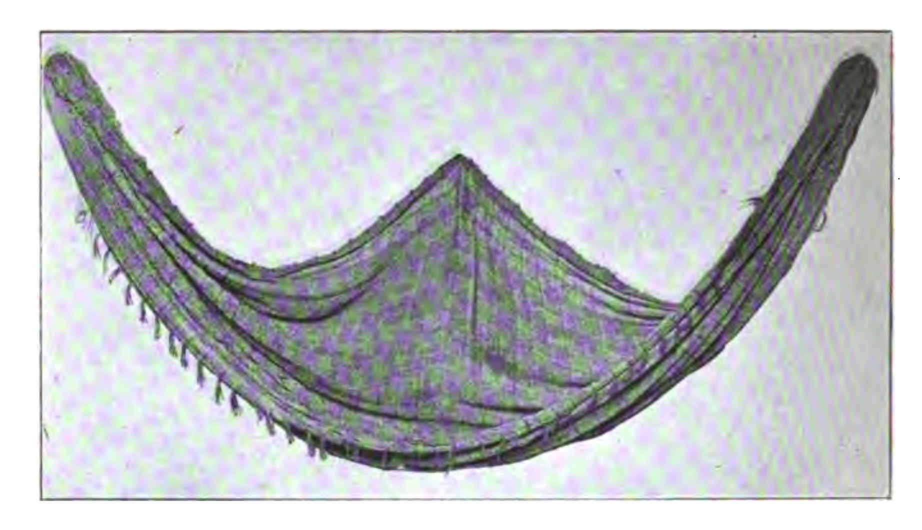


Fig. 194. Hängematte der Bakairí aus Baumwollschnur. Im Bes. d. V.

in Verbindung mit den Fächerblattgeflechten zur Befestigung der Enden der Geflechtsstreifen.[2]

Mit das einfachste Geflecht der hier in Frage stehenden Geflechtsart ist die in Fig. 192 wiedergegebene Siebmatte. Eine Reihe in parallele Lage zueinander gebrachter Stäbe aus Buritíblattstengel wird nach Art der in Fig. 119 abgebildeten Binsenmatte der Guató nach dem in Fig. 120 wiedergegebenen Schema von einem doppelten Faden umschlungen. Ein Unterschied zu der Guatómatte besteht nur insofern, als hier nicht derselbe Doppelfaden, nachdem er die Stäbe einmal der Reihe nach umflochten hat, wie der Einschlag beim Gewebe wieder in umgekehrter Rich-

[1] K. v. d. Steinen: Unter den Naturvölkern, S. 302.

[2] So eben unterhalb des Holzreifens am oberen Rande des in Fig. 178 abgebildeten Korbes, sowie der geflochtenen Diademe.

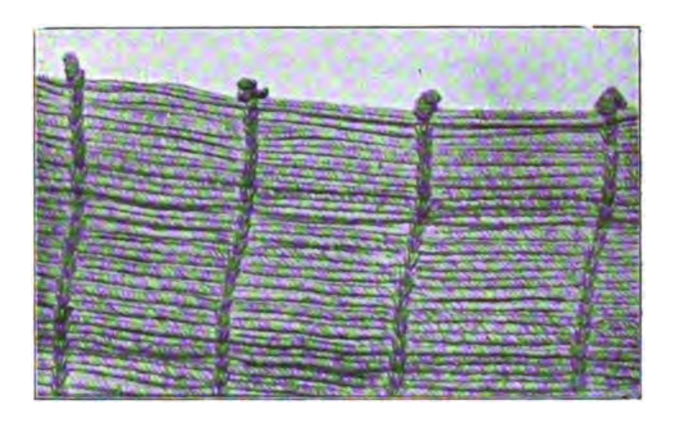


Fig. 195. Geflecht der Hängematte in Fig. 194.





Fig. 196 u. 197. Spindeln der Bakairí mit Tonwirteln.
Berl. Mus. V. B. 5186 u. 5187. $^{2}/_{7}$ n. G.

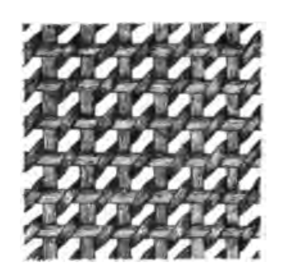


Fig. 198.

tung zurückläuft, sondern dass hier vielmehr ein und derselbe Doppelfaden nur einmal die Reihe der Stäbe durchläuft und der nächste in einem gewissen Abstande von dem ersteren verlaufende Doppelfaden unabhängig von diesem ist.

Derselbe Unterschied zu den Guató-Doppelfadengeflechten findet sich auch bei den in Fig. 193 und 194 abgebildeten Hängematten meiner Sammlung. Bei der ersten von diesen, welche bei den Auetö von mir erworben wurde, besteht die Kette aus Buritípalmfaserschnur und der Doppelfaden aus Baumwolle, während bei der zweiten, welche bei den Bakairí im Paranatingadorfe erworben wurde, aber nach ausdrücklicher Versicherung von den »Schinguános« hergestellt worden ist, sowohl Kette wie Doppelfaden aus Baumwolle bestehen.

Die Kette in beiden Hängematten ist einfach dadurch gebildet worden, dass ein fortlaufender Faden um zwei in einem gewissen Abstande voneinander befindliche Pfosten herumgewickelt ist. Die auf diese Weise in parallele Lage zueinander gebrachten Kettenfäden werden in der erwähnten Weise von dem Doppelfaden umschlungen, jedoch nach Art des in Fig. 129 gegebenen Schemas, so dass immer zwei Paare von Doppel-



Fig. 199 u. 200.
Korbgeflechte der Nahukuá. Berl. Mus. V. B. 4331 u. 4391. $^1/_3$ n. G.

fäden unmittelbar nebeneinander verlaufen, und zwar so, dass die Fäden eines jeden dieser beiden Paare in entgegengesetzter Richtung umeinander gedreht sind, was die Konvergenz je zweier nebeneinanderliegender Maschen zur Folge hat. Bei einigen von den Mehinakú herstammenden Baumwollhängematten dieser Art aus der v. d. Steinenschen Sammlung sind die so beschaffenen Paare von Doppelfäden wie die Einschlagfäden eines Gewebes so dicht aneinander geschoben, dass die Kette ganz unter den Maschen der Doppelfäden verschwindet und das ganze Geflecht dem äusseren Anscheine nach einem fest gestrickten Stoffe gleicht.

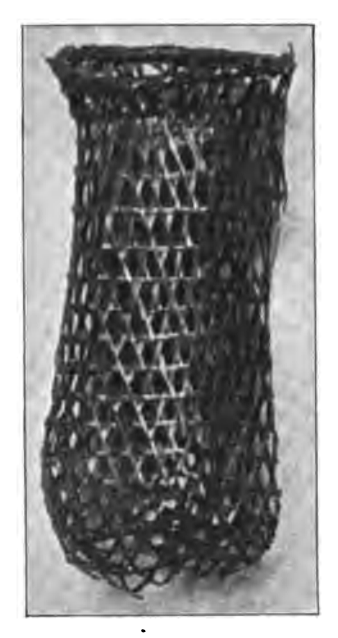


Fig. 201. Korb der Trumai. Berl. Mus. V. B. 2841. $^1/_5$ n. G.

III. Hauptgruppe von Geflechten.

Auch die dritte Hauptgruppe südamerikanischer Geflechte, bei welcher die Flechtung nach dem in Fig. 198 gegebenen Schema eine derartige ist, dass zwei in verschiedener Richtung übereinanderliegende Gruppen von Geflechtsstreifen (und zwar ausschliesslich Rohrstreifen) von einer dritten, wieder in anderer Richtung verlaufenden Streifengruppe durchflochten werden,[1] ist im Schingú-Quellgebiet mehrfach vertreten und in der v. d. Steinenschen Sammlung sowohl wie in der Meyerschen Sammlung in mehrfachen Erscheinungsformen vorhanden. Da aber meine eigene Sammlung keine Exemplare aus dieser Gruppe von Geflechten enthält, so will ich im folgenden nicht näher auf die verschiedenen Formen dieser Geflechtsgruppe eingehen. Nur darauf möchte ich hier schon an dieser Stelle hinweisen, dass diese Flechtart mit der Palmblattflechterei auf keine Weise verwandt ist und offenbar einen ganz andern Ausgangspunkt hat. Diesen letzteren haben wir offenbar in der Umflechtung irgend eines festen Gegenstandes, wie in Fig. 199 u. 200, zu suchen, so dass auch in den Fällen, wo das Geflecht selbständig auftritt, aller Wahrscheinlichkeit nach doch bei der Herstellung des Geflechts irgendein fester Gegenstand oder irgendeine Art von Gestell verwendet worden ist, um dem Geflecht seine bestimmte Form zu geben.

[1] Vgl. Ableitung südamerikanischer Geflechtsmuster, S. 494, auch Fig. 6.

KAPITEL XV.

Zur Ornamentik im Schingú-Quellgebiet.

1. Von den Flechtmustern abgeleitete Ornamentik.

Schon in dem vorigen Kapitel über die Geflechte im Schingú-Quellgebiete ist zugleich ein Teil der Ornamentik mit behandelt worden, nämlich die verschiedene, durch die Flechtung hervorgerufene Musterung der geflochtenen Gebrauchsgegenstände, speziell der Körbe und Feuerfächer. Wir haben gesehen, wie bei den Fächerblattgeflechten Technik und Ornamentik so eng miteinander verknüpft sind, dass die erstere ohne die letztere überhaupt nicht sein kann. Aus der Technik des Flechtens ergeben sich als die Grundelemente der Flechtung die Geflechtsvierecke, die mit ihrer diagonalen Streifung und der besonderen Gestaltung zweier einander gegenüberliegender Ecken an sich schon »ornamentiert« sind, und die namentlich da, wo durch ihre verschiedenartige Art der Zusammensetzung verschiedene Muster entstehen, neben ihrer Eigenschaft als Grundelemente des Geflechts zugleich auch als Grundelemente der mit diesem Geflechte eo ipso verbundenen Ornamentik in die Augen fallen.

Wir haben also in den Fächerblattgeflechten diejenigen Gebrauchsgegenstände vor uns, die schon gleich bei ihrer Entstehung notwendig ornamentiert sind, bei denen sich der Begriff des Ornaments überhaupt ganz von selbst entwickeln muss, und somit ist es auch leicht erklärlich, dass die Flechtornamentik in der Art, wie sie in der Technik der Palmblattflechterei zuerst in die Erscheinung getreten ist, einen so grossen Einfluss auf die ganze Ornamentik hat ausüben können, wie sie ihn im südamerikanischen Kontinent tatsächlich ausgeübt hat.

Zunächst hat sich natürlich die Flechtornamentik in den ihr durch die Technik angewiesenen Bahnen an den Geflechten selbst weiter ausgebildet. Man benutzte die mathematischen Eigenschaften des Geflechtsvierecks, wie wir sie namentlich auf S. 338 hervorgehoben haben, um durch ganz bestimmte Konstellationen der verschiedenen Möglichkeiten der Flech-

tung ganz bestimmte Erscheinungsformen hervorzubringen, wie z. B. bei der in Fig. 177 wiedergegebenen Korbschale. Man half durch äussere Mittel nach, das durch die Flechtung hervorgetretene Muster stärker in die Augen fallen zu lassen, indem man bei der einen Gruppe der Geflechtsstreifen die glatte Oberseite der Rohrstreifen, bei der andern Gruppe die rauhe Unterseite derselben nach oben kehrte. Man sah, dass der Russ an der rauhen Seite hartnäckiger haften blieb als an der glatten Seite, und nutzte dieses aus, indem man den ganzen Korb durch Russ vorsätzlich schwärzte und dann wieder abwusch. Hierdurch wurde bewirkt, dass nur die mit der rauhen Seite nach oben liegenden Geflechtsmaschen schwarz blieben.[1] Ein Schritt weiter war es, die Streifen der einen Gruppe überhaupt von vornherein vor dem Verflechten auf der rauhen Unterseite zu schwärzen, wie es bei den Körben der v. d. Steinenschen Sammlung nach Art des in Fig. 178 dargestellten Korbes, sowie bei den weiter unten behandelten, geflochtenen Diademen der Bakairí der Fall ist.

Wenn sich somit ein Zweig der Ornamentik an den Geflechten immer mehr entwickelt hatte, so war es wiederum nur ein Schritt weiter, dass diese Flechtornamentik Selbstzweck wurde und dass das ornamentierte Geflecht, von jedem selbständigen Gebrauchszwecke entbunden, zum blossen Zierrat wurde. Man schmückte den Körper bei den Tanzfesten, indem man geflochtene Aermel, wie die weiter unten abgebildeten, über die Arme zog. Man setzte das Geflecht mit seinen verschiedenen Mustern in Form eines runden Reifes als Diadem auf den Kopf (vgl. weiter unten) oder befestigte es in Form einer ovalen Scheibe nach Art einer Maske am Kopfe (vgl. unten.) Auch verschiedene Gebrauchsgegenstände aus Holz wurden zur Ornamentierung teilweise umflochten, so teilweise die Tanzkeulen der Trumai[2] und die Stiele der Wurfbretter.[3]

Wenn man den Umstand berücksichtigt, dass die Oberfläche eines jeden Fächerblattgeflechtes infolge der besonderen Flechtweise immer irgendwelche mehr oder weniger scharf in die Augen fallende Musterung aufweist, dass es überhaupt am typischen Fächerblattgeflechte im Gegensatze zu den Oberflächen anderer Gebrauchsgegenstände überhaupt keine nicht ornamentierten Oberflächenteile gibt, so lässt sich leicht verstehen, dass diese zugleich mit der Geflechtsfläche, d. h. mit dem »Geflechtsviereck« und seinen Kombinationen entstandene Ornamentierung auch zur Ornamentierung anderer Flächen benutzt wurde.

Dieses kann bewirkt werden, einmal in der schon oben angeführten Weise, dass man die zu ornamentierenden Flächen mit einem Fächerblattgeflechte überdeckt; indem man den geflochtenen Aermel über den Arm

---

[1] Siehe oben S. 352.

[2] Vgl. K. v. d. Steinen: U. d. Naturv., S. 281.

[3] Siehe Berl. Mus., V. B.

zieht und indem man ganz entsprechend die Stiele von Gebrauchsgegenständen, wie kleinen Fischkeulen und den Wurfbrettern mit dem Fächerblattgeflechte umflicht. Nur ein Schritt weiter ist es, diese Muster des Fächerblattgeflechts durch irgendwelche andere Hilfsmittel, sei es durch Auftragen von Farben, sei es durch Einbrennen mit einem glimmenden Stück Holz oder durch Einkratzen mit einem scharfen Instrumente, direkt auf der zu ornamentierenden Oberfläche anzubringen.

Bei dieser Uebertragung der Geflechtsornamentik auf die Malerei, Brandmalerei und Ritzkunst kommt als vermittelnder Faktor zwischen den übertragenen Geflechtsmustern und den ursprünglichen, zur Vorlage dienenden, aus der Geflechtstechnik entstandenen Mustern vor allem die menschliche Auffassungskraft in Betracht. Es fragt sich vor allem, wie weit sind die bei der Flechtung entstandenen Muster den Verfertigern der Geflechte als Muster zum Bewusstsein gekommen, und was hat sich ihnen als charakteristisches Merkmal derselben am meisten eingeprägt? Zur Beantwortung dieser Frage möchte ich vor allem darauf hinweisen, wie wichtig es zum Verständnis der Flechtmuster ist, selbst einmal geflochten zu haben und mit der Art und Weise, in welcher die Flechtmuster während des Flechtens entstehen, eng vertraut zu sein. Und wie viel in dieser Hinsicht das Auge der Indianer, welche von Jugend auf die Geflechtsmuster vor ihren Augen entstehen sehen, vor dem unsrigen voraus haben muss, habe ich in den letzten zwei Jahren, in welchen ich mich eingehend mit südamerikanischen Geflechten befasst und selbst vielfach Modelle geflochten habe, zu würdigen gelernt. Durch die andauernde Gewöhnung an die Geflechtmaschen und die, wie wir im Vorigen gesehen haben, nach ganz bestimmten Gesetzen entstehenden Geflechtmuster sieht auch mein Auge jetzt etwas ganz anderes in diesen Mustern als vorher. Erst die Beachtung der Technik konnte das bei oberflächlicher Betrachtung nur den einzelnen Rauten, den Mäandern, den Zickzacklinien und sonstigen durch die Zusammensetzung der Geflechtsvierecke entstehenden Figuren nachfolgende Auge allmählich daran gewöhnen, in den einzelnen Geflechtsvierecken die eigentlichen Elemente des Fächerblattgeflechts selbst sowohl wie seiner Musterung zu sehen. Das geübte Auge sieht diese durch die Richtung der Musterstreifung unterschiedenen Geflechtsvierecke ohne jede Mühe heraus, selbst bei den komplizierten Mäandermustern, wo die einzelnen, in gleicher Richtung gestreiften Geflechtsvierecke stufenförmig aneinander liegen. (Vgl. Fig. 172.) Für den Ungeübten lässt sich dieselbe Wirkung dadurch erzielen, dass man auf einem Geflechte die einzelnen Geflechtsvierecke mit Linien umrahmt, wie ich es z. B. in den Fig. 177, 179 u. 187 getan habe. Ein Vergleich der Fig. 266, bei welcher die Geflechtsvierecke umrahmt sind, mit der Fig. 265, bei welcher die Vierecke desselben Gegenstandes nicht umrahmt sind, weist am deutlichsten auf diese Tatsache hin.

Was den Indianern des Schingú-Quellgebietes als das charakteristische an den Mustern ihrer Fächerblattgeflechte erschien und als solches auf die von diesen Mustern abgeleitete Ornamentik übertragen worden ist, sind:

1. Die Einheit des Geflechtsvierecks als solchen.
2. Die diagonale Musterstreifung des Geflechtsvierecks.
3. Die besondere Beschaffenheit der Ecken des Geflechtsvierecks und die sich hieraus ergebende Besonderheit an der Berührungsstelle vier aneinander stossender Geflechtsvierecke.

Nicht als charakteristisches Moment ist bei der abgeleiteten Ornamentik das stufenförmige Nebeneinanderliegen der in gleicher Richtung verlaufenden Geflechtsmaschen, also die Stufenform der einzelnen, das Geflechtsviereck in diagonaler Richtung durchlaufenden Musterstreifen angesehen worden. Während durch die genaue Berücksichtigung dieser Stufenform z. B. ein Teil der peruanischen Ornamentik so scharf charakterisiert ist, ist in der Ornamentik des Schingú-Quellgebietes die Musterstreifung des Geflechtsvierecks einfach durch gerade (beim quadratischen Geflechtsviereck), in der Richtung der Diagonale verlaufende Linien wiedergegeben.

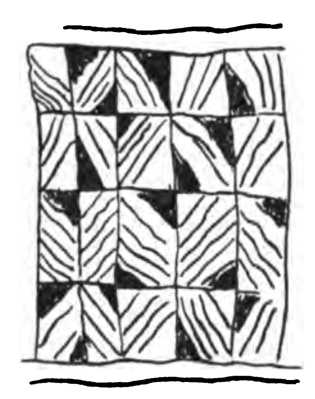


Fig. 202.
Handzeichnung der Suyá.
Nach K. v. d. Steinen.

Die Geflechtsvierecke treten bei der abgeleiteten Ornamentik in der nach obigem charakterisierten Form nicht nur in den bei den Geflechten vorkommenden Kombinationen auf, sondern werden, ganz analog der abgeleiteten Geflechtsornamentik, bei den alten Peruanern in der weiteren Entwicklung so sehr in ihrer Eigenschaft als ornamentale Einheit aufgefasst, dass sie ganz unabhängig von den bei den Geflechten wirklich vorkommenden Zusammensetzungen aneinandergefügt werden, wodurch dann wieder neue, bei den Fächerblattgeflechten selbst nicht vorkommende Muster (vgl. S. 383f.) entstehen.

Wie stark für das Auge der Indianer des Schingú-Quellgebiets die Einheit des Geflechtsvierecks als solchen bei der Charakterisierung ins Gewicht fällt, tritt an der abgeleiteten Ornamentik vor allem dadurch hervor, dass die einzelnen aneinander grenzenden Geflechtsvierecke vielfach durch Linien nach Art der von mir in Fig. 177 hergestellten Umrahmung voneinander getrennt werden. Deutlich tritt dieses an den von K. v. d. Steinen[1] abgebildeten Handzeichnungen der Suyá (vgl. Fig. 202) hervor, ebenso bei den a. a. O.[2] abgebildeten Spinnwirteln der Kamayurá, bei den Beijú-

[1] Durch Zentralbrasilien, S. 213.
[2] U. d. Naturv., S. 273.

wendern der Kamayurá und Yaulapití in Abb. 54,[1] bei dem Kürbisgefäss in Abb. 53,[2] sowie auf einer grösseren Anzahl von Masken.[3]

Bei den von mir mitgebrachten Gegenständen zeigt sich diese Abgrenzung der einzelnen Geflechtsvierecke voneinander durch Linien am



Fig. 203 (oben) und Fig. 204—207.
Beijúwender der Bakairí.
1/4 n. G. Berl. Mus. V. B. 5184, 5180, 5179, 5183, 5172.

ausgeprägtesten bei den aufgemalten Mustern auf den drei in Fig. 261, 262 u. 264 abgebildeten Auetömasken. Allerdings sind diese Linien, ebenso wie bei den meisten der bei K. v. d. Steinen abgebildeten hierher gehörigen Fällen, nicht durch die an der Berührungsstelle von je vier aneinanderstossenden

[1] Ebenda, S. 272.
[2] Ebenda, S. 271.
[3] Ebenda, S. 310 und 314.

Geflechtsvierecken liegende Figur, auf deren Erklärung wir noch näher zurückkommen, hindurchgezogen. Dieses letztere ist teilweise der Fall bei der von K. v. d. Steinen[1] in Abb. 105 dargestellten Mehinakúmaske. Ebenso sind die angrenzenden Geflechtsvierecke durch Linien voneinander



Fig. 208 (oben) und Fig. 209—212.
Beijúwender der Bakairí.
Rückseiten von Fig. 203—207. 1/4 n. G.

getrennt bei dem in Fig. 206 und 207 wiedergegebenen Zickzackmuster auf zwei Beijúwendern der Bakairí (vgl. Fig. 267), und zwar sind in Fig. 206 die Linen ganz durchgezogen, während in Fig. 207, dem vorigen entsprechend, die an der Grenze liegenden Figuren nicht durchzogen worden sind. Bei dem in Fig 212 wiedergegebenen Beijúwender sind nur die wagerechten

[1] U. d. Naturv., S. 310.

Grenzlinien gezogen, bei der in Fig. 223 wiedergegebenen Kürbisschale nur die senkrechten.

Ein Blick auf die in Fig. 203 bis Fig. 217 zusammengestellten gemalten Muster auf Beijúwendern der Bakairí zeigt, wie das Wesentlichste an diesen Mustern ebenso wie bei den im vorigen behandelten Mustern der Fächerblattgeflechte darin besteht, dass gewisse Teile der zu ornamentierenden



Fig. 213 (oben) und Fig. 214—217.
Beijúwender der Bakairí.
$^1/_4$ n. G. Berl. Mus. V. B. 5182, 5169, 5174, 5177, 5173.

Oberfläche in der Richtung von rechts unten nach links oben und gewisse Teile derselben in der Richtung von links unten nach rechts oben gestreift sind. Die ganze Oberfläche eines jeden der Beijúwender lässt sich in eine Anzahl in gleicher Richtung gestreifter Vierecke zerlegen, ganz so wie bei den eigentlichen Geflechtmustern. Eine Besonderheit liegt nur darin, dass diese Streifung nur in ihrer Eigenschaft als solche durch schwarze resp. rote Linien gekennzeichnet ist, ohne dass das Breitenverhältnis der Musterstreifen der Geflechte dabei berücksichtigt worden wäre. So entspricht

z. B. das Dickenverhältnis der weissen und schwarzen Streifen in Fig. 206 und 214 mehr der Musterstreifung der Geflechte, als das Dickenverhältnis der Streifen in Fig. 207 und 216, wo die Streifung nur durch schmale schwarze Linien, gegenüber viel breiteren weissen Zwischenräumen, gekennzeichnet ist. Aber diese Besonderheit, bei der Wiedergabe der Geflechtmuster mehr auf die Hervorhebung des Charakteristischen als auf eine genaue naturgetreue Nachahmung bedacht zu sein, findet sich bei den Indianern des Schingú-Quellgebietes in ganz derselben Weise bei der Wiedergabe anderer Vorlagen aus der Natur, wie z. B. bei den Zeichnungen der Tiere wieder, wodurch sie auch in diesem Falle leicht erklärlich wird.

Ganz ebenso müssen wir die in ganz besonderer Weise charakterisierte Figur an der Berührungsstelle der vier aneinander liegenden Geflechtsvierecke zu verstehen suchen, die in verschiedenen Formen auftritt.

Wir haben oben gesehen, dass bei den beiden Hauptgruppen der Fächerblattgeflechte im Schingú-Quellgebiete, einmal bei den aus der flachen Korbschale, Fig. 176, abgeleiteten Geflechten (S. 350 ff.), das andere Mal bei den aus der Korbtasche, Fig. 182, abgeleiteten Geflechten (S. 357 ff. bes. Fig. 185), infolge der Technik die an der Berührungsstelle von vier aneinanderstossenden Geflechtsvierecken entstehenden Figuren voneinander ganz verschieden geartet waren. (Vgl. Fig. 181 einerseits und Fig. 186 anderseits.) Ganz entsprechend tritt diese Verschiedenheit auch bei der von den Geflechtmustern abgeleiteten Ornamentik auf.

In der Mitte des von K. v. d. Steinen[1] in Abb. 54 dargestellten Beijúwenders, sowie bei der oben, Fig. 202, wiedergegebenen Handzeichnung der Suyá, entsprechen die durch die vier aneinanderstossenden Ecken der aneinanderliegenden Geflechtsvierecke gebildeten Figuren genau der in der Mitte des Geflechts von Fig. 185 liegenden Figur.[2]

Dieser der Besonderheit des Geflechts entsprechenden Besonderheit bei der abgeleiteten Ornamentik steht, als der bei weitem gewöhnlichere Fall, die der Berührungsstelle der Geflechtsvierecke bei den gewöhnlichen Fächerblattgeflechten entsprechende Figur gegenüber, die sich im Schingú-Quellgebiet zu einer ganz charakteristischen Form, dem durch K. v. d. Steinen nach seinem Bakaírínamen als Mereschumuster bekannt gewordenen Ornament, herausgebildet hat.[3]

Ein Vergleich der Muster auf den in Fig. 211, 215 und 216 abgebildeten Beijúwendern mit dem Geflechtmuster in Fig. 179 zeigt am besten, dass jeder einzelne Mereschu seiner Lage nach genau der Figur entspricht, welche bei den Fächerblattgeflechten an der Berührungsstelle der vier Geflechtsvierecke.

[1] Ebenda, S. 272.

[2] Vgl. auch die »Panzerfische« bei K. v. d. Steinen. Ebenda, Taf. IX.

[3] Vgl. K. v. d. Steinen: U. d. Naturv., S. 261 ff.

$$(+b_1+b_2 \dots +b_x)\ (+a_1+a_2 \dots +a_y),$$
$$(+b_1+b_2 \dots +b_x)\ (-a_1-a_2 \dots -a_y),$$
$$(-b_1-b_2 \dots -b_x)\ (+a_1+a_2 \dots +a_y) \text{ und}$$
$$(-b_1-b_2 \dots -b_x)\ (-a_1-a_2 \dots -a_y)$$

entsteht. Ganz dem entsprechend treten am Rande der Figuren die halben Mereschus auf. Nur selten findet man, wie in Fig. 217, die Mereschus ohne die der Musterstreifung der Geflechtsvierecke entsprechenden Linien, und auch in diesen wenigen Fällen ist auffallenderweise ihre Lage dieselbe, wie sie in den andern Fällen durch die Lage innerhalb der Linien bedingt war.

Ein wichtiges Moment ist es, dass gerade die durch das entsprechende Geflechtsmuster geometrisch gegebene Lage des »Mereschu« für diesen das Bestimmende ist und dass seine Gestaltung im einzelnen dabei eine verschiedene sein kann. Wenn der »Mereschu« auch für gewöhnlich die Gestalt eines Vierecks mit vier ausgefüllten Ecken angenommen hat, so ist



Fig. 218. Nach K. v. d. Steinen.

dies doch zu seiner Charakteristik keineswegs unbedingt erforderlich. Die in Fig. 218[1] wiedergegebenen, von Linien umrahmten, ausgefüllten Vierecke sind ebenfalls »Mereschus«, und ebenso wurde mir auch für die einfachen Vierecke ohne ausgefüllte Ecken auf dem in Fig. 205 abgebildeten Beijúwender der Bakairí von diesen letzteren ausdrücklich der Name »Mereschu« gegeben.

Wenn es hiernach auch nicht mehr als zweifelhaft erscheinen kann, dass das Mereschumuster das durch das Medium des Auffassungsvermögens der Indianer wiedergegebene charakteristische Muster der Fächerblattgeflechte ist,[2] so fragt es sich doch, warum gerade die Figur an der Berührungsstelle der Geflechtsvierecke so häufig in der ganz bestimmten Form als Viereck mit den ausgefüllten Ecken wiedergegeben wird. Dass diese besondere Wiedergabe dem Gesamteindrucke der betreffenden Figuren bei den Geflechten ganz gut entspricht, zeigt sich sehr gut an einigen

[1] Siehe K. v. d. Steinen: U. d. Naturv. Taf. IX4 und S. 267.

[2] Vgl. hierzu K. v. d. Steinen im »Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte«, Jahrgang 35, No. 10, Oktober 1904, S. 126ff.

Geflechtsmasken der Kamayurá aus der v. d. Steinenschen Sammlung, bei welchen die Oberfläche des aus Baumwolle nach Art der Fächerblattgeflechte hergestellten Geflechts in seinen typischen Geflechtsmustern genau denselben Eindruck macht, wie die aufgemalten Mereschus.

Zwei schon im vorigen hervorgehobene Momente sind es, welche die besondere Form des Mereschu als Viereck mit den ausgefüllten Ecken vornehmlich erklären helfen. Einmal der Umstand, dass bei der abgeleiteten Ornamentik die Stufen der Geflechtsmuster von den Indianern des Schingú-Quellgebietes, wie wir oben gesehen haben, auch bei den die Musterstreifung des Geflechts wiedergebenden Linien unberücksichtigt bleiben. Hiernach muss natürlich bei diesen Indianern auch die feine Unterscheidung der verschiedenen Variationen (vgl. Fig. 170) an der Berührungsstelle von vier Geflechtsvierecken, je nachdem sich bei den Geflechten dort ein Punkt, ein Kreuz oder ein ausgefülltes Viereck bildet,

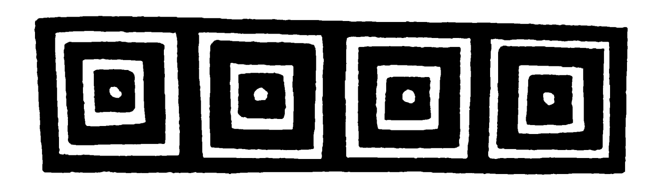


Fig. 219. Wandfriesmuster der Bakairí.

wegfallen, jene Unterscheidung, die von den auch sonst die Stufen der Musterstreifung berücksichtigenden alten Peruanern bei der abgeleiteten Ornamentik so peinlich beobachtet worden ist. Am Schingú kannte man hier nur zwei Möglichkeiten. Entweder man machte das an der Berührungsstelle liegende Viereck ganz schwarz wie in Fig. 218 und 237 oder aber man liess in der Mitte dieses Vierecks wieder die weisse Farbe auftreten.

Als zweites Moment kommt dann die auch schon im vorigen erwähnte Vernachlässigung des Grössenverhältnisses der nach einem bestimmten Vorbilde wiederzugebenden Formen in Betracht. Wir haben oben gesehen, wie die die Musterstreifung der Geflechtsvierecke wiedergebenden Linien bald dick und bald dünn gezogen werden. Ebenso sind die einzelnen Mereschus selbst gewöhnlich viel zu gross im Verhältnis zu den zugehörigen, diagonal gestreiften Vierecken, und ganz dementsprechend wird denn auch die in der Mitte des Mereschu auftretende weisse Färbung grösser dargestellt als es der Wirklichkeit entspricht. Freilich lassen sich auch hier wieder grosse Variationen in dem Grössenverhältnis der weissen

Mitte des Mereschu aufweisen. Auf dem an anderer Stelle[1] von mir wiedergegebenen Wandfriesmuster der Bakairí weist das an der Berührungsstelle von je vier Geflechtseinheiten liegende schwarze Viereck nur einen kleinen weissen Punkt in der Mitte auf. (vergl. Fig. 219.) Ganz ebenso tritt bei dem bei K. v. d. Steinen auf Taf. VII abgebildeten »Pacu-Fischmuster«, das seiner ganzen Anlage nach dem Mereschumuster aufs genaueste entspricht, in der Mitte des hier weissen Vierecks ein kleiner schwarzer Punkt auf. Auch bei einigen Mereschus in Fig. 211 ist der weisse Fleck in der Mitte noch verhältnismässig klein, während dahingegen z. B. in Fig. 216 bei den ganzen Mereschus sowie bei den am Rande liegenden halben Mereschus die weisse Mitte so gross ist, dass nur die äussersten Ecken der Vierecke resp. Dreiecke schwarz ausgefüllt bleiben.

Die bei der abgeleiteten Ornamentik von der Flechtung losgelösten Flechtornamente sind, nachdem sie einmal in die Erscheinung getreten waren, in ihrer weiteren Entwicklung mehrfach von den ihnen durch die Flechttechnik gewiesenen Wegen abgewichen und haben in dieser ihrer freien Entwicklung zu ganz neuen Formen der Ornamentik geführt. Wir haben im vorigen gesehen, wie das »Geflechtsviereck« (vgl. oben S. 372) mit seinen ihm spezifisch anhaftenden Eigenschaften bei der abgeleiteten Ornamentik als das Grundelement der Ornamentik aufgefasst wurde, und dass diese lediglich in einer Wiedergabe der charakteristischen Eigenschaften der Geflechtsvierecke als einzelner sowohl wie in ihren Zusammensetzungen bestand. Die Zickzacklinien in Fig. 206 und 207 gaben die Musterung wieder, welche entsteht, wenn die beiden in entgegengesetzter Richtung gestreiften Geflechtsvierecke in einer Richtung fortlaufend immer abwechselnd aneinandergesetzt werden, und das Mereschumuster entsprach der Musterung, welche durch eine Anzahl von Geflechtsvierecken gebildet wird, von denen immer die vier um einen Punkt herumliegenden Geflechtsvierecke koordiniert sind. Hiermit ist notgedrungen im Schingú-Quellgebiet, wo es zu einer Ausbildung des Mäanders als verstandenem Flechtmuster nicht gekommen ist, die Reihe der direkt aus den Geflechten abgeleiteten Formen der Ornamentik erschöpft. Dass aber indirekt noch eine weitere ganze Entwicklungsreihe von Ornamenten der von den Geflechtmustern abgeleiteten Ornamentik zuzuzählen ist, zeigt das Muster auf der in Fig. 223 abgebildeten Kürbisschale. Die ganze Oberfläche dieser Kürbisschale wird in der Längsseite durch parallele Linien in sechs lange, schmale, nebeneinander verlaufende Felder eingeteilt, die unter sich alle sechs wesensgleich sind, und von denen ein jedes für sich allein ungefähr dem Zickzackmuster auf dem Beijúwender in Fig. 206 entspricht. Die Ecken

[1] Aus den Ergebnissen meiner Expedition in das Schingú-Quellgebiet. Globus Bd. 86, No. 7, S. 121, Abb. 2.

der einzelnen, den Geflechtsvierecken entsprechenden Einheiten dieses Zickzackmusters, d. h. die Ecken der in gleicher Richtung gestreiften Vierecke, sind nicht Viertel-Mereschus mit ausgefüllten Ecken, wie z. B. in Fig. 212, sondern teils schwarz, teils weiss ausgefüllt, entsprechend den Mereschus in Fig. 218. Was die unverhältnismässige Grösse dieser Ecken der den Geflechtsvierecken entsprechenden Einheiten im Vergleich zu den



Fig. 220—222 (links) und Fig. 223 (rechts).
Kürbisschalen der Bakairí mit aufgemaltem Ulurimuster.
1/8 n. G. Berl. Mus. V. B. 5243, 5248, 5244, 5255.

von den diagonalen Linien durchzogenen Teilen anlangt, so ist dieses nach obigem (vgl. S. 379) nichts besonderes. Jedes der von den Zickzacklinien durchzogenen Felder ist somit an sich ebenso wie das Zickzackmuster in Fig. 206 als ein typisches abgeleitetes Geflechtsmuster anzusehen. Das besondere bei dem Muster als Ganzem und die Abweichung von dem vorigen liegt nur darin, dass die langen schmalen Felder auf der Oberfläche der Kürbisschale jedes für sich als unabhängige Einheit

behandelt worden sind, und dass in ihrer Lage zueinander keine Rücksicht darauf genommen ist, ob dieselbe der Lage der Geflechtsvierecke beim Geflechte in allen Teilen entspricht. Kurz gesagt, bei dem Muster auf der Kürbisschale in Fig. 223 entspricht jedes einzelne der langen schmalen Felder dem eigentlichen Geflechtmuster, das Muster der ganzen, aus der Summe der langen schmalen Felder zusammengesetzten, Oberfläche der Kürbisschale tut dies nicht mehr. Während sich beim wirklichen Geflechte die halben Mereschus[1] des Zickzackmusters bei Anfügung weiterer seitlicher Geflechtsvierecke notwendig zu ganzen Mereschus hätten vervollständigen müssen, bleiben hier bei dem freien Aneinander-

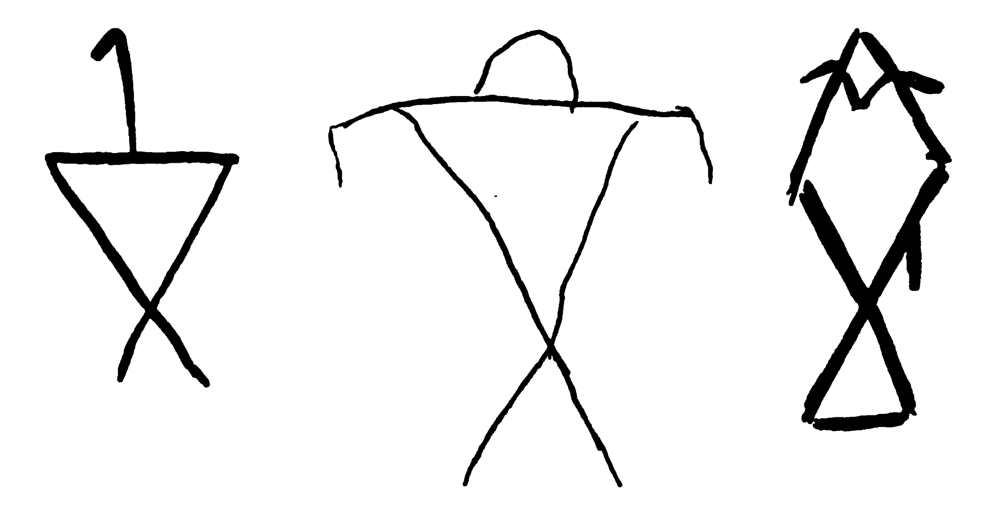


Fig. 224—226. Darstellung von Vogel, Mensch und Fisch.

fügen der schmalen Felder die halben Vierecke erhalten als Dreiecke, als »Uluris«.[2] Wir sehen somit auf der Kürbisschale in Fig. 223 das durch die Reihen nebeneinanderliegender Dreiecke charakterisierte Ulurimuster entstehen, das sich, wie Fig. 220 bis 222 zeigen, nach Fortlassung der noch in Fig. 223 erhaltenen diagonalen Linien zu verschiedenen ineinander übergehenden Formen entwickelt hat.

Von dem soeben abgeleiteten Ulurimuster, das in parallel zueinander verlaufenden Reihen nebeneinanderliegender Dreiecke besteht, wesentlich verschieden ist das von den Bakairí ebenfalls als Uluri bezeichnete Dreiecksmuster, das ich an anderer Stelle näher entwickelt habe und das darin besteht, dass je zwei mit den Spitzen einander zugekehrte Dreiecke

[1] Mereschu hier gleich ausgefülltes Viereck nach Fig. 218.

[2] Siehe unten S. 394.

durch eine von der Spitze des einen Dreiecks zu der des andern verlaufende Linie miteinander verbunden sind.[1]

In den Fig. 224 bis 226 habe ich eine Reihe von Ornamenten zusammengestellt, die ihrer Bedeutung nach als Fisch, als menschliche Figur und als Vogel etwas ganz verschiedenes darstellen, die aber doch ihrer ganzen Entstehung nach aufs engste miteinander verwandt sind, denn alle drei haben zur Grundlage die im vorigen näher beschriebene, von den Geflechten abgeleitete Ornamentik. Am deutlichsten zeigt dies die dem in Fig. 209 abgebildeten Beijúwender entnommene Vogelfigur, die mir allerdings nicht ausdrücklich als Vogelfigur von den Verfertigern gewährleistet ist, die mir aber von diesen, den besten Kennern ihrer eigenen Ornamentik, auf mein Befragen sicherlich mit derselben Bestimmtheit als ein Vogel angegeben worden wäre, mit welcher ein ethnologisch ausgebildeter Kenner auf Befragen einen Vogel aus der Figur heraussehen würde, nur dass vielleicht der befragte Indianer die bestimmte Vogelspezies noch etwas genauer anzugeben gewusst hätte.

Ebenso wie wir die Geflechtmuster nur in ihrem Zusammenhange mit dem ganzen Geflechte ins Auge fassen (vgl. oben Kap. XIV) und bei ihrer Erklärung nicht beliebige Teile aus dem Zusammenhange des Ganzen herausreissen durften, so ist auch für das richtige Verständnis der von den Geflechtmustern abgeleiteten Ornamentik die erste Bedingung, dieselbe in ihrem Zusammenhange mit der Ornamentierung der ganzen Oberfläche des betreffenden ornamentierten Gegenstandes zu erfassen. Nun haben wir oben gesehen, dass im Schingú-Quellgebiet bei der abgeleiteten Ornamentik ausser den Figuren, die an der Berührungsstelle von je vier koordinierten Geflechtsvierecken entstehen, einmal die die diagonale Musterstreifung der einzelnen Geflechtsvierecke wiedergebenden Linien charakterisiert werden (vgl. oben S. 378f.) und sodann auch noch mehrfach die Einheit der einzelnen Geflechtsvierecke durch umrahmende Linien hervorgehoben wird (vgl. oben S. 375ff.). Wenn wir mit Rücksicht hierauf die Figur 209 betrachten, so lässt sich leicht erkennen, dass hier einschliesslich des »Vogels« keine Linien angebracht sind, die nicht unter eine der drei vorigen Kategorien fielen. Die ganze Oberfläche des Beijúwenders lässt sich in zehn einzelne Geflechtsvierecke zerlegen, von denen immer je zwei nebeneinander liegen. Das oberste Paar von Geflechtsvierecken ist durch eine Querlinie nach oben hin begrenzt. Bei den beiden obersten Paaren von Geflechtsvierecken ist ausser den die diagonalen Musterstreifen angebenden Linien das der an der Berührungsstelle von vier aneinanderstossenden Geflechtsvierecken befindlichen Figur entsprechende Mereschu

[1] Aus den Ergebnissen meiner Expedition in das Schingú-Quellgebiet. Globus Bd. 86, No. 7, S. 121.

angebracht. Das folgende dritte Paar von Geflechtsvierecken ist nach unten hin durch eine Querlinie von den weiter nach unten folgenden Geflechtsvierecken getrennt und ausserdem trennt eine vertikale Linie das linke Geflechtsviereck von dem rechten. Ausser je einer diagonalen Linie bei diesem Paar von Geflechtsvierecken ist bei dem linken Viereck noch der Ansatz zu einer zweiten solchen Linie vorhanden, welcher in der Vogelfigur den Kopf resp. den Schnabel zum Ausdruck bringt. Von dem nächsten, dem vierten Paare von Geflechtsvierecken, ist nur je eine der diagonalen Linien angegeben, welche den Rumpf des »Vogels« bilden.



Fig. 227 u. 228. Kürbisschalen der Bakairí mit eingebrannten Fischen. Berl. Mus. V. B. 5251 und 5250. 1/2 n. G.

und von dem letzten, dem untersten Paare von Geflechtsvierecken, das nach unten zu durch eine Querlinie abgegrenzt ist, sind je vier solcher diagonaler Linien hervorgehoben, von denen die obersten noch mit zur Bildung der Vogelfigur gehören. Sämtliche Linien der Vogelfigur in Fig. 224 lassen sich demnach aus den diagonalen Linien der betreffenden Geflechtsvierecke sowie aus den Umrahmungslinien derselben erklären. Nur durch eine bestimmte Auswahl der auch sonst zur Charakterisierung der Geflechtsvierecke verwendeten Linien hat man es in diesem besonderen Falle zur Herausbildung einer Vogelfigur gebracht, indem die hervorgehobenen Linien derart gewählt wurden, dass sie neben ihrer Charakterisierung der Geflechtsvierecke zugleich auch einen Vogel charakterisierten.

Ganz denselben Entwicklungsgang müssen wir jedenfalls auch bei den in den Figuren 231—233 wiedergegebenen Fischen annehmen, deren Ableitung aus dem Geflechtmuster vor allem auch deswegen von so grosser Bedeutung ist, weil in dieser Verwandtschaft des am Ende der Entwicklungsreihe rein naturalistisch dargestellten Fisches mit den an der Berührungsstelle von vier koordinierten Geflechtsvierecken liegenden Figuren sicherlich die nähere Erklärung dafür zu suchen ist, dass diese letzteren Figuren überhaupt allgemein als Fische aufgefasst werden und mit dem Namen eines bestimmten Fisches, bei den Bakairí mit dem Namen Mereschu, benannt werden. Ich kann hier nicht die Ableitung im einzelnen wiederholen und muss anstatt dessen auf die nebenstehenden Figuren verweisen. Im



Fig. 229 u. 230.
Kürbisschalen der Bakairí mit eingebrannten Figuren.
(229 Fische, 230 Mereschumuster). Berl. Mus. V. B. 5247 und 5254.
2/7 n. G.

besonderen zeigt schon die Anordnung der deutlich ausgeprägten Fische auf dem Bakairí-Ruder in Fig. 234 den Zusammenhang dieser Fische mit den den bestimmten Figuren des Geflechtmusters entsprechenden »Mereschus«.

Namentlich auch zeigt ein Vergleich der Figuren auf den Kürbisschalen, wie sie in Fig. 235 bis 238 wiedergegeben sind, deutlich die Art und Weise, in welcher man das in der abgeleiteten Ornamentik wiedergegebene ursprüngliche Geflechtmuster in weiterer Entwicklung zur figürlichen Darstellung eines Fisches ausgenutzt hat.

Besonders interessant für die Frage, in wie verschiedener Weise die Geflechtmuster von den Indianern zur Herstellung figürlicher Darstellungen verwendet worden sind, ist die dem v. d. Steinenschen Reisewerke[1] ent-

[1] U. d. Naturv. Taf. XVII.

nommene Bleistiftzeichnung der Nahukuá in Fig. 225. Man muss sich bei dieser Art von Bleistiftzeichnungen vor Augen führen, dass die Indianer überhaupt nicht an das Instrument des Bleistifts gewöhnt

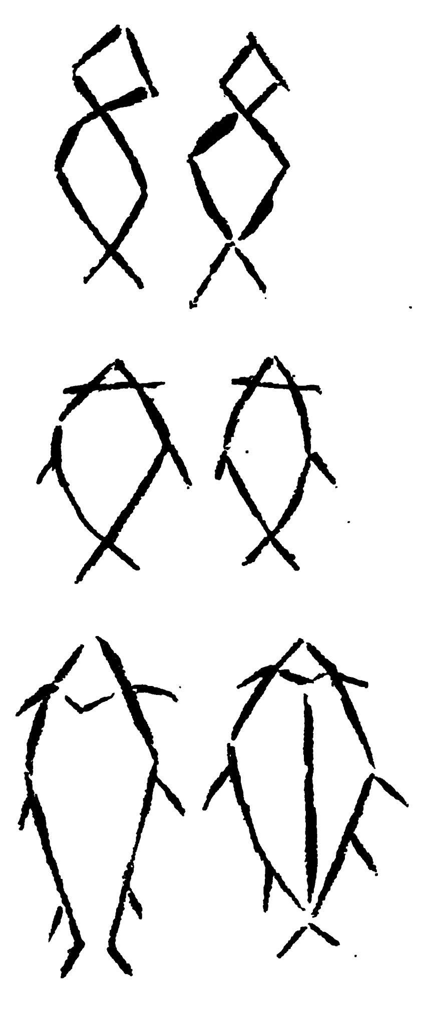


Fig. 231–233.
Fischfiguren auf den Kürbisschalen.
V. B. 5251, 5250 u. 5247.

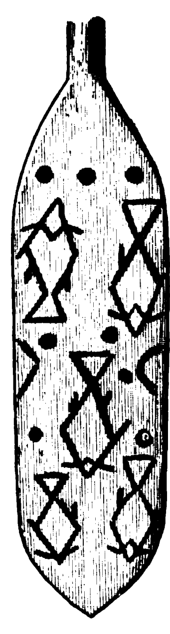


Fig. 234. Ruder der Bakairí, mit Fischen bemalt.
Nach Skizze d. V.

sind und ihnen daher dessen Handhabung grosse Schwierigkeiten macht. Mit Rücksicht hierauf ist es doppelt interessant, dass der betreffende Nahukuá-Indianer, an den plötzlich die Anforderung gestellt wurde, eine bestimmte menschliche Figur mit dem Bleistifte wiederzugeben, seinen

Anhaltspunkt für dieselbe wiederum in dem ihm so vertrauten Geflechtmuster nahm, wodurch allein die auffällige Verwandtschaft der menschlichen Figur in Fig. 225 mit der daneben stehenden Vogelfigur sowie auch der Fischfigur zu verstehen ist.

2. Namengebung der von den Flechtmustern abgeleiteten Ornamente.

Es ist eine Tatsache, dass die Indianer des Schingú-Quellgebietes für alle die in obigem aus den rein geometrischen Geflechtmustern abgeleiteten



Fig. 235—238. Kürbisschalen der Bakairí mit aufgemalten resp. eingebrannten Mustern. Berl. Mus. V. B. 5252, 5240, 5242, 5246. $^1/_5$ n. G.

Ornamente ganz bestimmte Namen zu geben wissen, die hauptsächlich der Tierwelt entnommen sind. Schon im vorigen Kapitel haben wir die engen Beziehungen der rein geometrischen Flechtornamente zu verschiedenen Tierformen kennen gelernt, indem eben diese letzteren aus der Geflechtsornamentik als ihrer Grundlage abgeleitet wurden. Am häufigsten begegneten wir hier mehr oder weniger realistisch dargestellten Fischfiguren auf den Oberflächen verschiedener Gebrauchsgegenstände, über deren technischen Zusammenhang mit den rein geometrischen Figuren der Geflechtmuster nach obigem kein Zweifel bestehen kann. Die verschiedenen Uebergänge von dem einen zum anderen, von dem rein aus der Flechttechnik abgeleiteten

geometrischen Muster bis zu dem zuletzt rein realistisch dargestellten Fische sind naturgemäss im einzelnen so schwer zu unterscheiden, dass sich oft nur schwer eine Entscheidung darüber treffen lässt, ob wir es im gegebenen Falle wirklich noch mit einer Darstellung von Fischen zu tun haben (vgl. Fig. 231) oder ob die Bezeichnung als solche nur der Ausfluss einer subjektiven Vorstellung, oder endlich, ob wir es bei der betreffenden Bezeichnung nur mit einer der äusseren Verwandtschaft beider Begriffe entsprechenden und durch sie hervorgerufenen, rein sprachlichen Gleichheit zu tun haben. Jedes der drei Momente wird sicherlich bei der inneren Bedeutung, welche den erwähnten Mustern zugeschrieben wird, mehr oder weniger stark auf die andern zurückwirken. So wird es bei der weiteren Entwicklung wenig Bedeutung haben, ob an irgend einer Stelle einer ornamentierten Oberfläche einmal anstatt der zu erwartenden geometrischen Geflechtsfigur ein realistisch gezeichneter Fisch eingezeichnet ist, oder ob umgekehrt das entsprechende geometrische Muster anstatt des Fisches gesetzt ist. Der namensgleiche und wesensverwandte »Fisch« als Tierfigur kann ebensowohl ganz bedeutungslos die Stelle der rein ornamentalen Figur des geometrischen Musters vertreten, wie umgekehrt die geometrische Figur »Fisch« im Einzelfalle leicht mit der inneren Bedeutung eines realistisch dargestellten Fisches ausgestattet sein kann. Wie weit das eine und wie weit das andere im Einzelfalle vorliegt, lässt sich an der Hand des vorliegenden Materials nicht entscheiden.

Allerdings begnügt sich der Indianer im Schingú-Quellgebiet bei der Bezeichnung der obigen Figuren nicht mit dem allgemeinen Gattungsbegriff »Fisch«. Der »Fisch«, welchen er als guter Fischkenner aus seinem Geflechtmuster herleitet, ist eine ganz bestimmte Fischspezies, er ähnelt nach seiner Vorstellung am meisten einem in seinem Gebiete häufig vorkommenden kleinen platten Lagunenfische, der dem Piranya verwandt ist.[1] Also wird er mit diesem Namen, bei den Bakaïrí »Mereschu«,[2] benannt, und der Mereschu muss somit auch seinen Namen hergeben für die der Fischfigur entsprechende Figur der geometrischen, von den Flechtmustern abgeleiteten Ornamentik.

Wie wenig es bei den von den betreffenden Geflechtmustern abgeleiteten, geometrischen Figuren auf die Formen im einzelnen ankommt, um als Mereschu bezeichnet zu werden, zeigt ein Vergleich z. B. der Fig. 211 mit Fig. 218. Beide Muster, sowohl die von Linien umgebenen ausgefüllten schwarzen Vierecke (in Fig. 218), als auch die Vierecke mit den ausgefüllten Ecken in Fig. 211 heissen »Mereschus«.[3]

---

[1] Vgl. K. v. d. Steinen: U. d. Naturv. S. 101, 206 ff., 319 ff.

[2] Ueber die verschiedenen Namen dieses Fisches bei den andern Stämmen des Schingú-Quellgebietes siehe die Zusammenstellung bei K. v. d. Steinen, ebenda, S. 262.

[3] Vgl. K. v. d. Steinen, ebenda, S. 267.

Aber nicht immer werden anderseits die in Frage stehenden, von den Geflechten abgeleiteten Muster als »Mereschus« bezeichnet. In besonderen Fällen[1] wird das auf ganz derselben Grundlage beruhende Muster als »Pacu-Fisch« bezeichnet. Es bleibt zwar noch ein »Fisch«, wird aber zu einer andern Spezies, die allerdings von der vorherigen dem Aeusseren nach nicht allzu verschieden ist.

Sehen wir von diesen feinen Unterschieden ab, so bleibt als Hauptsache bestehen, dass die Indianer des Schingú-Quellgebietes die an der Berührungsstelle der vier koordinierten Geflechtsvierecke

$$(+b_1+b_2\ldots+b_x)\ (+a_1+a_2\ldots+a_y),$$
$$(+b_1+b_2\ldots+b_x)\ (-a_1-a_2\ldots-a_y),$$
$$(-b_1-b_2\ldots-b_x)\ (+a_1+a_2\ldots+a_y)\ \text{und}$$
$$(-b_1-b_2\ldots-b_x)\ (-a_1-a_2\ldots-a_y)$$

liegenden Figuren als »Fische« bezeichnen, wenigstens bei der von diesen Geflechten abgeleiteten Ornamentik. Denn ob diese bestimmte Bezeichnung auch auf die betreffenden Muster auf den Geflechten selbst Bezug hat, lässt sich leider nicht feststellen, da bisher in bezug auf eventuelle Namen für die geometrischen Muster auf den Geflechten Südamerikas keine Nachforschungen angestellt worden sind.

Wir haben oben (S. 360f.) eine Besonderheit an der Berührungsstelle der vier aneinanderstossenden Geflechtsvierecke bei jenen Korbgeflechten kennen gelernt, deren Entstehung wir von der in Fig. 182 abgebildeten Korbtasche herleiteten. Dass die bei diesen Geflechten in der Mitte des Bodens (vgl. Fig. 186) auftretende besondere Figur als solche den Indianern des Schingú-Quellgebietes zum Bewusstsein gekommen ist, zeigt der Umstand, dass sie als Flechtornament auf dem in Fig. 272 abgebildeten Kopfreif angebracht worden ist. Das auf diesem Kopfreifen angebrachte Muster entspricht in seiner Wiederholung (die allerdings auf den Geflechten des Schingú-Quellgebietes selbst nicht vorkommt) dem bei K. v. d. Steinen (Taf. IX, Fig. 3) wiedergegebenen Muster, das ebenfalls mit dem Namen eines Fisches, und zwar bei den Auetö mit »akará« (= Panzerfisch), bei den Bakairí mit »nuki« (Fischspezies) bezeichnet wird. (K. v. d. Steinen, S. 249).

Wir haben oben gesehen, dass, wenn bei einem Geflecht die beiden Arten von Geflechtsvierecken $(+b_1+b_2\ldots+b_x)\ (+a_1+a_2\ldots+a_y)$ und $(+b_1+b_2\ldots+b_x)\ (-a_1-a_2\ldots-a_y)$ einfach nach einer Richtung hin immer abwechselnd aufeinander folgen, das Geflechtmuster in einer Anzahl parallel zueinander verlaufender Zickzacklinien besteht (vgl. S. 342 und Fig. 267), und dass ferner dieses Zickzackmuster auch mehrfach bei der

[1] K. v. d. Steinen, ebenda, Taf. VII, 3 u. 9.

abgeleiteten Ornamentik zur Anwendung gekommen ist.[1] Auch dieses vom Geflechtmuster hergeleitete Zickzackmuster hat seine ganz bestimmte Bezeichnung. Die Bakairí nannten es agáu, d. h. »Schlange« (im allgemeinen). Mir wurde ausdrücklich das auf dem in Fig. 205 abgebildeten Beijúwender aufgemalte Zickzackmuster als »agáu« bezeichnet.[2] Also wieder ist es ein Tiername, und zwar hier ein Gattungsname, der dem allbekannten, vom Flechtmuster abgeleiteten Muster beigelegt wird. Auch hier wieder wissen wir leider nicht, ob auch das Flechtmuster selbst, welches die Vorlage zu dem »agáu«-Muster abgegeben hat, den Namen »agáu« führt.

Dieses »agáu-Schlangen-Muster« ist wohl zu unterscheiden von den seinerzeit im Globus von mir veröffentlichten, ebenfalls rein geometrischen Mustern, welche nach der auf der Haut verschiedener Schlangensorten befindlichen Musterung benannt werden.[3] Der Zusatz »ivénu«, der jedesmal von den mir die Namen der betreffenden Muster sagenden Bakairí-Indianern hinter dem Namen der in Betracht kommenden Schlangenspezies gemacht wurde, wurde mir von den portugiesisch sprechenden Indianern mit »tintura« übersetzt (vgl. Globus S. 124). So wurde mir ein Muster mit »tutunï ivénu«, »Zeichnung der Joboya-Schlange«, ein anderes als »ogúdo ivénu«, »Zeichnung der Sucuriú« (Boa Scytale), und ein drittes als »agáu ivénu«, »Zeichnung der Schlange überhaupt«, angegeben. Bei einem weiteren Muster endlich (Globus l. c. S. 121, Abb. 6) wurde mir für den oberen Teil, welcher dem vorigen »ogúdo ivénu«-Muster entsprach, ebenfalls der Name »ogúdo ivénu« gegeben, während der grosse, breite, weisse Zickzackstreifen direkt unterhalb dieses Musters als »agáu« (ohne Hinzufügung von ivénu), also direkt als Schlange bezeichnet wurde. Das agáu-Muster und das agáu-ivénu-Muster sind demnach zwei ganz verschiedene Dinge. Gerade der Umstand, dass zwei ihrer Bedeutung nach so ganz verschiedenartige Muster wie das ogúdo-ivénu-Muster und das agáu-Muster miteinander kombiniert vorkommen, wie in dem in Abb. 6 l. c. wiedergegebenen Wandfriesmuster der Bakairí, scheint mir ein besonders wichtiger Beleg für meine Behauptung zu sein, dass es sich bei dieser Art von Bezeichnungen überhaupt nur um blosse Namen der »geometrischen« Muster handelt.

Von zwei andern, nach der Zeichnung auf der Oberfläche des Schildes der Schildkröte als »máimái ivénu«, d. h. als »tintura do kagado« bezeichneten geometrischen Mustern, ist das eine in Fig. 219 wiedergegeben.[4]

---

[1] Vgl. Fig. 206 und 207. K. v. d. Steinen, ebenda.
[2] Im Einklang mit K. v. d. Steinen, ebenda, S. 265.
[3] Vgl. meine Abhandlung im Globus Bd. 86, No. 7, S. 120 ff.
[4] Vgl. Globus l. c. S. 121, Abb. 2.

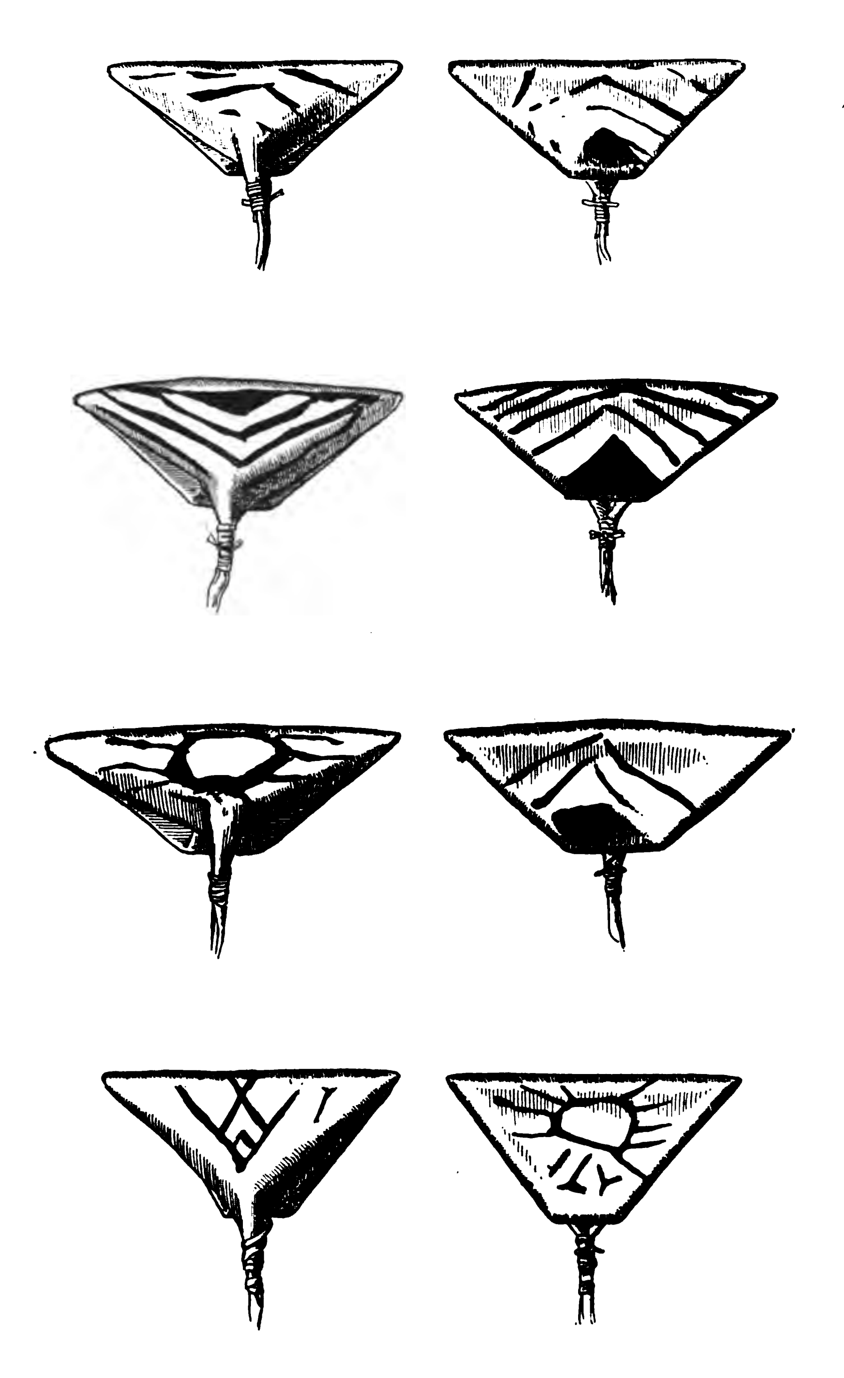


Fig. 239—242.
Weiberdreiecke, »Uluris«, der Bakaïrí. Vor- und Rückseite.
Mit Ornamentierung.
Berl. Mus. V. B. 5193, 5192, 5194, 5191. ³/₄ n. G.

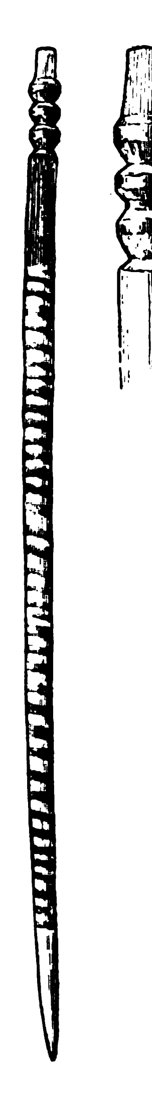


Fig. 243.
Mandiokagrabholz
der Bakairí.
Berl. Mus. V. B. 5204.
1/4 n. G.

Zum Schluss bleibt hier noch das in Reihen nebeneinanderliegender Dreiecke bestehende »Uluri«-Muster zu behandeln, das in der Ornamentik des Schingú-Quellgebietes neben dem Mereschu-Muster die wichtigste Stelle einnimmt. Wir haben oben (S. 384) seine Entstehung bei der weiteren Entwicklung der von den Flechtmustern abgeleiteten Ornamentik kennen gelernt und haben gesehen, dass die Uluris sich ihrer Entstehung nach am besten als halbe Mereschus charakterisieren lassen.

Bei der Erklärung des Namens dieses Musters ist es zunächst von grosser Wichtigkeit, dass diese Reihen nebeneinanderliegender Dreiecke nicht immer als Uluris bezeichnet werden, sondern dass für sie auch die Namen »Fledermäuse« (Auetö: tatsiá, Bakairí: semimo) und »yarimatáze« (Bakairí: kleine Vogelspez.) angegeben werden.[1] Auf den in Fig. 220 bis 223 abgebildeten Kürbisschalen sind ungefähr alle Variationen vorhanden, welche bei den verschiedenen Erscheinungsformen dieses Musters auftreten können. Auf der grossen Kürbisschale haben wir teilweise noch, entsprechend der Fig. 1 auf Tafel IX bei K. v. d. Steinen, die die »halben Mereschus« umziehenden Linien erhalten. Bald sind die Reihen der Dreiecke auf diesen Kürbisschalen so angeordnet, dass, wie in Fig. 220, die Dreiecke der einen Reihe direkt hinter denen der andern Reihe liegen, also mit der Spitze die Mitte der Basen der vor ihnen liegenden Dreiecke berühren, bald so, dass die Spitzen der Dreiecke der hinteren Reihe die Endpunkte der Basen der Dreiecke der vorderen Reihe berühren, wie in Fig. 222. Aber überall sind Uebergänge vorhanden (siehe Fig. 221). Nirgends ist ein wesentlicher Unterschied. Mögen immerhin bestimmte kleine Merkmale den Indianer bewegen, die aus dem Geflechtmuster entstandenen Reihen der nebeneinanderliegenden Dreiecke bald als »Uluris«, als »Frauendreiecke«, bald als tatsiá (Fledermäuse) und bald als bestimmte Vögel zu bezeichnen, jedenfalls haben wir im vorliegenden Falle verschiedene Namen für ihrer Entstehung und ihrem Wesen nach gleichartige Muster.

[1] Vgl. K. v. d. Steinen: U. d. Naturv., S. 266 u. 267, Tafel XXII.

Für die Erklärung der Benennung der Dreiecksreihen nach den kleinen dreieckigen Stückchen Rindenbast, den »uluris«, welche allgemein von den Frauen der Kulisehustämme über der Scham getragen werden, ist es von Wichtigkeit, dass ich einige Exemplare solcher Uluris mitbringen konnte, auf denen unter andern Ornamenten (vgl. 241 und 242) auch die »halben Mereschus«, mithin das »Ulurimuster« aufgemalt war, und zwar in Verbindung mit den ganz direkt aufs eigentliche Geflechtmuster hinweisenden

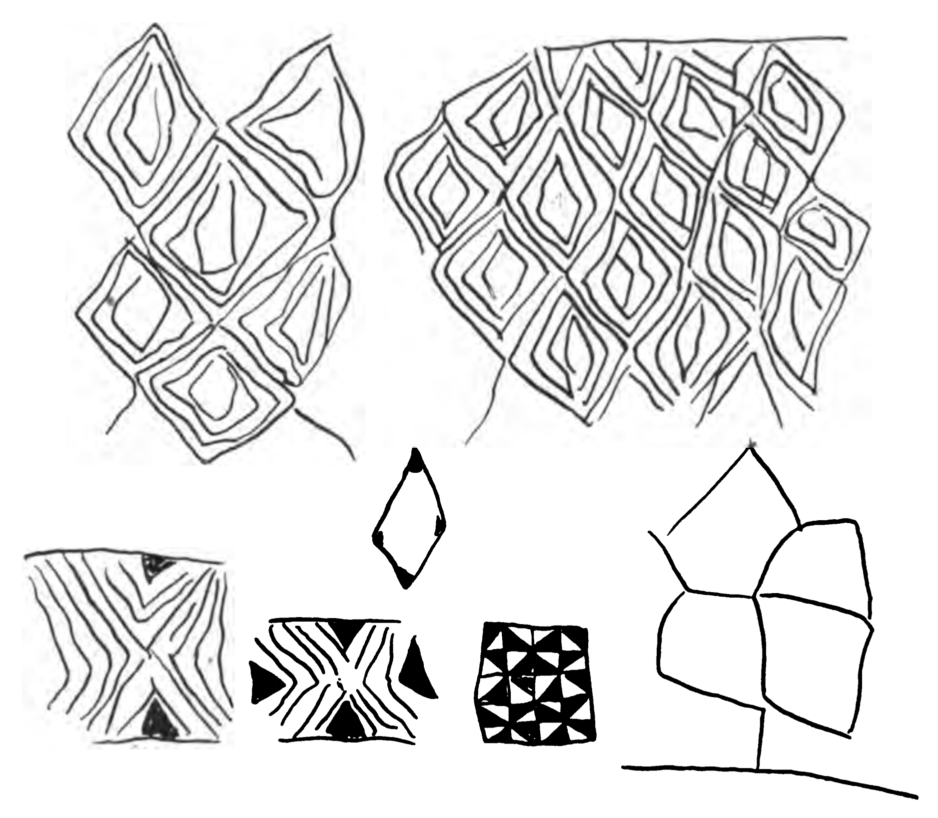


Fig 244. Bleistiftzeichnungen der Bakairí. 1/1 n. G.

umrahmenden Linien. Dass dieses in Fig. 239—241 wiedergegebene »Ulurimuster« auf den Uluris, auf den Frauendreiecken selbst auch noch in seiner Eigenschaft als halbes Mereschu verstanden wird, zeigt der kleine Fisch in Fig. 242, der ganz der obigen Ableitung der Fischfigur aus dem geometrischen Mereschumuster entspricht.

Bei genauer Betrachtung ist es leicht erklärlich, dass das Weiberdreieck »Uluri« mit dem halben Mereschu bedeckt ist, denn dies entspricht doch der Herstellung des Uluri aus einem in der Mitte zusammengefalteten

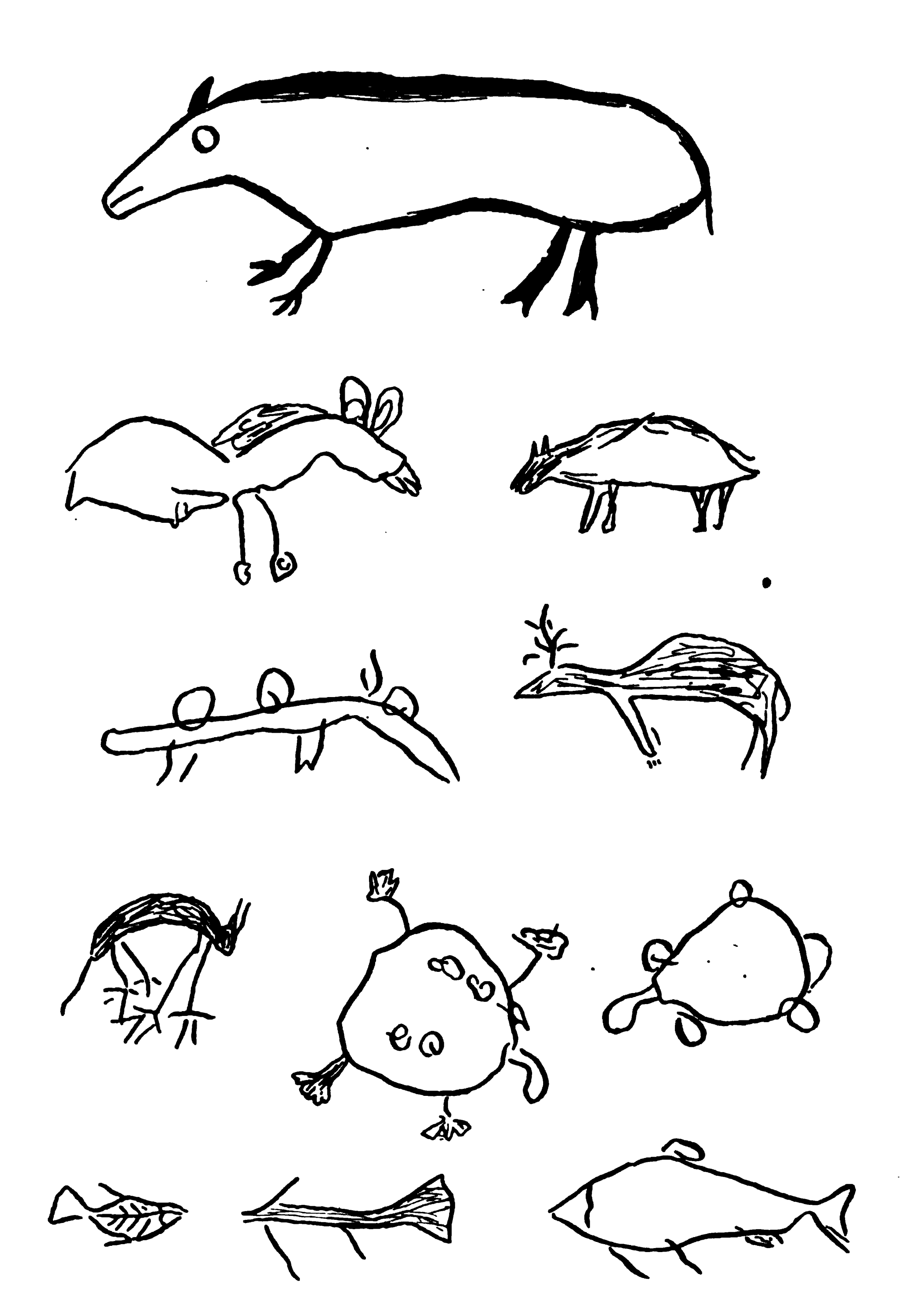


Fig. 245. Bleistiftzeichnungen der Bakairí; ca. 1/1 n. G.

Bastviereck. Wurde also das mit einem Mereschu bemalte Bastviereck in der einen Diagonale zusammengefaltet, so musste sowohl auf die Hinter- wie auf die Vorderseite ein halbes Mereschu zu liegen kommen, das dann als Muster auf der Vorderseite des Uluri eben selbst den Namen »Uluri-muster« erhielt.

Während wir es im vorigen mit denjenigen Flächenornamenten zu tun hatten, welche unmittelbar oder mittelbar mit der Flechttechnik in Verbindung standen, haben wir auf dem Mandiokagrabholz in Fig. 243 ein

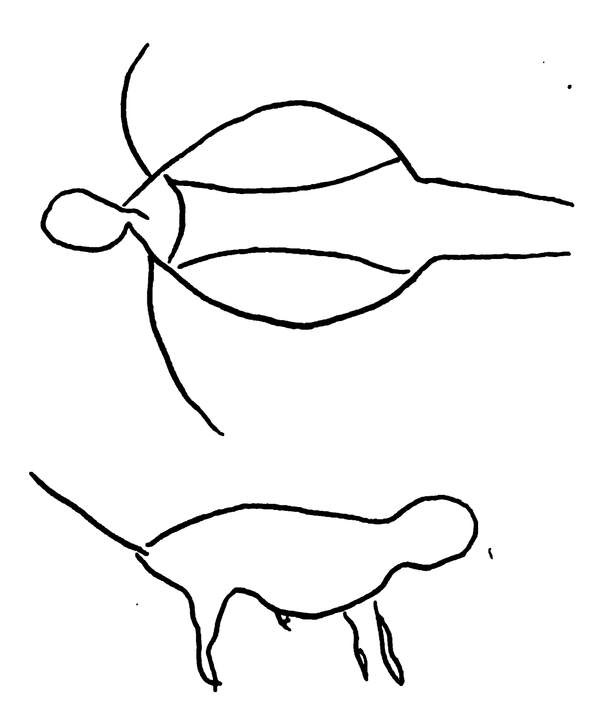


Fig. 246. Sandfiguren der Auetö.

Flächenornament vor uns, das zwar auch einer bestimmten Technik seine Entstehung verdankt, aber auf ganz anderer Grundlage beruht. Die schwarze Spirallinie, welche das Grabholz von unten nach oben umschlingt, ist einfach in der Weise hergestellt, dass man das Holz mit einem Streifen (in der Art der Pfeilumwicklung mit Waimbérinde) spiralig umwunden und das so umwickelte Holz dann über dem Feuer geschwärzt hat. Wo der herumgewundene Streifen das Holz bedeckte, hat dieses seine ursprüngliche helle Farbe behalten, während die unbedeckten Stellen geschwärzt wurden.

Bleistiftzeichnungen der Kulisehu-Indianer.

Unter den Bleistiftzeichnungen, welche mir von den Kulisehu-Indianern in mein Notizbuch gezeichnet wurden und in Fig. 244, 245 u. 247 in etwas verkleinertem Massstabe wiedergegeben sind, befindet sich zunächst eine Anzahl von geometrischen Figuren, von den Bakairí-Indianern ausgeführt,

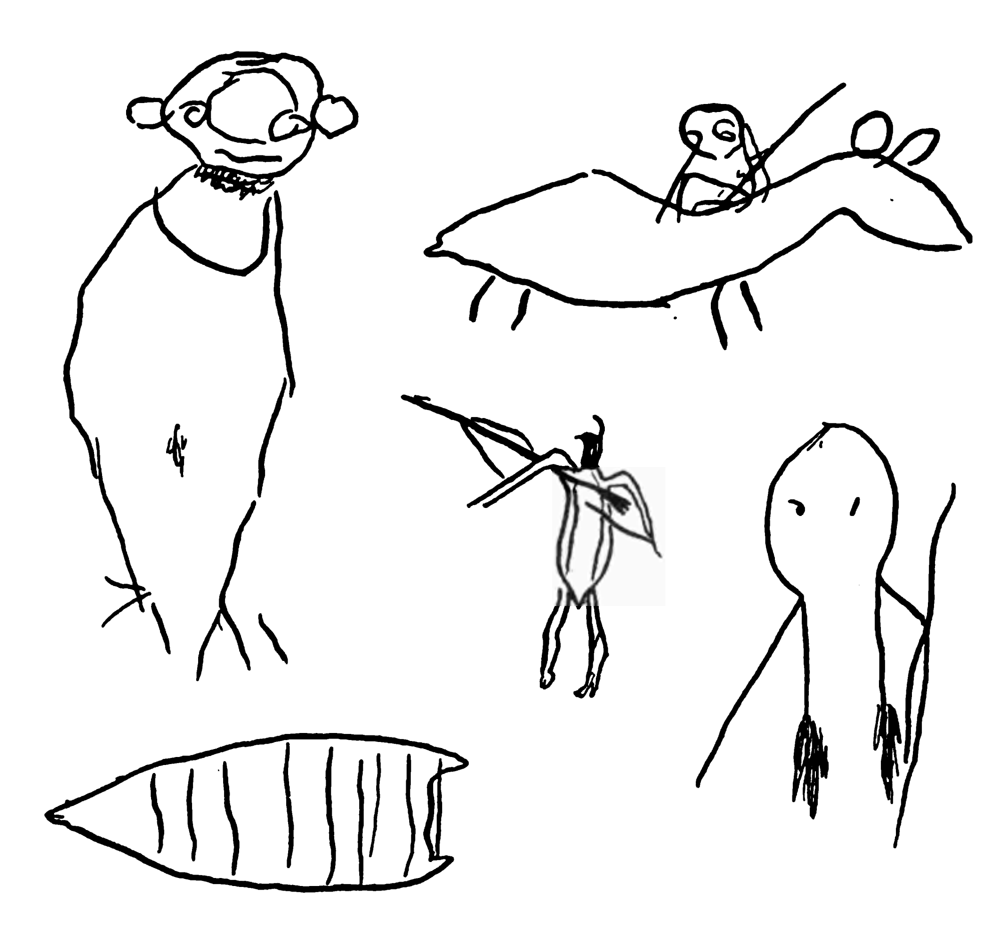


Fig. 247. Bleistiftzeichnungen der Bakairí. ca. 1/1 n. G.

welche sich im wesentlichen an das im vorigen über die abgeleiteten Geflechtmuster Gesagte anschliessen. In den beiden obersten Zeichnungen der Fig. 244 haben wir das typische Geflechtmuster mit den umeinanderliegenden konzentrischen Vierecken, das nach obigem (S. 380) auch schon in dieser Form als Mereschumuster aufzufassen ist. Darunter in der Mitte haben wir ein einzelnes Mereschu mit den ausgefüllten vier Ecken.

In der untersten Reihe stellen die beiden ersten Figuren je vier Geflechtsvierecke dar, welche in der oben (S. 341 f.) geschilderten Weise aneinanderliegen. Für das dritte Muster der untersten Reihe wurde mir der Name »kumaivénu« gegeben.

Von den in Fig. 245 wiedergegebenen figürlichen Zeichnungen habe ich den grössten Teil schon im »Globus« veröffentlicht.[1] Der grosse Tapir in Fig. 245 in der obersten Reihe stammt von den Auetö-Indianern, alle übrigen Zeichnungen von den Bakairí im zweiten Dorfe am Kulisehu her.

Der schon erwähnte Tapir der Auetö zeichnet sich durch besonders gute Wiedergabe der charakteristischen Merkmale dieser Tierart aus. Abgesehen von dem gut gekennzeichneten Rüssel ist es bemerkenswert, dass



Fig. 248—250. Tongefässe vom Schingúquellgebiet.
Berl. Mus. V. B. 5268, 5267, 5266. 1/4 n. G.

die Zahl der Zehen an den Vorderfüssen, der Wirklichkeit entsprechend, grösser angegeben ist als die der Zehen am Hinterfusse, wenn auch die absolute Zahl der Zehen in beiden Fällen nicht richtig ist In der zweiten Reihe von oben haben wir ebenfalls zwei Tapire, gezeichnet von den Bakairí. In der dritten Reihe folgen dann Ameisenbär, »bayík(a)«,[2] mit der gut gekennzeichneten langen Schnauze, und Hirsch. Das erste Tier in der vierten Reihe soll »kunohor« (d. i. Ratte oder Maus) sein. Es folgen zwei gut charakterisierte Schildkröten, die eine interessante Aehnlichkeit mit den von K. v. d. Steinen wiedergegebenen Schildkrötenzeichnungen der Bororó aufweisen.[3] In der untersten Reihe sind drei Fische dargestellt. Interessant an dem zuerst angeführten kleinen Fische

---

[1] Aus den Ergebnissen meiner Expedition in das Schingú-Quellgebiet. Globus, Bd. 86, No. 7 (1904), S. 123 ff.

[2] Bei K. v. d. Steinen: Die Bakaírísprache, Leipzig 1892, S. 37, »pahíka«.

[3] Vgl. K. v. d. Steinen: U. d. Naturv., Taf. 19.



Fig. 251 u. 252. Tonschalen vom Schingúquellgebiet.
Berl. Mus. V. B. 5258 u. 5261. 1/4 n. G.



Fig. 253 u. 254. Tongefässe vom Schingúquellgebiet.
Berl. Mus. V. B. 5265 u. 5262. 1/4 n. G.



Fig. 255 u. 256. Tongefässe vom Schingúquellgebiet.
In Tierform.
Berl. Mus. V. B. 5263 u. 5264. 1/2 n. G.





Fig. 257 u. 258. Tongefässe vom Schingúquellgebiet. In Fledermausform.
Berl. Mus. V. B. 5260 u. 5257. 1/3 n. G.

ist die Zeichnung der für das Auge unsichtbaren Gräten als charakteristisches Merkmal des Fisches, ganz entsprechend dem Fischgrätenmuster auf dem von K. v. d. Steinen (U. d. Naturv. Taf. 20) veröffentlichten Wandfriese der Bakairí.

Von den Figurenzeichnungen auf Seite 100 ist noch bestimmt der »negu«, Affe (oben rechts). Für das Tier oben links und das Lebewesen unten links wurden mir die Namen »hasike« und »pómari« gegeben.

In der Fig. 246 folgen vier Zeichnungen von menschlichen Figuren, die mich selbst vorstellen sollen, und die Zeichnung von einem Kanu.



Fig. 259.
Tongefäss vom Schingúquellgebiet in Tierform.
Berl. Mus. V. B. 5259. 1/3 n. G.

Die erste Figur ist jedenfalls am besten getroffen. Hier ist sogar mein Vollbart mit angegeben; ausserdem eine Halskette, wie sie fast regelmässig von den Bakairímännern getragen wird, die ich aber niemals getragen habe. Ueberdies sind auch die Genitalien angedeutet. Oben rechts bin ich zu Pferde mit dem Gewehr im Arme dargestellt, darunter als Bogenschütze.

Bei dem kleinen Rindenkanu, das wir uns von oben gesehen denken müssen, sind besonders charakteristisch das nach oben umgebogene Hinterteil des Bootes und die durch Querlinien gekennzeichneten Querstangen, die zum Auseinanderhalten der elastischen Rinde dienen.

* * *

Zum Schluss füge ich diesem Kapitel über Ornamentik noch eine Anzahl der von mir mitgebrachten Tongefässe an. Bei sechs derselben sind die Fortsätze am oberen Rande, die sich z. B. auch in Fig. 253 und 254 finden, zu Tiergliedmassen resp. Köpfen und Schwänzen umgeformt. Vor allem befinden sich unter diesen sechs Tiertöpfen auch zwei gut charakterisierte Fledermaustöpfe (Fig. 257 und 258). Ueber das Nähere verweise ich hier auf K. v. d. Steinen: U. d. Naturv., S. 289ff.

KAPITEL XVI.

Tanzschmuck und Texte von Gesängen aus dem Schingú-Quellgebiet.

Während meines Aufenthaltes unter den Indianern im Schingú-Quellgebiet hatte ich leider keine Gelegenheit, bei Maskentänzen zugegen zu sein, und werde mich deshalb im folgenden im wesentlichen auf die rein ethnographische Beschreibung der von mir mitgebrachten, zum Tanzschmuck gehörigen Gegenstände beschränken, die das reichhaltige, durch die meiner Reise vorhergehenden Expeditionen dem Berliner Museum schon zugeführte, Maskenmaterial vom Schingú-Quellgebiet in einigen Punkten ergänzen. Vor allem sind die drei geflochtenen Tanzärmel mit den typischen Mustern der »Fächerblattgeflechte« (vgl. Fig. 265—268) bisher in ihrer Art nicht vertreten gewesen. Gerade sie sind besonders geeignet, den engen Zusammenhang der meisten auf die Holzmasken aufgemalten Muster mit den Mustern der »Fächerblattgeflechte« festzulegen und somit auf die grosse Bedeutung der aus der Flechttechnik hergeleiteten Muster auch für die Erklärung des Maskenschmuckes hinzuweisen.

Es wurde oben (Kapitel XIV, S. 373f.) hervorgehoben, dass in zweifacher Weise die sich aus der Technik der »Fächerblattflechterei« ergebenden geometrischen Muster zur Ornamentierung von Flächen Verwendung finden können; einmal direkt, indem die zu ornamentierenden Flächen mit einem mit den betreffenden Mustern versehenen Geflechte überzogen werden, und sodann indirekt, indem die Muster als »abgeleitete Geflechtmuster« auf die betreffenden Flächen aufgemalt, eingeritzt oder eingebrannt werden.

In dieser zweifachen Weise werden nun im Schingú-Quellgebiet auch die Geflechtmuster zur Ausschmückung des menschlichen Körpers benutzt. Einerseits werden, wie bei den Auetö, die mit den betreffenden Mustern versehenen Aermel über die Arme gezogen oder, wie bei den Bakairí, ganz in der Art dieser Aermel geflochtene runde Diademe

auf den Kopf gesetzt, oder es werden, wie bei den Kamayurá, ovale, mit den Geflechtmustern versehene Scheiben (Geflechtsmasken) auf der Stirn befestigt. Hier dient das »Fächerblattgeflecht« mit der notwendig mit ihm verbundenen Ornamentierung direkt zur Ausschmückung der betreffenden Körperfläche. Anderseits aber, und wahrscheinlich wohl in den meisten Fällen erst als sekundäre Folge, werden diese Muster dem Körper direkt aufgemalt,[1] oder aber durch Bemalung auf den Flächen von Masken angebracht, die aus einem andern Stoffe als dem an sich mit den Mustern versehenen Fächerblattgeflechte hergestellt sind. Dies letztere können die Flächen der Holzmasken (wie z. B. Fig. 261) oder auch die Flächen der nicht nach Art der »Fächerblattgeflechte« hergestellten Geflechtsmasken sein, wie z. B. bei den nach Art des »Doppelfadengeflechts« (vgl. das Schema in Fig. 115) hergestellten Geflechtsmasken der Auetö.[2]

Für diese letztere Frage von besonderer Wichtigkeit ist gerade die bei den einzelnen verschiedenen Stämmen des Schingú - Quellgebietes durchgehends verschiedene Art, in welcher das mit Farben übermalte Geflecht der ovalen Geflechtsmasken hergestellt ist. Es sind in der v. d. Steinenschen Sammlung des Museums für Völkerkunde zu Berlin solche Geflechtsmasken von den Kamayurá, den Trumaí, den Auetö und den Bakairí vorhanden. Bei allen vier Stämmen ist die Flechtweise dieser Geflechtsmasken eine andere. Zunächst fällt hier ganz aus der Reihe die von K. v. d. Steinen S. 303 abgebildete Bakairímaske, deren Grundstoff überhaupt nicht geflochten, sondern genetzt ist. Von den ovalen Geflechtsmasken der übrigen drei Stämme sind offenbar die der Kamayurá die ursprünglichsten. Bei ihnen haben wir das typische Fächerblattgeflecht mit seinen ihm anhaftenden geometrischen Mustern vor uns. So zeigt die eine Maske in ihrem Geflecht das einfache Zickzackmuster nach Art des Musters auf dem Tanzärmel in Fig. 267. Auf den übrigen hierher gehörigen Kamayurá-Masken kommt die auf dem in Fig. 265 abgebildeten Tanzärmel vorhandene Musterung zur Anwendung. Natürlich können die auf diesen Masken durch das »Fächerblattgeflecht« hervorgebrachten Muster nur wenig hervortretend sein, da hier keine breiten Geflechtsstreifen, sondern an ihrer Stelle dünne Fäden zum Geflecht verwendet sind. Und deshalb sind diese Muster in mehreren Fällen durch nachträgliche Uebermalung mit Farben noch mehr hervorgehoben. Mehrfach ist bei dieser Bemalung gar nicht mehr auf das ursprüngliche Geflechtmuster Rücksicht genommen, so dass beide Muster, einmal das ursprünglich geflochtene und sodann das dem vorigen wesensgleiche gemalte Mereschu-Muster gegen und durcheinander laufen.[3]

---

[1] Vgl. Fig. 20 und K. v. d. Steinen: U. d. Naturv., S. 184 ff.

[2] Vgl. z. B. K. v. d. Steinen, ebenda, S. 312, Fig. 108 u. 109.

[3] Vgl. K. v. d. Steinen, ebenda, S. 317.

Bei den hierher gehörigen Masken der Trumaí ist der übermalte Grundstoff nach Art des Schemas fürs Gewebe (ein auf, ein nieder, vgl. Fig. 130) hergestellt, und bei den Auetö sind die Geflechtsmasken ausschliesslich durch das »Doppelfadengeflecht« (vgl. das Schema in Fig. 115) hergestellt. Sowohl auf die Trumaí-Masken wie auf die Auetö-Masken, bei welchen beiden Arten die Bildung geometrischer Figuren durch das Geflecht ausgeschlossen ist, sind dieselben »Mereschus« aufgemalt, wie sie auf den Kamayurá-Masken durch stärkere Markierung der durch das Geflecht selbst entstandenen Muster gebildet werden. Die auf die Holzmasken (vgl. z. B. Fig. 261) aufgemalten Mereschus entsprechen meistens ihrer ganzen Anlage nach zu genau den Mereschus auf den Geflechtsmasken, als dass irgend ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden bestehen könnte.

Natürlich ist durch die vorigen Ausführungen das Wesen des Maskenkostüms nur von einer ganz bestimmten Seite berührt worden, nämlich nur, soweit es sich bei ihnen um Ausschmückung von Flächen mit Hilfe von geometrischen Figuren handelt. Dass die Masken daneben auch noch andere Funktionen zu erfüllen haben können, sollte natürlich damit nicht in Abrede gestellt werden; mögen nun diese andern Funktionen in der Ausschmückung des Körpers in anderer Weise als durch Ornamentierung seiner Flächen, wie bei den Kopfaufsätzen und Palmstrohgehängen, oder auch nach ganz anderer Richtung hin liegen. So haben wohl z. B. die durch »Doppelfadengeflecht« hergestellten Masken und Maskenanzüge der Bakairí[1] mit der Flächenornamentierung nichts zu tun, und mit diesen ist wieder aufs engste verwandt die in Fig. 260 abgebildete Geflechtsmaske der Auetö.

Jedenfalls laufen bei den Masken der Kulisehustämme die verschiedensten Phasen einer vielseitigen Entwicklung ineinander über. Wechselseitige Beeinflussung haben bei dieser ursprünglich vielleicht von den verschiedenartigsten Anfängen ausgehenden Entwicklung ein zusammenhängendes Gesamtbild geschaffen, dessen einzelne Teile überall durch Uebergänge miteinander in Beziehung stehen, wenn diese Teile auch noch als solche in gewisser Hinsicht, wie z. B. die ovalen Geflechtsmasken in Hinsicht der Geflechtsart, individualisiert bleiben.

Bevor ich im folgenden auf die Beschreibung der einzelnen, bei den Festtänzen verwendeten Schmuckstücke meiner Sammlung übergehe, möchte ich hier noch eine Beobachtung über die Herstellungsweise der Bakairí-Masken einfügen, die ich während meines Aufenthaltes in dem zweiten Bakairí-Dorfe Maimaiéti machen konnte. Es handelt sich um die Herstellung einer »Welsmaske«, wie sie K. v. d. Steinen, Unter d. Naturv.,

---

[1] Vgl. K. v. d. Steinen, ebenda, S. 301 und 302.

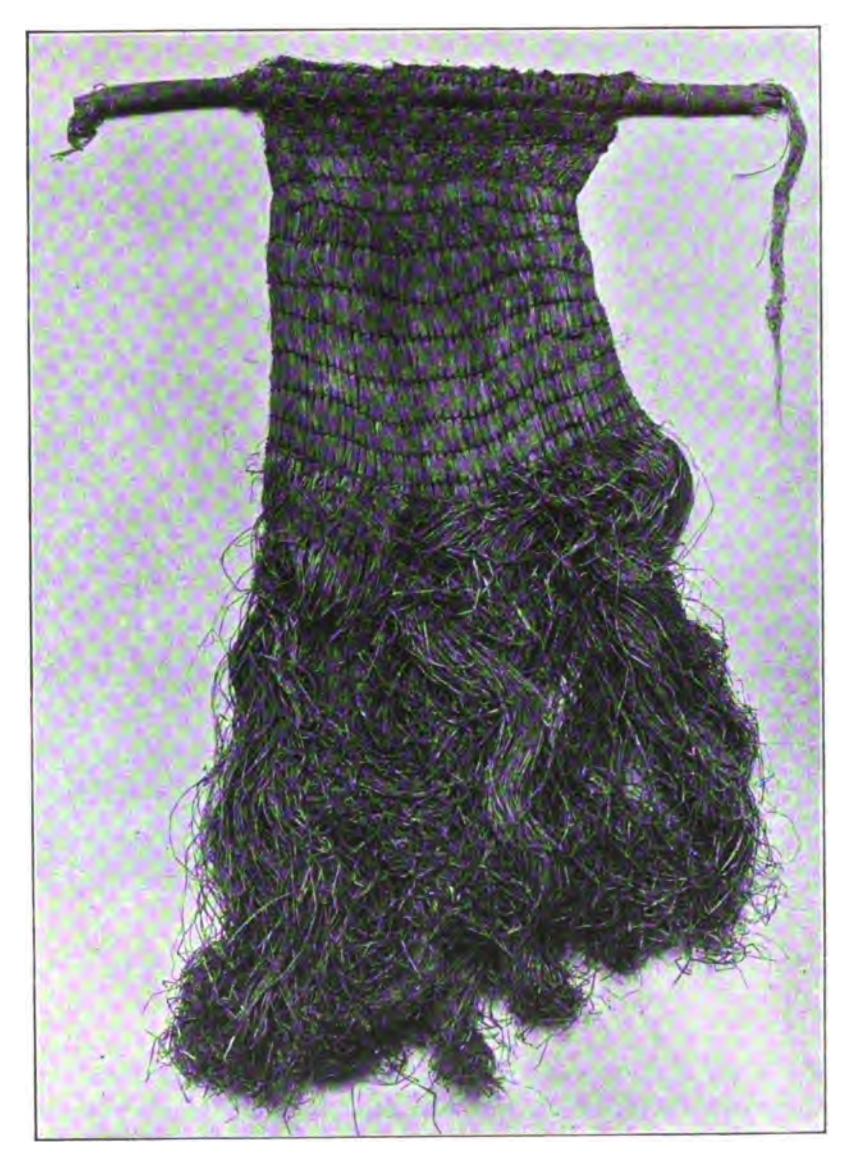


Fig. 260.
Geflechtsmaske der Auetö, »kualáuit«.
Berl. Mus. V. B. 5273. 1/5 n. G.

S. 301, abgebildet hat. Die Maske wurde nicht freihändig, sondern über einem als Modell dienenden Knaben geflochten. Der Knabe wurde in einen losen Strohbüschel eingehüllt und dann die losen Halme des letzteren über dem Knaben durch einen von oben nach unten spiralig verlaufenden »Doppelfaden« verflochten.

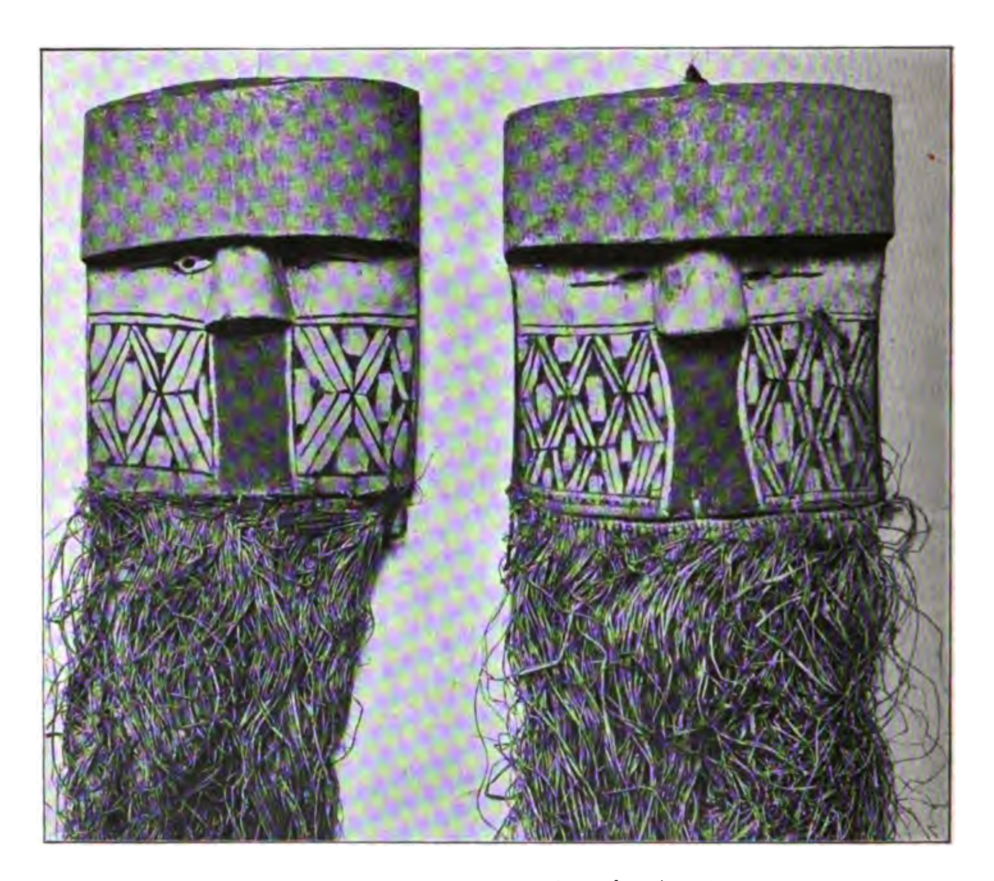


Fig. 261 u. 262. Holzmasken der Auetö.
261. »Enerepirá«. Berl. Mus. 5270. 262. »Pangái«. Berl. Mus. 5271.
1/6 n. G.

Oben (S. 84) ist die Festhütte der Auetö, mit der grossen, in einem ausgefüllten Baumstamme bestehenden Signaltrommel, und die Art und Weise, in welcher die verschiedenen Masken in der Hütte untergebracht waren, eingehend geschildert worden.

Unter den Masken, welche ich von den Auetö mitbringen konnte, befinden sich zwei einander ziemlich gleiche Geflechtsmasken (Fig. 260) aus Buritíblattfasern, deren Verwandtschaft mit den von den Bakairí her be-

kannten, durch Doppelfadengeflecht hergestellten Masken und Maskenanzügen schon oben hervorgehoben wurde. Jedenfalls werden diese Masken wohl auch bei den Auetö in ähnlicher Weise, wie es von der Bakairí-Welsmaske geschildert wurde, über einem als Modell dienenden Menschen geflochten. Die Herstellungsweise dieser Masken ist derart, dass Büschel von Buritíblattfasern um einen Holzstab herumgelegt und



Fig. 263 u. 264. Holzmasken der Auetö.
263. »Továuit«. Berl. Mus. V. B. 5272. 264. »Pangái«. Berl. Mus. V. B. 5269.
$^1/_6$ n. G.

zunächst unterhalb dieses Holzstabes miteinander verflochten werden, so dass dieser fest in dem Geflecht drinsteckt. Der weitere Verlauf des Geflechts ist dann der, dass ein »Doppelfaden« spiralig von oben nach unten in der Art des in Fig. 127 für das Moskitonetz der Guató gegebenen Schemas durch das ganze hindurchläuft. Am unteren Rande ist eine besondere, von der gewöhnlichen Doppelfadenflechtung abweichende Befestigungsweise verwendet worden.

Als Name für die eben beschriebene Maskenart wurde mir »kualáuit« angegeben.

Wir kommen im folgenden zu den Holzmasken der Auetö und den dazugehörigen geflochtenen Tanzärmeln. Von letzteren wurde mir für den speziellen Fall gesagt, dass sie zu der in Fig. 261 abgebildeten Enerepirá-Maske gehörten. Dies spricht aber an sich nicht dagegen, dass bei den im allgemeinen wesensgleichen Pangái-Masken (Fig. 262 und 264) ebensolche Aermel Verwendung finden.

Von den vier Holzmasken meiner Sammlung sind sich drei, die Enerepirá-Maske und die beiden Pangái-Masken untereinander sehr ähnlich, während die vierte, die Továuit-Maske (Fig. 263) aus der Reihe der bisher von den Auetö her bekannten Maskentypen herausfällt. Den meisten dieser Masken waren durchbohrte Muschelstücke als Augen aufgesetzt, von denen aber nur noch das eine an der Enerepirá-Maske vorhanden ist. Von allen Masken hängt ein langer Strohbehang herab.

Leider lässt sich nur bei den beiden Pangái-Masken die Bedeutung ihres Namens festlegen. Pangái wurde mir als das Auetöwort für den Piranya-Fisch gegeben. Von der im übrigen ähnlichen Enerepirá-Maske sind die beiden Pangái-Masken vor allem durch die Reihen nebeneinanderliegender schwarzer Dreiecke unterschieden, welche bei beiden Masken am unteren Rande unterhalb des Mereschumusters und bei der Maske in Fig. 264 ausserdem auch noch zu beiden Seiten des Mittelstreifens angebracht sind. Jedenfalls stehen diese Reihen der nebeneinanderliegenden Dreiecke mit dem oben (S. 384) behandelten Uluri-Muster in engster Beziehung, was natürlich nicht verhindert, dass sie in diesem Falle wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Zahnreihen des Piranya-Fisches der Maske den Namen Pangái verschafften oder vielleicht auch umgekehrt zum Zwecke der Charakterisierung der Maske als Piranya-Maske Verwendung fanden.

Ein weiterer Unterschied zwischen den Pangái-Masken und der Enerepirá-Maske liegt in dem breiten Streifen, der von unterhalb der Nase bis zum unteren Rande der Maske verläuft. Bei der Enerepirá-Maske ist dieses ein einfacher breiter Streifen mit parallelen Längsseiten, während diese letzteren bei den Pangái-Masken konkav sind, so dass der Streifen ungefähr Sanduhrform bekommt. Die verschiedene Färbung — der Streifen bei der Enerepirá-Maske ist rot, während die der andern beiden Masken schwarz sind — scheint ohne weitere Bedeutung für die Unterscheidung der Masken zu sein, denn auch für eine Maske mit rotem Mittelstreifen wurde mir von den Auetö der Name Pangái gegeben.

Ueber das auf die Backen der eben erwähnten drei Masken aufgemalte Mereschumuster ist schon oben (S. 376) ausführlich gehandelt worden. Gerade die Zusammengehörigkeit dieser Holzmasken mit den Tanzärmeln rechtfertigt am besten die oben auch sonst näher begründete Ableitung des

Mereschumusters aus dem betreffenden typischen Geflechtmuster der Fächerblattgeflechte. Auf allen drei in Frage stehenden Masken sind neben den die diagonale Musterstreifung der »Geflechtsvierecke« andeutenden Linien auch diejenigen Linien ausgeführt, welche den Umrahmungslinien der einzelnen Geflechtsvierecke entsprechen. (Vgl. oben S. 376.)

Von weiteren Namen für andere Holzmasken, welche ich leider nicht erwerben konnte, wurden mir die folgenden angegeben:

1. Uliuli (Name eines Vogels). Die Maske lässt sich am besten durch Vergleich mit der Enerepirámaske in Fig. 261 beschreiben. Auch sie hat das Mereschumuster auf den Backen. Sie unterscheidet sich von der genannten Maske nur dadurch, dass der Mittelstreifen schwarz anstatt rot ist und dass die in wagerechter Richtung von jedem der äusseren Augenwinkel ausgehenden Linien dicht vor dem Seitenrande der Maske in einem spitzen Winkel umbiegen.

2. Teteviet war eine Maske ohne Mereschumuster auf den Backen, mit roter Stirn und rotem Mittelstreifen. An jedem der äusseren Augenwinkel ist ein kleiner schwarzer Winkel angebracht, dessen Spitze (wie bei den von K. v. d. Steinen: U. d. Naturv. Abb. 111) dem Auge zugekehrt ist. Der Mund besteht aus einem Piranyagebiss.

3. Uírivari. Diese Maske entspricht der bei K. v. d. Steinen ebenda S. 314 an zweiter Stelle abgebildeten Maske, wenn man sich bei dieser das Mereschumuster auf den Backen fortdenkt.

Zu erwähnen bleibt an dieser Stelle noch die Monotsi-Maske, die eine von den bisher bekannten Masken ganz abweichende Form hatte, aber wegen ihrer Grösse nicht von mir mitgenommen werden konnte. Ein biegsamer, langer Sipostengel war lose spiralig zu einer grossen Scheibe aufgewickelt, welche, wenn sie flach am Boden lag, etwa 3 m Durchmesser hatte. Durch lockere, in gewissen Abständen in der Richtung der Radien dieser Scheibe verlaufende Flechtung (wahrscheinlich nach Art des Doppelfadengeflechts) wurde die Spirale in ihrer Lage erhalten, doch nur insoweit, dass der Aussenkreis der Scheibe, wenn der Tänzer das Zentrum derselben auf den Kopf setzte, beim Tanze elastisch um den Körper des Tänzers herum auf- und niederpendelte.

Was die zu den Holzmasken zugehörigen Tanzärmel anlangt, so erweisen sich dieselben sowohl in bezug auf Flechtung wie Ornamentik als typische Vertreter der oben S. 346ff. behandelten »Fächerblattgeflechte«. Um kurz zu zeigen, wie sich auch bei diesen Tanzärmeln die Musterung aus den einzelnen Geflechtsvierecken zusammensetzt, habe ich in Fig. 266 in derselben Weise, wie oben bei den entsprechenden Körben, die einzelnen Geflechtsvierecke des in Fig. 265 abgebildeten Tanzärmels mit Linien umrahmt. Da die einzelnen Geflechtsvierecke dieses Tanzärmels unter sich



Fig. 265. Geflochtener Tanzärmel der Auetö. Berl. Mus. 5277. $^1/_5$ n. G.



Fig. 266. Tanzärmel der Fig. 264 mit umrahmten Geflechtsvierecken.

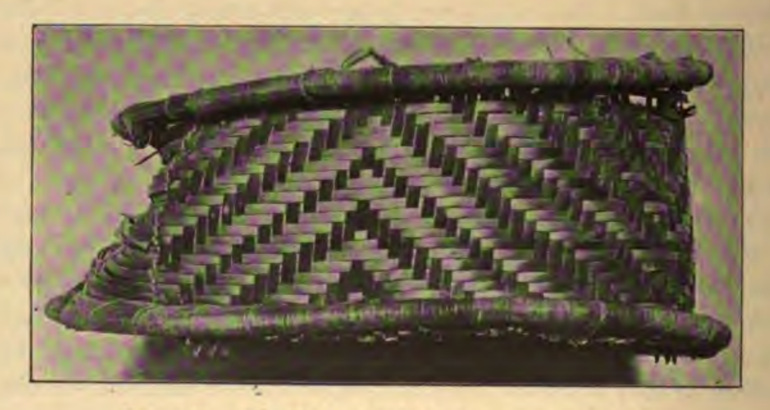
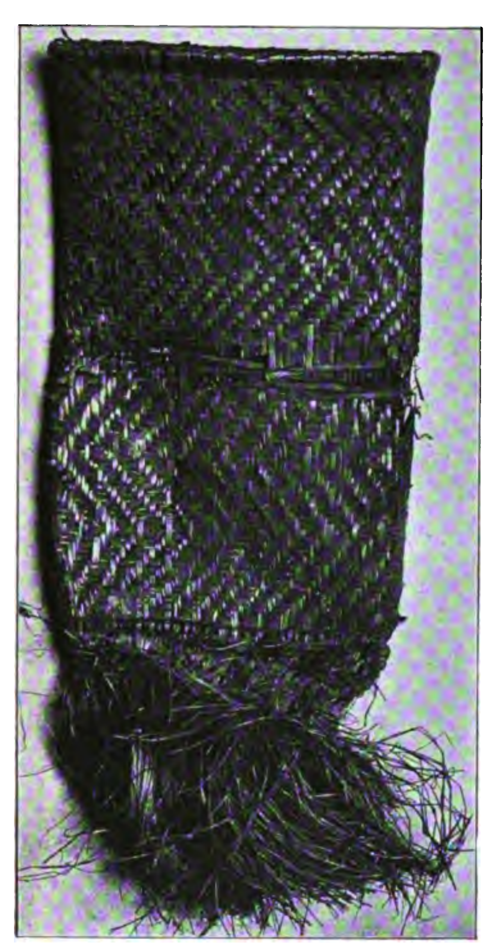


Fig. 269. Geflochtener Kopfring der Bakaïrí. Berl. Mus. V. B. 5224. $^1/_3$ n. G.



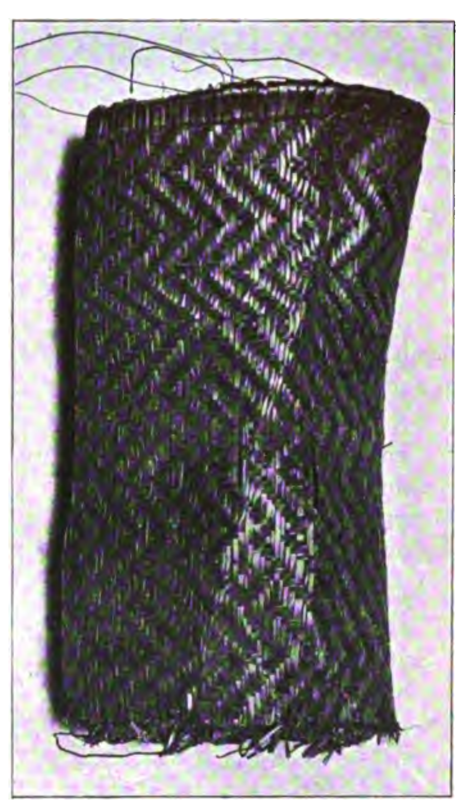


Fig. 267 u. Fig. 268. Geflochtene Tanzärmel der Auetö. Berl. Mus. 5275 u. 5276. 1/5 n. G.



Fig. 270. Geflochtener Kopfring der Bakairí.
Berl. Mus. V. B. 5223. 1/3 n. G.

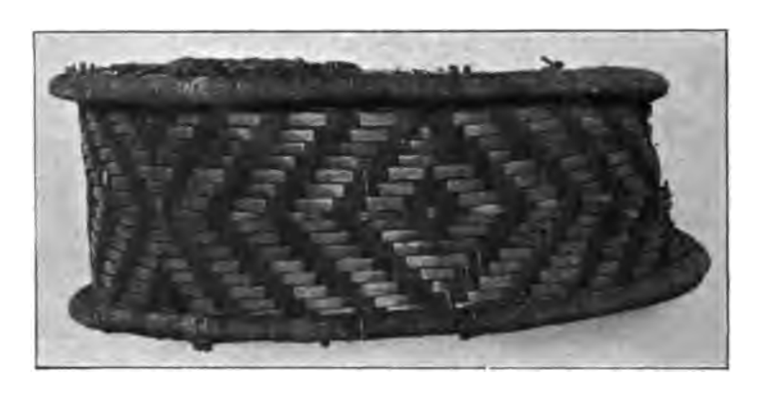


Fig. 271. Geflochtener Kopfring der Bakairí. Berl. Mus. V. B. 5222. $^1/_3$ n. G.

nicht gleich sind, so müssen nach den obigen Ausführungen über die Zusammensetzung der einzelnen Geflechtsvierecke (vgl. S. 339 ff.) auch verschiedene Figuren an der Berührungsstelle von je vier aneinanderstossenden Geflechtsvierecken auftreten. Gerade das Muster auf diesem Tanzärmel zeigt auf der rechten Hälfte sehr hübsch die drei verschiedenen Möglichkeiten dieser Berührungsstelle direkt übereinander, zunächst das ausgefüllte Viereck (in weiss), darüber den einfachen Punkt (in schwarz) und wieder darüber das Kreuz (in weiss).

Der zweite Tanzärmel in Fig. 267 weist das einfache Zickzackmuster auf, wie es oben S. 342 erklärt wurde, und bei dem dritten in Fig. 268 abgebildeten Aermel treten ausser diesem Zickzackmuster auch die oben erwähnten, für das Schingú-Quellgebiet eine so grosse Ausnahme bildenden Mäanderhaken auf, die offenbar hier nur als eine unbeabsichtigte Unregel-

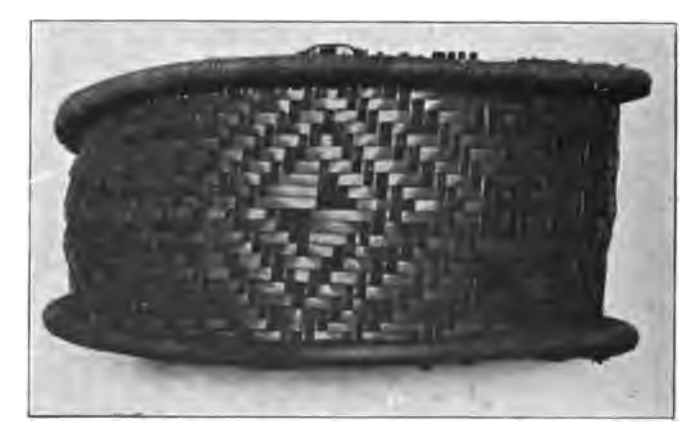


Fig. 272. Geflochtener Kopfring der Bakairí. Berl. Mus. V. B. 5222. $^1/_3$ n. G.

mässigkeit im Geflecht zu erklären sind (vgl. oben S. 346). Alle drei Aermel waren am unteren Ende mit einem Strohbehang versehen, der in einem Falle (Fig. 268) abgefallen ist.

Ganz in derselben Weise wie die Tanzärmel der Auetö sind die Kopfreifen der Bakairí (Fig. 269) geflochten, nur dass sie schmaler sind und dass an ihrem oberen und unteren Rande je ein von einem Baumwollfaden umwickelter Holzreif befestigt ist. Obgleich ich die vier Kopfreifen ohne Auswahl gesammelt habe, so, wie sie mir angeboten wurden,

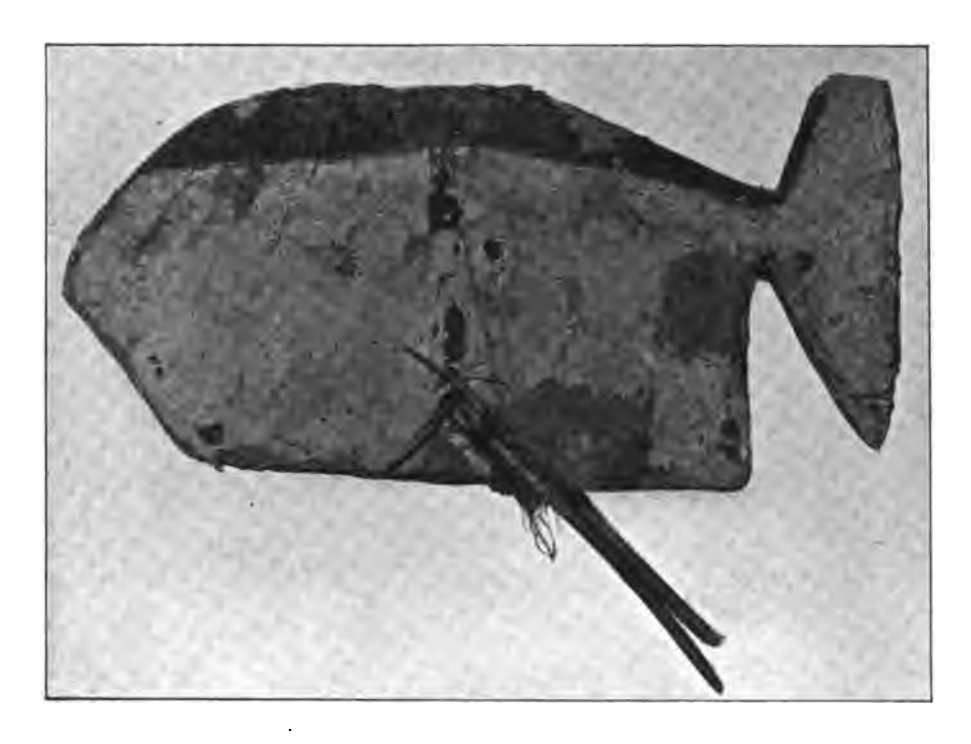


Fig. 273. Holzfisch der Bakairí, »pakupira«. Berl. Mus. V. B. 5227. 1/4 n. G.

so erweisen sie sich doch als eine wahre Musterprobe in bezug auf die bei der »Fächerblattflechterei« vorkommenden Geflechtmuster.

Das einfachste Muster weist der Kopfring in Fig. 269 auf. Er besteht aus nur einer Reihe nebeneinanderliegender Geflechtsvierecke und hat so notwendig (entsprechend dem Tanzärmel in Fig. 267) das einfache Zickzackmuster. Die drei übrigen Kopfreifen bestehen aus je zwei übereinanderliegenden Reihen solcher nebeneinanderliegender Geflechtsvierecke. Während der »zweimaschige« Reif in Fig. 270 und der »dreimaschige« Reif in Fig. 271 die gewöhnliche Musterung der Fächerblattgeflechte aufweisen,

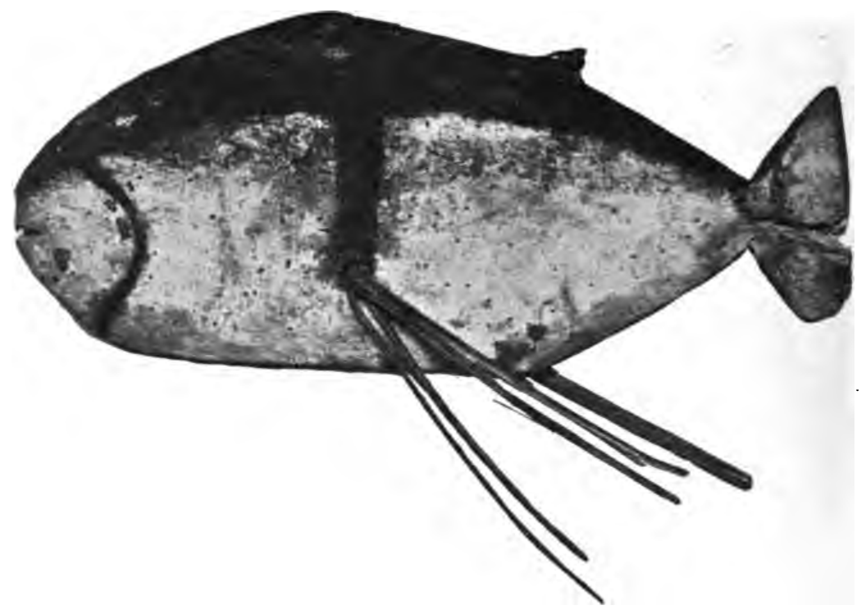


Fig. 274. Holzfisch der Bakairí, »pakupira«. Berl. Mus. V. B. 5226. 1/3 n. G.



Fig. 275. Holzfisch der Bakairí, »nivaga«. Berl. Mus. V. B. 5228. 1/3 n. G.

zeigt der Kopfreif in Fig. 272 in seiner Mitte jene Figur, welche als Besonderheit in der Mitte des Bodens der oben S. 360 geschilderten Korbart auftritt.

Aus der v. d. Steinenschen und der Meyerschen Sammlung sind jene Holzvögel bekannt, welche von den Bakairí als Tanzschmuck auf dem Kopfe getragen werden. Bei den Bakairí des ersten Kulisehudorfes fand

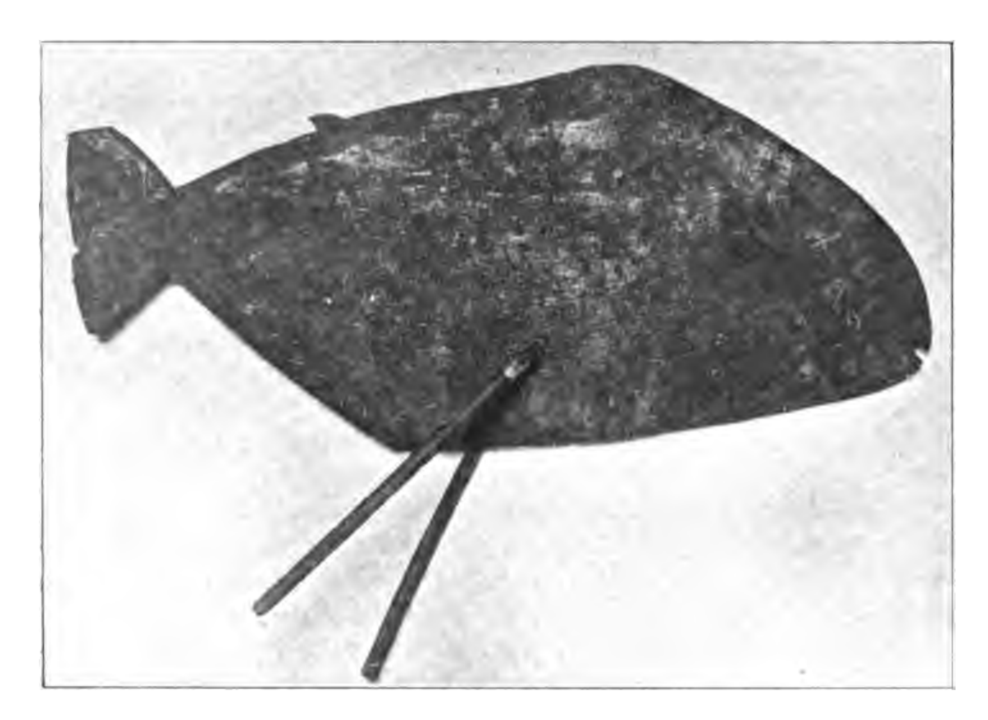


Fig 276. Holzfisch der Bakairí, »kopiri«. Berl. Mus. V. B. 5225. 1/4 n. G.

ich eine Anzahl grosser, bemalter Holzfische vor, die ganz in derselben Weise verwendet wurden.[1]

Für die beiden (Fig. 273 u. 274) abgebildeten Fische wurde mir von den Bakairí des Kulisehu der Name »pakupira« (= Pakufisch) angegeben, der offenbar als eine einem übergrossen Entgegenkommen zu verdankende Uebersetzung des eigentlichen Bakairíwortes für diesen Fisch in die Sprache der Tupistämme aufzufassen ist.[2] Die beiden Holzfische sind schwarz und

[1] Vgl. den Holzfisch der Batovybakairí bei K. v. d. Steinen: U. d. Naturv., S. 284, Abb. 75.

[2] Nach K. v. d. Steinen: Die Bakairísprache, Leipzig 1892, S. 37, ist das betreffende Bakairíwort für den Paku-Fisch »pắte«.

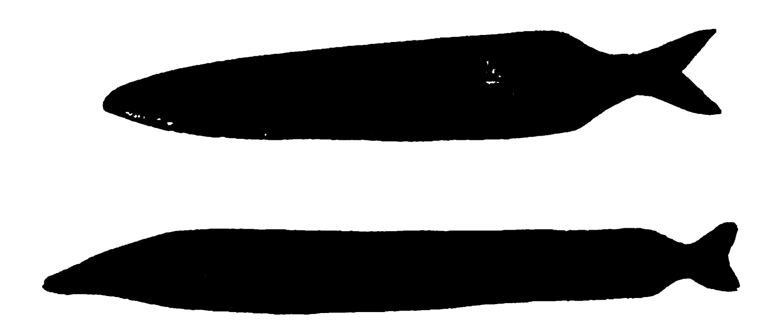


Fig. 277 u. 278. Holzfische der Bakairí. Berl. Mus. V. B. 5231 u. 5232. ²/₅ n. G.

weiss bemalt in der Weise, wie die Photographie angibt. Der durch den Bauch gezogene Stock dient zur Befestigung dieser Fische an einem Gestell, das von dem betreffenden Tänzer auf dem Kopfe getragen wird.

Für den in Fig. 275 abgebildeten schmaleren Fisch wurde mir das Bakairíwort »nivaga« angegeben, was nach der Aussage meiner Paranatinga-Indianer das betreffende Wort für den Kurimbata (Salmo curimata Bloch. Pacu argenteus Spix.) ist. Auch dieser Holzfisch ist schwarz und weiss bemalt und hat am Bauche das Loch für den durchzusteckenden Stock.

Der vierte Fisch (Fig. 276) ist schwarz mit einem roten Quadrat um die von dem Stocke durchbohrte Bauchstelle herum, das auf der Photographie nur sehr schwach hervortritt. Für diesen Fisch wurde mir der Name »kopiri« gegeben, den ich nicht näher bestimmen kann.

An dieser Stelle möchte ich noch die beiden in Fig. 277 und 278 abgebildeten Fische erwähnen, die nicht am Bauche durchbohrt sind und wohl als zwei Schwirrhölzer aufgefasst werden müssen.

Proben von Gesängen der Kulisehuindianer.

I. Der Yauarigesang der Auetö.

Die folgenden Strophen geben einige Proben eines der wichtigsten Gesänge der Auetö, des sogenannten Yauarigesanges, d. h. des Wurfbrettgesanges, der seinen Namen nach der Hauptkriegswaffe der Auetö, dem Wurfbrett, führt, mit welchem Pfeile, die vorn verdickte Stein- oder Holzspitzen tragen, mit grosser Kraft fortgeschleudert werden.[1]

Dass das Wurfbrett noch jetzt bei den Auetö und ihren Nachbarn die Hauptkriegswaffe ist, konnte ich speziell dadurch erfahren, weil zur Zeit meines Aufenthaltes gerade Feindseligkeiten zwischen den Auetö und

[1] Ueber den Wurfbrettgesang bei den Kamayurá vgl. K. v. d. Steinen, U. d. Naturv. S. 315.

den Trumaí bestanden. Einige Auetö kamen sehr erregt von einem Jagdausfluge zurück und gaben unter sehr drastischen mimischen Bewegungen zu verstehen, dass die Trumaí im Walde Wurfpfeile auf sie geschleudert hätten.

Der Yauarigesang scheint nach alledem der eigentliche Kriegsgesang der Auetö sowohl wie der Kamayurá zu sein.

Der Gesang selbst geht in endloser Reihe. Die fünf im folgenden wiedergegebenen Strophen sind mithin nur Proben davon, die mir meine beiden Auetöbegleiter auf der Rückreise vom Auetödorfe zu den Bakairí so oft vorsangen, dass ich sie mit Worten und Rhythmus bequem und genau niederschreiben konnte. Leider fehlt die Uebersetzung, aber dennoch möchte ich die Strophen hier wiedergeben, um eine Anschauung von der Wucht und dem ausgeprägten Rhythmus zu geben, die diesen kriegerischen Gesängen zu Grunde liegen.

I.

1. Nikáyarikáyari íhāhā íhāhā í
2. Nikáyarikáyari íhāhā í
3. Nikáyarikáyari íhāhā íhāhā í
4. Nikáyarikáyari íhāhā í í
5. Okaríayameráyen iverā́yauarí
6. Desgl.
7. Ivakátukátunáyeríviráyauarí íhāhā í
8. Nikáyarikáyari íhāhā í
9. Desgl.
10. Īhāhā íhāhā í

II.

1. Hḗyauā́ri nắtu hḗyauā́ri nắtu yauārí yauārí
2. Hḗyauā́ri nắtu hḗyauā́ri nắtu yauārí ōhó
3. Hḗyauā́ri nắtu ōhó ōhó
4. Hḗpēkḗtikḗti hḗpēkḗtikḗti ōhó
5. Desgl.
6. Hēyauā́ri nắtu yauārí yauārí
7. Hēyauā́ri nắtu hḗyauā́ri nắtu ōhó ōhó.

III.

1. Ū̆ĕníkū ĕ́níkū ūĕ́nīkū āhíyu áh āhí
2. Desgl.
3. Desgl.
4. Desgl.
5. Măkăhaúīrí năvăkaúārí
6. Desgl.
7. Irúvītúnĕrú yúhaíhaí āhí āhí āhí.

IV.

1. Nūálắtá yékĭ náhā
2. Desgl.
3. Nūếrivali yékĭnáhā āhí āhí
4. Desgl.
5. Yākívā yauāría āhí āhí
6. Yūhaí haí āhí āhí.

V.

1. Ā́yā kắtắmắkánatúyā yāhú yāhú
2. Desgl.
3. Desgl.
4. Desgl.
5. Evĕnu áhā
6. Aí há há
7. Ī́yakúakắrivếrikúa yáhā hú yáhā́
8. Desgl.

II. Huganotilegesang der Bakairí.

Einen ganz andern Charakter als der im vorigen geschilderte Auetö-Kriegsgesang hat der im folgenden mit der ungefähren Uebersetzung wiedergegebene Huganotilegesang der Bakairí. Es ist der Gesang, der zur Arbeit des Rodens in den Wald ausziehenden resp. von dieser Arbeit in das Dorf zurückkehrenden Jünglingsschaft.[1] Der Inhalt dieses echt indianischen Gesanges ist gerade deshalb von so hohem Interesse, weil er so einfach und trivial ist. Da handelt es sich nicht um Beschwörung irgendwelcher Art von Dämonen, welche der Arbeit ein gutes Gedeihen oder der späteren auf der Rodung anzulegenden Pflanzung gutes Wachstum zukommen lassen sollen. Das gute Wachstum ist eben in diesen Gegenden, wo sich Regenzeit und Trockenzeit ziemlich genau berechnen lassen, als etwas Selbstverständliches zu betrachten, zumal es sich hier fast ausschliesssich um die Anpflanzung der wilden Mandioka handelt, die etwa drei Jahre braucht, bis es sich lohnt, die Knollen aus der Erde zu ziehen. Bei letzteren kommt es aber auf ein Paar Monate gar nicht an. Wenn man die Knolle braucht, kann man sie sich jederzeit von den Anpflanzungen holen. (Vgl. oben S. 98.)

Es handelt sich bei dem vorliegenden Gesange, der seiner Natur nach in zwei Teile zerfällt, nur ganz einfach darum, dass sich die zur Arbeit ausziehende Jünglingsschaft vorher durch Gesang vor den Häusern

[1] Das Nähere über die Veranlassung und die Vorgänge während des Gesanges siehe oben Seite 99.

Speise und Trank für die Arbeitsstunden erbittet, und zwar von seiten der Frauen, denen zusammen mit ihren Familien die Arbeit hauptsächlich zu gute kommt. In dem zweiten Teile des Gesanges, der von der nach der Arbeit vom Walde zurückgekehrten Jünglingsschaft ebenfalls vor den Häusern gesungen wird, werden noch dringlicher als vorher Lebensmittel, und zwar diesmal als Entgelt für die Arbeit verlangt. Besonders am letzten Arbeitstage, als die Rodung beendet war, wurde dieser Teil des Gesanges besonders heftig und mit besonders gutem Erfolg gesungen, da es sich diesmal darum handelte, für die sich an die getane Arbeit anschliessende Festlichkeit die nötigen Lebensmittel zusammenzubringen (vgl. oben S. 104).

1. Teil. (Vor dem Auszug in den Wald.)

1. Húgănŏtīlé húgănŏtīlé,
Esta mim mandando,[1]
Ihr schickt mich fort,

2. Húgănŏtīlúgănŏtīlúgănŏtīlé.
Esta mim mandando.
Ihr schickt mich fort.

3. Mésaikúruná úgănŏtīlé,
Na nossa terra esta mim mandando,
In die verschiedenen Teile unseres Gebietes schickt ihr mich,

4. Păkūrénăn' ūgănŏtīlé,
No Paranatinga(?) *está mim mandando,*
Fort zum Paranatinga schickt ihr mich,

5. Kúyăbără úgănŏtīlé.
No Cuyabá[2] *está mim mandando.*
Fort bis nach Cuyabá (der Stadt der Weissen) schickt ihr mich.

6. Húgănŏtīlúgănŏtīlúgănŏtīlé.
Esta mim mandando.
Fort schickt ihr mich.

7. Kăkūīrbăĕrmá úăpīrmăsé,
Migao não da de comer,
Und nun gebt ihr mir keinen Mandiokabrei zu essen,

---

[1] Die portugiesische Uebersetzung der einzelnen Verse stammt von meinem Begleiter José vom Paranatinga. Ich gebe sie in dem unrichtigen Portugiesisch, so wie sie mir mein Gewährsmann mitteilte.

[2] Interessant ist es, dass schon der Name Cuyabá, als ein fern liegender Ort, wo die Weissen herkommen, in den einheimischen Gesang eingedrungen ist.

8. Húgănŏtīlúgănŏtīlúgănŏtīlé
Esta mim mandando
Fort schickt ihr mich

9. Úrērŏlé mŭítŏítoné,
Fui eu que fiz sua casa,
Mich, der ich euer Haus gebaut habe,

10. Húgănŏtīlúgănŏtīlúgănŏtīlé,
Esta mim mandando.
Ihr schickt mich fort, schickt mich fort.

2. Teil. (Nach der Rückkehr vom Walde.)

1. Húgănŏtīlé húgănŏtīlé,
Esta mim mandando,
Ihr schickt mich fort,

2. Húgănŏtīlúgănŏtīlúgănŏtīlé.
Esta mim mandando.
Ihr schickt mich fort.

3. Ásēmăībá úrūănūgá,
Depressa me da beijú,
Schnell gebt mir beijús (Mandiokakuchen).

4. Ásemăībá úŏkūănūgá.
Depressa me da migao.
Schnell gebt mir Mandiokabrei.

5. Síráékēbă ánugákelé.
Não é isso me dá.
Nicht nur das gebt mir.

6. Órsámūrú ănugákelé.
Purviu me da.
Mandiokamehl, gebt mir.

7. Húgănŏtīlúgănŏtīlúgănŏtīlé.
Esta mim mandando.
Ihr schickt mich fort.

8. Īvéràséisé kárágĕpá.
Agora eu não rosso mais.
Jetzt rode ich nicht wieder den Wald.

9. Īvérăséisé kắnhŏ́kĕpá.
Agora eu não limpo mais.
Ich reinige nicht mehr die Pflanzungen von Unkraut.

10. Tóuōrékūrú̆ másékĕ́lé.
Vosse „canha“ muito.
Ihr seid sehr knickerig.

11. Húgănŏ́tīlúgănŏ́tilúgănŏ́tīlé.
Esta mim mandando.
Ihr schickt mich fort.

12. Hŏ́prséăsé áséăsé.
Eu volto.
Ich kehre zurück.

13. Ŏ̂tŏbŏ́dăsí ŏ́preséăsé.
Na casa velho eu volto.
Zum alten verlassenen Hause kehre ich zurück.

14. Kắkŭ̆ībámăsé kóīpīrắmăsé.
Vosse não da de comer.
Denn ihr gebt mir nichts zu essen.

15. Ā́lékĕ́lé ĭ́rpūkésĕ́dé.
Chega, não ranco mais mandioca.
Das genügt mir, ich reisse keine Mandiokapflanzen mehr aus.

16. Irpăkắdāí ĭ́rpăkắsīdá.
Não capo mais mandioca.
Ich beschneide nicht mehr die Mandiokapflanzen.

17. Húgănŏ́tīlé húgănŏ́tīlé.
Esta mim mandando.
Ihr schickt mich fort.

18. Húgănŏ́tīlúgănŏ́tīlúgănŏ́tīlé.
Esta mim mandando.
Ihr schickt mich fort.

19. Télēmítīsé múrīkắtīlé.
Vosse podia ficar lá mesmo na casa velha.
Ihr hättet in den alten (jetzt verlassenen) Häusern bleiben können.

20. Pógănăĕlé múrīkătīlé.
No campo vosse podia ficar.
Ihr hättet in der Wildnis bleiben können.

21. Húgănŏtīlúganŏtīlúgănŏtīlé.
Esta mim mandando.
Ihr schickt mich fort.

III. Avinase-Gesang der Bakairí.

Der folgende Gesang, von dem ich leider keine Uebersetzung erhalten habe, wurde am Abend vor dem Beginne der Arbeit des Waldrodens gesungen.

1. Āvīnásĕ āvīnásĕ.
2. desgl.
3. desgl.
4. Āsĕūkúyā ūūánāsĕ.
5. Āvīnásĕ āvīnásĕ.
6. Epíenáurse óguánase.
7. Āvīnásĕ āvīnásĕ.
8. Asĕakĕaléyeralĕdilīúnagĕdilī ūānásĕ.
9. Āvīnásĕ āvīnásĕ.

IV. Doppelgesang der Bakairí.

Die beiden folgenden Verse stellen einen Doppelgesang dar, welcher zweistimmig zu gleicher Zeit von zwei Bakairíjünglingen gesungen wurde, und zwar in der Weise, dass die Sänger paarweise in die einzelnen Häuser eintraten und dort einige Male während des Singens hin und her tanzten. Der Gesang wurde, wie andere ähnliche, am Abend vor der Waldrodung gesungen, und sein Inhalt soll nach Josés Angabe mit dieser in Beziehung stehen.

1. Ōmásirákürō pĕrkŏtŏ.
2. Oihúsirákürō pĕrkŏtŏ.

KAPITEL XVII.

Wirtschaftliches und Rechtliches der Kulisehu-Indianer.

Bei der Behandlung der wirtschaftlichen und rechtlichen Verhältnisse der Indianer müssen wir zweierlei unterscheiden, je nachdem, ob die Indianer sich soweit dem von europäischer Kultur beeinflussten Wirtschaftskreise Brasiliens angeschlossen haben, dass sie ihre wirtschaftliche wie rechtliche Unabhängigkeit eingebüsst haben, oder ob sie noch ihre einheimische Kultur und damit ihre Unabhängigkeit bewahrt haben. Das letztere ist noch in unverfälschter Form bei den im Quellgebiet des Schingú am Kulisehu lebenden Indianern der Fall.

1. Wirtschaftliches.

Wie bei allen wirtschaftlichen Fragen, so handelt es sich auch bei den hier in Frage kommenden Verhältnissen darum: Auf welche Weise erreichen jene unabhängigen Indianer mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln alles das, was zur Befriedigung ihrer Lebensbedingungen nötig ist?

Auch ihnen gewährt die Natur das zum Leben nötige nur zum geringsten Teil direkt. Zum grössten Teile sind besondere Gerätschaften zur Ausnutzung des Naturstoffes, oder ist eine besondere Bearbeitung des letzteren unter Benutzung der Naturkräfte nötig. Auch hier spielen bei der Befriedigung der Lebensbedürfnisse gemeinsame Arbeit, Arbeitsteilung und endlich der Güteraustausch eine grosse Rolle, wenn auch unter ganz andern Erscheinungsformen als bei dem europäischen Kulturkreise.

Wenn ich im folgenden von den wenigen Erzeugnissen europäischer Kultur absehe, welche die Indianer des Schingú-Quellgebietes zur Zeit meiner Expedition schon durch die in letzter Zeit bis zu ihnen vorgedrungenen wissenschaftlichen Expeditionen erlangt hatten, so haben wir es mit einer Bevölkerung zu tun, bei welcher der Gebrauch des Metalles noch vor kurzem etwas völlig fremdes war, bei der Knochen, Zähne,

Muscheln, Steine und Holz das ausschliessliche Material zur Herstellung ihrer Gerätschaften bildete.

Weite Strecken des Urwaldes sind mit Hilfe des Steinbeils niedergeschlagen. Kleine spitze Steine dienen als Spitze eines Drillbohrers zur Durchlochung der verschiedensten Gegenstände. Die scharfen Zähne verschiedener Nager, wie des Aguti und des Kapivara, dienen mit oder ohne Stiel als Meissel. Die spitzen Zähne des Hundsfisches (vgl. Fig. 279) werden zum Durchbohren von Gegenständen aller Art benutzt. Zum Abschneiden von allerhand Dingen, vor allem auch des Haares, dient das scharfe Gebiss des Piranya-Fisches (vgl. Fig. 280), nach welchem allgemein unsere europäische Schere benannt wurde. Als Graber dienen die grossen



Fig. 279. Unterkiefer des Hundsfisches. Berl. Mus. V. B. 5200a.

Krallen des Riesengürteltieres oder kurze, an beiden Enden zugespitzte Stöcke, und endlich vertrat eine in der Mitte durchlöcherte Muschel die Stelle unseres Hobels.

In der Tat erweisen sich alle diese Gerätschaften bei näherer Betrachtung als leistungsfähiger, als man denken sollte. Ich habe gesehen, wie bei der Bearbeitung eines Bogens vermittelst der durchlöcherten Muschel grosse Hobelspäne vom Holze abgeschabt wurden, und ich habe lange Zeit hindurch mit gutem Erfolge das Piranyafisch-Gebiss zum Anspitzen meines Bleistiftes verwenden müssen. Aber immerhin muss bei der Anwendung dieser Instrumente eine bisher im einzelnen noch wenig erforschte geschickte Benutzung der Naturkräfte hinzukommen, um mit den genannten Hilfsmitteln das zu leisten, was tatsächlich geleistet wird. In bezug auf das Waldroden mit Hilfe des kleinen Steinbeils, das uns beim ersten Eindruck am wunderbarsten erscheint, gelang es mir, bei

den Bakairí - Indianern des zweiten Kulisehudorfes in dieser Hinsicht Beobachtungen zu machen, durch welche die ungeheure Arbeitsleistung mit Hilfe der kleinen unvollkommenen Instrumente sogleich viel erklärlicher wird. Es sollte hier zum Zwecke einer Pflanzung ein grösseres Stück des Waldes umgeschlagen werden. Man schlug eine grössere Anzahl von beieinanderstehenden Bäumen an ganz bestimmten Stellen des Stammes etwas mit der Axt an und fällte dann zum Schluss einen am Ende dieser grossen Baumreihe stehenden Baum, der im Falle die zunächststehenden angeschlagenen Bäume mit sich nahm, die dann wieder ihrerseits weitere Reihen von Bäumen mit sich rissen. So krachte auf einmal ein grosses Stück des Waldes in sich zusammen.



Fig. 280. Unterkiefer des Piranya-Fisches. Berl. Mus. V. B. 5201. 1/1 n. G.

Alle von mir besuchten Indianerstämme am Kulisehu waren echte Ackerbauer. Da ihnen natürlich jede Spur von Viehzucht fehlte, so waren sie, was die Fleischnahrung betrifft, auf Jagd und Fischfang angewiesen. Die unentwickelte Form ihres Ackerbaues, bei welchem jedes Mittel zur Aufbesserung des Bodens fehlt, wo ein Stück Wald umgeschlagen wird, die Asche der einige Monate nach dem Fällen verbrannten Bäume die einzige Düngung für den Boden ist, bleibt dieser nur einige Male, gewöhnlich höchstens zweimal, ertragsfähig, und damit die Sesshaftigkeit der Bebauer nur eine relative. Aber doch ist die letztere bei genauerer Betrachtung eine grössere, als man denken sollte, infolge eines Umstandes, der vielfach bei der Betrachtung der ursprünglichen Wirtschaftsformen ausser acht gelassen worden ist.

Es kommt nämlich bei diesen Indianern als wirklich in die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse eingreifende Kulturpflanze nur die Mandioka, und zwar die Mandioka brava, in Betracht. Das Pflanzen, das Wachsen und das Ernten dieser Mandioka erheischen ganz besondere Voraussetzungen und bringen infolgedessen ihre ganz besonderen wirtschaftlichen wie sozialen Folgen mit sich. Die ganzen Verhältnisse sind hierdurch so grundverschiedene von unsern europäischen, dass ein Vergleich mit den letzteren überhaupt kaum möglich ist. Aussaat und Ernte in unserm Sinne, vor allem eine bestimmte, verhältnismässig innerhalb eines sehr engen Rahmens liegende Zeit für Aussaat und Ernte, kommen für die wirtschaftlichen Verhältnisse der Indianer im Quellgebiet des Schingú nicht in Betracht. Nur insofern ist eine gewisse, aber sehr weite Grenze für die Zeit gesteckt, dass man die Waldrodung, die erste und wichtigste Vorbedingung einer Mandiokapflanzung, im Anfange der Trockenzeit vornimmt, so dass das Zweigwerk und die dünneren Aeste

in den folgenden Monaten soweit austrocknen, um noch während der Trockenzeit verbrannt werden zu können.

Die Waldrodung, über die wir oben ausführlich berichtet haben, ist die Hauptarbeit der Anlage einer Mandiokapflanzung. Nur wo Wald gestanden hat, ist eine solche in jenen Gegenden überhaupt möglich, denn nur wo der Boden feucht und fruchtbar genug ist, um den Wald aufkommen zu lassen, ist er ertragsfähig für die Mandiokapflanzung, und anderseits ist auch noch die Asche der verbrannten Baumäste und des Zweigwerks nötig, um den Boden aufzubessern. Die Hauptstämme der gefällten Bäume werden von dem darüber hingehenden Feuer nicht versehrt, und bleiben einfach an Ort und Stelle liegen. In den Lücken zwischen ihnen wird die Pflanzung angelegt. Die Anlage der letzteren erfordert, nachdem alles soweit vorbereitet ist, keine weiteren Schwierigkeiten, da einfach Stecklinge der Mandioka in gewissen Abständen in den Boden gesteckt werden. Ueber die weitere Behandlungsweise der so angelegten Pflanzung gibt uns der Inhalt des weiter oben wiedergegebenen Huganotilegesangs der Bakairí Aufschluss. Da ist davon die Rede, dass die Pflanzungen vom Unkraut gereinigt werden (II 9) und dass die Pflanzen beschnitten werden (II 16), aber diese Arbeiten verteilen sich auf eine lange Zeit, denn die Mandioka braucht drei Jahre, bis sie einen lohnenden Ertrag gibt.

Diese lange Zeit des Wachstums der Mandioka ist von grosster Bedeutung für die Frage der Sesshaftigkeit der Bevölkerung. Man kann rechnen, dass der in oben geschilderter Art vorbereitete Boden zweimal ertragsfähig ist, die Pflanzung würde danach sechs Jahre an derselben Stelle bestehen. Da man nun im Bedarfsfalle den der alten Pflanzung zunächst stehenden Wald rodet, so bleibt vorläufig auch noch die neue Anpflanzung in erreichbarer Entfernung von den Häusern und erst nach einer langen Reihe von Jahren ist eine Verlegung der allzu entfernten Häuser in grössere Nähe der Anpflanzung geboten. Nur hieraus erklärt sich die grosse Sorgfalt, mit welcher die grossen dauerhaften Familienhäuser, in denen bis zu acht Familien zusammenwohnen, erbaut sind. Die Zeitangabe von drei Jahren für das Wachstum der Mandioka ist natürlich nur eine ganz ungefähre. Man sagte mir, dass es sich erst nach Ablauf dieser Zeit lohne, die Knollen der Pflanzen zum Verbrauch aus der Erde zu ziehen. Aber hierbei kommt es, wie ich schon oben hervorgehoben habe, auf ein paar Monate gar nicht an. Gerade für die wirtschaftlichen Verhältnisse ist es ein wichtiger Faktor, dass man die Pflanzen eben dann aus der Erde zieht, wenn man sie gerade braucht, und Vorrat ist immer vorhanden.

Allerdings fällt der Hauptbedarf an den Knollen in die Trockenzeit, da man während derselben die zerriebene und ausgepresste Wurzel besser

an der Sonne trocknen kann, um ein haltbares Mehl für die Herstellung der Beijús zu gewinnen. In dem zweiten Bakairídorfe waren zu meiner Zeit grosse Gerüste aufgestellt, auf welchen grosse Mengen dieser ausgepressten Mandiokamasse getrocknet wurden, um für die nasse Jahreszeit ein Quantum Mehl für die Beijús vorrätig zu haben.

Von der grössten Tragweite für das ganze geistige und soziale Leben bei den hier in Betracht kommenden Stämmen ist der Umstand, dass eine Arbeitsteilung, wie sie sich im Verlaufe unserer europäischen Wirtschaftsgeschichte immer mehr herausgebildet hat, derart, dass die ganze Bevölkerung in einzelne, mit bestimmten Fähigkeiten ausgestattete Berufszweige zerfällt, hier absolut fehlt. Nur in bezug auf den Geschlechtsunterschied macht sich in gewissen Punkten eine durchgehende Arbeitsteilung geltend. So fällt das Roden des Waldes, der Häuserbau, die Jagd und der Fischfang ausschliesslich den Männern zu, während das Pflanzen, das Herholen der Mandioka von der Pflanzung sowie das ganze Zubereiten der pflanzlichen Nahrung Sache der Frauen ist.

Abgesehen von dieser Arbeitsteilung unter die Geschlechter, muss im übrigen jedes Individuum an der Produktion aller zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse nötigen Dinge teilnehmen, wodurch die Ausbildung des einzelnen Individuums natürlich eine viel vielseitigere ist als bei uns. Schon von frühester Jugend an muss der Knabe seinem Vater bei der Arbeit helfen und die Tochter der Mutter. Und gerade diese Hilfeleistungen der Kinder, durch welche natürlich den letzteren zugleich die bestmöglichste Ausbildung zu teil wird, sind ein so wichtiger Faktor in der indianischen Wirtschaft, dass, im Gegensatze zu der bei uns landläufigen Meinung, Kinderreichtum als das beste Mittel zur wirtschaftlichen Vervollkommnung der Familie angesehen wird.

Wohl der wichtigste Punkt bei der Behandlung der sozialen Verhältnisse dieser Indianer ist das Zusammentreten sämtlicher Arbeitskräfte einer Gemeinschaft zu gemeinsamer Arbeit überall da, wo eine grössere Arbeitsleistung zu vollbringen ist. Als ein konkretes Beispiel führe ich hier wieder die von mir bei den Bakairí beobachtete Waldrodung an. Es war ein bestimmtes Individuum des letzten Bakairídorfes, das eine neue Pflanzung nötig hatte. Zu diesem Zwecke musste ein Stück des Waldes in der oben geschilderten Weise gerodet werden. Schon die Abende vor Beginn der Arbeit forderte sich die ganze männliche Bevölkerung des Dorfes gegenseitig durch Gesänge, die mit Tanz verbunden waren, zur Teilnahme an der gemeinsam zu übernehmenden Arbeit auf. Ueberhaupt stand diese Arbeit in Verbindung mit einer grossen gemeinsamen Festlichkeit, die immer nebenherging. Am Morgen des ersten Arbeitstages zogen zunächst die Knaben und Jünglinge in langer Reihe singend und tanzend von Haus zu Haus, in ihren Gesängen Lebensmittel für die be-

vorstehende Arbeitszeit fordernd. Von jeder der Hausfrauen wird jedem der Tänzer etwas Speise und Getränk gereicht, und dann zieht die ganze Schar wieder singend in den Wald hinaus zum Arbeitsplatz. Der Eigentümer der zukünftigen Pflanzung, dessen Frau schon vorher der Jünglingsschaft den grössten Anteil an Speise und Trank hat beschaffen müssen, ist Leiter des Unternehmens, wie zugleich Hauptveranstalter der nebenhergehenden Festlichkeiten. Im Walde übernimmt die ganze männliche Bevölkerung als geschlossene Einheit die Arbeit des Rodens. Selbst die kleinen Jungens von vier bis fünf Jahren, deren schrille Stimmen schon vorher aus dem Gesang hervortönten, helfen eifrig an der Arbeit.

Nach etwa sechs- bis siebenstündiger Arbeit treten wieder alle Arbeiter zum geschlossenen Zuge an, nehmen ein gemeinsames Bad und kehren singend und tanzend zum Dorfe zurück, wo ihnen dann wieder als Entgelt für die geleistete Arbeit von den Frauen Speise und Trank gereicht wird.

Drei Tage lang wiederholte sich das eben geschilderte Schauspiel. Der dritte Arbeitstag war der letzte und schloss mit einem gemeinsamen Feste am Abend. Einen wie wichtigen Faktor bei diesen gemeinsamen Arbeitsleistungen die Jünglingsschaft, d. i. die männliche Bevölkerung unter Abzug der Familienväter, abgibt, zeigt am besten der Inhalt des weiter oben gegebenen Huganotilegesangs dieser Jünglingsschaft.

Ich habe schon oben darauf hingewiesen, wie dieser gemeinsam geleisteten Arbeit eine geschickte Ausnutzung der Naturkräfte zu Hilfe kommen muss, um den nötigen Erfolg herbeizuführen. Ein weiterer, hierher gehörender Gesichtspunkt ist der, dass man seine Gebrauchsgegenstände dann herstellt, wenn sich das Rohmaterial in geeigneter Form darbietet und nicht im einzelnen Bedürfnisfalle sich erst das Rohmaterial sucht und zubereitet.

Als bei der geschilderten Waldrodung eine grosse Anzahl der gefällten Baumriesen am Boden lag, ging man sogleich daran, sich die brauchbaren Holzstücke auszusuchen. Ein Teil der Indianer sass etwas abseits von der Rodung und verfertigte aus dem niedergebrochenen Holze gleich an Ort und Stelle allerhand Gegenstände, wie Bogen, Beijúwender (Kuchenwender), Beilstiele und andere Dinge mehr, je nachdem sich das am Arbeitsplatze befindliche Holz dazu eignete.

Eine andere, schon vor einigen Monaten hergerichtete Rodung lieferte den Bewohnern das nötige, schon trockene Holz zum Brennen, das bei diesen Indianern, die Tag und Nacht Feuer bei ihren Hängematten unterhalten, in grossen Mengen verbraucht wird.

Wir kommen sodann zum zweiten Faktor bei der Beschaffung der zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse nötigen Gebrauchsgegenstände,

dem Güteraustausch, der auch im Leben dieser Stämme eine bedeutsame Rolle spielt.

Wir haben vorher gesehen, wie innerhalb ein und derselben Gemeinschaft jedes Individuum an allen zu leistenden Arbeiten Anteil hat, und somit kann natürlich innerhalb einer solchen Gemeinschaft von einem Güteraustausch im grösseren Stile nicht die Rede sein. Anders verhält es sich aber bei den Mitgliedern verschiedener Gemeinschaften und vor allem verschiedener Stämme. Gerade eine Reise im Schingú-Quellgebiet, wo eine verhältnismässig so grosse Anzahl auch sprachlich verschiedener Stämme beieinander sitzt, gibt mehrfach Gelegenheit, diesen regen Verkehr zwischen den einzelnen Stämmen zu beobachten und die eigenartige Weise, in welcher sich derselbe abspielt.

Wo ein Boot mit fremden Insassen eine Ansiedlung passiert, sind diese neuen Gastfreunde zunächst verpflichtet, alles von ihrer Habe, was man brauchen kann, herzugeben. Ein direkter Umtausch von Gegenstand zu Gegenstand war wenigstens vor dem von den Expeditionen in jenen Gegenden ausgeübten Einflusse nicht gebräuchlich. Man versieht eben den Fremden, der an einem vorüberkommt, dafür, dass man ihm das Seinige abnimmt, mit soviel Reisevorrat, dass er seine Reise fortsetzen kann.

Ebenso findet beim Begegnen zweier Boote, die nicht denselben Stämmen angehören, ein Güteraustausch unter den Insassen statt. Ich sah verschiedentlich, wie die mich begleitenden Auetö-Indianer mit vorbeifahrenden fremden Indianern ihre Pfeile austauschten, und der Umstand, dass diese selben Auetö-Indianer zum grössten Teil von andern Stämmen verfertigte Pfeile mit sich führten, lässt darauf schliessen, dass ein solcher Güteraustausch etwas sehr gewöhnliches ist.

Es ist offensichtlich, wie überaus wichtig ein solcher Austausch der kulturellen Erzeugnisse unter den verschiedenen Stämmen für die Entwicklung der einheimischen Kultur ist, hierdurch kommt der Indianer in den Besitz auch solcher Wertgegenstände, zu denen ihm die ihn umgebende Natur das Rohmaterial nicht bietet oder zu deren Verfertigung ein Nachbarstamm bessere Fähigkeiten besitzt. So waren im Schingú-Quellgebiet die der Nu-Aruak-Familie angehörigen Stämme, z. B. die Waura und Mehinakú, die Verfertiger der besten Tonwaren, und die Klingen für die Steinbeile stammten aus dem Gebiet der Trumaí.[1]

2. Rechtliches.

Wie überall, so kommt es natürlich auch bei der Erforschung der Rechtsverhältnisse von Naturvölkern auf ein Sammeln von möglichst speziellem Material an. Allgemeine Schlussfolgerungen aus einer Anzahl

[1] Vgl. K. v. d. Steinen, U. d. Naturv., S. 333.

von Erscheinungsformen eines Rechts ohne Angabe der letzteren sind im Vergleich hiermit wertlos. Unter diesem Gesichtspunkte habe ich mich bemüht, möglichst detailliertes Material zu sammeln, musste aber diese Arbeit wegen meiner vorzeitigen Rückkehr leider schon im Anfange abbrechen. Im zweiten Dorfe der Kulisehu-Bakairí gelang es mir, die verwandtschaftlichen Beziehungen der Bewohner innerhalb eines jeden der vier grossen Häuser des Dorfes rein individuell festzulegen, so dass sich die im folgenden gegebenen Stammbäume aus meinen Aufzeichnungen konstruieren lassen. Sollte es gelingen, auch von andern Stämmen Südamerikas ein in ähnlicher Weise genau fixiertes Material zu sammeln oder das von mir bei den Bakairí festgelegte noch weiter zu ergänzen, indem man in ähnlicher Weise dann auch die Verwandtschaften der Bewohner der verschiedenen Häuser zueinander zu bestimmen sucht, so würde man vielleicht der bisher noch sehr dunkeln Frage nach dem Wesen der Organisation innerhalb der einzelnen Rechtsgemeinschaften sowie nach den familienrechtlichen Beziehungen etwas nähertreten können. Im folgenden möchte ich nur eine rein konkrete Darstellung der von mir in bezug auf die Rechtsverhältnisse der Kulisehu-Indianer gemachten Beobachtungen geben.

Während meines Aufenthaltes im Schingú-Quellgebiete habe ich den deutlichen Eindruck gewonnen, dass jeder Fremde, vorausgesetzt, dass nicht durch einen besonderen Grund die Rechtsgemeinschaft mit ihm ausgeschlossen ist, bei Erfüllung ganz bestimmter Verpflichtungen auch gewisse Rechte geltend machen kann, ohne hierdurch Anstoss zu erregen. Allerdings können diese Verpflichtungen in gewissen Beziehungen für einen Europäer sehr hart sein, wie denn z. B. jene biblische Forderung, wer zween Hemden (oder Hosen) hat, der gebe dem, der keines hat, in einem sehr wortgetreuen Sinne galt.

Es trat mir mehrfach die Auffassung entgegen, dass, wenn ein Fremder mit einer Anzahl von Gegenständen ins Gebiet kam, man das Recht hatte, sich alles Brauchbare auszusuchen, wofür man dann allerdings die Verpflichtung zu gewissen Gegenleistungen auf sich nahm. Das Vorbeiführen solcher Gegenstände erregt Anstoss, das Gefühl einer Rechtsverletzung. Bevor ich mit meinen Bakairí-Indianern in das Gebiet der Nahukuá kam, deponierten sie den grössten Teil ihrer mitgeführten Habe m Walde. So schwer mir der Durchzug mit allen meinen Tauschwaren und sonstigen Gegenständen durch die Gebiete der verschiedenen Indianerstämme gemacht wurde, ebenso ungehindert liess man mich wieder vorbeiziehen, als alles bis auf die letzten Hosenknöpfe verausgabt war.

Aus ähnlichen Gesichtspunkten findet beim Begegnen zweier nicht denselben Stämmen angehörender Boote ein Güteraustausch unter den Indianern statt.

Ueberall war am Kulisehu die Benutzung des Hauptstromes ausnahmslos dem freien Verkehre überlassen. Jedes Mitglied irgend eines Stammes hat auf dem ganzen Flusslauf das Recht, mit einem Boot zu fahren, zu fischen, die Uferjagd zu betreiben und am Ufer zu übernachten. Das Einfahren in die einem andern Stamme gehörenden Nebenflüsse des Hauptstromes, um dort zu fischen, ist dagegen nicht gestattet.

Nach diesen mehr völkerrechtlichen Betrachtungen kommen wir zu der Behandlung des Wesens der einzelnen Rechtsgemeinschaften und der innerhalb dieser einzelnen Rechtsgemeinschaften geltenden Rechtssätze.

Natürlich ist, wie bei fast allen südamerikanischen Indianern, die Dauer der einzelnen, eine soziale Einheit bildenden Gemeinschaften eine sehr relative. So waren die drei Bakairídörfer, welche zur Zeit der v. d. Steinenschen Expedition am Kulisehu bestanden, zu meiner Zeit zu nur zweien verschmolzen. Und ebenso leicht werden sie sich je nach Bedarf wieder in mehrere zerteilen können. Es ist somit schwer zu sagen, wo und wann im einzelnen die betreffenden Gemeinschaften anfangen, zugleich Rechtsgemeinschaften zu sein.

Von den drei hauptsächlich an der Organisation der Menschheit beteiligten Prinzipien:

1. dem mit dem Totemismus eng verknüpften mutterrechtlich-geschlechtsgenossenschaftlichen Prinzip,
2. dem an der Sozialisierung südamerikanischer Stämme nur ganz schwach beteiligten vaterrechtlich - genossenschaftlichen Prinzip und
3. dem Territorialprinzip

müssen wir das letztere, das Territorialprinzip, als das bei der Herauskristallisierung der Rechtsgemeinschaft bei den am Schingú lebenden Stämmen am meisten beteiligte ansehen.

Wieweit neben der auf diesem Prinzip beruhenden obersten Rechtsgemeinschaft, als welche wir die Dorfgemeinschaft ansehen müssen, noch andere sozialisierende Kräfte wirken, wenn wir z. B. an die grossen Häuser für mehrere Familien denken, lässt sich noch nicht im einzelnen klarlegen. Nur das ist sicher, dass auch hier vor allem das mutterrechtlich-geschlechtsgenossenschaftliche Prinzip starke Zugkräfte zur Sozialisierung ausübt.

Der Kompliziertheit der sozialen Erscheinungsformen, welche durch das Ineinandergreifen der verschiedenen Organisationsprinzipien hervorgerufen wird, entspricht auch die bisher noch völlige Unklarheit in bezug auf die einzelnen, die Organisation regelnden Rechtssätze. So herrscht bisher noch keine hinreichende Klarheit über das eigentliche Wesen der Häuptlingsschaft, namentlich da, wo, wie bei den Bakairí des zweiten

Kulisehudorfes und bei den Auetö, mehrere Häuptlinge nebeneinander resp. untereinander vorkommen. Die Bedingungen, unter denen jemand in die Gemeinschaft aufgenommen wird, sind noch sehr unklar, ebenso inwieweit jemand mehreren Gemeinschaften zugleich angehören kann. Auch in bezug auf das Familienrecht werden noch viele Einzeluntersuchungen nötig sein, bevor sich allgemeinere Schlüsse ziehen lassen.

Im folgenden gebe ich an der Hand der vier Stammbäume die Art der Verwandtschaft der Personen innerhalb eines jeden der vier grossen Häuser des zweiten Dorfes der Kulisehu-Bakairí wieder. In der üblichen Art bezeichnen die kleinen Kreise die männlichen, die kleinen Rechtecke die weiblichen Personen. Sind Kreis oder Rechteck kreuzweise durchstrichen, so bedeutet dieses, dass die betreffende Person verstorben ist. Die kleinen Bogen beziehen sich auf Verheiratung, die geraden Linien auf Abstammung.

Diejenigen Personen, deren verwandtschaftliche Beziehung sich nicht genau festlegen lässt, oder bei denen eine solche nicht vorhanden ist, sind mit den nötigen Erklärungen unter dem betreffenden Stammbaume aufgeführt worden.

Die Fig. 281 gibt schematisch die Reihenfolge wieder, in welcher die Hängematten der Bewohner des Hauses I, in welchem auch ich und mein Begleiter André wohnten, angebracht sind. Dabei ist jedoch zu bemerken, dass die Hängematten der Ehepaare in Wirklichkeit nicht nebeneinander, sondern übereinander angebracht sind. Bei den drei übrigen Häusern konnten nur die Bewohner der linken und rechten Hausseite von einander unterschieden werden.

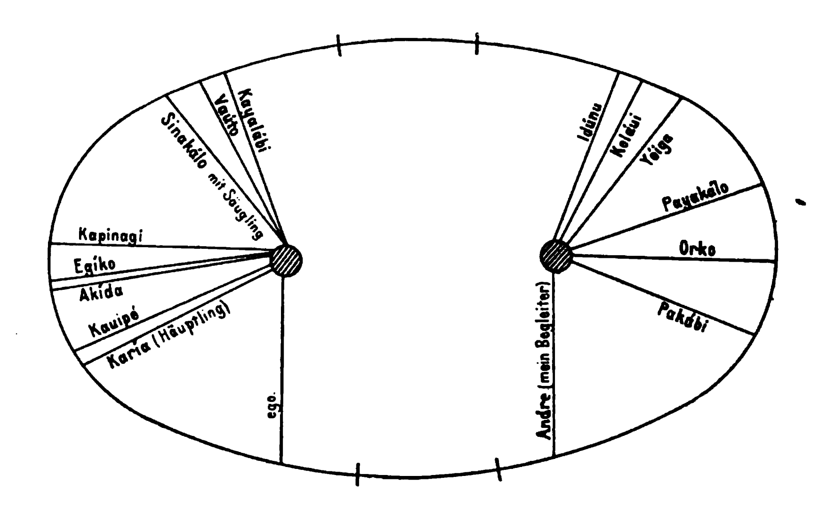
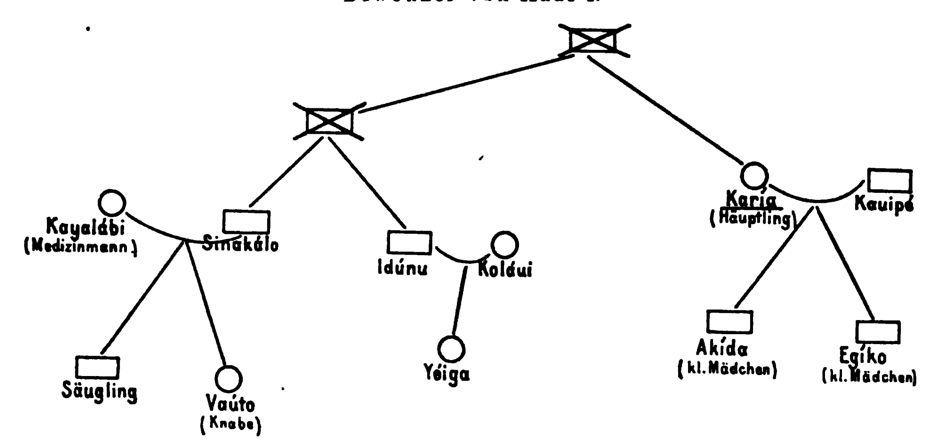


Fig. 281. Reihenfolge der Hängematten in Haus I.

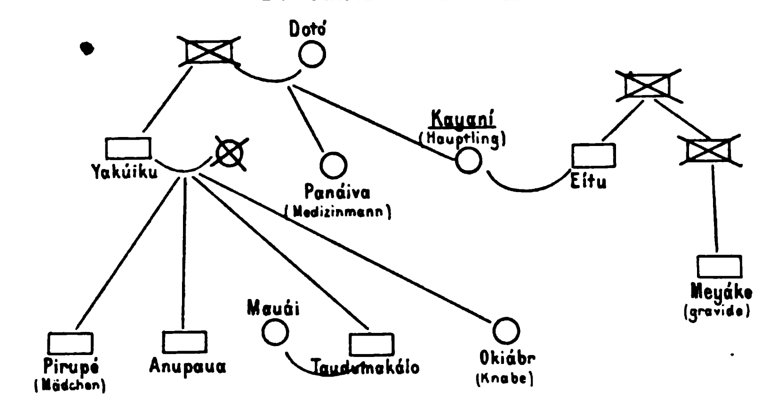
Stammbäume der Bewohner der vier Häuser des zweiten Dorfes der Kulisehu-Bakairí.

Bewohner von Haus I.



Ausserdem: Kapinagi, Knabe ohne Mutter und Vater. Häuptling Karía ist sein Erzieher.
Pakábi, Jüngling. »Primo, Vetter« (?) des Häuptlings Karía.
Orko, Jüngling. »Häuptling Karía nennt ihn Sohn«.
Payakálo, Kleines Mädchen. »Verwandte des Häuptlings Karía.

Bewohner von Haus II.



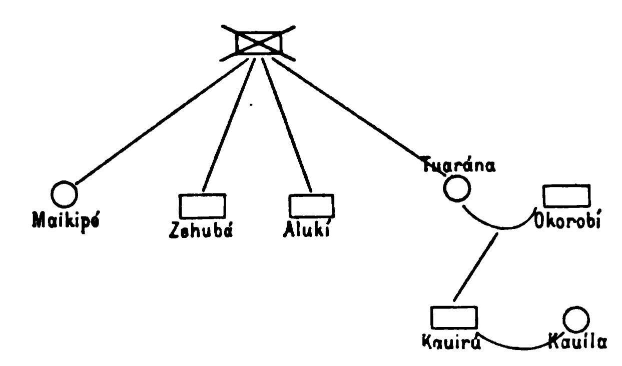
Ausserdem: Baruní, ein Greis.
Innóro, dessen Sohn.

Reihenfolge der Hängematten in Haus II.

Linke Hausseite.	Rechte Hausseite.
Yakúiku □	Kayaní ○
Pirupé □	Eítu □
Anupáua □	Meyake □
Mauái ○	Panáiva ○
Taudumakálo □	Dotó ○
Okiàbr ○	Baruní ○
	Innóro ○

28*

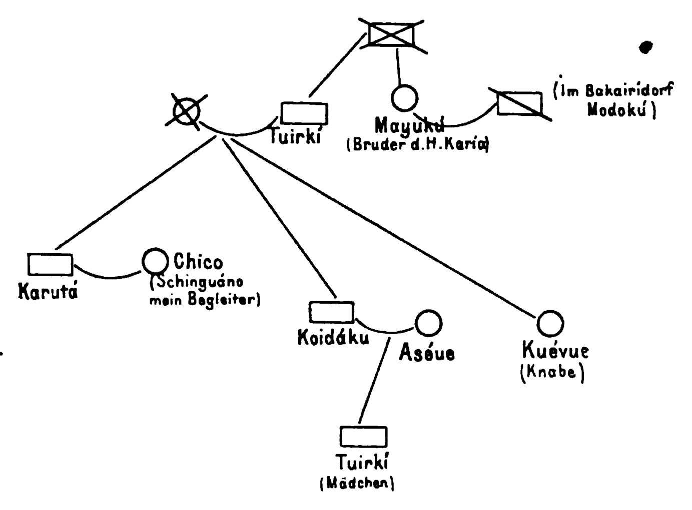
Bewohner von Haus III.



Reihenfolge der Hängematten in Haus III.

Linke Hausseite.	Rechte Hausseite.
Okorobí □	Zehubà □
Tuarána ○	Maikipé ○
Kulëmí □	Alukí □
Palugúde ○	
Kauíla ○	
Kauirú □	

Bewohner von Haus IV.



Ausserdem: Kortaúi, Knabe ohne Mutter und Vater.

Reihenfolge der Hängematten in Haus IV.

Linke Hausseite.	Rechte Hausseite.
Kortaúi ○	Mayuká ○
Aséue ○	Karutá □
Koidáku □	Chico ○
Tuirkí □	Kuévue ○

Als Ergebnis der obigen vier Stammbäume sind die folgenden Gesichtspunkte hervorzuheben:

1. Die Bewohner ein und desselben Hauses stellen einen gewissen Verwandtschaftskreis, eine grosse Familie im weiteren Sinne dar, innerhalb welcher sich, wie Fig. 280 zeigt, wieder die einzelnen Familien im engeren Sinne für sich halten.

2. Der Mann zieht bei der Verheiratung in das Haus der Frau, d. h. er heiratet in die Familie der letzteren. So in Haus I Kayalábi und Koláui, in Haus II der verstorbene Mann der Yakúiku und Mauái, in Haus III Kauíla und in Haus IV der verstorbene Mann der Tuirkí und Aséue.

3. Eine Ausnahme — und das halte ich für eines der wichtigsten Ergebnisse dieser Stammbäume — bildet nun in allen vier Fällen die eine Persönlichkeit, welche der ganzen Bewohnerschaft des betreffenden Hauses als Hausvorstand vorsteht. In Haus I und II sind diese beiden Personen zugleich »Häuptlinge«. In Haus I bewohnt der Häuptling Karía das Haus gemeinsam mit den Nachkommen seiner verstorbenen Schwester. Seine Frau Kauipé hat ihre Verwandten nicht in demselben Hause, ist also bei der Verheiratung zu ihrem Ehemanne gezogen. Ebenso wohnt in Haus II der Häuptling Kayaní zusammen mit seinen eigenen Verwandten. Seine Frau Eítu hat zwar noch von ihren Verwandten Meyáke, die Tochter ihrer verstorbenen Schwester, bei sich wohnen. Dieses tut aber nicht viel zur Sache, da Meyáke sehr wohl mit ihrer Tante gemeinsam zur Eítu gezogen sein kann. Das durchstrichene Rechteck, welches die Mutter der Eítu wiedergibt, ist nur angeführt, um die Verwandtschaft der Eítu mit der Meyáke anzugeben. Es soll keineswegs damit gesagt sein, dass diese verstorbene Mutter früher auch im Hause II gewohnt hat.

In Haus III wohnt Tuarána im Hause mit seinen eigenen Verwandten gemeinsam, Okorobí dagegen hat ihre Verwandten anderswo. Im Hause IV liegt die Sache so, dass Mayukú als Hausvorstand zusammen mit seinen Verwandten wohnt. Seine Frau wohnt aber wenigstens zurzeit nicht bei ihm, sondern in dem mehr nach dem Batový zu gelegenen Dorfe Modokú.

Das Verhältns zwischen zwei verschwägerten Männern, d. h. zwischen dem Ehemann und den Brüdern der Frau, trat mir immer als ein besonders intimes vor Augen, und hiermit im Einklang steht natürlich auch das enge Band, welches die Kinder mit dem mütterlichen Oheim verknüpft.

Nach dem Zeugnis des José ist der Ehemann verpflichtet, nach dem Tode seiner Ehefrau deren Schwester zu heiraten. »Sein Schwiegervater spricht zu ihm: Jetzt ist dein Weib tot, du musst die Schwester heiraten.«[1]

---

[1] Ueber das ähnliche Verhältnis bei den Guató, vgl. oben S. 316.

Die Ehe selbst scheint ohne irgendwelche besondere Zeremonien abgeschlossen zu werden, wird aber sehr wohl als ein dauerndes Band angesehen. Der eine der mich vom Paranatinga her begleitenden Indianer hatte sich während eines früheren Aufenthaltes im ersten Bakairídorf dort vermählt, seine Frau dann aber verlassen. Als wir das Dorf passierten, hatte er grosse Besorgnis vor Racheakten der Brüder seiner einstigen Frau und wollte mich nicht in das Dorf begleiten.

Hiermit steht natürlich nicht im Widerspruche, dass man zu gleicher Zeit mehrere Frauen haben kann. Dies letztere ist nicht Sitte an ein und demselben Orte. Wohl aber kann man, wie mir mein Begleiter José versicherte, ohne dass das gute Einvernehmen mit den Verwandten der ersten Frau dadurch beeinträchtigt würde, sich in einem benachbarten Orte eine weitere Frau nehmen. Will man abwechslungshalber diese aufsuchen, so zieht ganz gewöhnlich sogar die erste Frau mit oder ohne ihre Verwandtschaft zur Begleitung mit. Es ist dieses Verhältnis gerade in kultureller Hinsicht von so grosser Wichtigkeit, weil man sich auf diesem Wege einen mehrfachen wirtschaftlichen Mittelpunkt schaffen kann.

Naturgemäss gehört nach obigem das Kind da, wo ein Fremder in einen Stamm hineinheiratet, dem Stamme der Mutter an, und es wird Mitglied der mütterlichen Familie im weiteren Sinne. Aber das Verhältnis zum Vater selbst ist nichtsdestoweniger ein intimes. Schon bei der Geburt des Kindes unterzieht dieser sich der weitgehendsten Couvade, die mit dem strengsten Fasten verbunden ist, d. h. er legt sich nach der Geburt des Kindes wie ein Kranker in die Hängematte, als ob er und nicht die Frau die Beschwerden der Geburt durchgemacht hätte.[1] Noch mehrere Monate nach der Geburt des Kindes muss er sich ausserdem vieler Speisen, namentlich aller fetten Speisen enthalten. So hatte ich mehrfach mit den mich begleitenden Indianern die Schwierigkeiten zu bestehen, dass sie wegen ihrer Neugeborenen die meisten der von uns geangelten Fische nicht essen durften und ich so mehrfach mit der Weiterfahrt warten musste, bis genügend Exemplare von den erlaubten Fischen gefangen waren.

Wir kommen sodann zu der Behandlung der Eigentumsverhältnisse. In bezug auf Mobilien, d. h. bewegliches Gut, besteht überall zweifellos ausgeprägtes Individualeigentum. Selbst die kleinsten Kinder machten dieses ihr Eigentumsrecht auf das entschiedenste geltend, wenn man bei Anlegung der ethnologischen Sammlung Eingriffe in dasselbe machen wollte. Auch überliessen die Eltern ihnen ohne weiteres die Veräusserung der ihnen gehörigen Sachen.

---

[1] Siehe K. v. d. Steinen: U. d. Naturv., S. 334 ff.

Was den Erwerb eines solchen Individualeigentums angeht, so ist klar, dass dasselbe zunächst durch die Herstellung vom Hersteller erworben wird. Ebenso ist bei Jagd und Fischfang, abgesehen von grossen gemeinsamen Jagden und Fischzügen, der Erleger Eigentümer der Beute, wenn er auch vielfach moralisch verpflichtet ist, beim Ueberfluss andern abzugeben.

Deutlich ausgeprägt ist ferner der Uebergang des Eigentums durch Tradition, wie schon aus dem regen Güteraustausch bei jenen Völkern hervorgeht. Allerdings ist die Form dieses Güteraustausches noch eine sehr wenig entwickelte, wie sich denn z. B. der Begriff eines objektiven Wertes für die einzelnen Gegenstände noch absolut nicht herausgebildet hat. Wie wir schon oben erwähnt haben, war infolgedessen der Umtausch von Ware gegen Ware noch völlig unbekannt. Der Warenaustausch vollzieht sich vielmehr erst durch das Medium der Gastfreundschaft. Weil der Fremde als Gast kommt, wird er bewirtet, weil er Gast ist, hat er die Verpflichtung, Gastgeschenke zu geben.

Schwieriger als bei der beweglichen Habe liegt die Frage in bezug auf unbewegliches Gut, d. h. den bebauten Grund und Boden.

Wir haben schon vorher mehrfach Gelegenheit gehabt, von der von mir beobachteten Rodung eines Stückes Wald zu sprechen. Wir haben gesehen, dass in dem Falle, wo ein bestimmtes Individium, allerdings in seiner Eigenschaft als Familienvater, ein Stück bebautes Land nötig hatte, die ganze männliche Bevölkerung für ihn die erforderliche Arbeit des Waldrodens ausführte. Durch die gemeinsame Arbeit wurde hier für einen einzelnen mit seiner Familie im engeren Sinne ein Nutzungsrecht an dem gerodeten Stück Land geschaffen, das jedenfalls so lange anhält, wie die Brauchbarkeit des Stückes Land dauert, sich also unter den gegebenen Verhältnissen tatsächlich mit einem Eigentumsrecht deckt.

KAPITEL XVIII.

Vokabularien.

Im folgenden gebe ich zwei kurze Wörtersammlungen der Auetö und Kamayurá wieder, welche wegen der grösseren Anzahl von Tätigkeitswörtern eine kleine Ergänzung zu den v. d. Steinenschen Sprachaufnahmen von diesen Indianerstämmen (U. d. Naturv., S. 535ff.) bieten dürften.

Die Auetöwörter habe ich zum grössten Teile von den mich auf der Rückreise vom Auetödorfe zu den Bakairí begleitenden beiden Auetö-Indianern erhalten, die Kamayuráwörter von dem »vermeintlichen Kamayurá« (vgl. oben S. 76), welcher mich auf der Hinreise zu den Auetö begleitete.

Die Anordnung der einzelnen Wörter des Vokabulars ist eine sachliche, die Schreibweise die oben (S. 261) angeführte phonetische. Hinter den von mir selbst aufgenommenen Wörtern sind die entsprechenden Wörter aus den v. d. Steinenschen Vokabularien in Klammern mit Vorsetzung von »St.« angeführt

Mein Guatóvokabular nebst einer Anzahl von Sätzen ist des Zusammenhanges wegen oben S. 260ff. verarbeitet worden.

Ein ausführliches Guanávokabular (vgl. oben S. 124) nebst einigen kurzen Sätzen und grammatischen Aufzeichnungen habe ich seinerzeit schon in der Zeitschrift für Ethnologie (Berlin 1903, Bd. 35, S. 324—336 und S. 560—604) veröffentlicht.

Das von mir im Städtchen Rosario aufgenommene Apiakávokabular ist von meinem Kollegen Dr. Koch in den Verhandlungen der Berl. Gesellsch. für Anthrop., Ethn. u. Urgesch. (Berlin 1902, S. 359ff.) verarbeitet worden.

Auetö-Vokabular.

I. Körperteile.

1. Haar, iáp (St. iáp, yeap).
2. Auge, mein, iteetá, sein, netá (St. itetá).
3. Penis, ituíp (St. ituö́p).
4. Hoden, tupia (St. itupiá).
5. Schnabel (vom Vogel), nantsí.
6. Auge (vom Vogel), netá.
7. Zunge (vom Vogel), nengú.
8. Hals (vom Vogel), nanduríp.
9. Feder (vom Vogel), náp.
10. Flügelfeder (vom Vogel), nambepó.
11. Flügel (vom Vogel), nambembongáng.
12. Unterschenkel (vom Vogel), naúp.

II. Natur.

13. Sonne, kuát (St. kuát̥).
14. Mond, tatǘ (St tatǘ).
15. Himmel, hüvapit (St. hüvapít).
16. Wolke, haman (St. amán).
17. Regen, hamán okíyu (St. amán).
18. Wasser, ǘ (St. ü).
19. Fluss, ǘitó (St. üitó).
20. Lagune, nangám (St. uatú).
21. Stromschnelle, ganyagímoto.
22. Ton, Lehm, indoái (St. ntaái, ũtái = Erde)
23. Sand, indaái (vgl. 22).
24. Stein, (g)itá (St. kütá, kötá).
25. Feuer, tará (St. tará).
26. Brennholz (tarapetá), nepeít.
27. Rauch, tarandsing (St. taranšíng).
28. Dampf, andemiateyu?

III. Ethnographika.

29. Haus, ok (St. ok).
30. Tanzhaus, ototóp (St. ototá[me]).

31. Unterkunftshütte, tapũi.
32. Gebiss des Piranya, ipirány.
33. Flöte, karituũt.
34. Öl zum Hauteinreiben, indaié.
35. Ölkuye, endaiyepáp.
36. Der Gegenstand, womit das Öl aufgerieben wird, indaiéapít.
37. Stock zum Stossen des Bootes, ivirandšíng.
38. Mein Bogen, irapat (St. rapát = Bogen).
39. Bogenumwicklung, nantsám.
40. Bogensehne, nangutí.
41. Pfeilkerbe, naeinyá.
42. Pfeilschaftfeder, madoaĩ.
43. Waimbéumwicklung beim Pfeil, nendemoabít.
44. Pfeilschaft, tembiándu.
45. Pfeilspitze aus Tacoará, ivainbék.
46. Boot, maambé (St. maambé, maampé).
47. Beijú mit Wasser, kaũ(ng)i (St. euváp = Pogugetränk).
48. Beijú, yamím (St. yomem, yamem).

IV. Häuptling.

49. Häuptling, morekuát (St. morekuat).

V. Tiere.

50. Affe, kayít (St. kayőt).
51. Kaitetũschwein, tatšitú (St. tatšitú).
52. Kapivara, kapivát (St. kapiivát).
53. Kapivaraschmutz, kapivarivori.
54. Tapirschmutz, tapiirevóri.
55. Jaguar, tauát (St. tauvát).
56. Lontra, napa.
57. Papagei, tanganet (St. tangánet).
58. Maréka (Entenart), uananá.
59. Bakuira (kl. Vogel), uileuíle.
60. Urubu (Geier), turuapírit.

61. Araçarí (Vogelsp.), lűt.
62. »Buitivi« (Vogelsp.?), mitukú.
63. Andorinha, hiroűt.
64. Taube, bikák.
65. Vogelsp. (der »ui ui iho« schreit), ihiyo.
66. Uferschwalbe, tatiá.
67. Biua, narindauát.
68. Yapú, rapú (St. mirapú, nyapú).
69. Vogelsp., murák.
70. Tuyuyustorch, noriáya.
71. Derselbe(?), mozantsinguatú (?).
72. Saracúra (?), tarakút.
73. Socó, kakáu.
74. Kl. scharlachroter Vogel, kuallpurá.
75. Periquitosp., sukiyít.
76. Periquitosp., noviroatú.
77. Grosse Entensp, nepék (St. nepét).
78. Kolibri, pringít.
79. Tucan, tungán.
80. Karakurá (?), tarakút.
81. Yakaré, topepiri (St. tapepireţ).
82. Senimbú (Eidechsensp.), taruruámet.
83. Wasserschildkröte, tauarí (St. tavarű).
84. Fischsp., turuvitsán.
85. Curimbatá-Fisch, nipián.
86. Pintado-Wels, truví (St. turuí).
87. Piranya-Fisch, pangát (St. pankanyánget).
88. Bagadú-Fisch, tumá.
89. Fisch (allgemein), piraít (St. piraűţ).
90. Kl. Raya, ripaűt.
91. Schlange (einmal auch grosse Raupe im Wasser), mói (St. moí).
92. Piú (kl. Moskito), nipiú.
93. Gr. Fliegensp., die im Ufersand ihre Höhle macht, tonuntonorit.
94. Schmetterling, kuyokuyo.
95. Traira (?), piutá.

96. Muschel, karayaví.
97. Vogelnest, tavinokáiroté.
98. Ei, upiá

VI. Pflanzen.

99. Holz, Baum, iríp (St. ivirá, óp).
100. Brennholz, nepeít (St. tepeyap).
101. Rinde, iipé (St iipé).
102. Stück Holz, ű́p (ő́p).
103. Urucum, irikú.
104. Baumwolle, amatšitó (St. amatšitú).
105. Harter Kern der Baumwolle, amatšitóavút.
106. Das Weisse der Baumwollenfrucht, ametšitó-táp.
107. Tabak, bé (St. pä, pä́h).
108. Wickelblatt der Zigarre, beóp.
109. Holz für Bogen, raparíp.
110. Saribaholz für Bogen, nyapű́p.
111. Jatobá madšípa (St. matsiőp).
112. Embayuva, rapagoteïp.
113. Onhadegato (Baum mit Stacheln), nirepoitšan.
114. Figueira, marauká.

VII. Abstrakta.

115. Gesang, atepiritsán.
116. Tanz, anyarunyitsan.
117. Tanz-Gesang, mandundé.

VIII. Adjektiva.

118. blau, iköritu (St. iköretú, hikületú).
119. rot, tangetu (St. tangetú = Karmin).
120. gelb, itúvitu (St. ituvetu).
121. schwarz, tánetú (St. tanetu, tanütu).
122. weiss, ntšíngetu (St. intšingatu, intšingutu).

123. kalt, frostig, tseteyairgi.
124. klein, mansuúkatu.
125. gross, hoch, iletánaa.

IX. Verba.

126. essen, ekaruitsan.
127. rudern, tegóitu (entelugoie).
128. rudern von einer Flussseite zur andern, insauavit.
129. Wasser trinken, ayuitsánau (ayuizáu).
130. Wasser ausspucken, itatupatsanakíri.
131. Beijú essen, yaumimitsánau.
132. (Hände) waschen, antepokiritsan.
133. Mit dem Messer schaben, ambiuminiátan.
134. baden, kayatuvitsan.
135. pissen, akualuvitsán
136. töten, aporoiuká.
137. gehen, kaipepot.
138. laufen, andanitsan.
139. springen, aporitsán.
140. sitzen, hocken, atsigayiútsan.
141. aufstehen, iambúm.
142. mit dem Munde flöten, diamboíp.
143. auf der Flöte blasen, kalítuitsán apî(r).
144. fliegen, avúre.
145. singen, tepirtananė.
146. singe, itetepirtanane.
147. mit dem Pfeil schiessen, aavín(ge).
148. riechen, neambín.
149. beissen, aitóntana.
150. (die Haut) mit Oel einschmieren, kaimdimomayitsánani.
151. schlafen, ateyuvién.
152. Sand aufnehmen, indaindsíng.
153. Wasser kocht, opopureyu.
154. Feuer quirlen, taraivitsanáo.
155. Feuer anblasen, taretanamonda.

156. Das Boot mit der Stange vorwärts stossen, ateatopáyeko.
157. auf den Sand geraten, epotimiá miapotuimiak.
158. aufwecken, emanyamí.

X. Verschiedenes.

159. Vorwärts (Port. vamos), navíng.
160. genug, yemé.
161. Negation nein, aníte (St. ān, ovane).

Kamayurá-Vokabular.

1. Flussarm, amó.
2. Flaches Wasser, Sandbank, niitší.
3. Tiefes Wasser,. yötá.
4 Wasserfall, Cachoeira, akũgita, avudyě.
5. Haus, hok (St. hök, ho(k), apőţ).
6. Fleisch, piná.
7. Spiegel, páru.
8. Kasten, karamemá.
9. Hund, yereimáp.
10. Kleiner Vogel, Strandläufer mit roten Beinen, kuikúit.
11. Bagadú-Fisch, ananũa.
12. Pintado-Wels, tuimara (St. tsuruí).
13. Schmetterlingsp., panapana(m).
14. Libelle, sihuét.
15. gut, katu.
16. schlecht, ita katu.
17. gross, tuviyap(la).
18. klein, tãpiatsá.
19. niedrig, agatzávituat.
20. hoch, yegamaí.
21. heiss, yerapír.
22. kalt, yehû.
23. zwei (Söhne), mokoi (yeraũt), (St. mokói).
24. drei (Häuptlinge), maapũt (morérekuáret), (St. moapũt).
25. trinken, airaú, airát, ich trinke, ye airaú.

26. essen, akarú, aít.
27. liegen, ãyenuané.
28. schlafen, takiranin.
29. sitzen, yeapikap.
30. stehen, tauhamanit.
31. gehen, aatá.
32. laufen, anyã.
33. springen, irvaipót.
34. sprechen, yahuayiú.
35. singen, maraká.
36. waschen, vapakarí.
37. baden, tayaukaní(t).
38. rudern, yahakuitáp.
39. schneiden mit der Schere, insonyo.
40. schlagen, yüakuát.
41. brennen, amunyém.
42. Feuer anfachen, amonĭ, amonĭ tatá.
43. Mit dem Pfeil schiessen, yatavatsĭ.
44. kacken, apotšíranĭ.
45. riechen, nem.
46. mehr! (Aufforderung), hamó.
47. genug, avuyé.

REGISTER.

C

D

E

F

G

H

I—J

K

L

M

N

O

P

Q

R

S

T

U

V

W

X

Y

Z

